



Carlyle / Friedrich der Große



Thomas Carlyle

Geschichte Friedrichs des Zweiten

genannt der Große

Neu herausgegeben und bearbeitet
auf Grund der Originalübersetzung

von

Georg Dittrich

Sechster Band

mit

Nachwort, Register und Karten

1928

F. W. Hendel Verlag in Meersburg am Bodensee



Zwanzigstes Buch

Friedrich soll nicht überwältigt werden
Der Siebenjährige Krieg geht allmählich zu Ende
25. April 1760 bis 15. Februar 1763



Erstes Kapitel / Der fünfte Feldzug wird eröffnet

Es fanden zum Erstaunen und zum Bedauern der Welt noch drei Feldzüge in diesem Kriege statt. Und zwar brachte der Feldzug von 1760, mit welchem wir jetzt beschäftigt sind, die beiden anderen hervor oder machte sie möglich, indem er die Krisis derselben war und jetzt als einziger noch eine ausführliche Darstellung unsererseits erfordert. Das Mißgeschick, welches, wie Friedrich klagt, ihm auf seltsame und verhängnisvolle Weise wie sein Schatten seit dem Tage von Kunersdorf und früher gefolgt war, stellt seine traurige Begleitung noch nicht ein, dauert vielmehr noch lange Monate hindurch beständiger als je fort, spottet aller seiner eigenen Anstrengungen und sendet ihm aus der Ferne nichts als Nachrichten von Mißerfolg und Niederlage. In diesem Feldzuge, wenn auch erst sehr spät in seinem Verlauf, zeigt es sich, daß eine lange Gasse eine Biegung hat[1], und das Kriegsglück gewinnt wieder seine alte unparteiische Gestalt. Hierauf tritt eine sichtbare Erschlaffung ein, und die Hoffnung, einen solchen Friedrich zugrunde zu richten, wird problematisch. Auch das Bemühen darum läßt nach, da der Wille selbst auf österreichischer Seite von Jahr zu Jahr schwächer wird, wie dies noch entschiedener der Fall ist mit der Kraft ihrer Hilfsquellen. Bis ans Ende benötigt Friedrich, als der schwächere an materiellen Hilfsquellen, sein ganzes Talent, sein ganzes Glück. Aber da die Kraft auf beiden Seiten schnell nachläßt — es ist schwer zu sagen, auf welcher Seite schneller (weil Friedrichs Talent immer eine bestimmte Größe ist, während alles andere schwankt und schwindet) — so gleicht das, was in dem sechsten und siebenten Feldzug von dem ehemals furchtbaren Unternehmen übrigbleibt, einem Wettrennen zwischen abgehetzten Pferden, wovon vergleichsweise wenig zu sagen ist. Der Feldzug von 1760 ist seiner äußeren Bedeutung und Größe der Begebenheiten nach der letzte. Wir wollen seinem Gang aufmerksam folgen und uns in bezug auf das übrige kurz fassen.

[1] Im Gegensatz zu dem englischen Sprichwort, welches lautet: It is a long lane which has no turning. D. Übers.

Friedrich war immer wegen seiner Märsche berühmt; aber in diesem Jahre gingen sie über alle Berechnung und jedes Vorbild hinaus und gereichen den militärischen Sachverständigen noch jetzt zur Bewunderung. Kann dem allgemeinen Leser auf keine Weise eine entfernte Vorstellung davon vermittelt werden? Sie waren das einzige, Friedrich noch gebliebene Mittel gegen ein so überwältigendes zahlenmäßiges Übergewicht. Und sie ereigneten sich wie Überraschungen in einem Theaterstück — unangenehm überraschend für Daun. Ausgeführt wurden sie mit solchem Geschick, solcher Schnelligkeit und so unerschöpflichem Erfindungsgeist, daß die Pläne seiner Feinde wieder und wieder dadurch über den Haufen geworfen und seine eine Armee in Wahrheit ihren dreien gleichgemacht wurde.

Am Abend des 25. April brach Friedrich aus seinen Quartieren in Freiberg auf, ging einen guten Marsch rückwärts, d. h. nordwärts, und lagerte sich dann zwischen der Elbe und dem Hügellande, mit freierer Aussicht und mehr Ellenbogenfreiheit für die kommende Arbeit. Seine Linke ruht auf Meißen und der Elbe, seine Rechte auf einem Dorfe namens Katzenhäuser, ein ungewöhnlich starkes Lager, wovon man nachher oft hört. Sein Zentrum lagert bei Schlettau[1], welches gleichfalls stark ist, obschon nicht in demselben Maße. Diese Linie erstreckt sich ungefähr zwei Meilen südwärts von Meißen, beherrscht die ins Reich führenden Pässe des Erzgebirges und verteidigt Leipzig, Torgau und die dort herumliegenden Städte[2]. Katzenhäuser ist etwa dreiviertel Stunden von Krögis, jenem unglücklichen Dorfe, wo Fink seinen Befehl für Maxen erhielt: „Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leiden kann; mache Er, daß er fortkommt!"

Friedrichs Aufgabe in diesem Jahre ist die Verteidigung von Sachsen. Prinz Heinrich hat die Russen auf sich genommen — Prinz Heinrich und Fouqué die Russen und Schlesien. Beide offenbar unter sehr schwierigen Bedingungen, so daß Friedrich findet, daß er, abgesehen von seiner Verteidigung Sachsens, bei sehr vielen Dingen zu helfen haben wird. Er lagert hier in abwartender Haltung bis Mitte Juni, ungefähr sieben Wochen, indes auch Daun während der zwei letzten Wochen gewissermaßen ins Feld zieht. Gewissermaßen — aber er kommt nicht näher. Nimmt nur rittlings an der Elbe Stellung, halb in Dresden, halb auf dem gegenüberliegenden oder nördlichen Ufer des Flusses, schiebt Lacy in ansehnlicher Stärke auf jener leeren Seite vor und wartet so den Gang der Unternehmungen anderer Leute ab.

Ziemlich weit ostwärts und im Rücken Dauns, wo, wie wir gesehen, Loudon anfängt, sehr tätig zu sein, haben Prinz Heinrich und Fouqué sich in eine lange Postenkette ausgesponnen. 60 Meilen lang oder

[1] Siehe die Karte.
[2] Tempelhof IV. 16 ff.

noch länger, die „von Landeshut, den Bober entlang, den Queiß und die Oder entlang, durch die Neumark bis nach Stettin und Kolberg an die Ostsee reicht"[1]. Auf dieser Seite kann Daun nichts versuchen, weder zum Beistand Loudons noch sonstwie. Noch weniger kann er auf der Katzenhäuser-Schlettauer Seite an einen Versuch denken. Nur nach Brandenburg und Berlin — wo das Land in einer Ausdehnung von 10—12 Meilen ostwärts von Meißen von Truppen entblößt ist — liegt Dauns Straße offen, besäße er Unternehmungsgeist, den er, wie Friedrich hofft, nicht besitzt. Ungefähr zwei Wochen lang mußte Friedrich — der sonst kein anderes Mittel hatte, weil es mißlich war, den Fluß zu überschreiten, falls Lacy mit seinen 30 000 an Einmischung denken sollte — dem zögernden Feldmarschall diese Chance oder unwahrscheinliche Möglichkeit lassen. Am Ende der zweiten Woche („14. Juni", wie wir bald sehen werden) wurde ihm die Chance genommen.

Daun und sein Lacy sind nur eine und keineswegs die quälendste der vielen Sorgen und Ängste, welche Friedrich in jenen sieben Wochen, während er in Schlettau wartet und alle Vorbedeutungen ins Auge faßt, bedrängen. Nie vorher waren die Aussichten eines Feldzuges so unentzifferbar für ihn, beständig schwankend zwischen wilden Hoffnungen, die sich als Träume erwiesen, und ungeheuerlichen tatsächlichen Befürchtungen dessen, was er als wirkliche Wahrscheinlichkeit erkannte. „Wird es Friede werden?" Es ist seltsam, wie lange Friedrich sich an diese schöne Hoffnung anklammert: „Mein Edelsheim ist in der Bastille oder mit Schande heimgeschickt. Aber werden nicht die Engländer und Choiseul Friede machen? Es ist Choiseuls einzig vernünftige Politik, bankerott und auf Löffel und Kessel angewiesen, wie er ist. Was für eine herrliche Wirkung könnte in diesem Falle Herzog Ferdinand hervorbringen, wenn er mit seinen 50 000 Deutschen (die britannische Majestät und Pitt sind so freundlich) nach Eger, sage nach Eger marschierte und Daun am Rock faßte, Daun in Eile nach Böhmen zurückjagte!" Dann die Türken, die Dänen — „Könnten uns nicht die Dänen eine kleine Flotte nach Kolberg schicken (da die Engländer es nicht wollen) und unsere Russen im Zaume halten?" — „Zum mindesten sind diese Hoffnungen tröstlich", sagt er einmal, indem er sie alle beargwöhnt (wie er ohne Zweifel genug tut), „und geben uns Mut, der Eröffnung dieses Feldzuges, dessen bloße Vorstellung mir Schauder erweckt hat, ruhig entgegenzublicken[2]!"

Inzwischen sind die Russen Ende Mai wieder über die Weichsel gekommen, stehen in vier Lagern am diesseitigen Ufer und brechen am 1. Juni auf. Prinz Heinrich erwartet sie mit seinem Hauptquartier in der Gegend von Sagan. Und von dort haben Fouqué und er sich mit ihrer

[1] Tempelhof IV. 21—24.
[2] „An Prinz Heinrich", in Schöning II. 246 (3. April 1760); das. 263 (über die dänischen Aussichten) usw.

langen dünnen Postenkette seit Mitte Mai nach beiden Seiten von Landeshut nach Kolberg ausgebreitet, wie eine dünne Mauer von 60 Meilen. Für Friedrich sind die russischen Bewegungen rätselhaft. „Marschieren sie gegen Kolberg? Marschieren sie gegen Glogau oder gegen Breslau?" Das ist eine schwerfüßige Gewißheit, die hörbar auf uns zustampft, inmitten dieser schönen Luftgebilde! Soviel ist gewiß und sicher selbst für ein blöderes Auge als das Friedrichs: Loudon sinnt in Schlesien auf Unheil. „Die unvermeidlichen Russen, der unvermeidliche Loudon; und nur Fouqué und Heinrich auf Wache dort mit ihrer langen dünnen Postenkette, unendlich viel zu dünn, um etwas ausrichten zu können!" denkt der König, dem ihre Operationsmethode, wie er sie in Schlettau aus der Ferne sieht, wenig befriedigend vorkommt. „Konzentriert euch," dringt er immer in Heinrich, „geht vorwärts gegen die Russen! Greift dieses Korps, jenes Korps heftig an, während sie noch getrennt und auf dem Marsche sind!" Heinrich konzentrierte sich, „nahm Stellung zwischen Sagan und Sprottau, Stellung bei Frankfurt". Das arme Frankfurt, soll es denn jedes Jahr ein Kunersdorf oder Zorndorf haben? Nein, der vorsichtige Heinrich konnte sich nie zu solchen Unternehmungen entschließen und griff kein russisches Korps an. Er nahm endlich Stellung bei Landsberg — während die Russen wie gewöhnlich Posen zu ihrem Waffenplatz hatten — und beobachtete wachsam die Russen, ohne zum Schlagen mit ihnen zu kommen. Ein Schauspiel, welches dem Könige allmählich unerträglich wurde, obgleich er versucht, seine Gefühle zu verbergen.

Auch von Fouqués Operationsplan konnte Friedrich sich aus der Ferne keine klare Vorstellung machen. Seit jenem Gefecht mit dem Regiment Manteuffel, das ein Stück Enttäuschung für ihn war, war Loudon in einem größeren Maßstabe ruhig geschäftig gewesen. Insgeheim hegt er, rasch, heftig und unternehmend wie er ist, die Hoffnung, Fouqué zu verjagen und vielleicht die Festung Glatz genommen zu haben, ehe seine Russen kommen. Gerade Ende Mai fällt Loudon, indem er es insgeheim auf Glatz absieht, wieder in Schlesien ein — weit ostwärts von Fouqué, und als ob er sich nicht um Glatz kümmerte. Worauf Fouqué, um Schweidnitz und vielleicht Breslau selbst besorgt, in das ebene Land hinabeilte, um gegen Loudon zu manövrieren, aber keinen Loudon in dieser Richtung fand und nach einigen Tagen erfuhr, daß Landeshut mit seiner schwachen Besatzung durch ein großes österreichisches Korps genommen worden, und einige Tage später, daß Loudon (7. Juni) Glatz eingeschlossen habe. Jetzt war Loudons wahre Absicht für Fouqué klar, wie sie es von Anfang an für Friedrich gewesen, dessen Verdruß und Erstaunen über diesen Verlust von Landeshut groß waren, als er in seinem Lager von Schlettau davon hörte. „Zurück nach Landeshut!" befiehlt er (11. Juni, drei Tage, bevor er Schlettau verläßt). „Weder Schweidnitz noch Breslau sind in Gefahr. Auf Glatz haben die Österreicher es abgesehen." (Wie Fouqué und alle Welt

jetzt begreifen.) „Bewacht Glatz, nehmt mir Landeshut unverzüglich wieder ein!"

Der Ton Friedrichs, welcher gewöhnlich voller Freundlichkeit gegen Fouqué war, hatte bei dieser Gelegenheit etwas an sich, was den pünktlichen und ziemlich peremtorischen Spartanergeist beleidigte. Fouqué würde Glatz nicht vernachlässigt haben; es war zu bedauern, daß man ihn nicht mit seinen eigenen Plänen in bezug darauf und auf Landeshut gewähren ließ. Tief verletzt las er diesen Befehl (16. Juni) und richtete, indem er gelobte, ihm und nur ihm zu gehorchen, folgende Worte, deren man sich später erinnerte, an seine versammelten Generale: „Meine Herren, es scheint also, daß wir Landeshut wieder nehmen müssen. Loudon wird dann zunächst mit seiner Hauptmacht gegen uns heranrücken, und wir müssen dann, als wahre Preußen, so lange aushalten als möglich, an keine Übergabe im offenen Felde denken, sondern, auch wenn wir geschlagen werden, uns bis auf den letzten Mann verteidigen. Im Falle eines Rückzuges werde ich unter den letzten sein, die das Feld verlassen. Und sollte ich das Unglück haben, einen solchen Tag zu überleben, so gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nie wieder ein preußisches Schwert aus der Scheide ziehen werde[1]." Diese Rede Fouqués wurde gehalten (16. Juni) zwei Tage, nachdem Friedrich von Schlettau abmarschiert war. Am 17. Juni kam Fouqué nach Landeshut, vertrieb die Österreicher leichter, als er gedacht hatte, und begann am folgenden Tage eifrig seine Werke auszubessern, indem er an Friedrich schrieb: „Euer Majestät Befehl soll hier ausgeführt werden, solange ein Mann von uns am Leben bleibt." Fouqué pflegte in der alten kronprinzlichen Zeit von seinem königlichen Freunde Bayard genannt zu werden. Sein königlicher Freund, der jetzt von düsterem Ansehen und durch viel schlechtes Wetter gefurcht ist, hat gerade Schlettau verlassen, drei Tage vor dieser Wiedereinnahme von Landeshut, und wird nicht weit vorgerückt sein, bis er wieder Nachricht von Fouqué erhält.

In der Nacht vom 14.—15. Juni ist Friedrich „zwischen Zehren und Zabel" einige Stunden stromabwärts — da seine Brücken jetzt alle fertig sind, ohne Lacys Wissen — plötzlich über die Elbe gegangen. Und am folgenden Nachmittag schlägt er sein Lager auf bei Broschwitz, welches wieder Lacy gerade gegenüber ist. Zum Staunen Lacys, der bei Moritzburg steht, mit seinem Hauptquartier in jenem schönen Landsitz der polnischen Majestät. Nur zwei Meilen ostwärts sollte Friedrich diese Straße einschlagen. Broschwitz liegt einen kurzen Weg nördlich von Meißen und sowohl auf der Straße nach Großenhain als nach Radeburg (Radeburg liegt nur dreiviertel Meilen nördlich von Lacy), je nachdem Friedrich sich am nächsten Morgen entscheidet. Denn die Straße nördlich von Meißen gabelt sich dort nach jenen zwei Richtungen gerade nordwärts nach

[1] Stenzel V. 239.

Großenhain und zur Rechten nach Radeburg. Es ist von großem Interesse für Lacy, welchen dieser Gabelwege Friedrich, dem die Wahl freisteht, einschlagen wird. Lacy ist ein flinker Mann, gibt gut acht auf sich selbst, warnt Daun und will sich nicht fangen lassen, wenn er es verhindern kann. Daun selbst lagert bei Reichenberg eine halbe Meile entfernt, uneinnehmbar verschanzt wie gewöhnlich. Und die Gefahr ist sicherlich nicht groß. Nichtsdestoweniger halten diese beiden Generale durch Erfahrung belehrt ihre Augen offen.

Es folgt nun die erste große Marschunternehmung auf Friedrichs Seite mit geringen oder gar keinem Resultat für Friedrich, aber dennoch des Andenkens wert, so angestrengt, so fruchtlos war sie — so durch schlechte Kunde von außen gehemmt. Diese erste sowohl als die zweite sind uns in kurzer klarer Darstellung durch Mitchell aufbewahrt, der bei beiden zugegen war und in allen Punkten völlig genau und durchweg verständlich ist — wenn man ihn mit der Karte in der Hand liest und selbst ahnt, was die wirklichen Namen sind statt der unmenschlichen Kleckse, die man ganz ohne Mitchells Schuld daraus gemacht hat[1].

Dienstag, 17. Juni, am zweiten Tage von Friedrichs Aufenthalt in Broschwitz erfuhr Mitchell durch eine sehr vertrauliche Unterredung, die sie zusammen hatten, unter dem Siegel des Geheimnisses von ihm, daß es seine Absicht sei, morgen früh nach Radeburg zu marschieren und Lacy und seine 30 000, die drüben bei Moritzburg lagern, anzugreifen. Ein Unternehmen, für welches Se. Majestät ferner beliebte, Mitchell die verschiedenen Beweggründe darzutun: „Ein russisches Korps scheint gegen Berlin gerichtet. Die Österreicher sind im Begriff, Glatz zu belagern — mithin ist es von äußerster Dringlichkeit, daß Fouqué an seinem schwierigen Posten in Schlesien verstärkt werde. Sodann stehen hier die Reichsvölker nahebei, können in drei Tagen in Dresden sein und sich mit Daun vereinigen. Wir würden es dann mit einigen 80 000 Feinden in dieser Gegend zu tun haben. Ich muß Lacy womöglich schlagen, solange es noch Zeit ist!" — und er schloß mit den Worten: „Haben wir hier Erfolg, so kann noch alles gerettet werden. Werden wir geschlagen, so weiß ich die Folgen. Aber was kann ich tun? Das Wagnis ist unvermeidlich, und es ist jetzt geringer, als es je wieder sein wird."

Mitchell, dessen Bericht zwei Wochen nach der Unterredung selbst datiert ist, bekennt: „Mylord, diese Gründe scheinen mir, obgleich die Sache selbst unglücklicherweise mißlungen ist, triftig und unwiderleglich." Noch viel mehr erscheinen sie Tempelhof so, der ihnen tiefer auf den Grund sieht als Mitchell und findet, daß das Mißlingen nur ein oberflächliches sei[2]. Der wirkliche Erfolg, denkt Tempelhof, würde sein, daß der König sich nach Schlesien hinein manövrieren und einen zögernden Daun mit sich dort-

[1] Mitchell, Memoirs and Papers II. 60 ff.
[2] Das. II. 160 (Depesche, „30. Juni 1760"); Tempelhof IV. 44.

hin locken könnte. Ein zögernder Daun soll den Gang der Dinge dort leiten, auf seine abergläubig vorsichtige Weise. Während Sachsen dem Reichsvolk überlassen bleibt, mit welchem ein Hülsen, der mit dem Rest seiner kleinen Macht in Schlettau bleibt, leicht fertig werden könnte, bis die Dinge in Schlesien entschieden sind. „Der Plan war kühn, war neu und Friedrichs vollkommen würdig", erklärt Tempelhof, „und erforderte das vollendetste Geschick in der Ausführung. Es galt, Daun weiterzulocken, immer mit der ihm eröffneten Aussicht, euch aufs Haupt zu schlagen, und immer durch eure Schnelligkeit und Feldherrnkunst dafür zu sorgen, daß ihm dies nicht gelinge." Das ist Tempelhofs Ansicht, und das war ohne Zweifel wirklich Friedrichs Feldzugsplan während der folgenden Wochen, wennschon niemand sagen kann, ob er bereits in seinem Kopfe fix und fertig war, oder, was wahrscheinlicher, sich allmählich entwickelte. Wir wollen uns die Ausführung etwas ansehen, über welche kein Zweifel besteht:

Mittwoch, 18. Juni, „brach Friedrich", wie er es Mitchell abends zuvor angekündigt, „pünktlich um drei Uhr morgens in drei Kolonnen auf" (es war gerade Sonnenaufgang) „und lagerte sich nach einem raschen Marsch auf der Südseite von Radeburg. Bereit, morgen den Rödernfluß dort zu überschreiten, als beabsichtige er, nach der Lausitz zu marschieren" (sollte dies zur Verlockung Lacys nötig sein) — „und inzwischen sucht er aufs eifrigste zu entdecken, wo Lacy sein mag. Man begegnete einem von Lacys Außenposten, jener leichten sächsischen Kavallerie, jagte sie zurück und entdeckte Lacys Lager an demselben Abend in Bernstorf, eine halbe Meile südwärts oder rechts von uns; während Daun nur eine andere halbe Meile südlich von ihm steht. Wir wollen Lacy morgen früh angreifen, uns zwischen Daun und ihn hindurchwinden[1], mit den gehörigen Vorkehrungen, schnell wie der Blitz. In dem Zelte des Königs werden demgemäß seine Generale versammelt, um ihre Befehle zu empfangen. Kurze, deutliche und in aller Kürze auszuführende Befehle. Und alle befinden sich am nächsten Morgen um vier auf dem Marsche nach Bernstorf, als, siehe da —"

Donnerstag, den 19., „in Bernstorf kein Lacy zu finden ist. Ein vorsichtiger Daun hat ihn zurückgerufen — und nicht um Lacys willen, wie es scheint, sondern um seiner selbst willen. ‚Hierher, du flinker Lacy, decke meine rechte Flanke hier, meinen Hügel von Reichenberg — damit er nicht etwa gegen jenen katzenhaften Feind nicht uneinnehmbar genug ist!' Und dort haben sie Stellung genommen, ungefähr 60 000 gegen 30 000 und verschanzen sich in ganz erstaunlichem Maße. Es ist kein Kampf möglich mit Lacy oder Daun."

Dies war der Ausgang, welchen Mitchell für das Mißlingen von Friedrichs Unternehmen hält. Und jedenfalls war Friedrich sehr darüber bekümmert. Als er ausritt, um Reichenberg auszuspähen (wobei Quintus Icilius und das Bataillon Quintus einen Teil seiner Begleitung bildeten, falls dieser Umstand jemanden interessiert), erkannte er, daß Reichenberg ein völlig unangreifbarer Posten sei, und erkannte auch durch die Art, wie Daun sich verschanzte, daß von seiten Dauns kein Angriff stattfinden werde. Kein Angriff von seiten Dauns — und daß demnach Hülsens Leute wieder nach Schlettau zurückgeschickt werden könnten, und daß er, Friedrich, in der Nähe Stellung nehmen und sich müde begnügen muß, auf eine neue Gelegenheit zu warten.

Dies tut er während der nächsten Woche, indes Daun, uneinnehmbar verschanzt und bis an die Zähne verschanzt, sich ruhig hält — wahrscheinlich mit dem Wunsch, angegriffen zu werden, oder zuweilen mit der Hoffnung, wieder etwas in dem Stil von Hochkirch auszuführen (denn das Land ist waldig und der Feind verwegen) — jedenfalls

[1] Tempelhof IV. 47—49.

vollkommen entschlossen, nicht anzugreifen. Ein Mann, der bisweilen in bemerkenswertem Grade durch seine übermäßige Vorsicht irrt. „Es hätte ihm kaum mißlingen können, Friedrichs kleine Macht zu überwältigen, hätte er sich gleich, als Friedrich die Elbe überschritt, mit Lacy vereinigt und gegen ihn in Bewegung gesetzt", denkt Tempelhof und setzt auch das dazu nötige Verfahren auseinander [1]. Vorsicht ist vortrefflich, aber nicht an und für sich selbst. Wäre Vorsicht allein genügend, so würde eine ganz aus druidischen Basaltfelsen oder unschuldigen Tonsäcken gebildete Armee als keiner Verletzungen fähig die beste sein. — Daun stand da. Friedrich betrachtete ihn sich täglich — offenbar in übler Laune, sagt Mitchell; und es war nicht zu verwundern. Äußerte sich in düsteren, mürrischen Worten zum Leidwesen seiner Generale. ‚Was ich mir eines Abends die Freiheit nahm, Seiner Majestät anzudeuten.' Eine Andeutung, welche gnädig aufgenommen wurde und von sichtbarer Wirkung war, wie es mir wenigstens schien.

Mittwoch, 25. Juni, nachdem auf solche Weise beinahe eine Woche verflossen, erhob sich um Sonnenuntergang über den ganzen Reichenberg hin weit und breit ein überschwengliches Freudenfeuer. ‚Weshalb in aller Welt?' denkt Friedrich. Ach, Ew. Majestät, da Ihr eigener Bote nicht angekommen ist, noch je ankommen wird, weil die Panduren ihn aufgefangen haben, sind hier, von den österreichischen Vorposten oder Ausreißern zusammengelesen, höchst verhängnisvolle Nachrichten für Sie! Mit Landeshut ist es vorbei. Fouqué und seine tapferen 13 000 sind vernichtet worden. Der unwillige Fouqué hat Ihnen gehorcht, nicht weise, aber nur zu gut. Er hat Landeshut sechs Nächte und fünf Tage behauptet. Am Morgen des sechsten Tages begab sich, was folgt:

‚Landeshut, Montag, 23. Juni, ein Viertel auf zwei Uhr morgens feuerte Loudon, der 31 000 Mann Kavallerie und Infanterie zu diesem Zweck gesammelt und seine Maßregeln getroffen hatte, als Signal vier Haubitzen in der Dämmerung des Sommermorgens ab und brach in verschiedenen Kolonnen gegen Fouqué los. Auf seiner südlichen Front, auf beiden Flanken, endlich auch im Rücken. Mit Kolonnen, die alle in höchster Kampfstimmung waren, vertrauensvoll wie drei gegen einen, und obendrein, wie man sagt, Branntwein in sich hatten. Fouqué und seine Leute standen zu den Waffen in der Stimmung, welche Fouqué von ihnen vorausgesagt hatte. Verteidigten ihre Hügel mit einer Energie, einem ausdauernden Geschick, welche Loudon selbst bewunderte. Aber ihre Hügelwerke erforderten das Dreifache ihrer Zahl, während Fouqué infolge von Detachierungen und aus anderen Ursachen nur 10 680 Mann unter den Waffen hat. So zähe sie auch stritten, nach teilweisen Erfolgen fingen sie doch an, einen Hügel nach dem anderen zu verlieren und im Laufe der Stunden fast alle ihre Hügel. Die Stadt Landeshut hatte Loudon ihnen genommen, Landeshut und seine Straßen. Am Ende wird die preußische Stellung durchschreitbar, offenbar unhaltbar. Eine österreichische Abteilung marschiert ihnen in den Rücken, um den Rückzug zu versperren.

Als Fouqué dies gewahrt, entsendet er seine ganze Kavallerie, arme 1500 Mann, die Pässe des Bober zu sichern. Er selbst bildet ein Viereck mit den Trümmern seines Fußvolkes und bahnt sich langsamen Schritts mit Bajonett und Kugel einen Weg. Eine Zeitlang, trotz der ihm entgegenstehenden Übermacht, mit merkwürdigem Erfolg. Und er gelangt hinüber über den Bober, als er zwischen den vor ihm liegenden Hügeln Massen österreichischer Kavallerie warten sieht, die jeden Durchgang besetzt halten. Selbst diese können ihn nicht werfen. Aber diese mit Infanterie und Artillerie, die zu ihrem Beistand herbeieilen, können es. Hier fand eine Zeitlang das wütendste Ringen statt, bis der Kampf endete, nachdem eine Kugel Fouqués Pferd getötet und den General selbst zu Boden geworfen hatte. Die Lichnowskischen Dragoner, ein berühmtes österreichisches Regiment, die wieder und wieder angegriffen hatten und wieder und

[1] Tempelhof IV. 42, 48.

wieder zurückgeworfen waren, stürmten jetzt wutschäumend heran, hieben wütend auf Fouqué selbst los, verwundeten Fouqué dreimal und würden ihn getötet haben, wären sie nicht verhindert worden durch den Heldenmut seines Reitknechts, des armen Trautschke' (wir wollen den braven Menschen nennen, wenn er auch unaussprechbar ist), ,der sich auf den Körper seines Herrn warf und die blutigen Streiche statt seiner empfing, indem er, so laut er konnte, schrie: „Wollt ihr denn den kommandierenden General ermorden?" Dies führte den Oberst des Regiments Lichnowski herbei, einen Gentleman und Ritter, der solche Handlungen verabscheute. Ihm überreichte Fouqué sein Schwert — und hielt sein Gelübde, es nie wieder zu ziehen.

Die Trümmer von Fouqués Infanterie wurden größtenteils niedergemetzelt, kein Pardon gegeben. So groß war die unritterliche Wut, welche sich erhoben hatte. Seine Kavallerie schlug sich mit einem Verlust von etwa 500 Mann durch. Sie und einige Nachzügler zu Fuß, im ganzen ungefähr 1500 Mann von beiden Waffengattungen, war alles, was nach der Arbeit dieses blutigen Morgens von jenen 10 680 übrigblieb. Es hatte ungefähr sechs Stunden gedauert; „um acht Uhr war alles vorüber" [1].'

Fouqué hatte buchstäblich gehorcht. ,Tat mein König mir nicht unrecht?' kann Fouqué sich sagen. Gewiß Herr General, Ihres Königs Befehl war etwas unweise; wie Sie (der an Ort und Stelle war, was der König nicht war) wohl wußten. Ein unweiser Befehl, vielleicht nicht unentschuldbar im Drange der Umstände. Und vielleicht würde ein noch vollkommenerer Bayard vorgezogen haben, einem solchen Könige lieber nach dem Geiste als nach dem Buchstaben zu gehorchen und ihm dadurch gegen seinen zeitweiligen Willen einen wesentlichen Dienst zu erweisen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Fouqué, hätte man ihn sich selbst und seinen 13 000 überlassen, sich mit den umliegenden Festungen und Garnisonen in Schlesien hätte behaupten können, bis Hilfe gekommen wäre. Das Resultat ist — Fouqué hat diesem großen Könige wahrscheinlich für den Augenblick Schlesien verloren und hat ihm über alle Frage hinaus 10 000 preußisch-spartanische Kämpfer und einen vortrefflichen General verloren, den er schlecht missen konnte! — — Kurz, das Tor von Schlesien ist gesprengt, und Loudon hat die beste Aussicht, Glatz zu nehmen, wodurch er das gesprengte Tor offen halten wird.

Welch ein Donnerschlag für Friedrich! Eine der letzten Säulen seiner wankenden Verhältnisse umgestürzt. „Es ist also unvermeidlich? Es ist also aus mit uns?" Man kann sich Friedrichs Betrachtungen denken. Aber er teilte sie niemandem mit, hatte in wenigen Stunden seine Ruhe wiedergefunden und neue Pläne auf dem Amboß. Am Tag nach jenen österreichischen Freudenfeuern — am Tag nachher oder an einem der unmittelbar folgenden Tage (es hätte datiert werden sollen, ist es aber nicht) — erging von ihm nach Magdeburg der Befehl: „Haltet mir eine solche und solche Menge von Belagerungsgeschützen in Bereitschaft [2]." Indem er schon, wie man meint, eine gewisse Belagerung als möglich betrachtete, welche sehr bald alle Welt in Erstaunen setzte! Ein höchst erfinderisches, unternehmendes Wesen, voll unermüdlicher Tatkraft und unerwarteter Ausbrüche, be-

[1] Hofbericht von der am 23. Junius 1760 bei Landeshut vorgefallenen Aktion (in Seyfarth, Beilagen II. 669—671); Heldengeschichte VI. 258—284; Tempelhof IV. 26—41; Stenzel V. 241 (der aus Versehen — da dieser Band nach des armen Stenzel Tode herauskam — die Schlacht bis auf halb acht Uhr abends verlängert).

[2] Tempelhof IV. 51.

sonders wenn man ihn in eine Ecke gedrängt hat und meint, daß es mit ihm vorbei ist!

„Keinem anderen General", sagt Tempelhof, „würde der Gedanke gekommen sein, Dresden zu belagern. Oder wenn er gekommen wäre, würden die häßlichen Hemmnisse ihn sofort wieder verbannt oder nur als frommen Wunsch zurückgelassen haben. Aber Unternehmungen dieser Art charakterisieren die großen Männer. Oft genug sind sie von Erfolg gekrönt, für große Feldzüge und Kriege entscheidend und in den Augen der Menschheit berühmt geworden. Zuweilen, wie in diesem Falle, haben sie nur verdient, erfolgreich und in den Augen der Kenner ruhmwürdig zu sein. Wie diese feindlichen Massen hinweglocken, damit man so etwas versuchen könne? Dort lag die Schwierigkeit, vollkommen unüberwindlich, außer durch die geschickteste und angemessenste Behandlung. In Wahrheit, es erforderte eine lange Reihe der weisesten Maßregeln und der geheimsten militärischen Operationen — man mußte dies alles so verschleiern, um den Feind darin gerade das Gegenteil von dem sehen zu lassen, was sie bezweckten. Wie dies alles sich ausführen ließ und wie des Feindes eigene Pläne, Absichten und Launen als Rohmaterial für die Erreichung der eigenen Zwecke benutzt werden konnten, werden aufmerksame Leser am besten durch die Manöver des Königs in seiner jetzt mehr als kritischen Lage erkennen, welche jedenfalls das vollendetste Meisterstück der Kunst der Heeresführung darbieten, das Europa je gesehen hat."

Tempelhof weiß gut genug, was auch die Leser fortwährend im Auge behalten sollten, daß ursprünglich und noch drei Wochen länger nicht Dresden, sondern der Marsch nach Schlesien unter möglichst günstigen Bedingungen Friedrichs Hauptunternehmung ist. Dresden war nur ein ergänzender Hintergedanke, eine zweite Sehne an seinem Bogen, bis die erste versagt. Aber in der Tat stimmen die beiden Unternehmungen oder Sehnen zusammen oder sind eins, bis die erste versagt; und Tempelhofs Lob ist auf beide anwendbar. Der einleitende Schritt zu beiden ist eine zweite große Marschunternehmung, noch bemerkenswerter als die erste, welche ein so klägliches Ende genommen. Soldaten der wissenschaftlichen Art, wenn es deren noch unter uns gibt, werden natürlich Tempelhof aufsuchen und furchtlos den sprödesten Dokumenten und Büchern zuleibe gehen, wenn Tempelhof sie über irgendeinen Punkt zweifelhaft läßt (was er schwerlich wird). Für ernstgesinnte Leser anderer Art, die sich etwas Mühe geben wollen, die Sache zu verstehen, werden vielleicht die folgenden gelegentlichen Fernblicke genügen [1].

Nachdem er das Mißgeschick von Landeshut erfahren, zieht Friedrich sich ein wenig zurück, nordwärts auf Groß-Dobritz: ‚Möglicherweise wird Daun uns durch das Ge-

[1] Mitchell II. 162 ff. und Tempelhof (IV. 50—53 ff.), als wissenschaftliche Kontrolle über Mitchell oder als sein unbewußter Mitzeuge — da sie beinahe immer aufs schönste übereinstimmen.

schehene für entmutigt halten und etwas gegen uns versuchen.' Daun ist keineswegs sicher über diese Entmutigung des Gegners oder über den Rückzug, den er gemacht hat, und versucht nichts dagegen, reitet nur täglich darauf zu, um sich zu vergewissern, daß er da sei und entsendet fleißig Abteilungen zur Bewachung der nordöstlichen Gegenden, wo die schlesischen Straßen entlang laufen. Nachdem auf solche Weise etwa eine Woche vergangen ist, beschließt Friedrich nach mehreren Enttäuschungen, ernstlich zu marschieren. Eines Tages war ein Bericht eingetroffen, Lacy sei abgeschickt worden, Lacy mit einer starken Heeresabteilung, um die Straßen nach Schlesien zu versperren. Dies erwies sich aber bei näherer Untersuchung als unbegründet. ,Bah, es bleibt uns nichts übrig, als selbst zu gehen', schließt Friedrich. Und entsendet am 1. Juli seine Bäckerei und sein schweres Gepäck, gibt zugleich Mitchell einen Wink: ,Morgen früh um drei!' — Hier ist Mitchells eigener Bericht genau in allen Einzelheiten, wie wir finden werden[1].

Mittwoch den 2. Juli. „Von Groß-Dobritz nach Quosdorf" — (nach Quosdorf, einem ärmlichen Flecken in jener Gegend, nicht Quolsdorf, wie manche schreiben, was eine ziemlich weit von dort gelegene Stadt ist) — „marschierte demnach die Armee. In zwei Kolonnen; Bagage, Bäckerei und Artillerie in einer dritten; durch eine äußerst waldige Gegend. Wurde durch einige Ulanen und Husaren angegriffen, die wenige Kanonenschüsse verscheuchten. Der Marsch dauerte von drei Uhr morgens bis drei Uhr nachmittags", zwölf lange Stunden. „Er ging eine Strecke von vier Meilen nordostwärts, Radeburg und noch mehr Reichenberg, Moritzburg und die Daunschen Quartiere ziemlich weit rechts und endlich ganz im Rücken lassend. Überschritt die Röder, überschritt die Pulsnitz", kleine Nebenflüsse oder Unter-Nebenflüsse der Elbe in jenen Gegenden; „überschritt die letztere" (welche Meißen von der Lausitz trennt), „teilweise mittels der Brücke von Krakau, dem ersten Dorfe in der Lausitz. Das Hauptquartier war in dem ärmlichen Flecken Quosdorf eine halbe Stunde weiter." ,Dieser Marsch war sorgfältig geheimgehalten worden,' sagt Mitchell; ,und es war die Meinung der erfahrensten Offiziere, daß der Feind, hätte er den Plan des Königs von Preußen entdeckt, ihn durch Aufstellung seiner leichten Truppen auf den Straßen mit der gehörigen Unterstützung äußerst schwierig, wo nicht unausführbar hätte machen können.'

Daun erhielt sehr frühe Nachricht von Friedrichs Aufbruch und dem Ziel des Marsches, was für Daun von höchstem Interesse war. ,Er versucht vor mir nach Schlesien zu kommen, will Loudon seine schönen Aussichten auf Glatz verderben?' — Und ließ Lacys Abteilung sofort auf vielleicht 20 000 Mann verstärken und befahl Lacy, der Friedrichs Marsch am nächsten ist, unverzüglich in der Richtung besagten Marsches aufzubrechen und nach Kräften denselben zu stören. Um besagten Marsch zu belästigen, soll Lacy alles tun, was er ohne Gefahr tun kann (was, wie wir sahen, nicht viel ist: „einige Ulanen und Husaren"). Zum mindesten soll er ihn fortwährend im Auge behalten und immer so nahe als möglich lagern[2]. Während Daun selbst seine Lenden gürtet und ihm auf einem Richtwege in einigen Tagen den Vorsprung abzugewinnen sucht. Lacy war flink genug, konnte aber ohne Gefahr nicht viel tun. Einige Ulanen und Husaren, das war alles, und er lagert jetzt irgendwo im Rücken, so nahe als er kann.

Donnerstag, 3. Juli. „Ein Ruhetag, die Armee rastet bei Krakau, nach einem derartigen Zug durch das waldige Moorland. Der König reitet mit einer kleinen Eskorte zum Kundschaften aus, hierhin, dorthin, nach Süden, wo Lacys Quartiere sind, zuletzt auf die Spitze des Keulenberges, welcher zwei bis drittehalb Meilen von Krakau und Quosdorf entfernt ist, aber eine weite Aussicht darbietet über Städte, Dorfturmspitzen, Flußläufe, ein Land von bemoosten Wäldern und wilden Feldern,

[1] Mitchell II. 164; Tempelhof IV. 54.
[2] Tempelhof IV. 54.

Sümpfen und öden Mooren. Zwei Meilen südwärts liegt Radeberg" (nicht Radeburg, wie man bemerken möge). „Dort ist die Stadt Pulsnitz, an unserem Fluß Pulsnitz. Südostwärts und zweimal so weit entfernt liegt Bischofswerda, das zerklüftete Stolpen" (das uns schon genügend bekannt ist). „Hinter uns Königsbrück, Kamenz und die Straße von Großenhain nach Bautzen, diese und viele andere für diesen König denkwürdige Orte sind von dem Keulenberge erkennbar. Aber die Entdeckung der Entdeckungen ist für ihn Lacys Lager — nicht sehr weit entfernt, ungefähr eine halbe Stunde hinter Pulsnitz deutlich sichtbar, bei Lichtenberg drüben. Dieses beschließen wir sofort anzugreifen, dieses und die dorthin führenden Straßen sind für den Augenblick der einzige Gegenstand von Interesse — sonst ist gleichsam nichts sichtbar auf dem Gipfel des Keulenberges hier, noch auch während wir auf unserem Ritte heimwärts von einem praktischen Gesichtspunkt aus darüber nachdenken. ‚Aufbruch um Mitternacht', das ist das praktische Resultat, wozu wir beim Erreichen unseres Quartiers gelangt sind."

Freitag, 4. Juli. „Mit dem Schlage der Mitternacht sind wir alle wieder auf dem Marsche. Nur die Bagage und die Bäckerei bleiben zurück" (bewacht von Quintus, was, wie ich finde, dessen gewöhnliches Amt auf diesen Märschen ist). „Der König selbst ist bei der Vorhut — hofft Lacy eine Begrüßung zu geben[1]. ‚Der Marsch führte durch lauter Hohlwege', sagt Mitchell. Und Mitchell in seiner Kutsche wußte wenig, was für eine Gegend es war; voll sumpfiger Labyrinthe, kleiner Seen, verschlungener Dickichte, Stämme und Stümpfe; oder was für eine Arbeit, mit schweren Kanonen, Bagagewagen und Heersäulen hier hindurch zu marschieren! Solch ein Marsch und kaum mehr als vier Meilen lang, sehr heiß, als der Morgen anbrach, in den windstillen Wäldern. Hätte Lacy gewußt, durch was für ein Gelände wir zu marschieren hatten, und wäre er unternehmend gewesen — denkt Tempelhof. Da der Marsch so verzögert wurde, erlangte Lacy Kunde davon und verschwand vollständig — nach Bischofswerda, wie ich glaube, und in die schützende Nähe Dauns. Es ist nichts von ihm übriggeblieben, als wir zugleich auf dieser Seite und auf jener, in seiner Front und in seinem Rücken auftauchen, um ihn in einen Schraubstock zu nehmen, wie bei dem plötzlichen Zuschnappen einer Fuchsfalle — der Fuchs ist davon. Kaum ein paar von seinen Husaren konnten aufgegriffen werden, und eine Verfolgung war nicht möglich nach einem solchen Marsche."

Friedrich hatte alles getan, sich geheimzuhalten. Aber Lacy läßt zahllose Panduren umherschweifen, und wie mir scheint, war das Landvolk (in der Lausitz hier, die loyal sein sollte) auf Lacys Seite. Friedrich muß diese Enttäuschung ertragen. Er lagert hier auf den Höhen mit Pulsnitz als Hauptquartier, bis Quintus mit der Bagage anlangt, was pünktlich geschieht, aber nicht vor Einbruch der Nacht, das letzte nicht vor Mitternacht.

Sonnabend, 5. Juli. „Wieder auf dem Weg um drei Uhr morgens. Wieder nordwärts nach Kloster Marienstern, drei Meilen oder so — Hauptquartier in dem Kloster selbst. Daun war mit 50—60 000 in äußerster Eile nach Bautzen aufgebrochen und steht heute abend in Bautzen, ist Friedrich zuvorgekommen, mit Lacy als Nachhut, der auch Friedrich zuvorgekommen und sicher in Bischofswerda ist. Ein Daun, der sich beeilt wie nie zuvor. Diese Nachricht von dem schon in Bautzen angelangten Daun spornte Friedrich zu der äußersten Schnelligkeit. ‚Geht nimmer an, daß Daun vor uns in Schlesien ankommt! Unerläßlich, über Bautzen und ihn hinauszukommen oder auf der Flanke seines nächsten Marsches zu warten!' Demnach ist Friedrich"

Sonntag, 6. Juli, „um drei Uhr morgens wieder in Bewegung, in drei Kolonnen, die den ganzen Tag vorwärtsströmen, gerade ostwärts, Daunwärts. Er beabsichtigt, die Spree zu überschreiten, indem er Bautzen zur Rechten läßt, und irgendwo nordöstlich von Bautzen und auf Dauns Flanke Stellung zu nehmen. Der

[1] Tempelhof IV. 56.

windstille Tag wird heißer und heißer. Die Straßen bestehen aus losem Sand und sind voll von Gestrüpp und Hindernissen. Es war ein so heißer und mühevoller Marsch, wie der König ihn nie zuvor gemacht hatte. Vor jeder Kolonne gingen Wagen mit einigen Pontons, da es viele Bäche und kleine Ströme zu überschreiten gab. Dem Soldaten ist es aus Rücksicht für seine eigene Gesundheit streng verboten, zu trinken. Aber während der brennende Tag höher stieg auf dem ausdörrenden, eiligen Marsche, wurde der Durst unwiderstehlich. Beim Überschreiten eines dieser Bäche stürzen die Soldaten sich in ganzen Reihen unaufhaltsam hinein; schöpfen Wasser, reines und schmutziges und trinken es gierig vom Rande ihrer Mützen. Die Korporale mögen ihre Zungen und ihre Stöcke nach Belieben in Bewegung setzen. ‚Schauer von Stockstreichen', sagt Archenholz, die Korporale hauen wie Drescher auf die armen Leute los. — ‚Obgleich die Oberoffiziere einen Anflug von Barmherzigkeit hatten und sich stellten, als ob sie diesen Ungehorsam gegen die Korporale und ihre Stöcke, auf dem Todesstrafe stand, nicht bemerkten.' Der Krieg ist keine überzärtliche, sondern eine hinlänglich spartanische Mutter für seine Söhne. Es fielen auf dem Marsche jenes Tages 105 preußische Männer nieder, die nie wieder aufstanden. Und was das Abfangen Dauns durch solche Geschwindigkeit angeht, so ist auch Daun auf dem Marsche, ist nach Görlitz aufgebrochen, fast in noch schnellerem, obschon schnellerem Schritt — wie ein galoppierendes Lastpferd. Es geht ihm noch schlimmer in der Hitze. ‚Zweihundert von Dauns Leuten starben an diesem Tage auf dem Wege, und dreihundert wurden auf Lebenszeit kampfunfähig[1].'

Bevor er die Spree erreicht, hört Friedrich, der sich bei der Vorhut befindet, von diesem Marsch nach Görlitz, und daß der Vogel entwischt ist, hat mithin hierfür sofort ein neues Auskunftsmittel zu finden. ‚Schwenkt rechts! Überschreitet die Spree weiter abwärts, indem ihr euch gegen Bautzen selbst haltet!' befiehlt Friedrich. Und nimmt eine halbe Meile von Bautzen Stellung, während seine Linke bei Doberschütz steht — in der starken Position, die er nach Hochkirch bezog, während Daun vor zwei Jahren so tatlos Wache hielt. Daun weiß, was für einen Marsch diese Preußen, die am Entsatz von Neiße verhindert waren, ihm damals abgewannen, und wie sie ihr Schlesien retteten trotz seines Wachehaltens und Absperrens — und ist nach Art eines zum Galoppieren aufgeschreckten Lastpferdes davongerannt, um etwas Ähnliches zu vermeiden." Was für ein Sonntagsmarsch auf beiden Seiten für diese Söhne des Krieges! Nichts in den römischen Zeiten, wiewohl man damals weniger Gepäck hatte, kommt diesem modernen Marschieren gleich. Und doch ist es nicht Friedrichs schnellste Leistung, wennschon es für Daun die unsagbar schnellste war. „Nachdem Friedrich Daun verfehlt hat, denkt er nun daran, umzuschwenken und über Lacy herzufallen — was gewiß Dauns Umkehr und noch mehr zur Folge haben wird.

An demselben Abend besetzt Zieten demnach Bautzen und fegt gewisse Vorläufer Lacys, Reiterei, die in ziemlicher Stärke dort steht, hinaus. Lacy ist bis nach Bischofswerda vorgerückt, und sein Reitervolk scheint sehr weit voraus zu sein. Herausfordernd kühn gegen die Vorposten Friedrichs, der beschließt, sie gleich morgen früh zu züchtigen. Morgen soll übrigens, was sehr vonnöten ist, ein Rasttag sein. Ein Rasttag für Friedrichs ermüdete Truppen, keineswegs für die Dauns, der seinen schwerfüßigen Galopp noch einen Tag und noch einen dritten Tag fortsetzt, bis er über den Queiß kommt und Schlesien wirklich erreicht."

M o n t a g , 7. J u l i. „Ein Rasttag also in der Nähe von Bautzen, an welchem nichts vorgeht als ein seltsames Kavallerieschармützel — wobei Friedrich, der auf der Suche nach Lacy zum Kundschaften westwärts gegangen war, den Hauptanteil hatte und sich eine Zeitlang in einer merkwürdigen Lage befand. Gödau, eine kleine Stadt oder ein Dorf, etwas mehr als eine Meile westlich von Bautzen, war der Schauplatz dieses merkwürdigen Vorganges. Die handelnden Personen waren Friedrich selbst

[1] Tempelhof IV. 58; Archenholz II. 68; Mitchell II. 166.

auf preußischer Seite und auf österreichischer allmählich fast Lacys ganze Kavallerie. Lacys Kavallerie, was Friedrich nicht weiß, befindet sich sämtlich in jener Gegend. Und kaum ist Gödau von ihr reingefegt, als sie in größerer Anzahl zurückkehrt und wieder fortgefegt werden muß. Und in der Tat sammelt sie sich allmählich nach seinen ersten Erfolgen gegen sie, und noch ehe seine Infanterie Zeit hat, zur Unterstützung heranzukommen, in eigentümlicher und gefährlicher Weise gegen ihn an.

Friedrich zeigte bei diesem herausfordernden kleinen Kampf, der ihn hier aufhielt, eine zu große Ungeduld. Er hatte das geeignete Bataillon mit Kanonen herbeibeordert, überlegt aber kaum, daß das Bataillon selbst noch mehr als eine Meile entfernt ist — nicht zu reden von dem Befehle, der zu Pferde galoppiert und nicht durch Elektrizität befördert wird. Der ungeduldige Friedrich war unverzüglich über Gödau hergefallen, hatte hundert Gefangene gemacht, wundert sich aber, als er die geschlagenen Truppen, durch sächsische Dragonerregimenter und alle Arten von Regimentern verstärkt, zurückkehren sieht. Und hat dort einen wirklich gefährlichen Kampf zu bestehen, der auf beiden Seiten mit einer gefährlichen und seltsamen Pause endet, wobei beide Parteien kaum über Pistolenschußweite voneinander entfernt halten und einander, ich weiß nicht, wie viele Minuten, betrachten, während keine abzuziehen wagt, aus Furcht, daß sie im Augenblick des Umwendens angegriffen und überwältigt werden möge. Wie es dem ungeduldigen Friedrich zuletzt beinahe geschah — wäre nicht gerade in diesem Augenblick seine Infanterie mit ihrer Kanonensalve herbeigekommen. Er verlor etwa 200, Lacys Leute kaum so viele; und ist jetzt einer beträchtlichen persönlichen Gefahr entgangen, welche noch in den Anekdotenbüchern gefeiert wird; vielleicht in sagenhafter Ausschmückung. ‚Zwei Ulanen' (sächsisch-polnische leichte Kavallerie), ‚mit ihren frechen Lanzen stürmen gerade herbei', sagen die Anekdotenbücher: ‚Friedrichs Page, der vom Pferde gefallen war, sprang auf seine Füße, brüllte ihnen auf polnisch zu: „Was wollt ihr hier, ihr Kerle?" „Exzellenz" (denn der Page ist nicht in preußischer Uniform, noch überhaupt in Uniform, nur gut gekleidet), „Exzellenz, unsere Pferde sind mit uns weggelaufen", antworten die armen Kerle und wenden eilig um.'" Die Geschichte, sagt Retzow, ist wahr [1].

Dies ist das einzige Ereignis vom 7. Juli und auch vom 8., an welchem Tage Friedrich, auf Nachrichten hin, die über Daun einlaufen, ebenfalls Rast hält. Es ist klar, daß Friedrich bis zum 8. Juli mit dem schießt, was wir die erste Sehne seines Bogens nannten — nämlich mit der Absicht auf Schlesien. Auch als er hört, daß Daun wieder voran ist, ihm jetzt hoffnungslos den Vorsprung abgewonnen hat, gibt er jene Unternehmung nicht auf, versucht sie vielmehr morgen früh, den 9. Juli, mittels einer neuen Methode. Wie wir sehen werden, mit einer Methode, welche schlau darauf berechnet ist, auch für die zweite Sehne zu passen. ‚Welch ein Glück, daß wir für den Fall des Mißlingens eine zweite Sehne haben!'

Dienstag, 8. Juli. „Es kommt Nachricht, daß Daun gestern abend Görlitz erreicht hat und heute abend in Lauban eintreffen wird. Zehn Meilen Vorsprung vor uns — keine Hoffnung mehr, Daun zu erreichen. Vielleicht könnte ein plötzlicher Angriff auf Lacy, in der entgegengesetzten Richtung, das Mittel sein, Daun zurückzurufen und ihn zu erreichen. Das ist die Methode, welche jetzt versucht werden soll.

Nach Sonnenuntergang schlagen die Trommeln in Bautzen den Zapfenstreich — hörbar für die horchenden Kroaten in der Umgegend — schlagen den Zapfenstreich und später am Abend andere Stücke Trommelmusik, gleichfalls zum Frommen der Kroaten" (Generalmarsch, glaube ich, war es), was bedeutet, daß wir wieder zur Verfolgung Dauns aufgebrochen sind. Und kurz, nachdem alle Vorsicht angewandt ist, um den Geist Lacys und der Kroaten zu beruhigen, bricht Friedrich schweigend mit seiner äußersten Schnelligkeit in drei Kolonnen auf drei Straßen gegen Lacys Quartiere auf, welche sich in loser Weise etwa eine Stunde weit westwärts von jenem Dorfe

[1] Retzow II. 215.

Gödau erstrecken. In drei Kolonnen auf drei Straßen, die alle pünktlich bei Lacy zusammenstoßen sollen. Zwei der Kolonnen bestehen aus Infanterie, die linke und die rechte, auf beiden Seiten, so viel als möglich verborgen. Die in der Mitte besteht aus Kavallerie. So kommen sie heran wie eine dreifache Zange, die gleichzeitig Lacy fassen und ihn in Staunen setzen soll, wenn er sich ruhig hält. Aber Lacy ist wachsam und fast zum Übermaß vorsichtig. Sowie er von seinen Panduren erfährt, daß der König diesen Weg zu kommen scheint, rafft Lacy seine Streitmacht zusammen, verläßt Gödau um ein Uhr morgens und zieht sich, so schnell er kann, wieder nach Bischofswerda zurück und macht auch dort keineswegs Stillstand[1]."

Zum dritten Male! „Drei ist eine glückliche Zahl", mag Friedrich gedacht haben. Und keine Vorsicht von Trommelmusik, von Geheimhaltung und überzeugender List ist gegen Lacy vernachlässigt worden. Aber Lacy hat Ohren, welche das Gras wachsen hören. Unsere kunstreich genaue, dreifache Zange, die sich nach einer Umgehung von fast vier Meilen gleichzeitig bei Bischofswerda schließt, findet Lacy wieder entwischt, nichts von ihm zu fangen als einige 80 Husaren. Diesen ganzen Tag und die ganze folgende Nacht durchzieht Lacy mit außerordentlicher Geschwindigkeit die westlichen Gegenden; hält zweimal, um zu lagern, an verschiedenen Orten an, bei dem Dürren Fuchs und der Dürren Buhle, oder wo es immer war. Dann beim Klange preußischer Abteilungen in seinem Rücken eilt er wieder weiter, kurz, eilt Dresden und dem Reichsvolk zu, als hinge sein Leben davon ab.

Lacys Rückzug, höre ich, wurde geschickt ausgeführt unter ganz geringer Unordnung unter diesen Umständen. Aber gewiß ist, daß er stattfand mit einer Schnelligkeit, als hätte sein Kopf in Flammen gestanden. Und in der Tat soll er nur durch eiligen Rückzug der Vernichtung entgangen sein. Er lagerte sich schließlich nicht bei dem Dürren Fuchs, noch weniger bei der Dürren Buhle, einander folgenden Flecken und Schenken in der sandigen Wildnis, welche nördlich von der Elbe liegt und die Dresdner Heide heißt, sondern weiter voran in demselben Landstrich bei dem Weißen Hirsch, welcher Dresden ganz in der Nähe, aus etwa dreiviertel Stunden Entfernung, überschaut und eine Art Anhöhe und günstig gelegener militärischer Posten ist. Am nächsten Morgen, 10. Juli, überschreitet er die Dresdner Brücke, ergießt sich durch die Stadt und sucht Schutz bei dem nahe stehenden Reichsvolk — nach dem Plauenschen Grunde zu, dem stärksten Grunde in der Welt, aber kaum stark genug, wie es scheint, in der gegenwärtigen bedrängten Lage.

Friedrichs erste Sehne ist daher entzweigerissen; aber sogleich hat er eine zweite aufgespannt — möge diese sich als erfolgreicher erweisen.

[1] Tempelhof IV. 61—63.

Zweites Kapitel / Friedrich belagert Dresden

Vom Mittwochabend, 9. Juli, an ist es eine Belagerung von Dresden, die Friedrich im Sinne hat — wodurch er den ganzen Kriegsschauplatz von unterst zu oberst kehrt, Daun, Loudon, Lacy und alle Welt auf die seltsamste und plötzlichste Weise in Verwirrung bringt. Eine der schönsten Kriegstaten, die je ausgeführt wurden, denkt Tempelhof. Ohne Zweifel soweit ein bemerkenswertes Resultat und bemerkenswert ausgeführt; wie der unparteiische Leser (wenn Tempelhof etwas inkonsequent ist) von selbst sieht. Das ist fürwahr eine wunderbare Reihe von Märschen, reich an ständiger Schnelligkeit, Kühnheit und Erfindungsgabe — sicherlich mit glänzendem Talent ausgeführt und auch für den Augenblick mit glänzendem Erfolg. Und in einem fabelhaften Heldengedicht würde Dresden meiner Meinung nach gewiß in Friedrichs Hände gefallen und der Schwarm seiner Feinde in verwirrtem Zustande zurückgeblieben sein.

Aber das Heldenlied der Wirklichkeit kümmert sich nicht um solche Rücksichten, und die für die Einnahme von Dresden gestattete Zeit ist sehr kurz. Wäre Daun, als er die Nachricht erhielt, ebenso schnell zurückgekehrt, als er gegangen war, um den Zufällen des Marsches sofort kühn die Spitze zu bieten, so hätte er in ungefähr einer Woche wieder in Dresden sein können. Es wäre dann für Friedrich keine Belagerung möglich gewesen, da die großen Kanonen von Magdeburg erst eben ankamen. Aber Friedrich rechnete auf ein langwieriges Handeln und Hantieren von seiten Dauns, auf gute zwei Wochen Frist für die Belagerung, und daß durch äußerste Anstrengung aller Kräfte das Unternehmen sich innerhalb dieser Zeit ausführen lasse. Was Friedrich selbst betraf, so läßt sich denken, daß er es nicht an Anstrengung fehlen ließ. Ebensowenig fehlte es daran von seiten seiner Truppen, trotz seiner Beschwerden darüber, sagt Retzow und die gegnerische Partei, welche von Anfang an ihren geheimen Glauben an die Unmöglichkeit des Unternehmens zu verstehen gibt. Unparteiische Urteile, das von Archenholz und anderer besserer Kenner, bestätigen jedoch diese Meinung nicht. Die Wahrheit ist, daß Friedrich Dresden auf ein Haar beim ersten Angriff genommen hätte. Man sagt, er hätte es am ersten Tage durch

Sturm wirklich nehmen können, daß ihm aber vor dem Gedanken schauderte, das arme Dresden der Erstürmung und Plünderung auszusetzen, und daß er hoffte, es durch Kapitulation zu erhalten.

Eine der raschesten und wütigsten Belagerungen, welche die Geschichte kennt. Sie erfüllte Europa mit Staunen, Erwartung, Bewunderung und Schrecken. Hier muß in aller Kürze darüber berichtet werden. Die wichtigsten Zeitabschnitte, hervorspringenden Punkte der Krisis und einanderfolgenden Entwicklungen dieser Begebenheit werden sie der Phantasie des Lesers hinreichend andeuten.

Es war Donnerstag abend, 10. Juli, als Lacy bei seinem Reichsvolk eintraf und hinter dem Plauenschen Grunde Atem schöpfte. Maguire ist Gouverneur von Dresden. Die Bestürzung der Garnison und der Bevölkerung war groß. Lacy selbst schien es undenkbar, daß Friedrich eine Belagerung von Dresden beabsichtigen sollte. Friedrich steht während jener Nacht jenseits des Flusses in Launs alter uneinnehmbarer Stellung von Reichenberg: ‚Er hat kein Belagerungsgeschütz,‘ denkt Lacy, ‚keine Mittel, keine Zeit.‘

Nichtsdestoweniger erscheint übermorgen, Sonnabend, Hülsen von Schlettau her in unserer Nähe, auf unserer österreichischen Seite des Flusses. Und bei Kaditz drüben eine halbe Stunde unterhalb Dresdens — errichten die Leute des Königs da nicht ihre Pontons? Sie sind auf dem Marsch seit zwei Uhr morgens — wollen offenbar den Fluß überschreiten, wenn nicht, um Dresden zu belagern, so, um uns anzugreifen; was vielleicht schlimmer ist! Wir übertreffen sie an Zahl — aber wie steht es mit unserer Fähigkeit, den Kampf gegen sie zu versuchen? Zweibrück läßt Maguire eine Verstärkung von 10 000 Mann zurück, alle Hilfe und Ermutigung für Maguire, dessen Garnison jetzt 14 000 beträgt. ‚Mut, Exzellenz Maguire! Niemand ist in Belagerungsangelegenheiten geschickter als Sie. Der Feldmarschall und Entsatz werden in aller Eile eintreffen!‘ — Und zieht sich, Lacy und er, an den Saum der Pirnaer Gegend zurück, um dort der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Man meint, Lacy und er würden vielleicht eine Niederlage erlitten haben, wenn sie versucht hätten, Dresden von seiner Not zu befreien. Lacys Befehle waren, unter keinen Umständen sich auf einen Kampf mit Friedrich einzulassen, sondern nur Dresden zu decken. Dresden ohne Kampf zu decken, hat sich als unmöglich erwiesen, und Lacy legt es dem Angriff bloß [1].

‚Bei Kaditz,‘ sagt Mitchell, ‚wo die zweite Schiffsbrücke sehr viel Zeit wegnahm, stand ich neben Seiner Majestät, als die obige Nachricht von General Hülsen gemeldet wurde. Der König war hocherfreut und sagte, indem er sich gegen mich wandte: „Gerade was ich wünschte. Sie haben mir einen sehr langen Marsch erspart“ ‘ (bei Dippoldiswalde herum, ihnen in den Rücken), „indem sie von selbst gegangen sind.“ Und sogleich stieg der König zu Pferde und gab den Befehl, die Armee solle ihm so schnell als möglich folgen [2].‘ Durch Preisnitz, plauenwärts, marschiert die Armee, die West- und Südseite Dresdens umkreisend (ein furchtbares Schauspiel von den Wällen), über den Weißtritzbach und durch den Plauenschen Grund (der zu unserer Bequemlichkeit geräumt ist) und lagert auf der Südostseite Dresdens bei Gruna hinter dem Großen Garten, bereit, ihre Arbeit morgen zu beginnen. Gruna, etwa eine halbe Stunde südöstlich von den Mauern Dresdens, ist während dieser Belagerung das Hauptquartier.

Die Nacht hindurch sind die Preußen beschäftigt, Batterien zu bauen, so gut sie können. Rechtes Belagerungsgeschütz ist noch nicht da, einige gelegentliche Haubitzen und Fünfundzwanzigpfünder, das andere bloße Feldartillerie. Aber, dem sei wie ihm sei, morgen früh soll die Arbeit beginnen. Der Prinz von Holstein (der Neffe des

[1] Tempelhof IV. 65.
[2] Mitchell II. 168.

Holstein-Beck oder ‚Holstein Silbergeschirr', den wir vor langer Zeit aus den Augen verloren) soll von dem anderen Flußufer, wo er bei dem Weißen Hirsch drüben lagert, gleichzeitig die Neustadt beschießen.

Sonntag, den 14., um sechs Uhr morgens begann die Kanonade eifrig auf Holsteins Seite und auf der unseren, aber von unbedeutender Wirkung. Maguire ist zur Übergabe aufgefordert. ‚Will sich' (mit einer solchen Garnison, trotz solches Schreckens am Hofe und anderswo) ‚bis auf den letzten Mann verteidigen.' Truppen vom Freikorps (nicht die von Quintus, der am anderen Flußufer steht)[1], mit Regulären im Rücken marschieren gegen das Pirnaer Tor, werfen Maguires Außenposten hinein und wären beinahe zugleich mit ihnen hineingekommen. Hätten es tun können, sie und ihre Reserve, wie manche glauben, wäre ein Sturm als die empfehlenswerte Methode erschienen.

Vier Tage lang findet eine immer lebhafter werdende Kanonade statt. Neue Batterien werden in dem Woschinska-Garten und an anderen Punkten eröffnet. Preußischerseits sehnt man sich sehr, daß die Magdeburger Artillerie da wäre. Die Preußen setzten inzwischen alles dafür in Bereitschaft (bessern die alten Laufgräben, ‚eine alte, von Maguire selbst in der Anti-Schmettauer Zeit gegrabene Schanze', aus; diese werden gut zu gebrauchen sein). Die Preußen verstärken Holstein bei dem Weißen Hirsch, schlagen eine neue Brücke nach ihm hinüber und sind Tag und Nacht geschäftig. Auch Maguire ist sehr eifrig, Widerstand zu leisten und Vorbereitungen zu treffen. Am Donnerstag dämmt er den Weistritzbach ab (ein Damm war schon lange fertig und brauchte bloß geschlossen zu werden) und setzt die ganze Südseite Dresdens unter Wasser. Es gibt viele Gerüchte über Daun. Daß er kommt, daß er nicht kommt. Kommen muß er gewiß, aber möglicherweise wird er langsam dabei zu Werke gehen.

Donnerstag, den 18. Freude für jedes preußische Herz! Die schweren Kanonen von Magdeburg sind da. Sie sind jedenfalls gekommen. Die Lafettenwände sind für sie in völliger Bereitschaft, und nun kann die Kanonade im Ernst anfangen, was denn auch geschieht. Gegenüber Mitchell und vielleicht auch anderen Personen ‚erklärt der König von Preußen, er wird jetzt in wenigen Tagen Herr der Stadt sein. Und die Aufstellung seiner Truppen am anderen Flußufer bezweckt nicht allein den Angriff auf Dresden von jener Seite her' (und seine eigene Verteidigung gegen Daun), ‚sondern auch die Verhinderung des Abzugs der Garnison'. ... ‚Heute morgen, Donnerstag, den 18., wurde die Pirnaer Vorstadt, die eine Straße, welche noch davon übrig war, durch Maguire in Brand gesteckt und aus dem Wege gebrannt, wie es mit den anderen geschehen. Viele der bedauernswerten Einwohner waren in unser Lager geflohen. Quartiert sie in Plauen ein, dort wird nicht gekämpft, ruhige künstliche Wasserflächen sind statt dessen dort. Viele denken, daß die Stadt nicht genommen werden oder daß jedenfalls ihre Einnahme teuer zu stehen kommen wird — so entschlossen scheint Maguire[2].' Und in der Tat wurde die Belagerung von diesem Tage an ganz wütig und nicht das allein, sondern auch feurig. Und obgleich sie in dieser heftigen Weise nur vier oder höchstens sieben Tage länger dauerte, hätte sie Dresden beinahe vom Antlitz der Erde vertilgt.

Freitag, den 19., fand Maguire, dem diese neuen preußischen Geschütze heute morgen ans Herz griffen, es für gut, einige neue Kanonen auf dem Bleidach der Kreuzkirche (einer protestantischen Hochkirche, wo wir vordem Friedrich mehr als einmal dem Quasi-Gottesdienst beiwohnen sahen) aufzupflanzen. D. h. auf der Höhe Dresdens, von wo man Friedrichs Laufgräben und Operationen auf den Grund sehen kann. Andere sagen, daß es nur zwei oder drei alte sächsische Kanonen waren, welche dort stehen, um an Galatagen zu feuern, und daß sie kaum mehr als einmal gegen

[1] Tempelhof IV. 67.
[2] Mitchell III. 170, 171.

Friedrich feuerten. Ganz gewiß ist dies eine der wünschenswertesten Batteriestationen — wenn Friedrich sie nur in Ruhe lassen will. Doch er will dies auch nicht für einen Augenblick, sondern richtet furchtbare Haubitzen dagegen, Kanonenkugeln, Granaten, und begräbt sie in Zerstörung und die arme Kreuzkirche mit ihr. Die Kirche steht schnell in Flammen. Straße auf Straße lodert ringsum wieder und wieder während der nächsten achtundvierzig Stunden auf. Das unglückliche Dresden ist fortan zwei Tage und Nächte hindurch ein großer Vulkan. ‚Aus Versehen alles das und ohne meinen Befehl', sagt Friedrich einmal — mit Bezug, wie mir scheint, auf die Kreuzkirche und vielleicht mit dem Wunsche, es auf das Bombardement überhaupt beziehen zu können [1] — obgleich ihm trotzdem von einer erschreckten Welt da draußen die Hauptverantwortlichkeit für die Sache zugeschrieben wurde und wird.

An diesem Morgen, demselben Freitag, den 19., wird Dauns Ankunft gemeldet. Seine Vorhut soll in Schönfeld sein, drüben im Lande der Dürren Buhle. Was Friedrich, der zum Kundschaften ausreitet, unbestreitbar tragisch findet. ‚Gewiß, da ist er. Nur eine Meile von Holsteins Stellung am Weißen Hirsch und kein Fluß zwischen ihnen — wie die Krähe fliegt, kaum eine Meile von unserem eigenen Lager. Vielleicht wird es noch einige Tage dauern, ehe er etwas unternimmt.' So daß Friedrich nur um so mehr bei seiner Beschießung beharrt. ‚Durch Feuerqualen denn! Die bombardierten Königlichen Hoheiten mögen Maguire bestürmen, und Maguire mag nachgeben. — Es ist die einzige Möglichkeit, die uns noch bleibt, und siegen wollen und müssen wir!' Grausam, sagt ihr? — Ach, ja doch, grausam genug, nichts weniger als barmherzig. Friedrichs Gemüt, finde ich, ist zu dieser Zeit in keiner heiteren Stimmung, sondern in einer finsteren und zornigen, fast zur Verzweiflung gestachelt durch die Schläge und Pfeile eines ungerechten Schicksals. ‚Vorwärts sage ich! Wenn jeder Wunder tun will, kann es uns vielleicht doch noch gelingen, dem Schicksal zum Trotz?' Mitchell bedauert es sehr, aber will diese unerbittlichen Kriegsereignisse vergessen und vergeben.

‚Ich kann nicht ohne Entsetzen an das Bombardement von Dresden denken,' sagt er; ‚noch auch an viele andere Dinge, die ich gesehen habe. Mißgeschicke verbittern natürlich das Temperament der Menschen' (selbst königlicher Menschen), ‚und wenn sie lange, ohne Unterbrechung anhalten, löschen sie zuletzt die Menschlichkeit aus.' ‚Wir befinden uns jetzt in einer höchst kritischen und gefährlichen Lage, welche nicht lange dauern kann. Ein glückliches, beinahe einem Wunder gleiches Ereignis kann noch alles retten. Aber die außerordentliche Vorsicht und Umsicht Marschall Dauns — [2]!'

Wenn Daun schnell sein und dem Elend Dresdens ein Ende machen könnte, so würde Dresden ihm gewiß sehr verbunden sein. Aber es währte noch zehn Tage nach jenem Vorfall mit der Kreuzkirche, ehe Dresden ganz von seiner Belagerung befreit wurde. Daun war nie ein schneller Mann. Durch eine Art Zufall gelang es ihm, Holstein in jener ersten Nacht über den Fluß zurückzudrängen — nicht zu vernichten, was leicht tunlich war, sondern aus seinem Wege fortzudrängen. Hierdurch ist die Nordseite Dresdens jetzt offen und Dauns Verbindung mit Maguire hergestellt.

Maguire geriet hierauf in eine schön gehobene Stimmung, versuchte verschiedene Dinge und wünschte, Daun möge welche versuchen, aber mit so gut als gar keinem Erfolg. Zwei ganze Tage nach Holsteins Abzug saß Daun auf seinem sichern nördlichen Ufer still, ohne sich mit irgend etwas

[1] Schöning II. 361: „An Prinz Heinrich in Gießen" (in der Frankfurter Gegend), „23. Juli 1760."
[2] Mitchell II. 184, 185.

zu beschäftigen, außer mit seinen eigenen Zögerungen und Untersuchungen, und überließ das Bombardement oder die Kanonade sich selbst. Einen Versuch machte er im Einverständnis mit Maguire (in der Nacht vom Montag, dem 21.) und nur einen Versuch ernster Art, der, wie alles andere, keinen Erfolg hatte und nicht der Erwähnung wert sein würde — wäre es nicht um des armen Regiments Bernburg willen, da Bernburg infolge davon in eine eigentümliche Lage geriet.

„Dieser Versuch" (in der Nacht vom 21.—22. Juli) „war ein kombinierter Ausfall und Angriff — ein Ausfall von Maguires Leuten, unter Anführung eines Generals Nugent, von der Süd- oder plauenschen Seite von Dresden und ein Angriff durch 4000 Daunsche Truppen von der Nordseite — auf Friedrichs Laufgräben. Man beabsichtigt in dieser doppelten Weise gegen dieselben loszubrechen und sie zu säubern, wie zu erwarten ist. Friedrich jedoch bemerkte die Anzeichen und hatte Truppen in Bereitschaft — hatte besonders das Regiment Bernburg, das erste und zweite Bataillon, bis dahin ein untadelhaftes Regiment.

Bernburg fällt demnach, als General Nugent von Süden in seine Laufgräben eindringt, herzhaft über General Nugent her, wirft ihn zurück und macht 200 Gefangene, darunter Nugent selbst" (der für das Auge des Unternehmens angesehen wird, viele hundert andere wert in dieser Nacht). „Alles dies tut Bernburg in seiner gewöhnlichen tüchtigen Art, wie von ihm erwartet wird. Aber nachher oder inzwischen, als Dauns Truppen von Norden hereinbrachen, im Verhältnis von etwa vier zu eins, Norden und Süden zusammengenommen, blickte Bernburg sich nach Hilfe um und mußte, da es keine sah, nach mehr oder weniger Kampf sich zurückziehen als ein besiegtes Bernburg — während die Österreicher die Batterie nahmen und eine Zeitlang die Oberhand daselbst hatten. Bis Wedell oder sonst jemand mit frischen Bataillonen herbeikam und, Bernburg um sich sammelnd, die Batterie zurückeroberte und die Österreicher mit einem schweren Verlust an Gefangenen hinaustrieb [1].

Ich habe nicht gehört, daß Bernburgs Benehmen den geringsten billigen Tadel verdiente. Aber Friedrichs Sinn ist um diese Zeit strenge. Er verlangt von jedermann Wunder. ‚Du ausreißerisches Bernburg, Schande über dich!' — und beraubt sie wirklich ihrer Säbel und schneidet ihnen die Huttressen ab. ‚Das habt ihr davon!' Was ein Staunen in der preußischen Armee hervorrief, wie man es selten gesehen; und Bernburg beinah zur Verzweiflung brachte und das Herz brach — auf eine Weise, die keineswegs lächerlich für mich ist, sondern schön und ergreifend. Es war viel Gerede darüber, jetzt und lange nachher, in militärischen Kreisen. Der Kummer dieser armen Bernburger, ihre verzweifelten Anstrengungen, diesen Flecken abzuwaschen, ihr wirkliches Abwaschen desselben nicht viele Wochen darauf und ihre prächtige Freude bei der Gelegenheit — das ist der eine auszeichnende Punkt in Dauns Entsatz von Dresden, der übrigens eine äußerst verzögerte, langwierige Sache war."

Daun baute drei Brücken — eine breite steinerne hatte er schon — aber tat wenig oder nichts damit und ging selbst nie hinüber. Schickte nur nächtliche Pandurenhaufen aus und befahl Lacy und dem Reichsvolk, dasselbe zu tun und die Nachtruhe seines Feindes zu stören. Er machte drohende Bewegungen, eine wenigstens flußabwärts, an seinem eigenen Ufer gegen Friedrichs Munitionsboote von Torgau und fing in der Tat mehrere derselben auf, was ein Erfolg war. Aber mit Ausnahme hiervon und unklarer Trompetenstöße nach Pandurenart überließ er Friedrich sich selber.

Friedrich setzte sein Bombardement einige Tage länger fort, kanonierte

[1] Tempelhof IV. 79.

aus einer größeren oder geringeren Zahl von Batterien noch acht oder ich glaube zehn Tage länger. Angriffe Launs sollten bald auf dieser Seite, bald auf jener stattfinden; es gab viele Gerüchte von Angriffen, aber mit einer einzigen Ausnahme (mitternächtliche Panduren machten einen Versuch gegen des Königs Quartier, „ein Meierhaus bei Gruna", brachten aber zu ihrem Erstaunen die ganze preußische Armee „innerhalb drei Minuten" in Bewegung[1]) blieb es bei den Gerüchten. Um seine Belagerungslinien zu hüten, muß Friedrich seine Stellung ändern und seine Front bald nach dieser Seite kehren, bald nach jener; „wird immer um Mitternacht gerufen" (gegen jene nächtlichen Störungen) und „legt seine Kleider nie ab". Trotzdem setzt er sein Bombardement und dann seine Kanonade fort, solange es ihm gut dünkt, was, glaube ich, bis zum 26. ist. Seine „Prell-Batterie", die gegen Maguires Truppen gute Wirkung tut, aber harmlos ist gegen Dresden, ließ er noch drei Tage länger spielen; indes er seine Bagage in der Gegend von Plauen sammelt und seine Anordnungen in Meißen macht. Der Abmarsch erfolgte nicht vor der Nacht vom 29. Juli. Ganz ruhig; kein Daun oder Österreicher belästigte ihn im mindesten. Seine Schildwachen selbst machten bis zum Tagesanbruch in den Laufgräben ihre Runde, worauf auch sie, unbelästigt, meißenwärts abmarschierten.

Der unglückliche Friedrich hat also gegen Dresden nichts ausrichten können. Nach solch einem Juni und Juli, seitdem er das Meißener Land verließ. Nach all diesem verwickelten Manövrieren, heißen, feurigen Märschen und übermenschlichen Anstrengungen kehrt er nun in das Meißener Land zurück, ärmer, als wenn er dort geblieben wäre. Fouqué verloren, Glatz unentsetzt, ja, gerade vor seinem Abmarsch, was ist das für eine neue Erscheinung? Soll das heißen „glückliche Reise für euch"? Gegen Sonnenuntergang am 29. erhebt sich überschwängliches Freudenfeuern weit und breit aus den gewöhnlich ruhigen österreichischen Linien, „bedeutet noch einmal was?" Bedeutet, daß Glatz verloren ist, Ew. Majestät! Daß, statt einer Belagerung von vielen Wochen (die man hätte erwarten können, wäre Fouqué Kommandant gewesen), es unter Fouqués Zweitkommandierenden nur wenige Stunden ausgehalten hat und ohne Rettung verloren ist! Sicher, obschon unglaublich. Ein unfähiger Kommandant, eine verräterische Besatzung (größtenteils österreichische Ausreißer) unter dem Einfluß verstohlener Jesuiten. Es nützt nichts zu fragen: Was? Hier ist die traurige Geschichte in gedrängter Form:

Eroberung von Glatz (26. Juli 1760).

Loudon ist ein schneller Mann, wenn man ihm freien Spielraum läßt, aber die zügelnde Hand Launs liegt oft schwer auf ihm. Loudon hat Glatz seit dem 7. Juni

[1] Archenholz II. 81 (der sehr lebendig erzählt, aber nicht datiert); Rödenbeck II. 24 (zitiert einen ähnlichen Bericht von einem anderen Augenzeugen und vermutet, daß es die Nacht vom 22.—23. Juli ist).

eingeschlossen; seit dem 23. Juni hat er Fouqué vernichtet und freie Hand für eine Belagerung von Glatz. Aber mußte sich in der Zwischenzeit derselben ganz enthalten und bei Landeshut ein Lager beziehen zur Unterstützung Dauns und jenes schwerfüßigen Galopp Dauns, welcher dann folgte; umhermarschieren und manövrieren: kurz, erst als Friedrich gegen Dresden rückte, konnte das Belagerungsgeschütz von Olmütz nach Glatz befohlen werden. Erst zwei Wochen später konnte das Geschütz eintreffen, und trotz der größten Eilfertigkeit Loudons konnten die Batterien nicht vor Tagesanbruch am 26. Juli ihr Feuer eröffnen. So groß war Loudons Schnelligkeit und gutes Glück, und so fleißig waren die Jesuiten während jener sieben Wochen gewesen, daß hierauf die ‚Belagerung', wie man es nennt, in weniger als sieben Stunden vorüber war.

Ein Oberst D'O. (von Geburt ein Piemontese, ein unfähiger Mensch, dem wilden Trenck während seiner Haft dort bekannt) war Kommandant von Glatz und hielt die Hauptfestung; denn es sind zwei da, eine auf jeder Seite der Neiße. Der Zweitkommandierende war ein Oberst Quadt, ein Preuße von Geburt, auch er allem Anschein nach nicht sehr fähig. Er befehligte in der alten Festung, um welche die Stadt Glatz liegt, eine kleine Stadt, übervoll von Jesuiten; deren Jungfrau, wenn die Leser sich erinnern, Friedrich einmal mit einem Kleide beschenkte, ohne ihr großen Eindruck damit zu machen, wie es scheint. Die Quadt-D'O.sche Besatzung betrug 2400 Mann und war, wenn die Erzählungen wahr sind, während jener sieben Wochen gut bejesuitet worden [1]. Am 26. Juli, um 4 Uhr morgens, fing die Beschießung Quadts an. Quadt, will ich glauben, erwiderte darauf so gut er konnte, besonders von einer gewissen pfeilförmigen Schanze aus" (oder Flèche), „die für ihn hätte wichtig sein sollen. Nach vier- oder fünfstündiger Kanonade trat auf beiden Seiten eine Pause ein, als hätten beide Parteien beschlossen, zu frühstücken, ehe sie weitergingen.

Quadts Festung ist sehr stark, meist aus dem Felsen gehauen, und er hat jenes wichtige Außenwerk Flèche, welches sich vortrefflich zum Beschießen eignet, da es sich weit über die Ebenen hinaus erhebt und außerdem, weil es wie alles andere aus Felsen besteht und sehr leicht zu verteidigen ist. Loudons Truppen finden diese Flèche, als sie hineinsehen, nachlässig bewacht. Quadt ist beim Frühstück, scheint es. Sie schicken sofort an Harsch, den Führer der Belagerung, und sogar an Loudon, den Oberfeldherrn. Nachlässig bewacht, gewiß, nichts in der Flèche als ein paar Schildwachen, die sich in horizontaler Lage nach einer solchen Morgenarbeit ungesetzlich ausruhen. ‚Nehmt mir das', befiehlt Loudon eifrig, ‚und haltet es mir fest!' Dies geschieht; zwei von euren Bataillonen brauchen nur leise hinein zu marschieren und festzuzupacken. Der unfähige Quadt stürzt (in welcher Aufregung, kann man sich denken) herbei, um seine Flèche zurückzuerobern, aber verfällt statt dessen in völlige Anarchie, da ganze Kompanien ihre Waffen den Offizieren vor die Füße werfen und dergleichen. So daß Quadt völlig wieder zurückgetrieben wird, während die Österreicher mit ihm eindringen und die Trommeln geschlagen werden müssen — welchem Beispiel D'O. ungefähr eine Stunde später folgt, sogar ohne Kapitulation. Gab es je eine solche Verteidigung? Major Unruh, einer von einer kleinen Minderheit, war ein Preuße und fest. Hier ist Unruhs persönlicher Bericht — wahrscheinlich seine Zeugenaussage bei D'O.s Prozeß und jetzt so ziemlich das einzige über diesen Gegenstand, was sich noch der Mühe des Lesens verlohnt.

Major Unruh bezeugt: ‚Um vier Uhr morgens, 26. Juli 1760, fing der Feind an, die alte Festung' (die Quadts) ‚zu beschießen; und gegen neun Uhr erhielt ich den Befehl, die Enveloppe von den Österreichern zu säubern. Gerade als ich bis an das Dammtor gekommen war, wurde Halt gerufen. Ich fragte den Kommandanten, der hinter mir war, nach welcher Seite ich marschieren solle, gegen das Kronwerk oder gegen die Enveloppe. Nach erhaltener Ordre, auf die letztere zu marschieren, fand ich, als ich dahin kam, nichts als am Feldtor einen österreichischen Oberstleutnant mit

[1] Oeuvres de Frédéric V. 55.

einiger Mannschaft. Dieser rief mir zu, es wäre Schamade geschlagen und ich sollte mich nicht unglücklich machen. Ich bot ihm Pardon an, nahm ihn wirklich mit zwanzig seiner besten Leute gefangen und schickte ihn zum Kommandanten, dem ich sagen ließ, er sollte mir nur den Rücken frei halten oder Verstärkung schicken. Ich schoß dem Feinde viele Leute tot, jagte ihn vom Feldtore und sowohl aus der Enveloppe als aus der Kranich-Schanze' (das ist die Flèche selbst, nur sind die meisten Österreicher jetzt nicht dort, sondern hindurch, in das Innere marschiert!). — ‚Als ich zurück und ans Feldtor kam, hatte der Kommnadant während der Zeit nochmals Schamade schlagen lassen. Es marschierten zwei Bataillone von Andlau ins Feldtor ein. Ich mußte mich gefangengeben und ward zum General Loudon gebracht, der mich fragte, ob ich keine Kriegssitte verstände, daß ich nach geschlagener Schamade feuern lasse? Ich antwortete in der Hitze, ich hätte von keiner Schamade gewußt; ob Bärenhäuterei oder Verräterei vorgegangen, wüßte ich nicht. Loudon antwortete, ich wäre wert, daß er mir den Kopf vor die Füße legen ließe, und er sei nicht hier, um des einen Bravour und des anderen Bärenhäuterei zu untersuchen [1].' Ein auflodernder Loudon, wenn er in Feuer gerät.

Nach dem Frieden wurde D'O. vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn zum Tode verurteilte, was Friedrich in lebenslängliches Gefängnis verwandelte. ‚Vielleicht kein Verräter, nur ein Dummkopf', dachte Friedrich. Er war von Fouqué für seinen Posten empfohlen worden. Was Trenck sonst von ihm schreibt, sind meistens Lügen.

So ist der südliche Schlüssel von Schlesien (einer der zwei südlichen Schlüssel, von denen Neiße der andere ist) zum erstenmal für Friedrich verloren, und Loudon wird sich dies sehr wahrscheinlich zunutze machen. „Soll uns denn absolut nichts gelingen?" Nichts, so scheint es, Ew. Majestät. Niederdrückendere Nachrichten hatte Friedrich kaum je erhalten. Aber es gibt keine Hilfe dafür. Auch dies muß er, so gut es eben geht, mit in das Meißener Land hinnehmen. Vollständig erfolglos, auf allen Seiten geschlagen. Ist denn menschliches Talent, Anstrengung und Beharrlichkeit nichts als ein Blitz, der in den serbonischen Sumpf einschlägt? Schlagen Sie jedenfalls bis zuletzt ein, Majestät, lassen Sie das sicher bleiben, wie es ist und gewesen ist. Das ist immer etwas, das ist immer etwas Großes.

Friedrich beabsichtigt keinen Halt in jenen Meißener Gegenden. Am 30. Juli auf seinem Marsche nach Norden entsendet er Hülsen mit den alten 10 000, um wie zuvor bei Schlettau ein Lager zu beziehen und sein Bestes zu tun für die Verteidigung Sachsens gegen die zahlreichen aber unfähigen Reichsvölker. Er selbst marschiert am folgenden Tage, Meißen etwas rechts liegenlassend, nach Schieritz, einige Meilen weiter abwärts in der Absicht, dort die Elbe zu überschreiten und, ohne eine Stunde zu verlieren, nach Schlesien zu eilen. Grund genug zur Eile dorthin, mehr Grund, als selbst Friedrich glaubt. Gestern, am 30. Juli, ist Loudons Vorhut zur Einschließung Breslaus angelangt und heute Loudon selbst, obschon Friedrich während der nächsten Woche oder noch länger nichts von dieser gefährlichen Begebenheit hörte, nichts davon ahnte.

Soltikofs und Loudons vereinte Absichten gegen Schlesien hat er diese ganze Zeit über sehr wohl gekannt und hat Prinz Heinrich deshalb be-

[1] Seyfarth II. 652.

ständig wiewohl ohne Erfolg gemahnt, nur immer hoffend, daß seitens dieser uneinigen Verbündeten keine sehr schnellen Bewegungen stattfinden würden. Nun da das Gegenteil sichtbar ist und in der Tat den ganzen Sommer hindurch, sind Friedrichs Empfindungen in bezug auf die Soltikof-Loudonsche Angelegenheit und die Fouqué-Heinrichsche Art und Weise, sie zu behandeln, peinlich genug gewesen und werden es immer mehr. Der vorsichtige Heinrich wollte nie den kleinsten Angriff auf Soltikof machen, sondern ihn bloß fortwährend beobachten. Was soll am Ende daraus werden? fragt Friedrich immer. „Konzentriert euch; fallt über die Russen her, so lange ihre Streitkräfte getrennt sind!" — und ist sehr übel zufrieden mit dem schlaffen Verfahren dort. Ebenso wie der Prinz es ist mit solchen Vorwürfen oder angedeuteten Vorwürfen wegen besagter Schlaffheit. Auch bessert es seine Stimmung nicht, wenn des Königs üble Prophezeiungen wahr werden. Wohin ist es gekommen? Es ist der Mühe wert, diese Briefe des Königs und des Prinzen zu lesen. Wenn man es bei der Verworrenheit Schönings, eines etwas überschwänglichen, mehr lauten als klaren Mannes, zustande bringt — so merkwürdig ist die Privatunterhaltung, die zu allen Zeiten im Hintergrund der Bühne zwischen den Brüdern stattfindet. Eine kurze Probe aus den eben verflossenen Juni- und Julimonaten, eine aus jener endlosen, verworrenen Redeflut Schönings sorgfältig destillierte und lesbar gemachte Probe wird der Leser sich gefallen lassen.

Unterhaltung Friedrichs und Heinrichs (aus ihrer Privatkorrespondenz, 7. Juni bis 29. Juli 1760).

Friedrich (7. Juni, vor seinem ersten Elbübergang. Heinrich in Sagan, er in Schlettau, die Wüste verhängnisvoller Wahrscheinlichkeiten überblickend). — — „Peinliche Lage? Unzweifelhaft!" ‚Ich gestehe, daß die Umstände, worin wir beide uns befinden, ganz geeignet sind, mir drei- oder viermal täglich den Kopf schwindlig zu machen.' „Loudon hat es auf Neiße abgesehen; glauben Sie nicht auch? Fouqué ist vollständig im Irrtum." — ‚Es bleibt einem nichts übrig, als achtzugeben, wo die Wahrscheinlichkeit des größten Mißgeschicks liegt und sich mit aller Kraft dorthin zu werfen.'

Heinrich. — — ‚Ich gestehe, daß ich große Besorgnis um Kolberg hege.' — „Soll nicht jemand dorthin eilen? Die Russen, die ersten 8000 von ihnen, sind angekommen, erreichten unter Fermor Posen, 1. Juni. So schreibt mir der Kommandant von Glogau. (Lesen Sie die Einlage.)"

Friedrich (9. Juni). „Der Kommandant von Glogau schreibt Unmögliches. Die Russen befinden sich noch nicht auf dem Marsche, werden nicht marschieren, ehe mehr als eine Woche verflossen ist."

‚Ich überschreite die Elbe am 15. Ich bin gezwungen, etwas Entscheidendes zu unternehmen und den Rest dem Zufall zu überlassen. Verzweifelte Krankheiten fordern verzweifelte Heilmittel. Mein Lager ist nicht auf Rosen. Der Himmel helfe uns; denn menschliche Klugheit ist einer so grausamen und verzweifelten Lage, wie der unseren, nicht gewachsen [1].'

Heinrich. „Hm, hm, ha!" (Nichts als sorgfältig gesammelte Gerüchte und daraus abgeleitete weitläufige Mutmaßungen von seiten Heinrichs; gespannteste Untersuchung der Hühnereingeweide — kaum je ohne Schütteln des Kopfes.)

[1] Schöning II. 313 („Lager in Meißen, 7. Juni 1760"; ebend. II. 317: „9. Juni").

Friedrich (26. Juni, er hat von Fouqués Niederlage gehört). — — ‚Gestern wurde mir das Herz zerrissen‘ (die Landeshuter Nachricht von Fouqués Vernichtung dort), ‚und ich war in zu trüber Stimmung, um Ihnen einen vernünftigen Brief schreiben zu können. Aber heute, nachdem ich wieder etwas zu mir selbst gekommen bin, will ich Ihnen meine Gedanken mitteilen. Nach dem, was Fouqué zugestoßen ist, kann man nicht mehr zweifeln, daß Loudons Pläne auf Breslau gerichtet sind.‘ (Zuerst hat er es auf Glatz abgesehen.) ‚Unsere große Aufgabe, zumal wenn auch die Russen sich dorthin wenden, wird daher sein, jene Hauptstadt von Schlesien zu retten. Die Türken müssen gewiß in Bewegung sein. — Wenn sie es sind, sind wir gerettet, wenn nicht, sind wir verloren. Heute habe ich dies Lager von Dobritz bezogen, um mehr gesammelt und imstande zu sein, gut zu fechten, sollten die Umstände dies erheischen und falls alles, was mir über die Türken gesagt und geschrieben wird, wahr ist‘ (was es durchaus nicht war), ‚Nutzen daraus ziehen zu können, wenn die Zeit kommt[1]!‘

Heinrich (gleichzeitig, 26. Juni. Heinrich ist von Sagan aufgebrochen, hat Frankfurt passiert und sich in Landsberg festgesetzt, wo er während des Restes der Unterhaltung bleibt). — — „Tottleben, der mit seinen Kosaken hier herumstreift, hat eine Schlappe von uns erlitten — aber bei weitem keine hinreichende.“ ‚Allen meinen Nachrichten zufolge ist Soltikof mit der russischen Hauptarmee auf dem Marsche nach Posen. Die anderen Gerüchte und Symptome weisen übereinstimmend auf ein abgesondertes Korps unter Fermor hin, der sich mit Tottleben vereinigen und Kolberg belagern soll. Wenn diese beiden Korps, das Kolberger und das Posener, im Einverständnis handeln, wird die Schwierigkeit meiner Lage sehr groß sein.‘ — — ‚Ich habe eben Nachricht erhalten von dem, was General Fouqué zugestoßen ist. Vor diesem Schlage standen Ihre Angelegenheiten verzweifelt genug. Jetzt sehe ich nur zu klar, worauf wir uns gefaßt machen müssen[2].‘ (Wie tröstlich!)

Friedrich. ‚Wollte Gott, Ihre Gebete für die schnelle Einnahme von Dresden wären erhört worden; aber unglücklicherweise muß ich Ihnen sagen, daß dies Unternehmen mir fehlgeschlagen ist.‘ — — ‚Dresden ist in Asche gelegt, der dritte Teil der Altstadt liegt verbrannt da — gegen meine Absichten. Meine Befehle waren, die Stadt zu schonen und die Artillerie gegen die Befestigungswerke spielen zu lassen. Mein Minister Graf von Fink wird Ihnen mitgeteilt haben, wie es kam, daß sie in Brand geriet[3].‘

Heinrich (26. Juli, es ist mit der Belagerung von Dresden schief gegangen). — — ‚Ich soll die Russen von Frankfurt fernhalten, Glogau decken und eine Belagerung von Breslau verhindern! Das alles zusammen ist eine überwältigende Aufgabe, die ich von Herzen gern jemandem überlassen will, der befähigter dazu ist als ich[4].‘

Friedrich (29. Juli, verläßt in dieser Nacht die Laufgräben von Dresden). — — ‚Ich habe mit Schmerz gesehen, daß Sie sich alles von der schwarzen Seite vorstellen. Ich bitte Sie in Gottes Namen, mein teuerster Bruder, die Dinge nicht in ihrer schwärzesten und schlimmsten Gestalt aufzufassen. — Das ist es, was Ihren Geist mit einer Unschlüssigkeit erfüllt, die so beklagenswert ist. Fassen Sie lieber einen Entschluß, was für ein Entschluß es auch sein möge, aber beharren Sie dabei und führen ihn aus mit Ihrer ganzen Kraft. Ich beschwöre Sie, zu einem festen Entschlusse zu kommen, lieber zu einem schlechten als zu gar keinem.‘ — — ‚Was menschenmöglich ist, will ich tun. Weder an Sorgfalt noch an Erwägung noch an Anstrengung soll es fehlen, um den Erfolg meiner Pläne zu sichern. Das übrige hängt von den Umständen ab. Inmitten einer solchen Zahl von Feinden kann man nicht immer tun, was man will, sondern muß *sie* es vorschreiben lassen[5].‘

[1] Schöning II. 341 („Groß-Dobritz, 26. Juni 1760“).
[2] Ebend. II. 339 („Landsberg, 26. Juni 1760“).
[3] Ebend. II. 361 („2.—3. Juli“).
[4] Ebend. II. 369—371 („Landsberg, 26. Juli“).
[5] Ebend. II. 370—372 („Leubnitz, vor Dresden, 29. Juli 1760“).

Ein unbequemer kleiner Herr, aber voller Talent, wenn man nur versteht, es zum Guten anzuwenden. Hier ist eine hübsche Stelle von ihm, welche allem Obigen hätte voranstehen und als Vorwort dazu dienen können, ein Blick auf Sanssouci, den er hatte, kurz ehe er jene dunklen Märsche und zaudernden Unternehmungen begann. Heinrich schreibt in Torgau, 26. April, gerade nach seiner Rückkehr von Berlin und seinem Abschied von seinen Freunden:

„Ich beabsichtige, übermorgen zu marschieren. Ich habe Verabredungen getroffen mit General Fouqué." (Hinsichtlich jener langen feingesponnenen Postenkette, die solche Dienste leisten soll?) „Die schwarzen Husaren können nicht vor morgen hier eintreffen, sonst würde ich einen Tag früher marschiert sein. Mein Bruder" (der arme kleine kranke Ferdinand) „trug mir auf, ihn zu Ihren Füßen zu legen. Ich fand ihn noch schwächer und magerer als sonst. Auf meinem Rückwege hierher, vorgestern kam ich durch Potsdam. Ich ging nach Sanssouci." (24. April 1760) „Alles ist dort grün, der Garten schöner geworden und, wie mir schien, in vortrefflichem Stande. Obgleich diese Einzelheiten Sie gegenwärtig nicht interessieren können, glaubte ich doch, es würde Ihnen einen Augenblick Freude machen, davon zu hören[1]!" Oh, wohl! Alles ist so grün und gesegnet stille dort. Ein Blick in das verlorene Paradies, ja es selbst auf einen Augenblick in weiter Ferne sichtbar, während man auf solche Weise mit den unaufhörlichen, zerstörenden Winden dahinwirbelt! —

Endlich ist hier von einem fernen Teile des Kriegstheaters eine andere Notiz, die wir lesen wollen, während Friedrich in Schieritz ist. Kein anderer Ort ist geeigneter dazu, da sogar das Datum, das Hauptdatum (31. Juli), gleichzeitig ist mit Schieritz.

Herzog Ferdinands Schlacht bei Warburg (31. Juli 1760).

Herzog Ferdinand hat seinen schwierigen Feldzug eröffnet und hat — gerade während jene Belagerung von Dresden aufloderte und endete — besonders drei scharfe Gefechte darin gehabt, welche damals in den Zeitungen viel Lärm machten. Drei ehemals berühmte Unternehmungen, die wider Erwarten geringe oder gar keine Folgen hatten und jetzt so gut wie vergessen sind, so daß ihre bloße Aufzählung so ziemlich alles ist, was wir uns hier erlauben dürfen. Pitt hat 7000 neue Engländer geliefert für diesen Feldzug. Alles in allem sind jetzt 20 000 Engländer da, und Herzog Ferdinands Heer ist auf 70 000 angewachsen. Gewiß unter guten Vorbedeutungen, denkt Pitt, und noch mehr denken dies die Zeitungsschreiber, indem sie nach dem Anschein urteilen. Ja, aber wenn Broglio 130 000 hat, was dann? Broglio ist zwei gegen einen und hat sich schon früher als ein bedeutender Feldherr erwiesen.

Das erste Gefecht ist das von Korbach (10. Juli). Für Broglio nämlich, der (zu Ferdinands großem Unwillen gegen den dort kommandierenden General Imhof) den Fluß Ohm in Hessen überschritten hat und vorwärtsstürmt, um sich des Diemel-Flusses zu bemächtigen und Hannover zu bedrohen, für Broglio mit verschiedenen

[1] Schöning II. 263 („Torgau, 26. April 1760").

einander folgenden Abteilungen bei einem gewissen ‚Paß von Korbach‘ gegen den Erbprinzen von Braunschweig, der ihn dort mit einer guten Abteilung erwartet und der die Broglioschen Abteilungen eine nach der anderen aufs schönste zurückwirft. Aber nicht die ganze Brogliosche Armee zurückwerfen kann, die in Abteilungen jene Straße marschiert und retirieren muß mit dem Rücken voran, allerdings mit Verlust, aber doch auf schöne und tapfere Weise[1]. Das ist die Schlacht von Korbach, geschlagen am 10. Juli, während Lacy durch Dresden flutete, dem Plauenschen Grunde zukeuchend, wo er endlich sicher zu sein hoffte.

Das zweite Gefecht (16. Juli) war eine Art Rache seitens des Erbprinzen. Die Affäre von Emsdorf, sechs Tage später in derselben Nachbarschaft. Auch schön, sagten die Zeitungsschreiber, aber, was die Folgen anging, noch unerheblicher. Über eine ansehnliche französische Brigade benachrichtigt, die nicht weit davon bei jenem Dorfe Emsdorf postiert ist, um Broglios Proviantwagen zu decken, eilt der ungehaltene Erbprinz dorthin, leichtfüßig — hauptsächlich englische Reiterei und Bergschotten, die bei Sommerwetter einen tüchtigen freien Schritt haben. Stürmt ein auf besagte Brigade (Beauffremont-Dragoner und andere auserwählte Leute), die fest zur Verteidigung stand, aber auf erstaunliche Art bis zum letzten Mann, nach einem wütenden Kampf in Stücke gehauen und gleichsam in der Tasche mit heimgebracht wurde. Zur Bewunderung der militärischen Kreise, besonders der Regimentsstuben und der jüngeren Leute. ‚Elliots leichte Reiterei‘ (ein Teil der neuen 7000), ‚was für ein Regiment! Von beispielloser Kampfbegier und Kühnheit im Gefecht. Verlor 125 Tote‘, in der Tat, der Verlust fiel hauptsächlich auf Elliot[2]. Auch die Bergschotten — ich glaube es war hier, wo diese aufgeschürzten Gesellen, die mit so tüchtigen Schritten marschiert waren, ‚meist heim geritten kamen‘. Die armen Beauffremont-Dragoner waren ganz in Stücke gehauen oder als Gefangene beigebracht, und ihre Pferde wurden auf so unerwartete Weise geritten. Aber wir brauchen nicht zu verweilen — kaum selbst bei Warburg, wo das dritte und größte Gefecht stattfand, ein Ort, der noch denkwürdige Punkte hat, obgleich auch diese jetzt verwischt sind.

„Warburg“, sagt meine Notiz hierüber, „ist eine angenehme, kleine hessische Stadt, etwa fünf Meilen westlich von Kassel an dem nördlichen oder linken Ufer der Diemel zwischen fruchtbaren Hügeln und Tälern gelegen. Die berühmte ‚Schlacht bei Warburg‘ — wenn du bei deinem kurzen Eisenbahnaufenthalt in der Stadt selbst danach zu forschen versuchst, so ist es viel, wenn ein intelligenter Einwohner sich endlich erinnert, davon gehört zu haben. Die Sache ging folgendermaßen vor sich. Chevalier Du Muy, der mit 30 000 Mann Infanterie und Kavallerie Broglios Nachhut oder Reserve bildet, steht mit seinem Rücken gegen die Diemel, über die für den Fall eines Mißgeschickes acht Brücken geschlagen sind, während sein rechter Flügel sich an Warburg lehnt und sein linker an das Dorf Ossendorf, etwa dreiviertel Stunden davon. Broglio, Prinz Xavier von Sachsen, besonders aber Herzog Ferdinand sind alle in heftiger und geheimnisvoller Bewegung seit jenem Gefecht von Korbach. Broglio hat es auf die Belagerung von Kassel abgesehen, während Du Muy die Diemel für ihn hält. Ferdinand will die Diemel von Du Muy und ihm zurück haben.

Vor zwei Tagen“ (29. Juli) „war der Erbprinz mit einer Du Muy an Stärke beinahe gleichen Vorhut in diese Nachbarschaft eingerückt und sieht sich nach fleißigem Ausspähen und Untersuchen heute morgen“ (31. Juli) „in der Lage, ihn über die Diemel zurückzuwerfen, wenn er kann. Es ist keine Zeit zu verlieren; Broglio steht in der Nähe und in solcher Stärke. Auch Herzog Ferdinand, Broglio einen Augenblick verlassend, ist auf dem Marsche hierher. Hat die Diemel um Mitternacht etwa zwei

[1] Mauvillon II. 105.

[2] Mauvillon II. 109 (die Gefangenen betrugen 2661, mit Einschluß des Generals und 179 Offizieren, samt allen ihrem Kriegsgerät, „400 Pferde, 8 Kanonen“) usw.

Meilen weiter abwärts oder ostwärts überschritten. Wird sich dann so schnell als möglich nach Süden wenden, um im Falle der Not den Erbprinzen zu unterstützen und die Diemel zu besetzen, sobald sie gewonnen ist. Der Erbprinz soll jedoch in keinem Falle auf ihn warten. So groß ist der Druck von Broglio und anderen. Eine höchst geschäftige, rasch bewegte Szene an jenem Morgen — im gegenwärtigen Zeitpunkt kaum einer solchen Beschreibung wert.

Der Erbprinz, der sich noch etwas nordostwärts, d. h. rechts, nicht direkt in der Front von Du Muys Linien befindet, und dessen Angriffsplan Du Muy noch dunkel ist, eröffnet den Kampf" (um 8 Uhr morgens, wie mir scheint), „indem er seine sogenannte britische Legion — einen zusammengesetzten Truppenkörper von der Art der Freikorps mit einigen Engländern" (‚Oberst Beckwiths Leute' zum Beispiel), „aber durchaus nicht vorwiegend englisch, sondern eine bunte Masse wilder, plünderungslustiger Haudegen — indem er seine britische Legion gegen die Stadt Warburg wirft, um dort den rechten Flügel Du Muys in Angriff zu nehmen. Welche Legion ‚mit großer Schnelligkeit nicht nur die Franzosen alle hinauswarf, sondern auch die arme Stadt rein ausplünderte' und ein sehr wunder Fleck auf dem rechten Flügel Du Muys ist, der nichts gegen sie unternehmen kann, weil auch anderswo die Dinge ein bedenkliches Ansehen haben. Denn der Erbprinz, der ein strategisches Talent ist, kommt heran im Stile Friedrichs, nicht gerade auf Du Muy los, sondern schwenkt in zwei Kolonnen nordwärts herum. Hat es insgeheim auf Du Muys linken Flügel und Front abgesehen — linken Flügel, rechten Flügel" (durch die britische Legion) „und Front, alle drei — und wird gut unterstützt durch einen Nebel, der jetzt fiel und das höher liegende Gelände einhüllte und seinen Marsch eine Stunde lang, oder noch länger, deckte. Dieser Nebel hatte noch nicht angefangen, als er auf den Hügelhöhen weit ab zur Rechten aber unzweifelhaft, wie er sich schmeichelte, etwas von Ferdinand auftauchen sah. Sah dies und eilt, wie man sich denken kann, in noch besserem Schritt und besserer Stimmung dahin. Und stürmt fast gleichzeitig gegen Du Muys rechten Flügel und linken Flügel, während er seine Front im Zaum hält. Preßt diese beiden Flügel wütend zusammen und zwingt das im Zaume gehaltene Zentrum, meistens Reiterei, rückwärts in die Diemel zu stürzen und zu schwimmen. Die Reiterei konnte schwimmen; aber viele vom Fußvolk, die es versuchten, ertranken. Und alles in allem hat Du Muy arge Verluste erlitten" (1500 Tote, 2200 Gefangene, von Kanonen und Fahnen nicht zu reden) „und würde vollständig zugrunde gerichtet sein, hätte er nicht seine acht Brücken gehabt.

Der Kampf war ungewöhnlich heftig, besonders auf Du Muys linkem Flügel, auf den ‚Maxwells Brigade' mit der schönsten Bajonettübung, Musketen- und Artilleriefeuer losgeht, hartnäckig wie Bären. Auf Du Muys rechtem Flügel hatte die britische Legion, der linke Flügel, der auch dem Namen nach britisch ist, eine viel leichtere Arbeit. Aber im allgemeinen war der Kampf von heißer und hartnäckiger Art, etwa zwei Stunden lang oder noch länger, und würde, wie einige sagen, nicht so siegreich ausgefallen sein, wäre nicht Herzog Ferdinands Vorhut Lord Granby und die englische Reiterei durch den Lärm gewarnt in höchster Eile vorgerückt und vor dem Verenden eingetroffen. Granby und die Blauen hatten mehr als eine Meile in scharfem Trabe zurückgelegt und waren ohne Zweifel in gehobener Stimmung, als sie in den Galopp übergingen und einhieben. Mauvillon sagt, ‚bei diesem Angriffe war es, als dem Lord Granby an der Spitze der Blauen seines eigenen Regiments der Hut fortwehte. Ein Verlust, welcher eine große kahle Platte auf seinem Kopfe noch sichtbarer machte. Aber er kümmerte sich nicht darum, sondern stürmte weiter mit seinem bloßen Kahlkopf zwischen den Helmen und Säbeln und machte es sehr klar, daß, hätte er statt Sackvilles bei Minden angeführt, eine andere Geschichte würde zu erzählen gewesen sein. Die Engländer', fügt er hinzu, ‚zeichneten sich an diesem Tage durch ihre Tapferkeit höchlich aus. Und litten demgemäß am allermeisten; denn ihr

Verlust belief sich auf 590 Mann', oder, wie andere zählen, von 1200 Toten und Verwundeten waren 800 Engländer[1]."

„Diese Erzählung von Granby und seinem Kahlkopfe macht noch jetzt Warburg besonders denkwürdig. Denn ein paar Jahre nachher malte der vortreffliche Reynolds ein Porträt Granbys und vergaß keineswegs dieses Zwischenfalls. Sondern er stellt ihn dar mit entblößtem Haupt, entblößt und kahl, ohne daß der vergeßliche britische Kunstkenner weiß, warum, obschon er es wissen sollte. Das Porträt ist, wie ich glaube, in Belvoir Castle. Das künstlerische Warum der Kahlköpfigkeit ist die Schlacht von Warburg, wie oben. Übrigens ein Gefecht ohne Bedeutung. Ferdinand mußte bald die Diemel verlassen oder fand sie nutzlos für seine Zwecke und mußte andere Methoden versuchen. Er focht tapfer, war aber zu schwach für Broglio und hatte überhaupt einen schwierigen Feldzug gegen jenen bedeutenden Feldherrn mit so überlegenen Kräften."

[1] Mauvillon II. 114. Oder besser für alle diese drei Fälle, wie auch sonst, Tempelhofs spezielles Kapitel über Ferdinand (Tempelhof IV. 101—122). Ferdinands Depesche (an König Georg) bei Knesebeck II. 96—98 oder in den alten Zeitungen (Gentleman's Magazine XXX. 386, 387), wo man auch Lord Granbys Depesche findet.

Drittes Kapitel / Schlacht bei Liegnitz

Friedrich blieb kaum einen Tag im Meißener Lande. Schlesien im Schlunde der Vernichtung erforderte solche Eile von ihm. Seine neue Reihe von Märschen dorthin, besonders während der nächsten beiden Wochen mit Daun und Lacy und zuletzt auch mit Loudon als Eskorte, sind noch merkwürdiger als die vorhergehenden. Zwei Wochen Soldatengeschichte, denen kaum etwas anderes sich zur Seite stellen läßt. Von seiner düstern Stimmung hört man nichts. Aber die Aufgabe selbst ist beinahe verzweifelt, verlangt täglich neue Erfindung, neue Kühnheit, während drohende Vernichtung sie völlig überschattet. Ein Marsch, der in den Annalen des Krieges berühmt ist, über den wir jedoch keine Ursache haben, uns auszulassen. Militärische Leser werden ihn in Tempelhof und den von Zeit zu Zeit hier angeführten ergänzenden Büchern finden. Was uns angeht, so können wir nur sagen, daß Friedrichs Arbeiten uns im höchsten Grade herkulisch erscheinen, alkidenartiger als je zuvor — um so mehr, als die Hoffnungen auf Erfolg tiefer gesunken sind als je zuvor. Ein moderner Alkide, bestimmt, dem Tartarus selbst die Stirne zu bieten und den dreiköpfigen Hund zu überwinden. Daun, Lacy, Loudon, die gleichzeitig mit offenem Munde herankommen, sind ein ansehnlicher Tartarus-Hund! Kriegskenner sind der Meinung, daß das Genie des Königs sich bei dieser Gelegenheit im größten Glanze zeigte, und allen Menschen ist es klar, daß selten auf dem Kampfplatz dieser Welt unter den Augen der müßigen Volksmenge und der ewigen Götter und Gegengötter (Teufel genannt) ein Sohn Adams besser für sich kämpfte, jetzt und bis ans Ende.

Dieser sein dritter Marsch nach Schlesien im Jahre 1760 wird für den bedenklichsten und verzweifeltsten gehalten, den Friedrich je dorthin machte. Da wirkliche Gefahr und Untergang für Schlesien und für ihn unmittelbarer drohte als selbst in den alten Tagen von Leuthen. Sehr viele Schwierigkeiten und Verwickelungen kann Friedrich voraussehen. Eine Daunsche und eine Lacysche Armee, die uns ständig begleiten, und ein solches Schlesien, wenn wir ankommen. Und es ist noch eine Verwicklung da, von der er noch

nichts weiß. Loudon, der ihn mit seinem Willkommen erwartet, wenn er die Grenze überschreitet, und von da an seine Eskorte vermehren wird! — Oder wir wollen lieber sagen: Friedrich, dank dem verzweifelnden Heinrich und anderen, ist einer großen schlesischen Gefahr entgangen, von der er mit gemischten Empfindungen hören wird, wenn er in Bunzlau an der schlesischen Grenze anlangt, sechs Tage nach seinem Aufbruch. Seit dem Verlust von Glatz (26. Juli) hat Friedrich keine Nachricht von Loudon. Ist der Ansicht, daß er etwas gegen Neiße im Schilde führt, sich mit seinen langsamen Russen in Einvernehmen setzt und jedoch, für den Augenblick bei der laufenden Unglücksrechnung nicht in Betracht kommt. Das ist nicht der Sachverhalt in bezug auf Loudon, das ist durchaus nicht der Sachverhalt.

Loudon versucht in der Zwischenzeit einen Handstreich gegen Breslau, nach der Glatzer Art (30. Juli bis 3. August).

Kaum sechs Stunden nach der Einnahme von Glatz war der schnelle Loudon, den jetzt kein Daun am Leitseile hält (Daun steht oder sitzt in weiter Ferne „zum Entsatz von Dresden"), auf dem Marsche nach Breslau. Seine Vorhut „marschierte denselben Abend" (26. Juli) in der lebhaftesten Hoffnung, Breslau zu nehmen, zumal wenn Soltikof, für den die Kunde von Glatz ein schönes Vorzeichen und Unterpfand sein sollte, sich zur Mitwirkung beeilt. Soltikof ist in keiner sehr heftigen Begeisterung über Glatz. Eher besorgt wegen seines eigenen Magazins in Posen, und wie er dasselbe aus Heinrichs Nachbarschaft fortschaffen kann, falls wir zu irgendeiner schlesischen Belagerung vorrücken. „Wenn wir im vorigen Jahre nicht zugrunde gerichtet wurden, so war es nicht Dauns Fehler!" brummt er oft. Und Montalembert bedarf aller seiner Überredungskünste (die ein wunderbares Schauspiel gewähren, wenn irgend jemandem darum zu tun wäre, sie zu beachten, ins Wasser geworfen, wie sie sind), um den Barbaren auch nur annähernd in günstiger Stimmung zu erhalten. Der Barbar hatte nach langem Feilschen sich zur Belagerung von Glogau bereitgefunden und ist sehr verstimmt, als er plötzlich (durch einen Loudon unterstützenden Befehl von Petersburg) hört, daß es statt dessen Breslau sein soll. „Exzellenz, diesmal ist es nicht der Zauderer Daun, sondern der feurige Loudon." „Gut denn, Breslau!" antwortet Soltikof endlich, nach langer Überredung. Und marschiert dorthin[1], schneller als gewöhnlich, angespornt durch neue augenblickliche Hoffnungen, die Montalembert oder er selbst sich erweckt. „Was für ein Waffenplatz und Proviantplatz würde Breslau für uns sein, wenn es gelingt!"

Und er beschleunigt wirklich seinen Schritt, beschleunigt ihn immer

[1] Tempelhof VI. 87—89 („Rose von Polen, 26. Juli").

mehr, indem die Sache dringend wird, und rückt so schnell er kann gegen Breslau vor. „Zum Rendezvous mit Loudon unter den Mauern der Stadt — sehr bald innerhalb der Mauern und wir der Hauptbesitzer!" — wie zu hoffen steht. Breslau hat eine Besatzung von 4000, von denen nur 1000 fest sind, und außer anderen Übelständen sind 9000 österreichische Gefangene dort. Eine große Stadt mit schwachen Mauern. Ein anderer Ort zum Verteidigen als das aus dem Felsen gehauene kleine Glatz — wenn kein besserer Kommandant darin ist als ein O'O. Aber vielleicht ist ein besserer da.

Mittwoch, 30. Juli, traf Loudons Vorhut bei Breslau ein, am folgenden Tage Loudon selbst — und belagerte Breslau sehr heftig, mit den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, bis zum folgenden Sonntag. Truppen hat er in Menge, einige 40 000, die er für 50 000 oder selbst 60 000 ausgibt, nicht zu reden von Soltikof und ‚seinen 75 000' (lies 45 000), die wild und furchtbar heranrücken, um sich hier mit ihm zu vereinigen. ‚Wollt ihr euch nicht lieber christlichen Österreichern ergeben?' Loudons Artillerie ist noch nicht angekommen, sie müht sich nur von Glatz herbei. Soltikof hat kein eigenes Belagerungsgeschütz, und Loudon ist der Ansicht, daß der schwerfüßige Soltikof, dem ein behender Prinz Heinrich aufwartet, eine problematische Größe in diesem Unternehmen sei. ‚Seien wir selbst schnell, schnell und feurig!' denkt Loudon. ‚Durch Macht der Schnelligkeit, des Renommierens und Bombardierens können wir es vielleicht noch zustande bringen!' Und Loudon versuchte dies alles mit höchster Kraftanspannung, fand jedoch an Tauentzien den unrechten Mann.

Donnerstag, 31. Juli, fordert Loudon, der zwei Brücken über die Oder hat und die Stadt ringsum eingeschlossen hält, Tauentzien in schrecklich klingendem Tone zur Übergabe auf: ‚Erwägen Sie, mein Herr, es ist keine Verteidigung möglich! Eine Handelsstadt — Sie sollten nicht versuchen dieselbe zu verteidigen. Übergeben Sie sich unter billigen Bedingungen, oder ich werde, was Gott verhüte, Sie und die Stadt vom Erdboden vertilgen müssen!' ‚Ah, bah!' antwortet Tauentzien in kurzen höflichen Ausdrücken. ‚Sie selbst zweifelten nicht daran, daß es eine Garnisonstadt ist, als wir Sie hier nach der Schlacht von Leuthen belagerten. Gehen Sie!' — Der feurige Loudon kann keinen Sturm versuchen, da die Oder und ein nasser Graben die Stadt umgibt. Er setzt seine Bombardierbatterien instand, die einzige Aussicht auf Erfolg, die er außer seinem Renommieren hat. Und morgen

Freitag, 1. August, schickt er halb offiziell, halb in freundschaftlicher Weise wieder schreckliche Botschaften. Eine Warnung an den Bürgermeister von Breslau" (die nicht von Loudon gezeichnet war). „‚Tod und Vernichtung, Herr, wenn nicht' —! Eine Warnung an den Bürgermeister und durch denselben privaten halboffiziellen Boten eine neue Aufforderung zur Übergabe an Tauentzien: ‚Bombardement unfehlbar; allgemeines Gemetzel durch die Kroaten; nicht das Kind im Mutterleibe wird geschont werden.' ‚Ich bin nicht schwanger,' sagte Tauentzien, ‚ebensowenig sind es meine Soldaten. Wozu solches Gerede?' Und um 10 Uhr an jenem Abend bricht demnach Loudon in das ganze Feuer einer Beschießung aus, dessen er Herr ist. Setzt die Stadt an verschiedenen Stellen in Brand, der aber durch Tauentziens Anordnungen wieder gelöscht wurde; setzt besonders des Königs schönes Wohnhaus" (Palast nennen sie es) „und die anliegenden Straßen in Brand, der nicht zu löschen ist, ehe der Palast und sie arg zugerichtet sind. Wird dies keinen Eindruck hervorbringen? Bei weitem nicht genug.

Am folgenden Morgen schickt Loudon einen Privatboten in versöhnlichem Tone: ‚Alle Bedingungen, die Ew. Exzellenz zu nennen beliebt. Nur ersparen Sie mir das allgemeine Blutbad und das Kind im Mutterleibe!' Woraus Tauentzien schließt,

daß die Munition auch wahrscheinlich knapp ist, und daß seine Aussichten sich bessern. An diesem Tage postiert er Kanonen in Schußweite von General Loudons eigenem Quartier und donnert in Loudons Zimmer hinein, so daß Loudon anderswo Quartier suchen muß. Es findet kein Bombardement in dieser Nacht statt, auch am nächsten Tage nichts als eine unregelmäßige Kanonade und viel Lärm und Bewegung. Und Sonnabend abend, den 3., wird alles ruhig, und Loudon ist zu dem freudigen Erstaunen aller verschwunden [1]."

Loudon hatte keinen anderen Ausweg mehr. An diesem Sonntage sind seine Russen noch fünf Tagemärsche entfernt, der behende Heinrich ist dagegen in gewissem Sinne angelangt. Überschritt heute mit seiner Vorhut den Fluß Katzbach bei Parchwitz und fiel über unsere Bäckerei her, die sich hat entfernen müssen. „Hütet die Bäckerei, ihr dort," befiehlt Loudon, „fort nach Striegau und in die Berge damit!" Und er selbst ist ihr dorthin nachgegangen, Breslau, Heinrich und die Russen ihrem Schicksal überlassend. Heinrich, der gewandte, obgleich verzagte Mensch, hat wieder einen seiner beflügelten Märsche gemacht. „Einen Marsch von sechzehn Meilen in drei Tagen (in den letzten drei Tagen von Glogau sechzehn), im ganzen von Landsberg mehr als vierzig, „und hat den Staat gerettet", sagt Retzow. „Lagerte nicht, biwakierte nur, machte hier und dort für vier oder fünf Stunden einen Halt zum Ausruhen [2]" und steht am 5. August bei Lissa (diesseits des Feldes von Leuthen): macht Breslau zu einer der frohesten Städte.

So daß Soltikof bei seiner Ankunft (im Dorfe Hundsfeld, 8. August) am anderen Ufer des Flusses Heinrichs Vorhut drüben in Alt-Oder verschanzt findet und kein Russe sich Breslau bis auf eine Meile nähern kann. Auch kann er sonst nichts tun als aus der Ferne kanonieren und mit Unwillen fragen: „Wo ist denn das Belagerungsgeschütz? wo ist General Loudon? Statt eines einzunehmenden Breslaus und eines sichern Magazins für uns ist Heinrich hier und nichts als Stahl zu essen!" Und der in russische Wut geratene Soltikof und der in Schwierigkeiten versunkene Montalembert — der Leser mag sich beide vorstellen. Der erzürnte Soltikof bewegt sich taub gegen alle Überredungskunst mit diesem gefährlichen Heinrich als Begleiter allmählich rückwärts. Immer etwas rückwärts in der Richtung seines Proviants und gewisser Sümpfe und Wälder, die er kennt. Aber wir wollen von dem Soltikof-Heinrichschen Ende der Linie nach dem entgegengesetzten Ende hinübergehen, welches interessanter ist. —

[1] Tempelhof IV. 90—100; Archenholz II. 89—94; Hofbericht von der Belagerung von Breslau im August 1760 (in Seyfarth, Beilagen II. 688—698; auch in Heldengeschichte VI. 299—309) in Anonymus von Hamburg (IV. 115—124), d. h. in den alten Zeitungen, ein sehr eigentümlicher Bericht. Wie „nicht nur das schönste Pferd in Breslau und das schönste Haus" (der königliche Palast), „sondern auch der schönste Mann und ach! auch das hübscheste Mädchen" (die arme Jungfer Müller, durch eine Bombe in der Straße zerschmettert) „während dieser kurzen, für den Augenblick weltberühmten Belagerung vernichtet wurden". Preuß II. 246.

[2] Retzow II. 230 (sehr unklar); in Tempelhof IV. 89, 90, 95—97 ein klarer und eingehender Bericht.

Friedrich wußte nichts von diesen Begebenheiten, bis er Schlesien selbst erreichte. Sein zögernder Heinrich, was für einen Dienst hat er, als der Augenblick gekommen war, ihm durch diesen beflügelten Marsch geleistet! —

Auch Tauentziens Benehmen in Breslau ist vortrefflich gewesen und wurde nie vom Könige vergessen. Ein sehr tapferer Mann, bezeugt Lessing von ihm, treu bis in den Tod. „Wären nur drei dagewesen, sich mit dem Könige unter einem Busch des Waldes zu sammeln, Tauentzien würde einer von ihnen gewesen sein." Tauentzien war einmal während dieser Breslauer Bedrängnis auf den Wällen und erteilte Befehle. Eine Bombe platzte neben ihm, aber verletzte ihn nicht. „Merkt euch die Stelle!" sagte Tauentzien und deckte, während er mit seinen Befehlen fortfuhr, seinen Hut darüber, bis ein dauernderes Merkzeichen errichtet sein würde. An dieser Stelle liegt er seinem während der nächsten dreißig Jahre gehegten Wunsche gemäß jetzt begraben[1].

Friedrich zum drittenmal auf dem Marsche zur Rettung Schlesiens (1.—15. August).

Am 1. August überschritt Friedrich die Elbe bei Zehren in der Nachbarschaft von Schieritz, so nahe bei Meißen, als er konnte. Aber es mußte mehr als eine Meile weiter abwärts geschehen, um nicht von den Österreichern gestört zu werden. Alle sind hinüber um fünf Uhr an jenem Morgen (um zwei hatte es angefangen). Dann schwenken wir ostwärts zurück und lagern jene Nacht bei Dallwitz und schlafen dort ruhig, indessen Loudons Bombardement in weiter Ferne über Breslau losbricht. In Dallwitz rasten wir den folgenden Tag, warten auf unsere Bäckerei und Bagage und brechen Sonntag, 3. August, zu dem verzweifeltsten Unternehmen in der Welt auf.

Die Marschordnungen, bis ins kleinste im voraus vorgesehen und festgestellt, sind von einer über alles Lob erhabenen Vollkommenheit. Wie noch in dem erlassenen Generalbefehl oder Inbegriff der Verhaltungsmaßregeln sichtbar ist, den man bis auf diesen Tag mit einer Art von Befriedigung liest, ähnlich derjenigen, welche der 47. Lehrsatz Euklids gewährt. Dem gemeinsten Verstande klar, ohne ein fehlendes, ohne ein überflüssiges Wort, fest wie die Geometrie. „Die Armee marschiert immer in drei Kolonnen, die linke Kolonne voran. Unsere erste Schlachtlinie" (falls es zum Gefecht kommt) „ist diese vorderste Kolonne. Die zweite Linie ist die zweite Kolonne; die Reserve ist die dritte. Alle Generalswagen, Geldwagen und Wagen der Regimentsärzte bleiben bei ihren respektiven Bataillonen; ebenso bleiben die schweren Batterien bei den Brigaden, zu denen sie gehören. Wenn der Marsch durch ein waldiges Land geht, marschieren die Kavallerieregimenter zwischen den Bataillonen" (um gegen Pandurenunternehmungen und Unfälle bereit zu sein).

[1] Militärlexikon IV. 72—75; Lessings Werke usw.

„Bei der ersten Kolonne haben die Zietenhusaren und das Freibataillon Courbière immer die Vorhut; die Möhringhusaren und das Freibataillon Quintus“ (glückauf, gelehrter Freund!) „die Nachhut. Bei der zweiten Kolonne haben die Dragonerregimenter Normann und Krockow immer die Vorhut; das Regiment Czetteritz“ (Dragoner, der arme Czetteritz selbst mit seinem verlorenen Manuskript ist seit Februar ein Gefangener) „die Nachhut. Bei der dritten Kolonne marschiert immer das Dragonerregiment Holstein an der Spitze und das dito Frankenstein am Ende der Kolonne.“ — „Während jedes Marsches sollen jedoch zwei Bataillone der zweiten Kolonne mit der dritten Kolonne vereinigt werden, so daß die dritte Kolonne aus zehn, die zweite aus sechs Bataillonen besteht, während sie auf dem Marsche sind.

Jeder Kolonne voraus gehen drei Pontonswagen, und fünfzig Arbeiter werden ihnen täglich beigegeben, die sogleich Brücken schlagen müssen, wo es notwendig ist. Die Nachhut jeder Kolonne nimmt diese Brücken wieder auf, schafft sie vorwärts und liefert sie an die Spitze der Kolonne ab, wenn die Armee ihr Lager bezogen hat. In der zweiten Kolonne sollen fünfhundert Wagen sein und auch in der dritten fünfhundert, so verteilt, daß jedes Bataillon eine gleiche Anzahl erhält. Die Bataillone —[1]“ Doch dies mag als Probe genügen.

Der Marsch ging durch das altbekannte Land, etwas links von der im verflossenen Juni eingeschlagenen Bahn über Röderwasser, Pulsnitzwasser, Gegend von Kamenz, Gegend von Bautzen — nach Bunzlau auf schlesischem Boden. Daun, der in Bischofswerda steht, hatte diesen Marsch vorhergesehen und durch seine leichten Truppen die Straße soviel als möglich verderben lassen, alle Brücken abgebrochen, die Wälder halb gefällt, um sie unpassierbar zu machen. Sobald Daun von dem wirklichen Marsche hörte, brach er von Bischofswerda auf. Vorwärts, immer vorwärts, um ihm voraus zu sein, so schnell er auch vorrücken mochte, während Lacy ihm an den Fersen hing, um ihn mit seinen Panduren-Harpyien zu belästigen, aber vor allem bemüht, daß er nirgends umwende und ihm selbst, Lacy, an die Kehle greife. Einer der seltsamsten Märsche, die man je gesehen. „Ein Zuschauer, der den Marsch dieser verschiedenen Armeen beobachtet hätte,“ sagt Friedrich, „würde gedacht haben, daß sie alle einem Führer gehorchten. Die des Feldmarschalls Daun würde er für die Vorhut, die des Königs für die Hauptarmee und die General Lacys für die Nachhut gehalten haben[2].“ Tempelhof sagt: „Nur einem Friedrich ist es gegeben, unter solchen Verhältnissen zu marschieren. Zwischen zwei feindlichen Armeen, die ihm an Stärke gleich sind, während eine dritte“ (die Loudons, in der Striegauer Gegend) „ihn weiter voran erwartet.“

Der Marsch ging ohne einen bedeutenden Unfall vonstatten, erlitt gar keinen Unfall durch Lacy oder Daun. Am zweiten Tage wurde ein Adjutant Dauns mit Briefen von Lacy aufgegriffen, welche Friedrich die Rückseite der Karten zeigten. Einmal, am dritten Tage des Marsches (6. August, das Dorf Rothwasser sollte zum Nachtquartier dienen), als man an den Fluß Neiße kam, trieb ein unvorsichtiger Offizier, der den Bauern vertraute, statt selbst zu untersuchen und eine Brücke zu bauen, seine Artilleriewagen in die sogenannte Furt der Neiße, welche die vordersten beinahe im Triebsande

[1] Bei Tempelhof (IV. 125, 126) das ganze Stück.
[2] Oeuvres de Frédéric V. 56.

verschlang. Beinahe, aber nicht vollständig. Und verursachte jener zweiten Kolonne einen Verlust von fünf oder sechs Stunden, so daß die Dunkelheit die zweite Kolonne in dem Labyrinth des Waldes überfiel und mehrere hundert Mann von der Deserteursorte die Gelegenheit benutzten, um ganz zu verschwinden. Ein unglücklicher, offenbar zu schlaffer Offizier, obschon Friedrich den armen Menschen nicht vernichtete, vielleicht nicht einmal einen Verweis gab, sondern es nur als Aufklärung über seine Befähigung für die Zukunft anmerkte. „Das elende Dorf Rothwasser" (Hauptquartier nach dem gefährlichen Durchwaten der Neiße), sagt Mitchell, „liegt in der Mitte eines Waldes, der fast so wild und undurchdringlich ist wie die Wälder von Nordamerika. Ringsum war kaum Boden genug geeignet für die Lagerung der Truppen.[1]" Donnerstag, 7. August, ist Friedrich, nachdem er das alte Land, aber diesmal in geraderer Linie, über Königsbrück und Kamenz durchzogen, in Bunzlau angelangt „Bunzlau an dem Bober", das schlesische Bunzlau, nicht das böhmische oder irgendein anderes. Es liegt 6—7 Meilen westlich von Liegnitz, welches wieder 8—9 Meilen nordwestlich von Schweidnitz und den Festungen liegt. Friedrich hat jetzt 20 Meilen eines vortrefflichen Marsches hinter sich und noch viel mehr Arbeit vor sich — belastet durch „2000 schwere Wagen" und inmitten solcher Hindernisse nach innen und außen. Leser, denen es darum zu tun ist, denselben kennenzulernen, besonders während der nächsten Tage, werden ihre Mühe belohnt finden.

Tempelhof gibt wie gewöhnlich einen sehr klaren, umständlichen Bericht, der ergänzt durch Mitchell und eine Reimannsche Karte uns in den Stand setzt, den Gang der Dinge gewissermaßen zu begleiten und mit eigenen Augen zu sehen. Bis hierher ein äußerst mühevoller Marsch. Trotz allem, was getan wurde, ihn zu fördern. Aufbruch um drei oder um zwei Uhr morgens, Rast zum Frühstück an einem schattigen Ort. Während die Sonne hoch steht, frugales Kochen unter den schattigen Wäldern — ‚Burschen abzukochen', wie der angenehme Befehl lautet. Alle sind jetzt bei Bunzlau in Schlesien gelagert am Donnerstag abend, und eine Woche voll tüchtiger Arbeit liegt hinter ihnen. „In den letzten fünf Tagen mehr als zwanzig Meilen Weges und solchen Weges. Fünf ansehnliche Flüsse darauf" — Bober, Queiß, Neiße, Spree und Elbe und mit einem solchen Wagenzug von 2000 Gespannen[2].

Es ist in der Ordnung, daß wir einen Tag hier rasten, im Angesicht der noch schnelleren Märsche und des raschen Hin- und Hereilens, welche vor uns liegen. Ein äußerst behender Gebrauch aller Glieder, die wir haben — Hände sowohl als Füße — wird notwendig sein, wenn wir es jetzt zu etwas bringen sollen. Friedrich weiß, daß Daun bereits seit mehreren Tagen Striegau ‚als einen Außenposten' (Loudon ist dort herum, ohne daß Friedrich davon weiß) besetzt hält, und daß Daun in eigener Person in Schmottseifen steht, in unserem alten Lager dort 4—6 Meilen südlich von uns, und seinen Lacy sich zur Linken, teils sogar in seinem Rücken gelassen hat. Beide uns etwas voraus, wenn wir nach Landeshut zögen[3], was wir aber nicht tun. ‚Wenn wir schnell sind, können wir uns dann nicht nach Jauer durchschlagen und einen Vorsprung vor Daun gewinnen?' rechnet Friedrich. ‚Nach Jauer, südlich von uns, von Bunzlau hier ist's acht Meilen. Und nach Jauer ist es mehr als sechs Meilen östlich für Daun. Möglich, daß wir vor Daun dort sind! Ist Jauer unser, so geht es von dort nach den Höhen von Striegau und der Hohenfriedberger Gegend in Schußweite von Schweidnitz, von Breslau. Die Magazine, die Vereinigung mit Prinz Heinrich, alles wird dadurch gesichert?' So rechnet der sanguinische Friedrich, ohne zu wissen, daß Loudon mit seinem Korps von 35 000 hierher beordert ist, was bedeutende Unterschiede ausmachen wird. Loudon und Beck mit einem kleineren Trabantenkorps, diese beiden lagern bereits, ohne daß Friedrich es weiß, östlich von ihm. Loudons Armee im Osten, Dauns und Lacys

[1] Mitchell II. 190; Tempelhof IV. 131.
[2] Tempelhof IV. 123—150.
[3] S. Kartenanhang.

im Süden und Westen. Drei große Armeen mit ihren Trabanten drängen gegen diesen König heran. Hier ist ein dreiköpfiger Hund in der Tartaruswelt, die ihm jetzt beschieden ist. Auf seiner vierten Seite sind die Oder und die Russen, die auch vielleicht Brücken bauen, als ergänzender oder vierter Kopf.

Am 9. August (von Bunzlau nach Goldberg) macht Friedrich mit seinen drei Kolonnen und vollkommenen Anordnungen einen langen Marsch. Bricht um drei Uhr morgens von Bunzlau auf, wird um fünf Uhr nachmittags des Katzbachtals ansichtig, mit der kleinen Stadt Goldberg etwa eine Stunde zur Rechten. Die Katzbach ist hier, und Jauer bleibt für morgen noch drei Meilen weit entfernt. Aber während er hier Umschau hält, findet er alles verschlossen und verriegelt. Lacy in Stärke auf den Hügeln von Goldberg, Daun jenseits der Katzbach sichtbar, Daun und hinter ihm Loudon in uneinnehmbarer Stellung. Jauer ist eine Unmöglichkeit! Wir haben nur auf acht Tage Brot; unsere Magazine sind in Schweidnitz und Breslau; was ist zu machen? Hindurch müssen wir auf eine oder die andere Art! Friedrich erwartet einen Angriff und bezieht für die Nacht ein Lager. Wenn er nicht angegriffen wird, will er zur Linken nach Liegnitz marschieren und dort oder weiter abwärts bei Parchwitz über die Katzbach gehen. — Parchwitz, Neumarkt, Leuthen, wir sind schon früher in der Gegend gewesen — Mut!

Am 10.—11. August (nach Liegnitz und zurück). Um fünf Uhr morgens, Sonntag, 10. August, trat Friedrich, da kein Angriff gegen ihn gemacht worden, wieder den Marsch an. Sein eigenes linkes Ufer der Katzbach hinab gerade nach Liegnitz, ohne irgendwelchen Widerstand zu finden; nicht einmal ein Pandur hatte ihn während der Nacht angegriffen. Aber kaum ist er unterwegs, als auch Daun aufbricht, Daun (Loudon ganz in der Nähe) am anderen Ufer der Katzbach. Und sie halten ‚wie eine vierte Kolonne zu unseren dreien‘ auf unserer Rechten mit uns Schritt, während Lacys leichte Truppen uns im Rücken umschwärmen. Drei wilde ‚Gesellen in Steifleinwand‘, man stelle sich die Empfindungen des wegemüden, einsamen vierten vor, dem sie in solcher Weise finster auf Schritt und Tritt folgen! Der einsame vierte marschiert seine drei Meilen nach Liegnitz, ohne von ihnen belästigt zu werden. Lagert auf den Höhen, welche im Süden Liegnitz überblicken, findet jedoch, daß auch die Daun-Loudonschen Leute emsig gewesen sind, daß sie jetzt auf ihrem rechten Ufer eine bis anderthalb Stunden weit stromaufwärts oder rückwärts und, was noch schlimmer, fast drei Stunden abwärts oder vorwärts ausgebreitet sind, und daß sie in der Tat einen Marsch näher bei Parchwitz sind als er, und daß wiederum keine Aussicht auf Erfolg da ist. ‚Vielleicht also doch über Jauer? Aus dieser Lage müssen wir heraus und mindestens an einen Ort, wo es Brot gibt.‘ Um elf Uhr in jener Nacht tritt Friedrich wieder seinen Marsch an; kehrt auf demselben Wege zurück, den er gekommen. Und

am 11. August bei Tagesanbruch hat er seinen alten Lagerplatz wieder erreicht, wo ihm jetzt niemand gegenübersteht als Lacy, der von Goldberg herübergekommen ist, um im Rücken des Daun-Loudonschen Marsches zu zögern. Friedrich geht gegen Lacy vor, dürstet danach, einen Streich zu führen gegen Lacy, der aber schnell genug verschwindet und das Feld frei läßt. Hätte nur unsere Bagage so schnell kommen können wie wir! Aber unsere Bagage, von Quintus geführt und vorwärts getrieben, muß sich noch fünf Stunden lang abquälen, und ohne sie kann nichts unternommen werden. Fünf volle Stunden, in deren Verlauf Daun, Lacy und Loudon alle wieder da sind, zwischen uns und Jauer, zwischen uns und aller Hilfe. Und Friedrich muß in Seichau lagern, „einem ärmlichen Dorfe in den Bergen" (schreibt Mitchell, der dort peinlich zugegen war), „auf allen Seiten von Anhöhen umgeben, auf welchen zum Teil die Österreicher am Abend lagerten, nur durch eine tiefe Schlucht von uns getrennt[1]".

[1] Mitchell II. 194.

Die Aussichten werden für Mitchell und für jedermann sehr bedenklich. „Nur für vier Tage Lebensmittel!“ (in Wirklichkeit für sechs) flüstern die preußischen Generale Mitchell und einander düster zu. „Werden wir also nach Glogau gehen und Breslau seinem Schicksal überlassen müssen? Oder wird es vielleicht ein zweites Maxen werden für Se. Majestät, der dem armen Fink so schwer zürnte, und für uns?“ Nein, meine Freunde, ein Maxen wie das Finks wird es niemals werden, ein ganz anderes Maxen, wenn überhaupt eins! Aber wir hoffen auf bessere Dinge.

Friedrichs Lage, gepackt von der dreiarmigen Zange, wie er war, können die Leser sich vorstellen. Soltikof auf der anderen Seite der Oder als ergänzender oder vierter Arm ist über diese drei sehr ungehalten. „Wozu alle diese Umschweife, all dieses rastlose Auf und Ab? Ihr seid mehr als drei gegen euern einen Feind. Warum geht ihr nicht sofort auf ihn los, wenn ihr es überhaupt wollt? Das Ende davon wird sein, daß er über die Oder kommen wird, und daß ich den Hauptstoß werde auszuhalten haben. Heinrich und er werden mich zwischen zwei Feuer einschließen!“ Und in der Tat ist Heinrich, wie wir wissen, obgleich Friedrich es nicht weiß oder nur halb weiß, über die Oder gegangen, um Soltikof zu beobachten und Breslau gegen etwaige Versuche von seiner Seite zu hüten. Versuche, an die er augenblicklich nicht denkt, ein Soltikof, der bei dem Gedanken an solche Zauderei, und daß man ihn wieder als Katzenpfote gebrauchen möchte, vor Zorn schnaubt. „Wißt jedoch, daß ich euch verstehe,“ schnaubt Soltikof, „und daß ich mich nicht dazu hergeben werde. Ich werde mich in das Trebnitzer Sumpfland hier auf meinem eigenen rechten Ufer zurückziehen und für meine eigene Sicherheit Sorge tragen.“ — „Geduld edle Exzellenz“, antworten sie immer. „Oh, noch ein wenig Geduld! Gestern noch (Sonntag, den 10., den Tag nach seiner Ankunft in dieser Gegend) hatten wir beschlossen, ihn anzugreifen und zu vernichten, Sonntag ganz in der Frühe[1], aber er entschlüpfte nach Liegnitz. O noch ein paar Tage Geduld. Er schlüpft mit solcher Geschwindigkeit hin und her!“ Montalembert muß die Überredungskünste der Musen und der Sirenen anwenden. Soltikof willigt finster ein, noch ein paar Tage zu warten, und schiebt sogar (so groß ist seine Besorgnis, daß dieser schnelle König zu ihm herüberschlüpfen könnte) eine ansehnliche russische Heeresabteilung, schließlich 24 000 Mann, unter Tschernyschew nach des Königs Seite hin, nämlich nach Auras an der Oder vor, um dort selbst diese merkwürdigen königlichen Bewegungen zu beobachten oder sich sogar dort mit Loudon gegen sie zu vereinigen, sollte ihm das sicherer dünken. Von Tschernyschew in Auras werden wir weiter unten hören, wenn diese königlichen Bewegungen erst etwas vervollständigt sind.

„Am Morgen des 12. August hat Friedrich in seinem schlechten Quartier in Seichau einen neuen Marschplan entworfen. ‚Wir wollen nach Schweidnitz über Pombsen und südöstlich auf den Bergstraßen eine Schwenkung gegen die Flanke

[1] Tempelhof IV. 137, 148—150.

des Feindes machen!' Und schickt Leute zum Auskundschaften der Bergstraßen aus. Hört jedoch um 8 Uhr, daß die Österreicher in Stärke zwischen uns und Goldberg herankommen. ,Wollen uns in diesem elenden Seichauer Kessel einschließen; bleibt uns denn kein Übergang über die Katzbach oder gar keine andere Rückzugslinie?' Friedrich bricht seine Zelte ab und stellt sich in Schlachtordnung auf, in schneller Bereitschaft, sich diesem Äußersten zu widersetzen, schickt jedoch neue Patrouillen aus. ,In Stärke' sind die Österreicher nicht auf der angegebenen Seite, worauf er sich wieder zurückzieht. Aber andererseits wird gemeldet, daß die Bergstraßen für die Bagage völlig unpassierbar sind, Pombsen ebenso wie die andern Orte eine Unmöglichkeit. So lagert Friedrich wieder in Seichau, um zu überlegen, rührt sich den ganzen Tag nicht. Zum Entsetzen Mitchells, der „mit großer Anstrengung" alle gesandtschaftlichen Chiffern und Dokumente" (,es ist unmöglich, die Bagage zu retten, wenn wir in diesem Hohlkessel von einem Lager angegriffen werden') „verbrennt und sich sehr erleichtert fühlt, als er damit fertig ist[1].

Gegen Sonnenuntergang wird General Bülow mit der zweiten Linie" (der zweiten Marschkolonne) „in der Richtung von Goldberg ausgeschickt, um den Übergang über die Katzbach zu besetzen. Und um 8 Uhr an jenem Abend marschieren wir alle, gehen dort wieder über den Fluß um 1 Uhr morgens, von dort auf unserem linken Ufer zum zweitenmal nach Liegnitz, sechzehn Stunden im ganzen oder bis zum Mittag des 13. Mitchell war der Kavallerie beigegeben und „kann nicht umhin Ew. Herrlichkeit zu versichern, welch ein großer Trost es auf diesem langen, gefährlichen und peinlichen Marsch für ihn war", seine Chiffern und furchtbaren Geheimnisse verbrannt zu haben.

Und so befinden wir uns Mittwoch, 13. August, gegen Mittag in unserem alten Lager. Hauptquartier in der südlichen Vorstadt von Liegnitz (einer elenden kleinen Schenke, die man noch der Überlieferung nach dort zeigt). Der Hauptteil des Lagers, wie mir scheint, ist auf jenem Höhenzuge, welcher sich eine Stunde südwärts hinzieht und nach einem neueren Denkmal, welches nach beinahe 100 Jahren darauf gebaut wurde, jetzt „Siegesberg" heißt. Hier bleibt Friedrich einen Tag — oder genauer 30 Stunden — und seine nächste Ortsveränderung ist äußerst denkwürdig.

Es begibt sich eine Schlacht in der Nähe von Liegnitz (Freitag morgen, 15. August 1760).

Daun, Lacy und Loudon, die dreiarmige Zange, sind ihm natürlich gefolgt und gaffen Friedrich wieder an, alle in wissenschaftlichen Stellungen. Daun in der Gegend von Jauer, drei bis viereinhalb Stunden südwärts, Lacy bei Goldberg, ebenso weit nach Südwesten, und Loudon, „zwischen Jeschkendorf und Koischwitz" nordostwärts, etwas näher bei Friedrich, mit der Katzbach zwischen sich. Daß Tschernyschew mit 24 000 mehr im Rücken Loudons und in der Absicht, sich mit diesem zu vereinigen, wirklich bei Auras über die Oder geht, erfährt Friedrich erst morgen[2].

Die Gegend ist recht hübsch, wenn es einem um hübsche Gegenden zu

[1] Mitchell II. 144; Tempelhof IV. 144.
[2] Tempelhof IV. 148—151; Mitchell II. 197.

tun wäre. Liegnitz eine viereckige, schöne, von Ziegelsteinen gebaute alte Stadt in gutem Stande (die Bevölkerung damals etwa 7000), mit schönen alten kastellartigen Gebäuden und Ansichten. Anmutig ist die Vereinigung des Tales der Katzbach mit dem des Schwarzwassers, welches den Nordrand von Liegnitz bildet, eine gefällige Mischung von grünen Pappeln und steinernen Türmen, wie man es von jenem „Siegesberge" sieht (der wahrscheinlicher ein „Unmittelbarer-Vernichtungs-Berg!" sein wird), wo der König jetzt ist. Jenseits Liegnitz und des Schwarzwassers, nordostwärts gerade dem Könige gegenüber erheben sich andere Höhen, die von Pfaffendorf, welche die beiden Ströme nach ihrer Vereinigung hüten. Kloster Wahlstatt, ein berühmter Ort, ist gegen Südosten etwa eine halbe Meile entfernt sichtbar. Erinnern die Leser sich eines Blücher „Fürsten von Wahlstatt", so genannt von einem seiner antinapoleonischen Siege, den er dort gewann? Wahlstatt war der Schauplatz eines älteren Kampfes, fast sechs Jahrhunderte früher[1] — ein damaliger Fürst von Liegnitz gegen häßliche Tartarenmassen, die ihn so ziemlich schlugen — und ist seitdem ein Kloster Wahlstatt gewesen. Bis Donnerstag, den 14., um 8 Uhr abends blieb Friedrich in seinem Lager von Liegnitz. Wir sind jetzt in der Nähe einer denkwürdigen Kriegshandlung angelangt.

Friedrichs Lager erstreckt sich von dem Dorfe Schimmelwitz mit seiner Front etwa dreiviertel Stunden weit der Katzbach zugekehrt, nordostwärts bis zu seinem Hauptquartier in der Vorstadt von Liegnitz. Daun ist ihm zur Rechten und im Rücken jetzt bis auf ungefähr eine Meile herangekommen. Loudon zur Linken und in der Front ebensoweit entfernt und durch die Katzbach von Friedrich getrennt. Lacy steht nordostwärts von Goldberg in ziemlich gleicher Entfernung im Rücken. Das ist die Lage der Dinge am Donnerstag, dem 14.[2] Die Lebensmittel sind beinahe aufgezehrt, und drei Armeen, 90 000 Mann (Tschernyschew und seine 24 000 als vierte nicht zu zählen), bewachen unsere 30 000 innerhalb eines Raumes von wenigen Meilen. Es ist unmöglich, länger als heute hier zu bleiben. Wird es uns heute selbst gestattet werden? An diesem Tage mußte Friedrich ausrücken und mehrere Stunden unter den Waffen stehen, während die Österreicher, anscheinend um einen Angriff zu machen, in Stärke auf den umliegenden Höhen erschienen, bis sich herausstellte, daß es nichts sei als eine umständliche Erkundung Dauns, und wir wieder zu unseren Zelten zurückkehrten.

Friedrich versteht gut genug, daß Daun, wie die Dinge jetzt liegen, allmählich seinen Plan machen; er weiß auch, was sein Plan sein wird. Viele Male hat Daun umständlich Erkundungen, umständlich seinen Plan gemacht, aber, wenn es an die Ausführung kam, gefunden, daß Friedrich sich inzwischen entfernt hatte und der Plan zu Wasser geworden war. Friedrich

[1] 9. April 1241 (Köhler, Reichs-Historien).
[2] S. Kartenanhang.

muß etwa 2000 Wagen auf diesen schnellen Märschen mit sich schleppen. Das Glogauer Magazin, seine einzige Hilfsquelle, falls Breslau und Schweidnitz unerreichbar sein sollte, liegt neun lange Meilen nordwestwärts. „Wir wollen uns doch an Glogau halten," denkt Friedrich, „und ohne Verzug von hier fort! Marschieren heute abend in der Richtung von Parchwitz, was auch in der Richtung von Glogau ist. Die Armee rastet bis Tagesanbruch auf den Höhen von Pfaffendorf drüben, um sich die Dinge anzusehen und eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Die leeren Proviantwagen mögen nach Glogau zu holpern, sich dort beladen und zu uns zurück holpern in die Parchwitzer Gegend, falls nicht Parchwitz für unser Manövrieren unerreichbar ist — was wir nicht hoffen wollen!" — Nachdem Daun und die Österreicher ihre Erkundung eingestellt haben und heimgekehrt sind, reitet Friedrich mit seinen Generalen durch Liegnitz über das Schwarzwasser nach den Pfaffendorfer Höhen. „Hier, meine Herren, soll unser erster Halteplatz sein. Hier werden wir bis Tagesanbruch halten, indes die Proviantwagen vorwärts holpern!" Und erklärt ihnen mündlich, wo jeder sich aufstellen und wie er sich verhalten soll. Worauf er heimkehrt, ohne Zweifel ein müder Mensch, und sich um 4 Uhr nachmittags niederlegt, um zu versuchen, ob er nicht ein paar Stunden schlafen kann, während alle den erteilten Befehlen gemäß mit Packen beschäftigt sind.

Es ist eine von Friedrich selbst und von vielen anderen Leuten berichtete Tatsache, daß in diesem bedeutungsvollen Augenblick, als der König noch kaum eingeschlafen war, ein taumelnder österreichischer Offizier, ein Irländer von Geburt, an der Tür des Königs erschien, der es plötzlich für gut befunden hatte, aus dem österreichischen in den preußischen Dienst zu desertieren — („Elend über sie! ein Pack von" — was soll ich sagen? —). Ein irischer Gentleman, der irgendeine Neuigkeit nicht bei sich behalten kann, aber offenbar arg betrunken ist. „Unmöglich, der König schläft", sagte der diensttuende Adjutant, veranlaßte aber nur ein lauteres Daraufbestehen bei dem betrunkenen irischen Gentleman. „Es ist so viel, wie alle eure Köpfe wert sind, des Königs eigene Rettung und nicht ein Augenblick zu verlieren!" Was ist zu tun? Sie wecken den König auf. „Der Mann ist betrunken, aber schrecklich im Ernst, Ew. Majestät." „Gebt ihm ein gut Teil schwachen Tee" (Tempelhof nennt es Tee, aber Friedrich bloß warmes Wasser), „dann verhört ihn und berichtet, ob etwas daran ist." Etwas war daran. „Ew. Majestät wird diese Nacht ganz gewiß angegriffen werden!" was Se. Majestät bereits vermutete. — Etwas, sehr wahrscheinlich wenig; aber niemand weiß es bis auf den heutigen Tag. Sicher ist nur, daß Se. Majestät vor Sonnenuntergang mit diesem zweideutigen irischen Gentleman, der sich jetzt in sehr schlaffem Zustande befand, zu Erkundungen ausritt und gar nichts an seinen früheren Verordnungen änderte — und daß der schlaffe irische Gentleman

nach diesem einen Erscheinen auf der Bühne der Geschichte aus unserem Gesichtskreise in Dämmerung, in Ruhe und Dunkelheit hinaustaumelt [1].

Von etwa 8 Uhr abends an begannen Friedrichs Leute ihren Marsch in verschiedenen Kolonnen und rückten pünktlich vorwärts. Eine Kolonne durch die Straßen von Liegnitz, andere links und rechts von jener. Hauptsächlich links, weil entfernter von den Österreichern und ihren horchenden Vorposten jenseits der Katzbach, wo die Lagerfeuer heute abend sehr hell brennen. Auch die preußischen Lagerfeuer brennen alle ungewöhnlich lebhaft. Landleute sind angestellt, sie zu schüren, und einige Husarenposten und Trommler lassen zu Dauns Belehrung bis zu einer gewissen Stunde die gewöhnlichen Klänge erschallen. Friedrichs Leute durchschreiten die nördliche Vorstadt von Liegnitz und gehen über das Schwarzwasser. Die Artillerie und die ganze schwere Bagage zieht über die Steinbrücke am Töpferberge dort, die leichteren Truppen setzen auf einigen Pontons weiter abwärts in der Pfaffendorfer Gegend über den Fluß. Um 1 Uhr morgens sind alle, selbst der rechte Flügel, von Schimmelwitz ohne Unfall hinüber.

Das Schwarzwasser, ein Fluß mit vielen Ausläufern (die meisten sumpfig, mit Ausnahme höchstens der Schnellen Deichsel), welcher von Süden her sich in einem Laufe von etwa 4—5 Meilen ansammelt, erreicht seinen nördlichsten Punkt bei einem Orte namens Waldau, nicht weit nordwestlich vom Töpferberg [2]. Nach diesem Waldau ist Lacy die ganze Nacht hindurch unterwegs, um sich von dort auf unseren „linken Flügel" zu werfen — den er bloß aus jenen leeren Wachfeuern zusammengesetzt finden wird. Abwärts von Waldau am Töpferberge und Pfaffendorf vorbei, die alle auf seinem nördlichen oder linken Ufer liegen, fließt das Schwarzwasser in Form eines unregelmäßigen Hufeisens zwischen Anhöhen auf seinem nördlichen, Liegnitz und die Talgründe auf seinem südlichen Ufer, bis es sich in einem Winkel mit der Katzbach vereinigt und mit dieser den Rest ihres Laufes nordwärts der Oder zufließt. Auf dem Gipfel dieser hufeisenförmigen Höhen — von denen ein Teil mit dem Schwarzwasser parallel läuft und ein anderer beinahe parallel mit der Katzbach (obgleich diese letzteren eine halbe Stunde von ihr entfernt sind) — stellt Friedrich sich in Schlachtordnung auf, wobei er einige Punkte in dem Programm des Nachmittags etwas verändert und seinen Generalen nachhilft: „Front lieber so und so; seht wo ihre Feuer drüben sind!" Dauns Feuer und Loudons Feuer sind beide deutlich sichtbar — und seltsam genug sind auch drüben nichts als einige Schildwachen und täuschende Trommeln! Auch drüben alles leer, wie unser eigenes Lager, alle ausmarschiert, gerade wie wir. Wir rasten hier, und unsere Proviantwagen holpern vorwärts nach Glogau zu!

Exzellenz Mitchell befindet sich unter Kavallerie-Eskorte bei der leich-

[1] Oeuvres de Frédéric V. 63; Tempelhof IV. 154.
[2] Siehe die Karte.

teren Bagage auf der Kuchelberger Heide, in einer tristen Gegend, aber ziemlich weit nördlich hinter Friedrichs Zentrum. Hat einen schrecklichen Marsch gehabt. Sein einziger Trost ist, daß seine Chiffren alle verbrannt sind. Wir übrigen lagern uns auf dem Grase — unter anderen der junge Herr von Archenholz, Fähnrich oder Leutnant im Regiment Forcade, der bezeugt, daß es eine der schönsten Nächte war, in der die Himmelslichter auf ungewöhnlich ruhige Art herniederstrahlten, und daß fast niemand schlief. Die Soldatenreihen lagen alle an der Erde, das Gewehr im Arm und unterhielten sich angenehm mit gedämpfter Stimme, oder jeder wälzte schweigend seine Gedanken in sich herum. Die Generale wandern wie beobachtende Geister heiser gebieterisch umher[1]. Friedrichs Linie hat, wie wir bemerkten, die Gestalt eines Hufeisens (oder einer Parabel, enger als ein Hufeisen) mit der Front gegen die Flüsse gekehrt. Zieten befehligt jenen kleineren Schwarzwasserteil der Linie, Friedrich den Katzbachteil, welcher mehr in Gefahr ist. Und jetzt, da alles ziemlich in Ordnung ist, hat Friedrich selbst sich niedergelassen — ich glaube in der Mitte oder dem konvexen Teil seiner Linien — an einem Wachfeuer, das er dort gefunden, und ist, eingehüllt in seinen Mantel, während seine vielen Gedanken in Nebel dahinschwinden, in eine Art von Schlaf gesunken. Auf einer Trommel sitzend, wie einige sagen, halb eingeschlafen am Wachfeuer, um halb drei Uhr — als ein Husarenmajor, der auf der Bienowitz-Pohlschilderner Straße zum Rekognoszieren ausgeritten war, in voller Eile heranstürmt: „Der König? Wo ist der König?" „Was gibt es denn?" antwortet der König selbst. „Ew. Majestät, der Feind rückt in Stärke von Bienowitz und von Pohlschildern gegen unseren linken Flügel dort; hat alle meine Posten zurückgeworfen, ist jetzt nicht mehr als 500 Schritt entfernt!"

Friedrich springt zu Pferde, schickt schon einen Befehl ab: „General Schenkendorf und sein Bataillon, dazu die Kanonen, auf den Gipfel des Wolfsbergs, drüben zu unserer Linken, schnell!" Wie vortrefflich, daß jedes Bataillon (nach dem Befehle, den wir lasen) „seinen eigenen Anteil an schweren Kanonen immer zur Hand hat!" rufen die militärischen Kritiker. Schenkendorf, der behende war, konnte den Feind durch einen Kartätschenhagel vom Wolfsberge überraschen, der bei so geringer Entfernung tödlich wirkte. Andere Anordnungen, zu umständlich, um hier erwähnt zu werden, werden rasch getroffen, und unser linker Flügel ist in der Lage, seine frühen Besucher zu empfangen, Loudon, oder wer es immer sein mag. Es ist den Geschichtsbüchern noch zweifelhaft, ob Friedrich Loudon hier bestimmt erwartete. Obgleich er jetzt natürlich vermutete, daß es Loudon sei. Aber es ist unzweifelhaft, daß Loudon Friedrich nicht im allermindesten erwartete. Und seine Überraschung muß groß gewesen sein, als statt leerer Finsternis (und möglicherweise einiger preußischen Bagage,

[1] Archenholz II. 100—111.

von der er gehört hatte) preußisches Gewehr- und Kartätschenfeuer ihn empfing.

Loudon hatte einem erhaltenen Befehle gemäß sein Lager bei Jeschkendorf um dieselbe Zeit verlassen wie Friedrich das seine bei Schimmelwitz und sich an die Ausführung seiner Aufgabe gemacht, welche darin bestand, die Höhen von Pfaffendorf zu besetzen und dort bei Tagesanbruch in Bereitschaft zu sein. Da seine Späher ihn benachrichtigten, daß die preußische Bagage ganz sicher nach dem Töpferberg gegangen sei — mehr wußten weder seine Späher, noch konnte Loudon vermuten — dachte Loudon: „Wir wollen diese Bagage aufgreifen!" Und hat sich in dieser Absicht so viel als möglich beeilt. Keine Vorhut an der Spitze, um nicht die Deckung der Bagage zu alarmieren. Loudon in eigener Person mit dem Fußvolk von der Reserve schreitet voran, um die Bagagedeckung, welche etwa da ist, zu verschlingen. Friedrichs rekognoszierende Husarenabteilungen hatten diesen Glauben bestärkt: „Ja, ja!" dachte Loudon. Und jetzt erscheint plötzlich statt der wegzunehmenden Bagage aus der leeren Finsternis Friedrich in eigener Person auf dem Gipfel der Anhöhen, wo wir uns zu formieren dachten.

Loudons Benehmen, als er mit seiner Reserve auf solche Art zurückgeworfen wurde, war, so sagt jedermann, vortrefflich. Sofort klar darüber, wie die Sache stehe, und daß Rückzug ohne Vernichtung unmöglich sein werde, eilte er unverzüglich, sich auf dem Gebiet, das ihm zu Gebote stand, zu formieren — höchst ungünstigem, teilweise bergansteigendem Gelände, auf dem nur für eine Front von fünf Bataillonen (5000) Raum war — und rückte wieder vor mit viel Ungestüm und Geschick, wieder und immer wieder, dreimal im ganzen. Errang teilweise Erfolge; drängte immer nach rechts, um Friedrich in die Flanke zu kommen, konnte es aber nicht, da Friedrich seine Stellung in entsprechender Weise veränderte. Von dem rechten oder nordöstlichen Teil seiner Aufstellung brach Loudon wieder und wieder in höchst wütigen Reitereiangriffen hervor, zog nach jeder Abwehr neue Bataillone von seiner Linken und seinem Zentrum heran und stürmte wieder vorwärts, fand es aber immer unmöglich. Wären seine Unterführer alle Loudons gewesen, so hätte er, wie es heißt, einmal eine schöne Chance gehabt. Durch sein und Friedrichs fortwährendes Drängen gegen Nordosten war endlich eine beträchtliche Lücke in Friedrichs Linie entstanden. Nicht nur Zietens Linie und Friedrichs Linie waren jetzt voneinander getrennt, sondern es war bei dem Dorfe Panten in Friedrichs eigener Linie eine Lücke, wo jedermann eindringen konnte. Eine der österreichischen Kolonnen erreichte Panten gerade, als das Gefecht begann. In Panten hatte diese Kolonne seitdem nachdenklich gestanden, ziemlich weit links von Loudon und seinen Kämpfen, entschloß sich aber erst in der elften Stunde, hindurchzudringen. In der elften Stunde — und siehe da, gerade im rechten Augenblick bemerkte es Möllendorf (unser Leuthener und Hoch-

kircher Freund), eilte mit Fußvolk und Reiterei herbei, steckte Panten in Brand und versperrte jener Möglichkeit und der zu nachdenklichen Kolonne den Weg.

Loudon hatte keine andere wirkliche Aussicht auf Erfolg. Seinen heftigen Reiterangriffen und Versuchen wurde überall mit entsprechender Wut begegnet. Bernburg, das arme Regiment Bernburg, man sehe, was für eine Figur es macht! Einmal während jener Reiterangriffe fast allein gelassen, vergießt es sein Blut wie Wasser, greift mit dem Bajonett an, feuert in Rotten wie nie zuvor und hemmt am Ende unüberwindlich jenen Reiterstrom — hoffentlich nicht unbemerkt von Sr. Majestät, der hier ist, wo der heißeste Kampf stattfindet. Nach der dritten Abwehr, die schlimmer war als irgendeine vorhergehende, fand Loudon, daß er genug hatte, und machte keinen weiteren Versuch. Wälzte sich über die Katzbach, so gut es eben ging, wobei die Preußen 6000 Gefangene machten, ohne indes weiter zu folgen, warf eine schöne Batterie bei Bienowitz auf, die seinen Rückzug gegen die Reiterei deckte, und ging seiner Wege, schwer, aber nicht unehrenhaft geschlagen nach einem ungewöhnlich hartnäckigen, anderthalbstündigen Gefecht, welches für Loudon sehr mörderisch gewesen war. Sein Verlust belief sich auf 10 000 Mann, 4000 Tote und Verwundete, 6000 Gefangene, 82 Kanonen, 28 Fahnen usw., während der preußische Verlust im ganzen 1800 Mann betrug[1]. Um 5 Uhr war die Schlacht, dieser Loudonsche Teil derselben, ganz vorüber, indem Loudon (35 000) auf so entscheidende Weise an Friedrichs linkem Flügel (ungefähr der Hälfte seiner Armee, einige 15 000) gescheitert war. Friedrichs linker Flügel allein war bis jetzt im Gefecht gewesen, und jetzt wird die Reihe an Zieten kommen, wenn Daun und Lacy noch vorrücken.

Um 11 Uhr gestern abend hatten Dauns Panduren, indem sie verstohlen bei Schimmelwitz über die Katzbach setzten, zu ihrem Erstaunen entdeckt, daß Friedrichs Lager nur aus Wachfeuern zu bestehen scheine, und hatten demgemäß ihren schnellsten Reiter an Daun entsandt. Aber es war 1 Uhr morgens, ehe Daun, der mit Marschieren und Anordnen beschäftigt war, um bei Tagesanbruch an der Katzbach bereit zu sein, diese seltsame Nachricht erhielt, die er wahrscheinlich nicht ganz glauben konnte, ehe er sich mit eigenen Augen davon überzeugt hatte.

Was für ein Anblick! Sein schöner Plan in sinnlose Verwirrung zerflossen — man weiß nicht, was daraus geworden! Auch Dauns Wachfeuer hatten alle fortgebrannt. Auf beiden Seiten war dieselbe List angewandt worden und hatte — tragisch für einige von uns — eine T r a g ö d i e der Irrungen oder der Irrtümer einer Nacht hervorgebracht. Daun brach wieder auf, sobald sein zerfallener, verwirrter Zustand es ihm erlaubte. Rückte auf Friedrichs Spuren vor und gab Lacy Befehl, vorzurücken. Daun, obgleich nur eine Meile entfernt, hatte nichts gehört von dem heftigen

[1] Tempelhof IV. 159.

Kampf und Kanonade. „Weil ein Südwestwind sich erhoben hatte“, sagte Daun, und unparteiische Personen glaubten ihm. Nicht aber die erzürnten Wiener, die es für unmöglich erklärten: „Unsinn, du warst nicht taub, aber du zögertest und feilschtest in deiner gewöhnlichen Weise, und es tat dir vielleicht gar nicht leid, daß der glänzende Loudon eine Schlappe erleiden sollte!“

Beim Ausmarsch aus Liegnitz sah Daun nordostwärts eine gewaltige Säule oder Masse von Rauch still emporsteigen; wußte aber nicht, was es zu bedeuten hatte. „Pulverdampf ohne Zweifel, aber ganz still geworden und gar nicht hierher gerichtet. Der arme Loudon muß geschlagen sein!“ Worauf Daun wirklich einen Angriff machte, wenigstens gegen Zieten, aber nichts ausrichten konnte. Er warf Reiterei über die Steinbrücke am Töpferberge, welche Zietens Vorposten dort zurücktrieb, aber von Zietens Kanonen in Stücke zerrissen wurde. Zieten jenseits des Schwarzwassers ist tätig genug. Wie hier eine Schlachtordnung herstellen, wenn Zietens Batterien eure Kolonnen der Länge nach durchschneiden, indem sie aufmarschieren? Daun erkennt diese Unmöglichkeit und kehrt wieder durch Liegnitz nach seinem Lager zurück, den Weg, den er gekommen war. Hat wieder die Flutzeit versäumt; die Ebbe geht ungewöhnlich rasch voran. Lacy war in der Gegend von Waldau gewesen, um weiter aufwärts am Schwarzwasser etwas gegen Zietens Rechte zu versuchen. Aber das Schwarzwasser erwies sich als erstaunlich sumpfig, an keinem Punkte für schwere Truppen zugänglich „wegen der Sümpfe am Ufer“, vielleicht auch wegen trüber Aussicht auf der gegenüberliegenden Seite!

Und in der Tat gelang es den Lacyschen Truppen ebensowenig als denen Dauns, hinüberzukommen, mit Ausnahme zweier armer Husarenregimenter, die sich weit zur Linken heranwanden und bei Hummeln — Hummeln oder der Kuchelberger Heide — einen Überfall gegen das Gepäck versuchten. Und Mitchell in neuen Alarm versetzten, den letzten während dieser schauderhaften Nacht, da er peinlich in seinem Wagen eingeschlossen gesessen hatte, während im Osten ein solcher Teufelslärm stattfand und kein Anblick, Anteil oder Kunde desselben sich erlangen ließ. Wiederholte Husarenangriffe wurden hier auf die Bagage gemacht. Auch Loudons Husaren versuchten sich daran. Aber Mitchells Rittmeister war den Umständen wunderbar gewachsen und hatte alle abgeschlagen. Mitchell ist durch seine eigene hochherzige Wahl in vielen Gefechten an Friedrichs Seite gewesen. Aber dies ist das letzte, in dem oder in dessen Nähe er je sein wird, dies Gefecht bei Liegnitz von 3—4½ Uhr morgens, Freitag, 15. August 1760.

Nie, weder vorher noch nachher, war Friedrich ein solcher Glücksfall beschieden. Er hing am Rande schlüpfriger Abgründe, sein Pfad war kaum einen Fuß breit. Nichts als Feinde und Lawinen ringsumher auf allen Seiten. In keinem Augenblick seines Lebens war sein Untergang wahrschein-

licher, und jetzt gerade ereignete sich das halbe Wunder, welches nötig war, um ihn zu retten. Auch teilweise durch Zufall; die vortrefflichsten Anordnungen wurden von dem glücklichsten aller Zufälle gekrönt[1].

Friedrich rastete vier Stunden auf dem Schlachtfelde — wenn man Rast nennen konnte, was eine neue Art höchst wunderbarer Tätigkeit war. Tätigkeit des sorgfältigen Einsammelns der Resultate der Schlacht, die er in tragbare Form zusammenpackte und mit welchen er sozusagen in seiner Tasche fortmarschierte. Generalmajor Saldern, ein Mann von vielseitigem Talent, besorgte dies Geschäft und führte es aus mit vollendetem Geschick. Die Verwundeten, Österreicher sowohl als Preußen, werden in die leeren Proviantwagen gelegt. Die leichter Verwundeten werden zu Pferd gesetzt, zwei auf ein Pferd, wo es möglich ist. Nur die Toten bleiben liegen. 100 oder mehr Proviantwagen werden zurückgelassen, da man ihre Gespanne zum Ziehen unserer 82 neuen Kanonen gebraucht. Die Wagen werden in Stücke geschlagen, kein Österreicher soll sie haben. Sie mögen als Brennholz dem armen Landvolk von Nutzen sein. Die 4000 oder 5000 guten Gewehre, die auf dem Felde liegen, sollen wir diese nicht auch mitnehmen? Jeder Reiter hängt sich eins davon über den Rücken, jeder Gepäckfahrer eins. Und so hat man auch für die Gewehre Sorge getragen. Um 9 Uhr vormittags ist Friedrich mit seinen 6000 Gefangenen, neuen Kanonengespannen und Krankenwagengespannen, Beutestücken und Gepäck wieder unterwegs. Einer der schnellsten Könige.

Ich hätte die Freude des armen Regiments Bernburg erwähnen sollen, die mich nicht wenig rührte. Nachdem Loudon abmarschiert und das Wunder der Schlacht vollendet war, und während dies wunderbare Packen vor sich ging, ritt Friedrich unter seinen Leuten umher und kam auch an der Front von Bernburg vorbei, wobei sein Auge vielleicht ausdrückte: „Ich sah euch, Burschen", aber kein Wort von seinen Lippen kam. Die Bernburger Offiziere, tragisch-tressenlos in ihren Tschakos, stehen auch schweigend da, finster wie geschwärzte Steine (ganz Bernburg von Pulver schwarz): „Auch in uns ist kein Wort, wenn nicht etwa unsere Handlungen sprechen." Aber ein gewisser Sergeant, Flügelmann oder erster Korporal, trat hervor und salutierte ehrerbietig: „Regiment Bernburg, Ihro Majestät —?" — „Hm, gut, ihr habt's brav gemacht. Ja, ihr sollt eure Säbel zurück haben, alles soll vergeben und vergessen sein!" „Und Sie sind also wieder gnädiger König?" sagt der Sergeant, mit Tränen in den Augen. — „Ja gewiß[2]!" Was für ein Hurraruf nun aus der begeisterten Kehle und dem Herzen dieses armen Regiments hervorbrach, kann man sich denken. Oft habe ich daran gedacht, wenn ich aufrührerische Dummköpfe, „glorreiche Söhne der Freiheit" ihrer eigenen Meinung nach, ihren natürlich komman-

[1] Tempelhof IV. 151—171; Archenholz wie oben, Hofbericht von der Schlacht, so am 15. August 1760 bei Liegnitz vorgefallen (Seyfarth, Beilagen II. 698—703) usw.
[2] Tempelhof IV. 162—164.

dierenden Offizier fragen hörte: „Sind wir nicht so gut als du? Sind nicht alle Menschen gleich?" Keineswegs, ihr aufrührerischen Dummköpfe, in der Tat sehr weit davon entfernt!

Dies war der Durchbruch aus Friedrichs Gefangenschaft in den tödlichen Felsenlabyrinthen. Dieser Erfolg bei Liegnitz entließ ihn noch einmal ins offene Feld. Allerdings flößte während der nächsten vierundzwanzig Stunden die Lage der Dinge ihm noch die lebhafteste Besorgnis ein. Während der nächsten vierundzwanzig Stunden hatte Daun, wäre er zu schnellem Handeln geschickt gewesen, die Chancen noch in seiner Hand — jedoch Dauns Gegner handelte ungewöhnlich schnell. Um 9 Uhr morgens, als alles für den Marsch bereit war, ließ dieser letztere Herr „drei Salven als Freudenfeuer auf dem Felde von Liegnitz abfeuern" und marschierte in der oben erwähnten pünktlichen Weise, indem er es Zieten überließ, „mit den Gefangenen, den Krankenwagen und eroberten Kanonen" am Nachmittage nachzukommen, schnell ab. Nach Parchwitz, so schnell wir können. Parchwitz liegt auf der Straße nach Breslau, auch nach Glogau. Nach Breslau, wenn es menschenmöglich ist! Friedrich hat nur noch für zwei Tage Brot. Auf der Breslauer Straße bei Auras steht Tschernyschew mit 24 000. Es sind dort, oder es können dort sein die wieder gesammelten Reste Loudons, Lacys unberührtes Korps, Dauns ganze Macht, wenn er nur mit der geringsten Schnelligkeit verfahren wäre, was bei Daun selten der Fall war. Ein Mann, der langsam zu einem Entschlusse kam und sein Glück in Muße suchte.

Alle Beurteiler sagen, Daun hätte zu diesem Unternehmen, Friedrich noch jetzt abzufangen, ausmarschieren sollen, ohne einen Augenblick zu verlieren. Aber er rechnete darauf, daß Friedrich wahrscheinlich den Tag damit hinbringen werde, auf dem Felde ein Tedeum zu feiern (wie es bei manchen Sitte ist), und daß er selbst bis morgen klarer über die Dinge sehen werde. Daun war nicht in Eile, gab keine Befehle — schickte nicht einmal einen Brief an Tschernyschew. Dieser empfing jedoch einen. Friedrich schickte ihm einen, das heißt, er schickte ihm einen zum Abfangen. Friedrich nämlich schreibt ein an seinen Bruder Heinrich adressiertes Billett: „Die Österreicher sind heute vollständig geschlagen. Jetzt gegen die Russen, lieber Bruder, und tun Sie schnell, was wir verabredet haben[1]!" Friedrich übergibt dies einem Bauern mit dem Befehl, sich von den Russen fangen zu lassen und es auszuliefern, um sein Leben zu retten. Man glaubt, daß Tschernyschew den Brief erhielt, vielleicht würde ihn aber auch das Gerücht und jedenfalls das Zögern Dauns hinübergetrieben haben. Hinüber ging er unverzüglich mit seinen 24 000 und verbrannte seine Brücke. Ein verschwundener Tschernyschew — obgleich Friedrich dessen nicht gewiß ist. Und was die wandernden österreichischen Heeresabteilungen Loudons und Lacys angeht, so ist ihm alles dunkel.

[1] Oeuvres de Frédéric V. 67.

So daß am nächsten Morgen (16. August) in Parchwitz die Frage: „Nach Glogau oder nach Breslau?" eine Art Sphinxrätsel für Friedrich gewesen sein muß, dunkel wie dieses und im Falle eines Irrtums verhängnisvoll. Nach einem kurzen fieberhaften Nachdenken lautete Friedrichs Antwort: „Nach Breslau!" Und stundenlang während des Marsches bemerkte man, „das er viel umherritt", offenbar in großer Besorgnis. Bis bei Neumarkt (nicht weit von dem Felde von Leuthen), als man die Anhöhen dort erreichte — gegen Mittag, wie ich vermute — was für ein Anblick sich darbot! Vorher war er auf österreichische Streifkorps, Becks oder sonst jemandes, gestoßen, die seinen Angriff nicht erwarteten. Er sah an einem Punkte „die ganze österreichische Armee auf dem Marsche" (die Spitze ihrer Heersäulen sichtbar zwischen den Hügelhöhen, etwa eine Stunde entfernt, unmöglich zu sagen, wohin sie marschieren). Und eilte wahrscheinlich um so schneller vorwärts, da es sich um einen solchen Wettlauf handelte. Kurzum, er galoppierte, um einen Überblick zu gewinnen, auf die Höhen von Neumarkt. „Dürfen wir unseren Augen trauen? Kein Österreicher da!" Und mochte für den Augenblick wohl der frohestе der Könige sein. Breslau und die Vereinigung mit Heinrich sind ihm jetzt sicher. Er hat die Wette so gut wie gewonnen — und kann wenigstens stillhalten und Atem schöpfen. Was für seine arme Armee, wenn nicht für ihn selbst, nach einem solchen Todeskampf von sechzehn Tagen, sehr nötig ist. Daun hatte den Liegnitzer Unglücksfall ohne Bemerkung hingenommen, gemeinhin ein stoischer Mensch, besonders bei dem Unglücke anderer. Konnte aber doch sein schmerzliches Erstaunen bei dieser neuen Gelegenheit nicht verbergen. Ob Erstaunen über das ungerechte Schicksal oder über sein eigenes faules Zögern, wird nicht berichtet.

Am folgenden Tage (17. August) lagert Friedrich bei Hermannsdorf, Hauptquartier Schloß Hermannsdorf, anderthalb Meilen von Breslau. Bleibt zwei Wochen dort und läßt seine ermüdeten Leute ruhen. Ruht aber selbst nicht viel, sondern beobachtet die trübe Masse von Verwicklungen, die noch übrigbleiben. Wie dieselben sich in Gruppen sondern, vor allem, was Daun und sein Soltikof beschließen werden. Nach etwa zwei Wochen wurde Dauns Beschluß sichtbar. Der Soltikofs wurde weder in zwei Wochen noch überhaupt je klar. Wenn er nicht etwa darin bestand, sich bei heiler Haut zu erhalten und allmählich auf seine Magazine zurückzuziehen. Was allerdings dem Wesen nach sein Zweck war und blieb. Woraus endlose Verhandlungen und wichtige Eröffnungen und Botschaften Dauns an seinen barbarischen Freund, endlose Überredungskünste und Verlegenheiten des armen Montalembert hervorgingen, deren Mitteilung jeden Leser ermüden würde, die Resultate allein ausgenommen.

Friedrich seinerseits ist in wenig gehobener Stimmung über die bei Liegnitz und seitdem errungenen Erfolge und täuscht sich nicht über die Schwierigkeiten, beinahe Unmöglichkeiten, welche noch vor ihm liegen.

Als Antwort an d'Argens, der („mitten in der Nacht" aus dem Bett springend, „im Augenblick als die Nachricht kam") einen warmen Glückwunsch zu Liegnitz geschrieben, ist hier ein Brief Friedrichs. Noch immer des Lesens wert, obgleich er öfter gelesen worden ist als fast irgendeiner seiner Briefe. Ein Brief, den d'Argens nie in seiner ursprünglichen Gestalt sah, der von den Österreichern oder Kosaken aufgefangen[1] und überall kopiert wurde, bald im Drucke erschien und seitdem in weiten Kreisen bekanntgeworden ist.

Friedrich an den Marquis d'Argens (in Berlin).

‚Hermannsdorf, bei Breslau, 17. August 1760.

Zu anderen Zeiten, mein lieber Marquis, würde die Affäre vom 15. den Feldzug entschieden haben; gegenwärtig ist sie nichts als eine dem Feinde beigebrachte Schramme. Es wird einer großen Schlacht bedürfen, um unser Schicksal zu entscheiden. Eine solche wird allem Anschein nach bald stattfinden, und dann mögen Sie frohlocken, wenn der Ausgang uns günstig ist. Inzwischen danke ich Ihnen für alle Ihre Sympathie. Es hat vieles Plänemachen und Bemühen und vielen Fleiß gekostet, um es so weit zu bringen. Reden Sie mir nicht von Gefahren. Die letzte Aktion kostet mich nur einen Rock' (von einer zurückspringenden Kanonenkugel zur Unbrauchbarkeit zerrissen, nichts als ein Schoß davon ist übrig) ‚und ein Pferd' (unter mir erschossen). ‚Das ist kein hoher Preis für einen Sieg.

In meinem ganzen Leben habe ich mich nie in so schlechter Lage befunden als während dieses Feldzuges. Glauben Sie mir, Wunder werden noch nötig sein, wenn ich alle Schwierigkeiten, die ich noch vor mir sehe, überwinden soll. Und man wird zu alledem schwach. Es gilt, herkulische Arbeiten auszuführen in einem Alter, wenn meine Kraft mich verläßt, meine Schwächen zunehmen und, um aufrichtig zu sprechen, selbst die Hoffnung, der einzige Trost des Unglücklichen, mir zu schwinden anfängt. Sie sind nicht hinreichend bekannt mit der Lage der Dinge, um alle Gefahren zu kennen, welche den Staat bedrohen. Ich kenne sie und verberge sie; ich behalte alle Befürchtungen für mich und teile dem Publikum nur die Hoffnungen mit und das geringe Maß guter Nachrichten, die ich dann und wann habe. Wenn der Schlag, den ich im Sinne habe, gelingt' (ein Schlag gegen Dauns antischweidnitzsche Strategie, wovon nachher), ‚dann mein lieber Marquis, wird es Zeit sein, sich der Freude hinzugeben; aber bis dahin wollen wir uns nicht schmeicheln, damit ein unerwartetes Stück schlechter Nachrichten uns nicht zu sehr niederdrücke.

Ich lebe hier' (Schloß Hermannsdorf, anderthalb Meilen westlich von Breslau) ‚wie ein militärischer Trappistenmönch: habe endlose Geschäfte, und wenn diese besorgt sind, etwas Trost von meinen Büchern. Ich weiß nicht, ob ich diesen Krieg überleben werde. Aber sollte es geschehen, so bin ich fest entschlossen, den Rest meines Lebens in Einsamkeit, im Schoße der Philosophie und der Freundschaft hinzubringen. Wenn die Straßen sicherer sind, werden Sie mir vielleicht öfter schreiben. Ich weiß nicht, wo unsere Winterquartiere diesmal sein werden. Mein Haus in Breslau ist bei dem Bombardement' (Loudons, vor drei Wochen) ‚abgebrannt. Unsere Feinde mißgönnen uns alles, sogar das Licht und die Luft zum Atmen. Allein irgendeinen Winkel müssen sie uns doch lassen; und wenn er sicher ist, so wird es eine wahre Freude sein, Sie wieder bei mir zu haben

Nun, mein lieber Marquis, was ist aus dem Frieden mit Frankreich' (dem englischen Frieden) ‚geworden! Sie sehen, Ihre Nation ist blinder, als Sie glaubten.

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 198 (d'Argens selbst „19. Oktober" desselben Jahres) und das. 191 Anm.; Rödenbeck II. 31, 36 — erwähnt in Voltaire, Montalembert usw.

Diese Narren werden der Königin von Ungarn und der Zarin zu Gefallen ihr Kanada und Pondichery verlieren. Und die Unschuldigen werden darunter leiden, die armen Offiziere und Soldaten, nicht die Choiseuls und — — doch Geschäfte rufen mich ab. Adieu, lieber Marquis; ich umarme Sie. — F[1].'

Friedrich hatte, während er in Hermannsdorf war und ehe er obigen Brief schrieb, zwei Vorgänge von entgegengesetzter Beschaffenheit erfahren, einen russischen und einen sächsischen. Der sächsische Vorgang ist der erfreuliche und kommt zuerst:

Hülsen auf dem Dürrenberg, 20. August. Am 20. August machten die Reichstruppen und die Österreicher bei Strehla in der Schlettau-Meißener Gegend einen Angriff auf Hülsens Stellung, auf seine Hauptstellung, den Dürrenberg dort — in sehr umfangreicher Weise. Erfüllten die ganze Gegend mit lautem Geschützdonner und endlosen Angriffen, hier, dort, zu Fuß und zu Pferde, erzielten jedoch durch alles dies nichts als Null und negative Größen, indem Hülsen sein Geschäft trefflich besorgte und besonders Kleist von den Husaren an einem Punkte mit meisterhafter Wirkung einhieb, was die allgemeine Vereitelung des Reichsprojekts zur Folge hatte. Und ließen Hülsen als Herrn des Feldes und seines Dürrenbergs zurück, plus 1217 Gefangenen (mit einem Prinzen darunter) und einer Kanone. Ein Hülsen, der wirklich den Reichstruppen und den Österreichern eine Art Niederlage beigebracht hat, obgleich sie 30 000 zählten gegen seine 10 000 und darauf gerechnet hatten, ein neues Maxen daraus zu machen[2]. Friedrich schreibt einen vergnügten lobenden Brief an Hülsen: ‚Recht so! gebt ihnen mehr von der Sorte, wenn sie das nächste Mal anfragen[3]!'

Das ist ein Stück Sonnenschein für den königlichen Geist, der sonst finster genug ist. Wäre Friedrich nur erst hier fertig, so würde er schnell genug zum Entsatze Hülsens und zur Wiedereroberung von Sachsen herbeieilen. Die Hoffnung sagt in guten Augenblicken: ‚Hülsen wird sich bis dahin behaupten können.' Die Furcht antwortet: ‚Nein, er kann es nicht, wenn du hier nicht äußerst schnell fertig wirst!' — Der russische Vorgang, voll peinlicher Besorgnis für Friedrich, war eine neue Belagerung von Kolberg. Das ist eine traurige Tatsache, welche seit der Mitte des August sichtbar gewiß geworden ist.

Zweite Belagerung von Kolberg, 26. August. Wieder unter Belagerung, der arme Ort. Und diesmal scheinen die Russen ein Gelübde getan zu haben, daß sie ihn einnehmen wollen. Belagerung von der Land- und Seeseite, Landtruppen direkt von Petersburg, 15 000 im ganzen (8000 davon kamen zu Schiffe) mit endloser Artillerie. Und nahezu 40 russische und schwedische Kriegsschiffe, große und kleine, verdunkeln die Gewässer des armen Kolberg. Am 26. August (einen Tag, ehe Friedrich den obigen Brief schrieb) sind sie mit allen ihren Vorbereitungen fertig geworden — die Landtruppen durch Schanzen im Rücken gedeckt, die Schiffe an den zum Bombardement bestimmten Plätzen vor Anker — und beginnen ein Bombardement und ein Feuern von Brandkugeln auf Kolberg, desgleichen man selten gesehen. Man muß nur hoffen, daß der alte Heyde demselben wie gewöhnlich ein Gesicht von graustählerner Art entgegensetzen und sich als ein schwer zu behandelnder Artikel ausweisen wird, bis es gelingt, ihm Entsatz zu schaffen[4].

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 191.

[2] Archenholz II. 114. Bericht von der am 20. August 1760 bei Strehla vorgefallenen Aktion (Seyfarth, Beilagen II. 703—719).

[3] Brief in Schöning II. 396, „Hermsdorf" (Hermannsdorf), „27. August 1760".

[4] Archenholz II. 116; in Heldengeschichte (VI. 73—83) „Tagebuch der Belagerung, 26. August bis 18. September" und andere Einzelheiten.

Viertes Kapitel / Daun im Kampfe mit Friedrich in den schlesischen Bergen

Trotz Friedrichs Vorahnungen trat infolge von Liegnitz ein außerordentlicher Rückschlag in allen antifriedrichschen Unternehmungen ein. Alles ging rückwärts. Eine Bewegung, welche kaum nachließ oder in der Tat gar nicht nachließ während des Restes dieses Feldzuges. Die nachfolgenden Daun-Friedrichschen Bewegungen — die alle für Daun unglücklich ausfielen, indem Daun wieder in die Berge zurückgetrieben wurde, während Friedrich die Hoffnung hegte, ihm die Lebensmittel abzuschneiden und ihn ganz durch die Berge nach Hause zu jagen — im einzelnen zu schildern, ist uns nicht gestattet. Kein menschlicher Geist könnte sich in unseren Tagen um das Verständnis dieser tausendfältigen Märsche, Manöver, Angriffe, Überraschungen und plötzlichen Frontveränderungen (Rückzügen, die sich in Vorrücken verwandeln) abmühen. Noch könnte das gewaltigste menschliche Gedächtnis, wenn es sich nicht etwa ausschließlich dem Studium der Kriegskunst unter Friedrich widmete, sich derselben erinnern, nachdem sie es verstanden. Für Soldaten, die danach streben, keine Scheinsoldaten zu sein, sind sie eine empfehlenswerte Übung. Ihnen empfehle ich Tempelhof und die vortrefflichen deutschen Erzählungen und Berichte. Aber was die anderen betrifft, so ist ein Beispiel gegeben worden. Man multipliziere dasselbe mit zehn, mit sieben mal zehn, und die tätige Einbildungskraft mag sich davon aneignen, was ihr genügt. Unsere erste Pflicht gegen die armen Leser ist hier, aus dieser Flut von kleinen Dingen die Bruchstücke herauszufischen, die von Bedeutung sind oder ihr ein menschliches Gesicht und Denkwürdigkeit verleihen, und alles übrige sorgfältig zu unterdrücken.

Man bemerke demnach, daß ein allgemeines Rückwärtsgehen auf österreichischer und russischer Seite stattfindet. Tschernyschew sahen wir schon über die Oder zurückweichen. Soltikof, taub gegen Montalembert, macht mit der Hauptarmee eine Rückbewegung zwei Tage nachher. Nimmt hinter Sümpfen und buschigem Gelände eine immer unzugänglichere Stel-

lung ein[1], indessen Prinz Heinrich ihm mit bestem Nachdrucke noch eine Woche länger folgt, bis er weit genug entfernt und friedlich gesinnt erscheint. „Zieht heimwärts nach Polen!“ denkt der hoffnungsreiche König, „Goltz mit 12 000 mag ihn beobachten. Der Rest der Armee komme hier herüber!“ Was am 27. August geschieht, unter der Leitung General Forcades, statt unter der Heinrichs — welcher an diesem oder dem nächsten Tage seines Gesundheitszustandes wegen nach Breslau geht. „Prinz Heinrich ist wirklich krank“, sagten einige. „Weniger krank als vielmehr übler Laune“, sagen andere. Beide Ansichten sind teilweise wahr, wie man jetzt annimmt, aber es ist unmöglich, zu entscheiden, in welchem Grade wahr. Gewiß ist, daß Heinrich während der nächsten zwei oder drei Monate untätig unter ärztlicher Behandlung in mehr oder weniger erregter Stimmung in Breslau saß, nachher nach Glogau ging und ein Liebhabertheater hatte, und daß man in diesem Feldzuge nicht wieder von ihm hörte. Sehr zum Nachteil und Bedauern seines Bruders, der oft nach „Ihrer Genesung“ (und Rückkehr hierher) verlangt, doch ohne Erfolg.

Soltikof ist im Herzen Polen zugeneigt, aber muß erst sehen, daß die Belagerung von Kolberg ihr Ende erreicht. Und möchte sogar aus Anstandsgefühl gegen die Österreicher etwas länger zögern: „Ich bin immer willig, wenn nur mit euch sich etwas anfangen ließe!“ Was während der nächsten sechs Wochen ein Unterhandeln und Botschaftschicken über die Oder veranlaßt, wovon wir an diesem Orte nicht reden wollen. Infolge der eindringlichen Überredungskunst Montalemberts erklärt Soltikof sich sogar bereit, eine Scheinbewegung gegen Glogau zu unternehmen, um seinen Österreichern jenseits des Flusses Luft zu machen, und taumelt allmählich etwas in jener Richtung vorwärts. Bloß zum Scheine; denn er hat weder eine Belagerungskanone noch die geringste Aussicht auf Erfolg gegen Glogau. Und Goltz mit den 12 000 wird ihn in jenem Bezirk hinlänglich im Zaume halten.

Friedrich ist nach seiner Vereinigung mit Forcade auf etwa 50 000 gestiegen und jetzt einigermaßen den Daun-Loudon-Lacyschen Armeen gewachsen, die nicht ganz doppelt so stark sind. Diese befinden sich noch in der Breslau-Parchwitzer Gegend in düsterer Stimmung und scheinen es auf Schweidnitz abgesehen zu haben — sollte das noch möglich sein, da ein Friedrich gegenwärtig ist. Und in der Tat war es nicht möglich, obgleich sie sich mit ihren besten Kombinationen daran versuchen mit „einer mächtigen Kette von Heeresposten, die Schweidnitz isolieren und zwischen Daun und Loudon eine Verbindung herstellen“, und mit „einem Lager auf dem Zobtenberg als Krone“, so daß sie Friedrichs Mut auf die Probe stellen, der nach einer Überschau besagter Kette in der Nacht vom 30. August eine Reihe schöner Manöver dagegen ausführt, welche unerwartet ihrer Existenz ein Ende machen. „Mit unbegreiflicher Verwegenheit“ — (wie

[1] „18. August, nach Trebnitz, auf der Straße nach Mielitsch“ (Tempelhof IV. 167).

Archenholz sich ausdrückt, treffend *wahr* in bezug auf Friedrichs allgemeines Verfahren während dieser Zeit, obschon etwas ungenau in bezug auf den vorliegenden Fall) — hält er es für gut, ein für allemal durch besagte Kette gerade hindurchzumarschieren, mitten durch ihre losbrechende Kanonade. Er kanoniert dagegen und marschiert rasch weiter, solch ein unverschämter Marsch, sagen die Österreicher[1]!" Bis auf diese Weise der unverschämte König Schweidnitz wieder unter seiner schützenden Hand hält und die Kette zwingt, sich ganz zusammenzuwinden und nach einem sicheren Quartier in die Berge zurückzuziehen. Wohin er ihr wieder folgt unter ständigem Wechsel von Stellungen, die in Unzugänglichkeit mit euern eigenen wetteifern. Eure Proviantwagen bedroht, euch bald so, bald so, in gefährlicher Weise auf die Schleppe tritt, euch mehr als einmal unverschämt unter die Nase marschiert („Dittmannsdorf, 18. September", das Hauptbeispiel davon) und eure besten Pläne vereitelt[2].

Diese „unverschämte" Methode der Kriegsführung wurde, sagt Archenholz, von Julius Cäsar gegen die Gallier angewandt, und seit seiner Zeit erneuerte sie niemand — bis auf Friedrich, seinen eifrigen Schüler und Bewunderer, „gegen einen anderen Feind". „Sie ist von herrlicher Wirksamkeit", fügt Tempelhof hinzu. „Sie entmutigt euern Gegner und besonders seine gemeinen Soldaten und übt die entgegengesetzte Wirkung auf eure eigenen aus. Verwirrt ihn durch unaufhörliche Befürchtungen und Einzelheiten der Selbstverteidigung, so daß er keinen selbständigen Plan fassen kann und seine Übermacht ohne Nutzen für ihn bleibt." Von herrlicher Wirksamkeit — nur müßt ihr der Aufgabe gewachsen sein, da sie andernfalls verhängnisvolle Folgen für euch haben könnte.

Etwa fünf Wochen lang ist Friedrich, indem er diese Methode in hervorragender Weise anwendet, mit dem großen Daun und seinen Lacy-Loudonschen Trabanten in einem höchst verwickelten, vielfältigen, briaräischen Ringen begriffen und macht ihnen das Leben sauer, da sie, in fortwährender Gefahr, Verluste zu erleiden, bald hierhin bald dorthin eilen, ohne ein Versehen zu entdecken, woraus sie Vorteil ziehen könnten. Der Schauplatz ist jene verwickelte Berggegend zwischen Schweidnitz und Glatz (eine Art Hochebene, von Schweidnitz bis an das Glatzer Gebirge). Daun steht gewöhnlich mit dem Rücken gegen Glatz, Friedrich gegen Schweidnitz. Und wir hören von Lagern bei Kunzendorf, bei *Bunzelwitz*, bei *Burkersdorf* — Orten, welche noch berühmter sein werden in einem kommenden Jahre. Daun beklagt sich nicht über sein Lacy-Loudonsches oder sonstiges Trabantenvolk, die sämtlich fleißig umhermarschieren, wie ihnen geboten wird, aber wie Daun selbst nicht imstande sind, den gering-

[1] Archenholz (II. 115, 116), der in Eile ohne Daten ist und, wie es scheint, einen nachfolgenden *Tag* (18. September) mit dieser „Nacht vom 30. August" verwechselt. S. Retzow II. 26 und noch besser Tempelhof IV. 203.

[2] Tempelhof IV. 193—231; in Anonymus von Hamburg IV. 222—235 ein „Tagebuch der *österreichischen* Armee" (3.—8. September).

sten Erfolg zu erzielen und alle, Daun sowohl als sie, an der Seite eines solchen Nachbarn fortwährend ein geplagtes Leben führen. Die äußere Welt, besonders die äußere Wiener Welt, ist natürlich etwas erstaunt. „Wie geht dies zu, Feldmarschall Daun? Können Sie denn absolut gar nichts mit ihm machen, als festgenagelt in den Bergen sitzen und saure Kräuter verzehren?“

Bei den Russen scheint keine Hilfe. Soltikof gegen Glogau — wir wissen, was das zu bedeuten hat! Soltikof beabsichtigt offenbar heimwärts zu ziehen und nichts weiter. Auf alle österreichischen Vorschläge — und es sind deren viele gemacht worden, wie der arme Montalembert nur zu gut weiß — lautete und lautet Soltikofs Antwort: „Euer mehr als 90 000 drehen sich im Kreise umher und helfen einander nichts zu tun. Ohne Zweifel würde es euch gefallen, könntet ihr uns zu euch hinüberlocken, damit wir an eurer Statt gequält würden!“ Dauns Lage fängt an, sehr bedrängt zu werden. Die Lebensmittel werden knapp, sind weit entfernt in Böhmen, und die Straßen werden von Tag zu Tag unsicherer. Friedrichs Absicht ist offenbar, sie ganz in seine Gewalt zu bekommen. Man denke sich einen solchen Ausgang unseres vormals so hoffnungsvollen Feldzugs von 1760! Daun ist die Wachsamkeit selbst gegen ein solches Verhängnis und wird alles tun, außer einen Kampf wagen. Dies aber ist die verhängnisvolle Lage der Dinge. Seit dem 18. September findet sich Daun beträchtlich von Glatz abgeschnitten. Seine Lebensmittelzufuhr wird immer unsicherer. Und vierzehn Tage hindurch sind der König und er seitdem zum Stillstand gekommen und sitzen, einer den andern beobachtend, da. Daun in immer verzweifelterer Stimmung, weil seine Zufuhr so ungewiß wird und die Winterzeit herannaht. Die Schildwachen sind einander gegenseitig ansichtig. Jedes Lager könnte das andere beschießen. Doch was würde es nützen? Unter schweigendem Einverständnis tun sie es nicht. Die Schildwachen, Vorposten und Wachen enthalten sich des Gewehrfeuers. Sie tauschen im Gegenteil zuweilen ihren Tabak aus und führen kurze Unterhaltungen miteinander. Daun wird immer unglücklicher. An welchen der Götter kann er sich wenden, wenn nicht wieder an Soltikof?

Friedrich selbst, obgleich soweit erfolgreich, ist doch höchst unzufrieden mit dieser Art von Erfolg. Und scheint in der Tat seinen Sternen weniger dankbar zu sein, als er unter den gegenwärtigen Umständen sein sollte. Wir finden ihn aufs tiefste ermüdet und bis zum äußersten Widerwillen niedergedrückt durch den kleinen Vorpostenkrieg: „Hier sind wir noch immer, Nase an Nase,“ ruft er aus (s. seine Briefe an Heinrich), „beide in unangreifbaren Lagern. Dieser Feldzug scheint mir unerträglicher als irgendeiner der vorhergehenden. Soviel Mühe und Sorgfalt ich auch anwende, ich kann in bezug auf große Interessen keinen Schritt vorrücken; nur in Kleinigkeiten habe ich Erfolg.“ „Erhielte ich doch gute Nachrichten

über Ihre Gesundheit! Ich bin hier ohne jeden Beistand; die Armee muß in kurzem wieder geteilt werden, und ich habe niemanden, dem ich sie anvertrauen kann[1]."

Und an d'Argens in denselben bösen Tagen: „Ja, ja, ich entging einer großen Gefahr dort" (bei Liegnitz). „In einem gewöhnlichen Kriege würde das etwas bedeutet haben; aber in diesem ist es ein bloßes Scharmützel, meine Lage wenig dadurch gebessert. Ich will Ihnen keine Jeremiaden vorsingen, noch von meinen Befürchtungen und Sorgen sprechen, aber ich kann Ihnen versichern, sie sind sehr groß. Die Krisis, worin ich mich befinde, hat eine andere Gestalt angenommen; aber es ist noch nichts Entscheidendes geschehen, und ihre Entwicklung kann nicht vorausgesehen werden. Ein langsames Fieber verzehrt mich; ich bin wie ein lebendiger Körper, der Glied auf Glied verliert. Der Himmel stehe uns bei: wir bedürfen es sehr[2]." „Sie sprechen immer von meiner Person, von meinen Gefahren. Brauche ich Ihnen zu sagen, daß es nicht nötig ist, daß ich meine Pflicht tue und für mein Vaterland kämpfe, um es womöglich zu retten? In vielen kleinen Dingen habe ich Glück gehabt; ich denke daran, als mein Motto zu wählen: Maximus in minimis, et minimus in maximis. Dies ist ein schlechterer Feldzug als irgendeiner der andern. Ich weiß zuweilen nicht, was daraus werden wird. Aber wozu Sie mit solchen Details meiner Arbeiten und meiner Sorgen ermüden? Meine Zuversicht hat mich verlassen. Alle Heiterkeit ist begraben mit den Geliebten, Edeln, an denen mein Herz hing. Adieu."

Oder wieder an Heinrich: „Berlin? Ja, ich versuche etwas, um das zu verhindern. Habe inzwischen eine böse Zeit verlebt." „Unsere Mittel, mein lieber Bruder, sind so aufgezehrt, viel zu gering, der erstaunlichen Zahl der uns bekämpfenden Feinde Widerstand zu leisten. — Wenn wir fallen müssen, so wollen wir unsern Untergang von dem schändlichen Tage von Maxen datieren!"

Ist auch in so leidendem Gesundheitszustande diese ganze Zeit. „Ich bin etwas besser, danke Ihnen; habe aber noch" — was sollen wir sagen (ein schreckliches Gallenübel)? — „hémorroïdes aveugles". Doch das wäre nichts ohne die Besorgnisse, die ich empfinde. Ich schmeichle mir, daß Ihre Gesundheit sich bessert. Während der letzten drei Tage habe ich ohne Aufhören einen furchtbaren Krampf gehabt, ich glaubte, ich würde daran ersticken; jetzt ist er etwas vorüber. Es ist kein Wunder, wenn die Kümmernisse und fortwährenden Besorgnisse, worin ich lebe, auch die stärkste Konstitution untergraben und endlich über den Haufen werfen[3]."

Friedrich hat, wie wir sehen, von gewissen russisch-österreichischen Absichten auf Berlin gehört. Kommt aber nach gründlicher Erwägung zu

[1] Schöning II. 416.
[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 193 („Dittmannsdorf, 18. September").
[3] Schöning II 419: „2. Oktober"; das. II. 410: „16. September"; das. II. 408.

dem Schluß, daß es seine Pflicht ist, hier zu bleiben und die Vertreibung Dauns zu versuchen oder dem Hunger bei seiner Vertreibung zu helfen, was das wahre Heilmittel für Berlin sein wird und für alles andere. Von Kolberg sind willkommene Nachrichten da. Könnte man Daun zum Aufbruch zwingen, so ist es wahrscheinlich, daß Soltikofs Eifer, nach Berlin zu gehen, nicht sehr groß sein würde! — Der 18. September bei Dittmannsdorf war der erste Tag von Dauns Absperrung. Seitdem hat er, mehr und mehr gehemmt und an die Berge genagelt, dasitzen und saure Kräuter essen müssen, nichts vor sich als Hunger und einen Rückzug (an eine Schlacht denkt er nicht), der wahrscheinlich sehr verderblich sein wird, wenn ein Friedrich sich an seine Flanken heftet. Hier ist die Notiz über Kolberg:

18. September, Aufhebung der Belagerung von Kolberg. „Derselbe 18. September, was für ein Tag auch in Kolberg! Es ist dort der vierundzwanzigste Tag eines unausgesetzten Bombardements. Kolberg ist schwarze Asche, seine meisten Häuser in Trümmern, kein Haus unverletzt. Aber Heyde und seine arme Garnison, Tag und Nacht geschäftig, wandern darin umher, als wären sie feuerfest, und sind noch immer voller Kampfesmut. Der König, ich weiß nicht, ob Heyde davon unterrichtet ist, hat eine Art Entsatz vorbereitet. General Werner kommt heran, von allen der befähigtste dazu, wenn überhaupt eine Möglichkeit dazu da ist. Und siehe da, am 18. September entsteht eine unruhige Bewegung in den russischen Verschanzungen" (denn auch die Russen sind verschanzt gegen Angriffe). „Etwas hat die Russen da drüben in Staunen gesetzt. Ihr da, klettert auf den höchsten übriggebliebenen Kirchturm oder den höchsten Schornstein, wenn kein Kirchturm mehr da ist! — ‚Ja, drüben ist Werner wirklich zu unserem Entsatz herangekommen, o barmherziger Gott!'

Werner war" (am 5. September) „mit 5000 Mann aus Glogau von Goltz' kleinem Korps dort abgeschickt worden und ist wie auf Flügeln herangekommen, vierzig Meilen in dreizehn Tagen. Und greift nun wie im Fluge die erstaunten russischen 15 000 an — die niemand weniger erwarteten als ihn — mit Flügeln, mit Klauen und mit dem Schnabel. Und stürmt höchst adlermäßig, wild, schnell, geschickt und geradeswegs auf diese verschanzten Russen ein, zersprengt sie vollständig und ist tags darauf in Kolberg. Worauf die Belagerung mit großer Eile aufgehoben wird, die ganze Artillerie und die Vorräte zurückgelassen werden und alle, die es können, auf die Schiffe eilen. Die Kriegsschiffe selbst, sagt Archenholz, stachen mit überstürzter Eile in die See, als wenn die preußischen Husaren sie möglicherweise nehmen könnten. Ein ruhmwürdiger Werner, eine schöne Verteidigung und ebensolcher Entsatz, welche die Aufmerksamkeit der Welt erregen [1]."

Heydes Verteidigung von Kolberg und Werners schneller Entsatz sind diesen Herbst sehr berühmt. Medaillen wurden ihnen zu Ehren in Berlin geschlagen, nicht auf Friedrichs Kosten, aber unter Friedrichs Patronat, der silberne oder goldene Abdrücke kaufte und sie verteilte. Der Veteran Heyde bekam einen Brief von Sr. Majestät und eine dieser goldenen Medaillen — welche Ehre! Ich höre nicht, daß Heyde irgendeine andere Belohnung erhielt, oder daß er einer solchen bedurfte. Ein schöner alter Held, unbekannt in der Geschichte und doch sehr sichtbar in jenem fernen Bezirk, wenn man sich die Mühe gibt, hinzusehen.

[1] Seyfarth II. 634; Archenholz II. 116; in Heldengeschichte (VI. 73—83) ein Tagebuch der Belagerung.

Das ist die Nachricht von Kolberg. Tröstlich für Friedrich und nicht sehr geeignet, Soltikof mit frischer Tatenlust zugunsten Dauns zu erfüllen. Wir müssen außerdem noch bemerken, daß Friedrich, um Daun in Bewegung zu setzen, am 24. September nach Einbruch der Nacht und in geheimnisvoller Weise ein Detachement in der Richtung von Neiße entsandte — 4000 oder so, die sich für 15 000 ausgeben und vorgeblich Mähren zum Ziele haben. „Mähren und mein Stück tägliches Brot!" mag Daun wohl denken und dachte es, wenigstens teilweise eine Zeitlang. Er schickte wirklich eine kleine Abteilung dorthin, um nach Mähren zu sehen, und entsandte (29. September) eine andere größere, Lacy nämlich mit 15 000, die vorgeblich dorthin bestimmt waren. Die aber, sobald sie außerhalb von Friedrichs Gesichtskreis waren, mit raschen Schritten in die ganz entgegengesetzte Richtung umgeschwenkt sind, wie man bald sehen wird. Daun hat jetzt andere Eisen im Feuer. Daun hat die ganze Zeit seit dieser verhängnisvollen Absperrung in den Bergen Tag und Nacht heiser nach den Russen geschrien, die endlich Mitleid für ihn fühlen oder finden, daß in seinen Vorschlägen etwas Ausführbares ist.

Die Russen machen einen Streifzug gegen Berlin, zum Entsatz Dauns und zu ihrem eigenen Vorteil (3.—12. Oktober 1760).

Mächtige Bitten und Einflüsse werden in Petersburg und hier im russischen Lager angewandt. „Edle russische Exzellenzen, entfernt um des Himmels willen diesen Menschen von meiner Luftröhre! Könntet ihr nicht einen Streifzug nach Brandenburg unternehmen? Lacy soll euch begleiten; ihr bemächtigt euch Berlins, wäre es auch nur für einen Tag!" Soltikof ist krank geworden und verschwindet in der Tat in diesem Zeitpunkt praktisch aus unserer Geschichte. Fermor, der einstweilen den Befehl führt, gibt endlich seine Einwilligung. „Was ist aus unserer armen Belagerung von Kolberg geworden! Was wird wahrscheinlich aus dem ganzen Feldzuge werden! Wir wollen wenigstens dies gegen Berlin versuchen, um etwas in die Hände zu bekommen." Die Freude Dauns, Montalemberts und jedermanns am österreichischen Hof und im österreichischen Lager kann man sich denken.

Die Russen, 20 000 Mann stark, unter der Anführung Tschernyschews, mit Tottleben, einem geschickten General, der Berlin kennt, als Unterführer, sollen aus der Gegend von Sagan zu diesem schönen Unternehmen aufbrechen und mit größter Schnelligkeit vorrücken. Am 20. September überschreitet demgemäß Tottleben mit 3000 Mann als Vorhut die Oder bei Beuthen in der Gegend von Sagan und marschiert gerade auf Berlin los. Lacy mit 15 000 ist, wir sahen, wie, mehr als eine Woche später (29. September), aber mit noch wütenderer Schnelligkeit von Schlesien aufgebrochen. Soltikof — theoretisch Soltikof, aber praktisch Fermor, sollten

die unklaren deutschen Bücher einer wißbegierigen Seele in diesem Punkte zweideutig vorkommen — mit der Hauptarmee (die für sich noch einige 20 000 zählt) bewegt sich nach Frankfurt zu, um die schnelle Expedition zu unterstützen und nicht weiter als zwei Tagemärsche von ihr entfernt zu sein. So läßt sich allerdings etwas ausführen! Berlin hat zur Verteidigung nur schwache Befestigungen und eine tatsächliche Besatzung von 1200 Mann.

Und als ausführbar bis zu einem gewissen Grade erwies sich dies Unternehmen. Unzweifelhaft befreite es Daun von der Erdrosselung in den schlesischen Bergen, erfüllte den Geist der Zeitungsschreiber mit lauter Erregung leerer Art und betraf gar sehr viele arme Leute in Berlin und dessen Umgegend. Füllte ein langes Kapitel in der Berliner Lokalgeschichte, obschon es für Fremde, die kein besonderes Interesse für jene Örtlichkeiten haben, in einem kleinen Raum zusammengedrängt werden kann.

Freitag, 3. Oktober 1760 erreicht Tottleben mit seiner eiligen Vorhut von 3000, der noch eiligere Gerüchte vorangezogen sind, die Umgegend von Berlin. Nimmt Stellung am Halleschen Tore (an der Westseite der Stadt) und fordert Rochow (jenen alten Kommandanten aus Haddicks Zeit) zur Übergabe auf. Er verlangt unverzüglichen Einlaß, ein Lösegeld von vier Millionen Talern und andere unmögliche Dinge. Berlin hat sich einigermaßen instand gesetzt, seine Palisaden ausgebessert, vor den Toren Verschanzungen aufgeworfen und zeigt, obgleich von Befürchtung und Ungewißheit erfüllt, einen schön bereiten Mut bei der drohenden Gefahr. Rochow ist noch Kommandant, derselbe alte Rochow, der zu Haddicks Zeit auf so bedenkliche Weise nachgab. Aber Rochow braucht jetzt um keinen Hof mehr besorgt zu sein. Die Königin und die königliche Familie, Archive, Hauptministerien und das ganze Direktorium sind alle wieder nach Magdeburg gegangen nach dem Unglück von Kunersdorf im vorigen Jahre und sind vor solchen Kränkungen sicher. Der Mut der Bevölkerung sogar, wie es scheint, der reichen Klassen, von denen einige sehr reich sind, ist außerordentlich. Überdies sind außer Rochow zufällig gewisse Generäle in Berlin. Seidlitz und zwei andere, die sich von ihren Kunersdorfer Wunden erholen und mit bewunderungswürdig willigem Herzen in die Bresche treten, wenn auch ihre Glieder noch lahm sind. Dann ist da der alte Feldmarschall Lehwald" (antirussisch bei Großjägersdorf, aber als zu alt entlassen), „der offizieller Gouverneur von Berlin ist, Nachfolger des armen Keith in diesem ehrenvollen Amte. Diese alle waren entschieden für Verteidigung und halten es nicht für unter ihrer Würde, große Männer, wie sie sind, jeder sein Tor von Berlin, seine kleine, dort aufgeworfene Schanze in Obhut zu nehmen und Nacht und Tag dabei zu leisten, was sie irgend können.

Rochow verweigert die Übergabe und die vier Millionen klingender Münze. Und Tottleben beginnt um drei Uhr nachmittags mit Unterbrechungen und um fünf Uhr ohne Unterbrechung zu bombardieren — Granaten, Feuerkugeln, alles, was er kann — und fährt bis drei Uhr am nächsten Morgen damit fort. Ohne nennenswertes Resultat. Seidlitz und seine Genossen leisten eine gute Gegenwehr. Die armen alten 1200 von der Besatzung werden beinahe wieder jung in ihrem Eifer unter ihren Seidlitzen. Und die Bevölkerung wirkt eifrig mit, besonders durch das Löschen aller ausbrechenden Brände. Einen großen Einfluß hatte zudem die Ankunft des Prinzen Eugen während der Nacht. Eugen von Württemberg (der jüngere Bruder jenes schlechten Herzogs) war mit der Vertreibung der Schweden beschäftigt gewesen, gab diese aber sofort mit den etwa 5000, die er hatte, auf und hat an diesem Tage

— seine Vorhut wenigstens, meist Reiterei, der das Fußvolk morgen folgen wird — eine Entfernung von acht Meilen zu diesem schönen Zwecke zurückgelegt. Nach geschicktem Manövrieren, unter ungewissem Hin- und Herziehen, erreichen diese ermüdeten Reiter beim Scheine des russischen Bombardements Berlin und werden bei ihrem Einzug mit schwärmerischem Willkommen begrüßt. Man schafft unverzüglich fette Ochsen für sie herbei, eine verdiente reichliche Ration Rindfleisch für sie und an edlem Bier hoffentlich nicht zu überreichlich. Bei welchen Vorgängen wir wie bei anderen ähnlichen verweilen könnten, wenn wir Raum hätten[1].

Tottleben fand, daß unter diesen Umständen nichts zu machen sei, und kehrte am nächsten Morgen zu seinem Tschernyschew um, ostwärts bis nach Köpenick, während Prinz Eugen ihm in drohender Weise folgte. Und in Berlin waren für den Augenblick die bösen zehn Stunden vorüber. Noch vier Tage lang schwankte die Entscheidung, die Hoffnung schwand zwar bald wieder, erlosch aber nicht ganz bis zum fünften Tage. Und dies war in Wahrheit der Hauptsache nach alles, was die Stadt von dem Bombardement zu leiden hatte, obgleich das Schicksal der Eroberung nicht abzuwenden war. Ist Tottleben nicht abgezogen? Ja; aber Lacy, der mit einer Geschwindigkeit marschiert wie nie vorher" (ausgenommen von Bischofswerda), „ist heute abend in der Umgegend angelangt, vorsichtig, aber wütend. Der König ist weit entfernt. Was sind Eugens 5000 gegen diese?

Andererseits ist Hülsen — seine sächsischen Angelegenheiten sich selbst überlassend, die allerdings leider so gut wie zu Ende sind, denn mit Ausnahme Wittenbergs haben wir ganz Sachsen verloren — ist Hülsen auf beflügeltem Marsche hierher unterwegs mit etwa 9000 Mann. ‚Wie würde der König auf Flügeln gleich einem Adler aus dem Blauen heraneilen, wenn er es nur wüßte!' dachte und sagte jedermann. Hülsen traf am 8. ein, so daß unser jetzt 14 000 sind. Hülsen traf ein, aber der König konnte es nicht. Der König tritt gerade erst seinen Marsch an — (am 4. Oktober entsagte der König auf diese bösen Gerüchte über Sachsen und Berlin hin seinem Unternehmen gegen Daun; am 7. Oktober trat er seinen Marsch hierher an: hat seinen ersten Marsch hierher beendet, während Daun sich allmählich anschickt, ihm in der Entfernung zu folgen) — als Hülsen eintrifft. Und hier sind alle ihre Lacys und Tschernyschews so ziemlich beisammen, ihrer fünf gegen unser zwei — ihrer 35 000 gegen unsere 14 000.

Hülsen und Eugen manövrierten so geschickt und verteilt als möglich diesen ganzen Mittwoch, den 8., umher. Versuchten sich, versuchten sich nicht und fanden nach allseitiger Erwägung, daß 14 000 gegen 35 000 in großer Gefahr seien, den kürzeren zu ziehen, daß in solchem Falle das Schicksal der Stadt noch schrecklicher sein könnte, und kurz, daß ihnen nichts übrigbleibe, als sich auf Spandau zurückzuziehen und es dem armen Berlin zu überlassen, zu kapitulieren, so gut es könne. In derselben Nacht wird wieder wegen der Kapitulation mit Tottleben verhandelt, wobei Gotzkowsky, ein hochherziger Bürger und Fürst unter den Kaufleuten, sich mit schöner, mutiger Förderung jeder Art beteiligt. Und sie fällt besser aus, als man hätte hoffen können. Ein Lösegeld, nicht von vier Millionen klingender Münze — ‚Gnädiger Herr, das geht über unsere äußerste Zahlungskraft hinaus!' — sondern von anderthalb Millionen in modernem Ephraimsgeld, nebst 200 000 Belohnung für den gemeinen Mann, Russen und Österreicher, für seine Schonung. — ‚Im übrigen übergeben wir uns Ew. Exzellenz auf Gnade und Ungnade!' Und so marschiert

am Donnerstag, 9. Oktober, um sieben Uhr morgens, Tottleben ein. Genau sechs Tage, seit er zuerst gegen das Hallesche Tor heranrückte und das Bombardement anfing. Tottleben, der Friedrich kennt, kannte den Wert der Schnelligkeit und war, wie es heißt, persönlich kein Feind von Berlin, indem er sich alter schöner

[1] Tempelhof IV. 266—290; Archenholz II. 122—148; Heldengeschichte VI. 103—149, 350—352 usw.

Tage hier erinnerte. Denn Tottleben ist auch in Bedrängnissen gewesen, ja, war nie lange frei davon während des langen, stürmischen Lebens, das er führte. Gar kein Russe, obgleich wahrscheinlich Stammvater der russischen Tottlebens, von denen man jetzt hört. Dieser hier war ein armer sächsischer Herr, ehemals Page des armen, alten, betrunkenen Weißenfels, dessen wir, einer gewissen schönen Seele wegen, mit Seufzen zu gedenken haben. Nach Weißenfels' Tod wurde Tottleben Soldat der polnischen Majestät, ein annehmbarer Soldat; vertrug sich aber nicht mit Brühl, weshalb er niemandem weniger gefallen wird. Vertrug sich nicht mit Brühl und trat in den holländischen Dienst (mag vielleicht bei Fontenoy gewesen sein). Blieb in demselben bis zum Frieden von Aachen, bis nach dem Frieden von Aachen, wurde freundlich behandelt und avancierte in der holländischen Armee, fand aber, wie ich mir denken kann, seine Aussichten ziemlich langweilig. Ziemlich langweilige Aussichten in einem solchen Element, als er, ein schöner Mensch in Epauletten (in der Tat ein Generalmajor, obgleich arm), nach eifrigem Bemühen das Auge einer holländisch-westindischen Erbin auf sich zog, eines zarten Wesens mit endlosem Geld, mit der er sich insgeheim verheiratete und davonlief. Zum Entsetzen des ihr bestimmten holländischen Liebhabers und ihrer Freunde, die den armen Generalmajor mit der äußersten Härte, nicht des Gesetzes allein, verfolgten und wahrscheinlich seine schöne Westindierin und ihn zugrunde gerichtet haben würden, hätte nicht Friedrich (um das Jahr 1754, wie ich vermute) ihm in Berlin Schutz gewährt, da er in dem, was der Mann getan, kein unerträgliches Unrecht erkannte. Um so mehr, als seine Erbin und er reich waren. Tottleben wurde in der Berliner Gesellschaft allgemein beliebt und wünschte im Jahre 1756, beim Ausbruch dieses Krieges, in Friedrichs Dienste zu treten. ‚Als Oberst in meinen Diensten, ja', sagte Friedrich. Aber Tottleben war Generalmajor bei den Holländern gewesen und konnte nicht einwilligen, zu sinken. Mußte zu den Russen gehen, um eine Generalmajorstelle zu bekommen, und bestand dort und anderswo viele Jahre hindurch manche, meist mühevolle Abenteuer, deren Andenken wir hier nicht erneuern wollen[1].

Lacy, der nach viertägigem Umherstreifen in dieser Gegend jetzt wirklich herankam, sobald Eugen und Hülsen abgezogen waren, war äußerst unzufrieden mit den Bedingungen der Kapitulation. Verdrießlich, daß Tottleben ohne ihn abgeschlossen, und geriet in der Tat in heftigen Zorn über die Anordnungen, welche Tottleben für sich selbst und für andere getroffen hatte. ‚Kein Einlaß, außer auf Befehl seiner Exzellenz!' erklärte die russische Schildwache Lacys Österreichern. Worauf Lacy durch das Tor brach und mit Gewalt einmarschierte. Bezog Quartier nach eigenem Gutdünken in dem Friedrichstädtischen Viertel und verfuhr mit der größten Zügellosigkeit gegen Person und Eigentum während seines kurzen Aufenthalts. Es war ein Skandal, zu sehen, wie seine Kroaten und zügellosen Horden plündernd umherzogen, auf nichts bedacht als auf Einbruch, Straßenräuberei und schamlose Gewalttaten. So daß Tottleben geradezu ein- oder zweimal auf die Vagabunden schießen lassen und den unwilligen Lacy zwingen mußte, sie einigermaßen im Zaume zu halten. Während der drei Tage seines Aufenthalts — es waren nur drei Tage im ganzen — war Lacy der böse, Tottleben und seine Russen aber der gute Genius von Berlin. Ihre Disziplin war vortrefflich; alle Kosaken und loses Gesindel wurden strenge jenseits der Mauern gehalten. Für Bachmann, den russischen Kommandanten, hatten die dankbaren Berliner bei seinem Abzuge eine Geldgabe von ansehnlichem Betrage gesammelt. ‚Mitnichten!' antwortete Bachmann. ‚Eure Behandlung war im Einklang mit der Milde unserer erhabenen Zarin. Was mich betrifft, wenn ich euch irgendwie einen Dienst erwiesen habe, so ist die Tatsache, daß ich drei Tage lang Kommandant der Hauptstadt des Großen Friedrich gewesen bin, mehr als Belohnung für mich.'

Für Tottleben und Lacy waren jene drei Tage gemeinsamer, russischer und

[1] Skizze von Tottlebens Leben bei Rödenbeck II. 69—72.

österreichischer Herrschaft eine stürmische Zeit. ‚Zerstören wir das Lagerhaus‘, sagte Lacy. Das Lagerhaus, wo sie ihre Soldatenuniformen fabrizieren. Es ist die Geburtsstätte der gesamten Tuchfabrikation in Preußen, von Friedrich Wilhelm eingerichtet — nicht nach Freihandelsgrundsätzen. ‚Das Lagerhaus‘, sagt ihr? ‚Ich fürchte, es ist jetzt Privateigentum, geschützt durch unsere Kapitulation‘ — wie sich denn auch herausstellt. ‚So sprengt denn das Arsenal in die Luft!‘ verlangte Lacy mit Heftigkeit und Wildheit. Ein edles Gebäude, wie die Reisenden es noch kennen. Man stelle sich vor, wie seine Trümmer in den volkreichen Straßen umherfliegen und ringsum durch die Dächer der Paläste und großen Häuser schlagen. Lacy war unerbittlich. Tottleben mußte eine russische Abteilung (man wünscht, es wären Kroaten gewesen) auf dies traurige Unternehmen ausschicken. Sie begaben sich nach dem Pulvermagazin, um als Vorbereitung dazu explosive Stoffe herbeizuschaffen. Sie waren dort unvorsichtig bei der Handhabung des Pulvers, das sich in ihren Händen entzündete und sich und sie in die Luft sprengte und das arme Arsenal rettete. ‚Jetzt ist nicht mehr genug Pulver da für den Gebrauch unserer eigenen Artillerie‘, erklärte Tottleben.

Sächsische und österreichische Abteilungen lagen in den umliegenden Palästen — in Potsdam, in Charlottenburg, in Schönhausen (dem Palast der Königin) und in Friedrichsfelde (dem des Markgrafen Karl) — von welchen einige sich gut, andere schauderhaft schlecht benahmen. In Charlottenburg zerschlugen gewisse sächsische Brühl-Dragoner, die ihrem Benehmen nach Dragoner Attilas hätten sein können, die Möbel und die Türen, zerschnitten die Gemälde und mißhandelten die armen Leute und, was man für noch tragischer hielt, zertrümmerten die Polignacsche Sammlung von Antiken und klassischen Kunstwerken, indem sie nicht bloß Nasen und Arme abschlugen, sondern sie in kleine Stücke zerschlugen, damit man sie nicht etwa durch Zement wiederherstelle. Ihre Offiziere, Leute von Pirna, sahen dies ruhig mit an. Ein schmachvolles Verfahren, dachte jedermann, Freund wie Feind, besonders aber Friedrich, dessen Unwillen über diese Zerstörung von Charlottenburg noch später in Vergeltungsmaßnahmen zum Ausbruch kam. Dagegen betrug sich in Potsdam Fürst Esterhazy, unter dessen Leuten vielleicht Ungarn waren, ganz wie ein Fürst. Er erhielt von dem Kastellan eine Bescheinigung, daß er alles sorgsam respektiert hatte, und nahm zum Andenken nur ein Bild von geringem Werte mit. Während der Fürst von Ligne, der unter ihm stand, in noch zarterer Weise eine Gänsefeder mit fortnahm, unsterblich, weil sie eine Feder des Großen Friedrich gewesen war.

Tottleben, ohne ein anderes Gefühl als ein amtliches, gemildert durch ein menschliches, bildete einen großen Gegensatz gegen Lacy und war sehr wohlwollend gegen Berlin während der drei Tage, als es unter der tribula, der Kriegsegge, lag. Aber der Schutzengel von Berlin war damals und Wochen und Monate nachher, bis alle Rechnungen berichtigt waren, der oben erwähnte Gotzkowsky, den wir auch in Leipzig wieder hilfreich finden werden. Ein bemerkenswerter Mann in diesen Nöten der Zeit. Wenn Tottleben der weltliche bewaffnete König war, so war dieser Gotzkowsky der geistliche König. Papa oder allgemeiner Vater, bewaffnet nur mit Wohlwollen, Frömmigkeit und Gebeten, die immer von persönlichen Opfern auf seiten Gotzkowskys begleitet waren. Was zahllose Leiden abwandte (das Lagerhaus eins aus einer langen Liste) und ‚über allen Glauben hinausging‘, schreibt der Berliner Magistrat, als vergösse er Tränen über solchen Heroismus. Fürwahr ein Fürst der Kaufleute, dieser Gotzkowsky, nicht bloß wegen seiner großen Unternehmungen und der 1500 Arbeiter, die er beschäftigt, sondern wegen der noch größeren Gesinnung, die in ihm wohnt. Er hatte angefangen als ein umherreisender Hausierer, kam öfter nach Rheinsberg mit vortrefflich sortierten, weiblichen Galanteriewaren für die damalige Kronprinzessin, nicht unbemerkt von Friedrich, der den gesunden Verstand, die Solidität und die großen Gedanken des Mannes erkannte. Diese alle hat Friedrich seitdem noch viel besser kennengelernt in verschiedenen Zweigen des preußischen Handels,

welche durch Gotzkowskys Verwaltung gehoben wurden. Ein wahrhaft bemerkenswerter Gotzkowsky. Er wurde zuletzt bankerott, wie man mit Bedauern vernimmt, und starb arm und vergessen — ohne den geringsten Lohn für soviel gute Arbeit, die er in der Welt getan hatte[1]!

Gotzkowskys Haus war wie eine allgemeine Vorratskammer für jedermanns Kostbarkeiten. Seine Zeit, seine Mittel und seine Person waren die Zuflucht aller Bedürftigen. In der Zeit von Zorndorf, als diesem Tschernyschew" (wenn die Leser sich erinnern), der jetzt so gewaltig ist — Tschernyschew, Soltikof und anderen — nichts übrigblieb, als in den Kellern des verbrannten Küstrin sich einzuquartieren, war Gotzkowsky mit barem Gelde, mit Rat und mit Linderung ihr rettender Engel gewesen. Und jetzt erinnert Tschernyschew sich daran, und Gotzkowsky muß als Papa mit beständigen Bitten, Unterhandlungen, Ratschlägen, Auskunftsmitteln hingehen und die Zuflucht aller ungerecht leidenden Menschen sein. Berlin hat einen ungeheuren Handel mit Kriegsmaterialien. Die in Umlauf befindlichen Geldsummen setzen Archenholz in Erstaunen; Millionen auf Millionen, keine Stadt in Deutschland hat einen größeren Handel als diese. Das Verlangen der dreitägigen Lacyschen Regierung ist auf jedes Lagerhaus gerichtet, jede Anhäufung von Reichtum, die als königlich oder mit der königlichen Familie zusammenhängend bezeichnet werden kann. Ephraim und Itzig, die Münzmeister jenes Kupfergeldes, die sich in schmutzigem durch den Ruin ihrer Nachbarn gewonnenen Wohlstand wälzen, sollten sie nicht bluten? Allerdings — sie, wenn überhaupt einer, und zwar tüchtig, wenn ihr wollt! Ich würde dasselbe gesagt haben, aber der großmütige Gotzkowsky sagte in seinem Herzen: ‚Nein.' Und verwendete sich wieder und gewann die Oberhand. Ephraim und Itzig, die schmutzigen aufgedunsenen Kreaturen, wurden gar nicht angezapft, und ihr Dank dafür war, daß sie an einem zukünftigen Tage, dem Tage von Gotzkowskys Bankrott, am härtesten von allen gegen Gotzkowsky verfuhren.

Archenholz und die Bücher sind begeistert ausführlich über Gotzkowsky und seine Handlungsweise, aber wir müssen darüber schweigen. Nur noch eine Anekdote in bezug auf die Freiheit der Presse, auf die sogenannte ‚Luft, die wir atmen, ohne die wir sterben würden!' Würden die neueren Freunde des Fortschritts es glauben? Weil während der früheren Abschnitte dieses Krieges die Berliner Zeitungen beleidigende Ausdrücke (Ausdrücke, die man gegenwärtig kaum unter dem Mikroskop erkennt, und die ihrer Kleinheit wegen sich der Berechnung entziehen) gegen die russischen und österreichischen Herrscher oder Völker enthalten haben, sollen die talentvollen Herausgeber (es sind ihrer nur zwei) jetzt wirklich in Person, hier auf dem Marktplatz von Berlin Gassen laufen, wie es jetzt die Mode — was noch schlimmer ist als Spießrutenlaufen, von dem Schimpfe nicht zu reden. Das ist die barbarische russische Ansicht von der Sache: ‚Wer seid ihr, schlecht unterrichtete, unverschämte Menschen, die ihr auf solche Weise eurer Zunge freien Lauf laßt? Zieht euch bis auf das Hosenband aus, schnell! Hier ist die wahre Laufbahn für euch geöffnet. Wo auf jeder Seite eine Reihe von hundert scharfen Ruten eurer wartet. Vollendet da euren Lauf — und beeilt euch nicht mehr, als es euch beliebt!' Die Alternative des Todes stand wahrscheinlich diesen Herausgebern offen. Ein römischer Tod wenigstens und ein Märtyrertum für einen neuen Glauben (den Glauben an die lose Zunge), sehr heilig für das demokratische Zeitalter, welches jetzt herannaht. Aber niemand scheint daran gedacht zu haben. Die Herausgeber und das Publikum nahmen die Sache als einen bedauerlichen Zwischenfall dieser gefährlichen Profession der losen Zunge (oder einer mehr als gewöhnlich losen Zunge), von der noch niemand wußte, daß sie göttlich sei. Die Herausgeber ließen leidenschaftliches Wehklagen genug erschallen in ihrem entblößten Zustande. Einer von ihnen zog mit lautem Weinen seine Perücke ab und zeigte

[1] Preuß II. 257 ff.; Geschichte eines patriotischen Kaufmanns (Berlin 1769, von Gotzkowsky selbst).

sein eisgraues Haar: ‚Ich bin in meinem achtundsechzigsten Jahr!‘ Aber, wie es scheint, würde nichts sie gerettet haben, hätte nicht Gotzkowsky sich eifrig für sie verwendet. Kraft dieser Verwendung war insgeheim ein Pardon in Bereitschaft. Für den eisgrauen Herausgeber ein vollständiger Pardon, für den jüngeren ein beinahe vollständiger, nur ein paar Hiebe, um das Prinzip zu wahren, und Entlassung mit Verwarnung [1].

Das Angenehme bei der Sache war, daß es hinfort der mächtigen Fürsprache Gotzkowskys nicht weiter bedurfte. An demselben Tage, 11. Oktober, einige Stunden nach diesem Vorfall mit dem Gassenlaufen, traf in vollem Galopp die Nachricht ein: „Der König kommt!" Worauf es schön war, zu sehen, wie alles in Galopp geriet und Berlin in kürzester Zeit wieder es selbst war. An jenem selben Abend, Sonnabend, schlug Lacy mit außerordentlicher Schnelligkeit die Straße nach Torgau ein, wo die Reichstruppen in Hülsens Abwesenheit nach Gefallen schalten, und am zweiten Abend nachher hatte er 15 Meilen in dieser Richtung zurückgelegt. Seine Mitregierung hatte zwei Tage gedauert. Sonntag morgen, den 12., ging Tottleben, welcher vor seinem Abmarsch Geschäfte, Anordnungen wegen des Lösegelds und dergleichen abzuschließen hatte. Auch Tottleben beeilte sich ungewöhnlich. Marschierte wie alle diese weichenden Russen durchschnittlich sechs Meilen den Tag, während ihre Hauptarmee gleichfalls von Frankfurt in eine sichere Entfernung zurückzog. Friedrich war noch fünf Tagemärsche entfernt, allein es schien, als sei nicht ein Augenblick zu verlieren.

Die russischen Verwüstungen während des Rückzuges waren schrecklicher als je. „Der Galgen droht uns entgegen, und wir haben nur diese eine Gelegenheit, wenn selbst diese!" dachten die aufgeregten Kosaken bei sich. Unser armer Freund Nüßler hatte eine traurige Geschichte von ihnen zu erzählen [2]. Und in der Tat, wer hatte dies nicht? Schrecken und Totschlag, Mordbrennerei und andere schlimmere, unnennbare abgründige Greuel. Ein alter Herr außer Dienst, vor dem ich einige Achtung fühle, verbarrikadierte sich verzweifelt inmitten seines Gesindes und seiner Pachtbauern, wobei seine Frau und Töchter ihm Hilfe leisteten: „Menschliche russische Offiziere können hier eintreten. Kosaken nicht, oder sie sollen uns erst töten! Kein Kosak, ehe wir alle tot daliegen [3]!" Und er hielt sein Wort, wobei die menschlichen Russen eingestanden, daß er recht habe.

In dem Bezirk von Guben, „in Groß-Muckro, am 15. Oktober", dem Tage, nachdem er Guben passiert, erfuhr Friedrich zuerst mit Gewißheit, daß die Russen in Berlin gewesen, und auch, daß sie wieder abmarschiert und daß alles vorüber sei. Er machte noch zwei Tagemärsche weiter — jetzt nicht direkt nach Berlin zu, sondern direkt nach Sachsen **und** Berlin zu — nach Lübben, 10—12 Meilen südlich von Berlin, und rastete dort einige Tage,

[1] Heldengeschichte VI. 103—148; Rödenbeck II. 41—54; Archenholz II. 130 bis 147; Preuß, wie oben, usw.

[2] In Büsching, *Beiträge* I. 400, 401. Bericht über ihre Plünderung von Nüßlers hübschem Haus und Landgut „Weißensee bei Berlin".

[3] Archenholz II. 150.

um sich für eine neue Unternehmung instand zu setzen. „Das war es," schreibt er schmerzbewegt an d'Argens, „was ich seit vorigem Winter befürchtet, was meinen Briefen an Sie den trüben Ton gab. Es hat nichts weniger als meiner ganzen Philosophie bedurft, um die Unglücksfälle, die Herausforderungen, die Verwüstungen und den ganzen Anblick der schmählichen Vorfälle, welche sich begeben, zu ertragen[1]." Friedrichs Kummer über Berlin brauchen wir nicht zu schildern. Obgleich man nachher murrte: „Warum marschierte er nicht früher?" Was er der Natur der Sache nach nicht tun konnte, so gut er auch wußte, daß diese Greuel im Gange waren. Er hatte gehofft, die Eugen-Hülsenschen Bemühungen möchten sie im Zaum halten, sollte alles andere fehlschlagen. Und in der Tat hing es in betreff derselben nur an einem Haare. Montalembert bekräftigt auf seinen Eid: „Ich kann Ihnen versichern, Herr Gesandter, puis bien vous assurer comme si j'étais devant Dieu, als stände ich vor Gott[2], daß es von Anfang bis zu Ende mein Unternehmen war und daß noch ganz zuletzt die Russen beim Anblick Hülsens und Eugens vor dem Eintreffen Lacys abmarschiert sein würden, wenn ich es nicht verhindert hätte!

Friedrichs Befehle und Anordnungen von Lübben aus, wo seine Armee nach dieser Nachricht aus Berlin rastete, waren mannigfacher Art. Und noch ziemlich viel Überbleibsel der Berliner Angelegenheiten fielen ihm zu. Zum Beispiel, eins hatte er sofort befohlen: „Euern Wechsel von anderthalb Millionen an die Russen bezahlt ihr nicht, weder das Ganze noch einen Teil! Als Bamberg im Frühling vor einem Jahre losgekauft wurde, berücksichtigten da Kaiser und Reich unseren Wechsel, den wir auf Bamberg hatten? Erklärten sie nicht denselben für ungültig und verweigerten rundheraus, ihn zu bezahlen?" Friedrich besteht auf diesem Punkte. „Repressalien sind offenbar unser Auskunftsmittel." Aber Berlin selbst war in Bestürzung, vielleicht wegen eines neuen russischen Besuches. Berlin und Gotzkowsky bestanden untertänigst auf der entgegengesetzten Ansicht. Worauf Gotzkowsky einen Besuch in dem königlichen Lager macht. „Kaufmännische Wechsel sind heilige Verpflichtungen, Eure Majestät!" erklärte Gotzkowsky, der in seinem Eifer für die Sache auch gefährliche Besuche in die russischen Quartiere unternahm und viel Mühe, Gefahr und Kosten während der nächsten Wochen ausstand. Der großherzige Gotzkowsky verausgabte „allein für Bestechung russischer Beamten etwa 40 000 Taler von seinem eigenen Gelde". Aber er hat endlich Seine Majestät überzeugt, daß kaufmännische Wechsel heilige Verpflichtungen sind, trotz Bamberg und entheiligender Individuen, und daß diese anderthalb Millionen bezahlt werden müssen. Gotzkowsky und seine Ansicht der Dinge machte Eindruck auf Friedrich. Er überlieferte aus seinen eigenen kümmerlichen Mitteln an Gotzkowsky die erforderlichen anderthalb Millionen, indem er ihm nur ein

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 199, „22. Oktober".
[2] Montalembert II. 108.

tiefes Schweigen darüber anbefahl. Gotzkowsky selbst machte er ein Geschenk von 150 000 Talern[1], und so kam die Sache endlich zum Abschluß.

Es war eine kostspielige Angelegenheit gewesen für Berlin, für den König und für das arme gequälte Land. Für Berlin ein zehnstündiges Bombardement, eine fünftägige Beunruhigung durch unstäte Belagerungsarbeiten in der Umgegend und eine auswärtige Herrschaft von drei Tagen unter Geldverlust zu dem oben erwähnten Betrage. Welche Verluste an körperlichen Wunden und Seelenfrieden oder irgendwelche Verluste dieser Art, hat niemand gezählt. Das Berliner Volk erhob sich zu einer mehr als römischen Charaktergröße, bezeugt d'Argens[2], so daß es vielleicht ein Gewinn war. Die Magazine und Kriegsvorräte des Königs in der Umgegend von Berlin sind vollständig zerstört — das Arsenal selbst nicht in die Luft gesprengt, wir wissen wohl, weshalb — und viel hunnische Verwüstung in Charlottenburg, nebst Beschädigung der Antiken. In bezug auf welch letztere man in wenigen Monaten Rache nehmen wird, wenn es den herrschenden Gewalten so gefällt.

Über alle diese Dinge erklärt Montalembert „vor Gott, daß er, Montalembert, die Haupttriebfeder derselben ist und war". Und in der Tat, Tempelhof kommt, ohne Montalembert und seinen Beruf zu tadeln, aber durch genaue Berechnung der Zeit und der Umstände zu demselben Schluß. Nämlich so: „Am 8. Oktober war Tschernyschew, als er keinen Lacy kommen sah, entschlossen, nach Köpenick umzukehren, hätte nicht Montalemberts Beredsamkeit ihn daran verhindert; und der vorsichtige Lacy würde seinem Beispiele haben folgen müssen. Man nehme also an, daß Tschernyschew am 9. Oktober nach Köpenick gekommen wäre — Eugen und Hülsen bleiben in Berlin; Tschernyschew hätte vor dem 11. nicht dorthin zurückkehren können. Am 11. verbreitete sich die Nachricht von Friedrichs Nahen, was alle im Galopp rechtsum kehrtmachen ließ[3]." So daß es wirklich vor Gott scheint, als müsse das Verdienst dieser schönen Tat Montalembert zuerkannt werden. Soweit ich sehen kann, die einzige Frucht seiner wirklich vortrefflichen Auseinandersetzungen, Beredsamkeit und Geduld, die er vier oder fünf lange Jahre hindurch auf einem Felde, desgleichen nie vorher einem schönen menschlichen Talent offenstand, mit vollen Händen ausgesät hatte. Ich erkläre Ihnen, Herr Gesandter, dieser herrliche Geierstoß auf Berlin, dieses Niederbrennen oder Wiederverbrennen der Ländereien der Mark ist einzig und allein e i n e m armen, eifrigen Herrn zu verdanken! —

Was zunächst hieraus hervorging in der Gegend von Torgau, wo Daun jetzt abwartend steht, war der arme Herr von Montalembert weit entfernt, zu ahnen, und er wird sich nicht beeilen, vor Gott oder Menschen das Verdienst davon in Anspruch zu nehmen.

[1] Archenholz II. 146.

[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 195—199, „d'Argens an den König, Berlin, 19. Oktober 1760" — ein Brief voll interessanter Einzelheiten.

[3] Tempelhof IV. 277.

Fünftes Kapitel / Schlacht bei Torgau

Nach Hülsens schöner Explosion auf dem Dürrenberg am 20. August gegen die unfähigen Reichsgenerale hatte kein Ereignis von Bedeutung stattgefunden. Neue Nichtigkeiten, Versuche und Aufgeben von Versuchen, Vorrücken und Zurückweichen seitens des Reichs, wobei Hülsen sich tapfer behauptete und seine Torgauer Magazine und sächsischen Interessen in jenen Gegenden gegen eine so überwältigende Übermacht verteidigte, bis Entsatz und Verstärkung für sie und für ihn ankommen würde, und Zeit gewann, was in Wahrheit alles war, wonach er unter solchen Umständen streben konnte. Wäre das Torgauer Magazin größer gewesen, so hätte Hülsen vielleicht bis ans Ende dort bleiben können. Aber nachdem er besagtes Magazin wacker leer gegessen, was konnte Hülsen tun, als sich wieder zurückziehen[1]? Besonders mußten nach dem Alarm von Berlin, der ihn im Sturmschritt abberief, die Dinge in jener Gegend ihren alten Verlauf nehmen. Das schwache Torgau wurde erobert, das schwache Wittenberg belagert. Leipzig, Torgau und Wittenberg, jene ganze Gegend gehörte um die Zeit, als die Russen Berlin verließen, wieder zum Reich. Eugen und Hülsen, die, sobald Berlin frei war, zum Entsatz von Wittenberg herbeieilten, fanden Wittenberg in Trümmern, aus welchen die preußische Garnison durch Hunger gedrängt am Tage vorher kriegsgefangen abmarschiert war. Es blieb Eugen nichts weiter zu tun übrig, als im Bereich von Magdeburg und den Magazinen Stellung zu nehmen und neue Befehle vom Könige zu erwarten.

Der König rückt ganz unzweifelhaft heran, verläßt Lübben zum Marsch hierher am 20. Oktober[2]. Mit voller Entschlossenheit zum Handeln, wie gewöhnlich, aber auch unter so trüben Aussichten, als je zuvor. Daun ist, wie wir bemerkten, jetzt in dieser Gegend angelangt. Daun und das Reich

[1] Hofbericht von dem Rückzug des Generalleutnants von Hülsen aus dem Lager bei Torgau (in Seyfarth, Beilagen II. 755—784).

[2] Rödenbeck II. 35; in Anonymus von Hamburg (IV. 241—245) Friedrichs zwei Märsche nach Berlin und von dort (7.—17. Oktober) nach Lübben; von dort (20. Oktober bis 3. November) nach Torgau.

zusammen haben beinahe 100 000 Mann; Daun einige 60 000 — denn Loudon ist zurückgeblieben und südwärts marschiert zu einem Handstreich gegen Kosel (falls Goltz ihm das erlaubt, was jedoch keineswegs der Fall sein wird) — und das Reich 35 000. Ganz Sachsen ist in ihren Händen; können sie Sachsen nicht behaupten? Keine einzige Stadt, kein einziges Magazin dort gehört jetzt Friedrich, und an Zahl steht er ihnen gegenüber wie eins zu zwei. „Sachsen behaupten, unzweifelhaft könnt ihr das!" Das ist der ausdrückliche Befehl von Wien, wie Friedrich gut genug weiß. Die Russen selbst haben wieder ihr Lager bezogen und warten offenbar bei Landsberg und in der Warthe-Gegend, bis sie sehen, daß Daun besagten Befehl ausführt. Dann ist es auch ihre Absicht, in jenen preußischen Elbgegenden zu überwintern und Friedrich gemeinsam in eine fürwahr sehr enge Haft einzuzwängen. Friedrich hat Kunde von diesem Wiener Befehl, was unter den Umständen eine Art von Trost ist. Auch die Absichten der hungrigen Russen sind erkennbar für Friedrich. Und er ist fest entschlossen, daß die Ausführung besagten Befehles für Daun unmöglich sein soll. „Wäre sie möglich, so würden wir ohne Land sein. Wo sind unsere Rekruten, unsere Magazine und unsere Hilfsquellen für einen neuen Feldzug? Wir können ebensogut sterben wie diese Möglichkeit zugeben!" Das ist Friedrichs feste Meinung. Er erklärt d'Argens:

„Sie als ein Schüler Epikurs messen dem Leben einen Wert bei. Was mich angeht, so betrachte ich den Tod aus dem Gesichtspunkt der Stoiker. Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich zwingt, einen nachteiligen Frieden zu schließen; keine Überredung, keine Beredsamkeit wird mich je bewegen, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder werde ich mich unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben oder, wenn dieser Trost dem Geschicke, welches mich verfolgt, zu süß scheint, meinen Leiden ein Ende zu machen wissen, wenn es unmöglich ist, sie länger zu ertragen. Ich habe gehandelt und handle noch jetzt im Einklang mit jener inneren Stimme des Gewissens und der Ehre, welche alle meine Schritte lenkt. Meine Handlungen werden stets in Übereinstimmung sein mit diesen Grundsätzen. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater, meine reifen Jahre meinem Vaterlande geopfert, glaube ich das Recht erworben zu haben, über mein Alter zu verfügen. Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es, nie wird meine Hand einen demütigenden Frieden unterzeichnen. Ich werde diesen Feldzug beendigen, entschlossen zu jedem Wagnis, und die verzweifelsten Dinge versuchen, um entweder zu siegen oder ein rühmliches Ende (fin glorieuse) zu finden[1]."

Friedrich war nach drei Tagen geschäftlicher Anordnungen am 20. Oktober von Lübben abmarschiert und kam zwei Tage später in Jessen an der Elbe im Umkreise von Wittenberg an. „Er bildete ein kleines Ma-

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 202 („Kemberg, 28. Oktober 1760", eine Woche und einen Tag vor Torgau).

gazin in Düben", sagt Archenholz, „und war von einer Geschwindigkeit und einer Schärfe" — blitzartiger Natur! Friedrich ist höchst gefährlich, wenn er auf solche Weise in eine Ecke gezwängt ist, und Daun weiß dies sehr wohl. Friedrichs Manöver gegen Daun können alle Leser sich in der Hauptsache vorstellen. Der fleißige militärische Leser wird genaue Einzelheiten darüber in Tempelhof und anderen deutschen Büchern finden. Für unseren Zweck mag die nachstehende Übersicht genügen:

Nachdem Friedrich in Lübben jene schlimmen Geschäfte erledigt und Goltz in Glogau um Schlesiens willen, und um Kosel und Loudons Versuche daselbst im Auge zu behalten, auf 20 000 verstärkt hatte, sammelte er sich nach Kräften und brach (am 20. Oktober) mit der ganzen ihm noch gebliebenen Streitmacht gegen Wittenberg und zur Wiedereroberung der verlorenen sächsischen Länder auf. Nach Wittenberg von Lübben sind etwa zwölf Meilen — das läßt sich beinahe in ein paar Tagen tun. Der König hat, nachdem Goltz verstärkt ist, noch ungefähr 30 000. Eugen und Hülsen, auch ihrerseits nicht untätig, warten in jenen fernen westlichen Gegenden jenseits Wittenbergs (in und um Dessau), um mit ihren 14 000 zu ihm zu stoßen, wenn ihnen das Zeichen gegeben wird. Mit diesen vereinigt wird er 44 000 haben. Dann wird er die Elbe irgendwo überschreiten, wahrscheinlich nicht da, wo Daun und das Reich es erwarten, und seiner Aufgabe gegenüberstehen — mit welchem Grade von Willenseifer, braucht niemandem versichert zu werden. Daun hat in der Gegend von Torgau eine der vortrefflichsten Stellungen, und Daun ist kein Mann, der sich so leicht in Schrecken setzen läßt.

Die arme Reichsarmee, die sich einen Augenblick mit der Absicht schmeichelte, Friedrich den Übergang über die Elbe streitig zu machen, und bei seiner Annäherung nach Wittenberg (22.—23. Oktober) einige Streifzüge und Manöver zu diesem Zweck unternommen hatte, besann sich eines Besseren bei seiner wirklichen Ankunft in Wittenberg, bei seiner Wiederbesetzung des zerstörten Ortes und seiner gefährlichen Haltung oberhalb und unterhalb der Stadt auf dem rechten Ufer des Flusses. Besann sich nach heilsamer Überlegung eines Besseren und wich auf dem Wege nach Leipzig, 6—8 Meilen südwärts, bis Düben zurück. Von dort schnell bis Leipzig selbst, 6—8 Meilen weiter, als er wirklich seine Brücken über die Elbe schlug. Friedrich bewerkstelligte seinen Übergang bei Schanzhaus in der Dessauer Gegend zwischen Roßlau und Klikau, drittehalb bis drei Meilen unterhalb Wittenbergs, etwa halbwegs zwischen Wittenberg und der Mündung der Mulde in die Elbe [1]. Er ging hinüber am 26. Oktober, ohne daß der Feind davon wußte, da Daun in seinem uneinnehmbaren Lager und die Reichsarmee in Düben war, auf ihrem eiligen Marsche nach Leipzig. Und jetzt steht er mit seiner ganzen Macht zwischen Elbe und Mulde, nichts als die Mulde und die anhaltischen Länder und das hallesche Land in seinem Rücken.

In Jonitz auf seinem nächsten Marsche südwärts findet er die Eugen-Hülsenschen Truppen in Bereitschaft. Wir sagten, dieselben seien nicht müßig gewesen, während sie auf das Signal warteten, wovon hier eine hübsche Probe ist. Eugens Bruder, höchstregierender Herzog von Württemberg — den wir im vorigen Winter in Fulda in übler Lage verließen, der aber, eifrig wie er ist, seine kleine Armee unter noch dunkleren Umständen wieder im französisch-österreichischen Dienste anführt (‚Gar keine Subsidien in diesem Jahre, sagen Ihre erhabenen Majestäten? Nun gut, so muß ich ohne dieselben fertig werden; ich bin ein Freiwilliger und werde nur gebrauchen, was ich durch Kontributionen eintreiben kann!' die er natürlich bemüht ist, zu erheben, wo irgend möglich) — hat sich seit kurzem mit dem halleschen Lande abgegeben und ist sehr eifrig beschäftigt, dort Kontributionen einzutreiben. Und Eugen hört nicht ohne

[1] S. Kartenanhang.

Interesse, daß mehrere ihm zugehörige Regimenter oder Abteilungen hier und dort vorgeschoben sind, um das heilsame Werk zu beaufsichtigen — vielleicht in den Klauen Kleists, des Husaren! Eugen sendet Kleist gegen ihn, der mit seinem gewöhnlichen, glücklichen Ungestüm auf diese Leute losstürzt. Zu so großem Schrecken der armen Durchlaucht und seiner armen Armee, daß die Durchlaucht sofort heimwärts flieht und ganz und gar aus diesen Kriegen verschwindet, woran er nie den geringsten Beruf hatte, teilzunehmen, und in welchen er während der letzten vier Jahre eine solche possenhafte Tragödie aufgeführt hat. Man hat Eugen (theoretisch und in aufgeregten Stimmungen) sagen hören, er ‚werde einem solchen Kerl den Degen durch den Leib rennen, wenn er ihm nahe käme'. Aber es ist wirklich Eugen in eigener Person, der ihn aus diesen Kriegen heimschickt, was man als ein nicht unbrüderliches oder unpatriotisches Verhalten betrachten darf, da es für den armen souveränen Mann selbst und für alle, die mit ihm zu tun hatten, von unbestreitbarem Vorteil war.

Als Daun hörte, daß Friedrich hinüber sei, marschierte er an demselben Tage (26. Oktober) westwärts und nahm Stellung bei Eilenburg, denn er schloß, daß die Reichsarmee jetzt zuerst in Gefahr kommen werde. Was auch teilweise der Fall war. Und in der Tat trug diese Daunsche Bewegung dazu bei, den Ausgang zu beschleunigen. Ohne dieselbe hätte die Reichsarmee noch einen Tag länger leben können. Sie hatte Düben (welches eine gute Strecke von Eilenburg entfernt ist) verlassen und war nach Leipzig aufgebrochen um ein Uhr morgens, sobald die galoppierende Nachricht sie erreichte, daß Friedrich hinüber sei. Und nun urteilte Friedrich, da er Daun auf solche Weise hervorkommen sah, daß man eine Vereinigung beabsichtigte, und daß diese so schnell als möglich verhindert werden müsse. Am 29. Oktober postierte sich Friedrich durch einen emsigen Marsch in Düben. Dort zwischen Daun und den Reichstruppen entsandte er Hülsen mit einer ansehnlichen Streitmacht, um den letzteren in Leipzig selbst einen Besuch abzustatten. Und begann mit allem Fleiß „ein kleines Magazin in Düben" zu bilden, während bisher Magdeburg und der Elbstrom seine einzigen derartigen Hilfsquellen gewesen waren. Zur Zeit von Hülsens Rückkehr wird dieses kleine Unternehmen gut vorgerückt sein, und Daun wird sich ein wenig erklärt haben.

Hülsen fand am Abend des 30. Oktober Leipzig in beträchtlicher Aufregung, denn die Reichstruppen suchten dort Schutz und waren nicht im mindesten geneigt, Widerstand zu leisten, als Hülsen erschien. In der Nacht vom 30.—31. gab es Aufforderungen zur Übergabe und Drohungen. Das Reich bemühte sich, in festem Tone zu antworten, war aber die ganze Zeit über mit Packen zum Aufbruch beschäftigt. Um fünf Uhr morgens waren die Dinge aufs äußerste zugespitzt. Glücklicherweise für einige von uns war der Morgen voll dunkler Nebel. Als Hülsen oder Hülsens Unterbefehlshaber um etwa fünf Uhr mit Drohungen von Feuer und Schwert gegen dieses arme Reichsvolk herankam, fand er das Reichsvolk völlig in Nebel verschwunden. Auf und davon, wieder in vollem Marsch nach den Ausläufern des Erzgebirges. Womit sie, zum viertenmal, einen höchst verächtlichen Feldzug beschließen. Daun, der den König vor sich hatte, machte nicht den geringsten Versuch, ihnen in ihrer Leipziger Bedrängnis zu helfen, sondern zog sich in sein starkes Lager bei Torgau zurück, fühlt, daß seine Arbeit dort liegt — wie Friedrich mit Interesse bemerkt.

Hülsen ließ eine kleine Besatzung in Leipzig (Freund Quintus darunter[1]) und kehrte zum Könige zurück, dessen kleines Magazin in Düben, nebst anderen kleinen Angelegenheiten dort — nachdem Magdeburg mit Booten und der König mit Wagen so eifrig beschäftigt gewesen, Korn dorthin zu schaffen — so ziemlich vollendet sind. Aus Dauns Rückkehr nach Torgau schließt Friedrich, daß der vorsichtige Mann vom Hofe Befehl

[1] Tempelhof IV. 290.

erhalten hat, Torgau um jeden Preis zu behaupten — eher eine Schlacht zu wagen, als zu gehen. „Gut, er soll eine haben!“ denkt Friedrich. Und marschiert am 2. November in vier Heeressäulen auf Torgau; an demselben Abend bis nach Schilda, welches etwa anderthalb Meilen südlich von Torgau liegt. Der König, der wie gewöhnlich selbst bei der Vorhut ist, hat mit eifrig forschendem Auge das Verhalten von Dauns Vorposten überwacht und festgestellt, welche Straßen sie einschlagen. Er erkennt mit Sicherheit, daß Daun keine Absichten auf Düben oder unser kleines Magazin hat, und daß das Ringen um Torgau, welches diesen Feldzug auf österreichischer Seite mit einer Eroberung von Sachsen krönen oder ihn wie seine Vorgänger ins Nichts zertrümmern und auf preußischer Seite ein Kampf auf Tod oder Leben sein wird, morgen stattfinden sollte. Also denn vorwärts!

Dieses Lager von Torgau ist für Daun kein unbekannter Ort. Es war Prinz Heinrichs Lager im vorigen Herbst, wo Daun alle seine Kräfte ohne Erfolg daran versuchte und, obschon er dem Prinzen an Truppenzahl weit überlegen war, absolut nichts dagegen ausrichten konnte. Nichts oder weniger, und strömte zurück nach Dresden und der böhmischen Grenze zu, ungetröstet durch irgendwelchen Erfolg, bis jener willkommene Zwischenfall von Maxen eintrat. Daun kennt die Stärke dieser Stellung sehr gut. Torgau und die Hügelmasse im Westen, Süptitzer Höhen genannt. Auch Hülsen stand diesen Sommer dort, von Fink und Wunsch, und wie sie das Reichsvolk hier schlugen, zu schweigen. Ein Höhenzug und eine Stellung von großer Stärke, vielen Preußen und auch Friedrichs fleißiger Betrachtung nicht unbekannt, obgleich seine Kenntnis nicht in allen Punkten eine persönliche war — wie der morgende Tag ihn etwas zu seinem Schaden lehrte.

„Touristen von Weimar und den thüringischen Ländern“, sagt ein Notizbuch, das uns zuweilen von Nutzen ist, „haben sehr wahrscheinlich Roßbach auf ihrem rasselnden Eisenbahnfluge nach Osten vergessen und in Leipzig wenig mehr getan, als sich bemüht, zu Mittag zu essen und, noch vergeblicher, in den unmenschlichen Schlafzimmern dieses Landes ein wenig Schlaf zu erhaschen. Am folgenden Morgen, wenn sie dresdenwärts rasseln, können sie, besonders falls sie Militärs sind, in Oschatz, eine oder zwei Stationen vor Meißen, anhalten, wo es wieder Gegenstände von Interesse gibt. Ihr könnt euch Hubertusburg ansehen, wenn dergleichen euch interessiert — ein königliches Schloß, merkwürdig aus verschiedenen Ursachen — Hubertusburg und anderes Merkwürdige in der Gegend von Oschatz. Nachdem ihr dies getan oder nicht getan, wendet ihr euch links, d. h. nach Norden in einem offenen Wagen, um Torgau und dessen Nachbarschaft und Umgegend in Augenschein zu nehmen. Nicht mehr als drei Meilen Weges für euch, eine eigentümliche und angenehme Fahrt, Zeit genug, zum Mittagessen nach Dresden zurückzukehren.

Torgau ist eine schöne solide alte Stadt, jetzt voll von preußischem Militär. In den alten Heidenzeiten bedeutete es, wie ich mir denke, den Gau oder Bezirk des Thor, die Hauptstadt jenes Gaues, von dem ihr jetzt unter christlichen oder sogenannten christlichen Zuständen soeben einen Teil durchzogen habt, die Elbe zu eurer Rechten. Unschuldige ländliche Anblicke der Bevölkerung, Bauernleben, Gutsbesitzerleben den

ganzen Weg, keineswegs im Festtagskleide, im Gegenteil etwas ungekämmt und ruppig, aber deshalb um so ehrenhafter und unanstößiger. Ihr habt Himmel, Erde, Luft und Freiheit für eure eigenen Betrachtungen. Eine wirklich angenehme Art von Gau, angenehm, obschon teilweise häßlich. Große Strecken davon sind Tannenwald mit dazwischen verstreuten Dörfern und urbaren Flächen. Schilda und viele Dörfer laßt ihr zur Linken und Rechten. Altmodische Dörfer, deren Landarbeit ringsum sichtbar ist. Jedermann auf seine Weise arbeitend — nicht zu schnell, wobei ihm eine vermutlich erloschene Tabakspfeife übers Kinn herabhängt" (kalt rauchend, wie sie es nennen).

Schilda hat eine abgeschmackte Berühmtheit unter den Deutschen. Es ist das Gotham[1] von Deutschland, eine Quelle alter kecker Zoten und derber, munterer, ländlicher Scherze, die aus den ernsten, versunkenen Zeiten bis in unsere Gegenwart aufquillt. Denn Schildbürger" (Einwohner von Schilda) „bedeutet noch jetzt unter allen deutschen Stämmen einen Mann mit ruhig hartnäckigen Grillen und Illusionen, mit Vorstellungen, welche den Tatsachen schnurstracks zuwiderlaufen und ihm allein angenehm sind, der sich auf solche Weise entschlossen seinen Weg durchs Leben bahnt, natürlich unter wieherndem Gelächter und allgemeinem Bartschütteln der umgebenden Menschheit. Eine versunkene Heiterkeit, die man in Zeiten, welche auf das Seichte zulaufen, ihre Heiterkeit verloren haben und zu einem Kichern nachgeäffter Heiterkeit geworden sind, nicht beknurren oder verachten sollte. Denn es ist bemerkenswert, daß, je ernster euer dunkler Hintergrund, um so heller das Spiel aller Naturgaben und Lichterscheinungen darauf ist — besonders des heiteren Frohsinns in der Stunde der Heiterkeit. Wer der Doktor Bordel von Schilda war, weiß ich nicht. Aber sie haben ihren Bordel gehabt, ebenso wie Gotham ihn hatte; wahrscheinlich verschiedene Bordels, die damit beschäftigt waren, jene geistigen Früchte der Erde aufzulesen. Denn die Berichte fließen noch sehr reichlich, weit lebensvoller als die von Gotham bei uns. Und drüben liegt also wirklich Schilda, mit der abgeschmackten Berühmtheit. Ein kleines, munter aussehendes, menschliches Dorf auf seiner Insel in den Wäldern. Ihr seht es links liegen als eine reinliche Masse von Schiefer und Ziegelstein, worüber eine leichte Rauchdecke hängt, welche andeutet, daß frugale Kochkessel auf dem Feuer stehen. Und ihr erinnert euch freundlich jener guten alten Zoten über gute Schildbürger, gute weise Männer von Gotham und ihre gelehrten Geschichtschreiber und ungelehrten ländlichen Originale, die zu dem ernsten Gesichte des Lebens eine Falte menschlichen Scherzes beigetragen haben.

Hinter und vor Schilda durchfährt man lange Strecken Tannenwald, sämtlich unter Forstkultur mit langen, sandigen Wegen" (von welchen der eure einer ist), „gerade wie rote Zwirnbänder, welche die weiten Einsamkeiten durchschneiden. Gefährlich für eure Ortskenntnis — denn Wegweiser sind nicht immer da, und menschliche Unterweisung könnt ihr nicht bekommen. Nichts als der blaue Streifen Himmel über euch und der braune Zwirn- oder Sandfaden unter euren Füßen. Die Bäume meistens klein und unbedeutend, aber so zahlreich und alle so still, alle euch bewachend wie stumme Zeugen, die stumm zusammen flüstern. Keine Stimme als ihr vereintes Flüstern oder großes Waldwehen für euch hörbar in der Welt. Alles in allem erweist sich eure einsame Fahrt dort unerwarteterweise als eine seltsame Befreiung von der wahnsinnigen Eisenbahn und ihren eisernen Verrücktheiten und schreienden Mißlauten und Übereilungen und ist beruhigend und gedankenvoll willkommen, obschon traurig und in ihren äußeren Zügen häßlich genug. Keine wilden Eber sind jetzt in diesen Wäldern, kein Gedanke an einen Wolf." Was uns mehr angeht, sind Friedrichs Heersäulen, die

[1] Gotham ist ein Städtchen in Nottinghamshire, dessen Einwohner unter den Engländern einen ähnlichen Ruf genießen wie die Schildbürger unter den Deutschen. Der weiter unten erwähnte Dr. Bordel gab eine Sammlung der Sagen und Legenden von Gotham, eine Art englisches „Schildbürgerbuch" heraus.

D. Übers.

am 3. November durch diese langen engen Wege oder Zwirnsfadenstreifen des Torgauer Waldes marschieren mußten, wobei eine wichtige Abteilung, eine oder mehr, an einem Punkte eine falsche Schwenkung machte und in dem erwarteten Augenblick auf gefährliche Art fehlte! —

„Torgau selbst liegt nahe an der Elbe, an der Schulter, der östlichen oder elbewärts gelegenen Schulter einer großen Hügelmasse oder breiter Anhöhen, welche die Süptitzer Höhen heißen und die hauptsächlichsten Anhöhen des Gaues sind. Die Schulter dieser Süptitzer Höhen nannte ich es, aber genauer ist es eine Fortsetzung oder niedere, weiterhin gelegene Anhöhe, welche sich in die Elbe vorstreckt, worauf Torgau steht. Die Süptitzer Höhen senken sich etwa eine halbe Stunde von der Elbe zu einer Anzahl verstreuter Teiche hinab. Dann auf einer zweiten oder schließlichen Erhebung kommt Torgau, welches sich in die Elbe vorstreckt. Nicht eigentlich eine Schulter, vielmehr Schulter und Wange mit dazwischenliegendem H a l s, einem kropfigen oder von Teichen durchfurchten Hals! Die alte Stadt steht hoch genug, ist aber auf der West- und Südseite von einer Anzahl Seen und Teichen eingefaßt, wovon einige noch eine große Ausdehnung haben und nicht trockengelegt sind. Der Lauf der Gewässer in dieser Gegend und derjenige der Elbe selbst ist verworrener Natur gewesen. Dicht nach Nordwesten wird Torgau in unbestimmter Weise begrenzt durch das, was man die A l t e E l b e nennt, welche jetzt kein fließendes Wasser ist, sondern eine stillstehende Masse schmutziger Gewässer und Moräste. Die Süptitzer Höhen enden auf jene wässerige weiche Art. Ihr Vorderfuß steht gewissermaßen an oder in dem Elbstrom, während ihre Seiten eine ziemliche Strecke nach Süden und nach Norden beträchtlich von Teichen und sumpfigen Hemmnissen umgeben sind.

Wasser genug ringsumher, aber größtenteils, wie mir scheint, von schlechter Beschaffenheit. Wenigstens hat Torgau es nicht trinken wollen und sich die Mühe gemacht, einen mehrere Meilen langen R ö h r g r a b e n anzulegen, welcher sein Trinkwasser von der westlichen Nachbarschaft der Süptitzer Höhen herableitet. Längs der Südseite der Süptitzer Höhen fließt langsam eine unangenehme Art Bach, Röhrgraben genannt. Die Bedeutung dieses auffallenden Namens findet ihr in der Tatsache, daß eine Wasserleitung geschickt an dem Boden dieses Baches angebracht ist, welche den Bach an seinen reinen oberen Quellen aufnimmt und in geheimen Röhren, gleichsam auf Flaschen gezogen, abwärts führt. Während es den unreineren Rinnsalen der Gegend überlassen bleibt, darüber einen so guten Bach zustande zu bringen, als sie können, und das Röhrenwasser vor Unheil zu bewahren, bis es in Torgau anlangt. Dies heißt der R ö h r g r a b e n, der durch das Dorf Süptitz herabgeflossen kommt, längs der ganzen südlichen Grundfläche der Süptitzer Höhen. Dem müßigen Auge ein schmutziger Bach, der in gewissen bemerkenswerten Teichen im Osten sein Ende findet; aber dem Auge des forschenden Geistes, welches tiefer eingedrungen ist, eine Röhre voll vernünftigen Wassers, welches in die Kehle von Torgau fließt. Während der sogenannte Bach nach Belieben in den E n t e n f a n g und andere dort befindliche Teiche oder rohrbewachsene Pfühle ausläuft“ — von denen wir voriges Jahr bei Gelegenheit der schönen Waffentat des armen Wunsch hörten. Möge der Leser sich derselben erinnern!

Die Süptitzer Höhen mit diesem Röhrgraben an ihrer südlichen Grundfläche spielen eine Hauptrolle in der jetzt bevorstehenden Schlacht. Die Süptitzer Höhen sind in der Tat Dauns Lager, wo er aufs äußerste verschanzt steht und wiederholt seine Stellung ändert, um Friedrichs erwartete Angriffe um so besser auszuhalten. Es ist eine stumpfe Erhebung mit breitem Rücken, meist aus Weinbergen bestehend, durchschnittlich ungefähr zweihundert Fuß über der umgebenden Ebene und mit einem Flä-

cheninhalt von einer Viertelquadratmeile. Die Länge von Osten nach Westen von der Gegend von Großwig bis in die Nachbarschaft von Torgau beträgt etwa dreifünftel Meilen. Die Breite von Süden nach Norden, von der Gegend von Süptitz bis in die von Zinna, mehr als die Hälfte dieser Entfernung. Die Anhöhe ist auf der Südseite, dem südwestlichen Winkel entlang (Dauns linker Flanke in der herannahenden großen Schlacht), ziemlich steil, schwillt jedoch im Westen, Norden und an anderen Seiten in mehr allmählicher Steigung empor. Möge der Leser versuchen, von ihr und ihrer nächsten Umgebung eine Vorstellung zu gewinnen, als dem Schauplatz oder der Arena großer Begebenheiten am heutigen Tage!

Daun steht, seine Front nach Süden gekehrt auf diesen Süptitzer Höhen und blickt auf Schilda und seinen gefährlichen Nachbar hin. Anhöhen, Wälder, Teiche und unzugängliches Gelände umgeben seine Stellung und ihn. Eine der stärksten Stellungen, die man sich denken kann, und die sich unter Prinz Heinrich für einige von uns als uneinnehmbar genug erwies. Eine auf jener südlichen Front und auf beiden Flanken unangreifbare Stellung. Wo kann sie angegriffen werden? Uneinnehmbar, als Prinz Heinrich sie mit einer weit geringeren Macht besetzt hielt. Wie wollt ihr dieselbe gegen Daun erobern, der sie in entschieden überlegener Zahl besetzt hält? Eine Stellung, die gar nicht anzugreifen ist, würden die meisten Militärs sagen, obgleich e i n Krieger, in seiner höchsten Not, einen Weg hinein finden muß und will.

E i n e n Fehler entdeckt dieser einzige Krieger daran, während er sie gespannt betrachtet. Sie ist zu klein für Daun, hat nicht Flächeninhalt genug für die Bewegungen von 65 000 Mann, die in Verwirrung geraten werden, wenn man auf die richtige Weise gegen sie verfährt. Ein höchst willkommener Lichtblick, das „E u r e k a" dieses furchtbaren Problems. „Wir wollen sie gleichzeitig im Rücken und in der Front angreifen; das ist die Art, wie dagegen verfahren werden muß!" Ja, gleichzeitig, obgleich das schwer ist, sagen sachverständige Militärs; doch den Preußen mag es vielleicht möglich sein. Es ist die Meinung von Sachverständigen, daß Friedrichs Plan, wäre er vollkommen ausgeführt worden, nicht nur einen Sieg über Daun hätte gewinnen, sondern seine ganze große Armee und ihn selbst in Verwirrung auf die Elbbrücke, das heißt unter solchen Umständen in den Elbstrom, hätte schleudern und ihn massenweise verschlingen können. Dieses Schicksal wurde dem armen Daun erspart.

Montag, 3. November 1760, um halb sieben Uhr morgens ist Friedrich auf dem Marsch zu diesem großen Unternehmen. Der Marsch geht nordwärts in drei Heeressäulen nebst einer vierten Gepäckkolonne durch die Wälder, auf vier verschiedenen Straßen, Straßen oder Verbindungen jener verschlungenen sandigen Alleen, die bereits erwähnt wurden. Nordwärts marschiert zuerst alles, aber an einem gewissen Punkt (nämlich da, wo die Eilenburg-Torgauer Straßen sich kreuzen) soll der Marsch sich in

zwei Hälften teilen. Die eine Hälfte des Heeres soll sich dort mit Zieten rechts wenden und an der Südseite der Süptitzer Höhen zum Vorschein kommen. Die andere Hälfte unter Friedrich selbst soll noch mehrere Stunden gegen Norden marschieren, dann umwenden und — womöglich zugleich mit Zieten — von der Nordseite her gegen die Süptitzer Höhen heranrücken[1]. Wir haben etwa 44 000 gegen Daun, der 65 000 hat.

Gleichzeitig mit Zieten, soweit dies menschenmöglich ist: das ist der entscheidende Punkt. Friedrich hat getan, was er konnte, daß in bezug auf diesen und alle anderen Punkte alles in Ordnung ist. Und um seinen Plan um so sicherer vor Daun zu verbergen, behielt er gestern abend, als er seine Befehle hinsichtlich der übrigen Anordnungen diktierte, diesen wichtigsten Zietenschen Teil des Auftrages ganz für sich. Und jetzt beim Aufbruch hat er Zieten einige Stunden bei sich im Wagen gehabt, um ihm die Sache mündlich zu erklären. An der Eilenburger Straße oder vorher denkt Zieten, daß er über alles klar sieht, steigt aus, übernimmt den Befehl der ihm anvertrauten Masse und marschiert rechtswärts ab. „Rechtswärts, Herr Zieten, rechtswärts, bis ihr nach Klitschen kommt, eurer ersten ansehnlichen Insel in diesem Waldmeere. Bei Klitschen wendet ihr euch wieder links in die Wälder. Eure Straße heißt die Butterstraße, zieht sich an der Nordwestseite der Süptitzer Höhen hin. Marschiert nach Süptitz auf der Butterstraße und dann tut eure Schuldigkeit!"

Mit der anderen Hälfte seiner Armee, besonders mit der ersten Kolonne derselben, marschiert Friedrich weiter gegen Norden zur Ausführung seines eigenen Anteils an dem Unternehmen. Er hat drei Kolonnen außer der Gepäckkolonne, an Zahl ungefähr Zieten gleich, abgesehen davon, daß er vielleicht die auserwählte Hälfte hatte. Etwa 8000 Grenadiere und Garden zu Fuß, nebst Kleists Husaren bilden Friedrichs eigene Kolonne. Friedrichs Kolonne marschiert den Stellungen Dauns am nächsten, die Gepäckkolonne am weitesten davon. Und diese letztere soll während des kommenden Kampfes unter Bedeckung ganz weit links oder westwärts stillhalten. Die anderen Kolonnen, die Hülsens aus Infanterie, die Holsteins meist aus Reiterei bestehend, marschieren durch dazwischenliegende Waldstrecken auf mehr oder weniger parallelen Straßen und sollen alle, Friedrichs eigene Kolonne und mehr noch die anderen, Süptitz in einiger Entfernung rechts liegen lassen und nicht *auf* die Süptitzer Höhen, sondern etwa eine Meile weit daran vorbei marschieren, dann eine Schwenkung machen und von Norden her oder im Rücken Dauns den Kampf beginnen, während Zieten seine Front angreift oder bedroht, womöglich gleichzeitig. Friedrichs Marsch, ganz von den Wäldern verborgen, ist mehr als zweimal soweit als der Zietens — dritthalb bis drei Meilen im ganzen. Zwei Meilen weit geht er gerade nach Norden, dann biegt er ostwärts, dann südwärts durch die Wälder. Auftauchen wird er bei Neiden, dort einen

[1] Siehe Kartenanhang Bd. VI.

Bach (Striebach) überschreiten und nördlich von Dauns Stellung sein Ziel erreichen. Die Marschlinie hat so ziemlich die Form eines Hirtenstabes. Sein langer Griff erstreckt sich weit ab von Süptitz bis nach Neiden. Dies ist der gerade oder hölzerne Teil besagten Stabes. Hierauf kommt der gebogene, fangende oder eiserne Teil — der für Daun und seine wilde Herde bestimmt ist. Zieten hat wenig mehr als eine Meile zu marschieren und sollte sich in seinem Waldland festgesetzt haben, bevor die Truppen des Königs Zeit haben, heranzukommen.

Der Morgen ist, wie ich finde, naß, ein Marsch von drei Meilen. Man denke sich einen solchen Weg durch die triefenden Wälder, schwer, mühevoll und mit solch einer Aufgabe vor sich! Die Verzögerungen waren beträchtlich, einige derselben zufällig. Der wachsame Daun läßt diese Wälder von Truppenabteilungen bewachen. Von einem General Ried, der seine Kanonen abfeuert und entkommt, dann einem General St. Ignon mit dem St. Ignonschen Dragonerregiment, der zwischen die erste und zweite Kolonne gerät und nicht entkommen kann, sondern nach einigen Bemühungen seitens Kleists und der zweiten Kolonne gefangen und eingesteckt wird, St. Ignon selbst, nebst den übrigen Gefangenen. Diese Verzögerung durfte vielleicht als vorteilhaft gelten, aber es fehlte nicht an anderen, die absolut ohne Vorteil waren. Zum Beispiel die Verzögerung der Artilleriewagen auf den nassen, kotigen Straßen und das Verfehlen des Weges an einer Biegung in den einsamen Wäldern, welches Mißgeschick die dritte Kolonne betraf und sie viele Stunden verhängnisvoll aufhielt.

Daun hatte kaum von jenen aus den Wäldern zurückgekehrten Truppen erfahren, welches die königlichen Pläne gegen ihn sind, als er sich eilig umwendet und gegen Norden Front macht, um Friedrich dort zu empfangen. Seine beste Linie nach Norden wartet auf Friedrich, seine hintere oder zweitbeste Linie wird jetzt Zieten empfangen, oder wer sonst dort herankommen mag. Dauns Anordnungen sind eingestandenermaßen prompt und vortrefflich. Lacy mit seinen 20 000 — der, solange Friedrichs Angriff von Süden her erwartet wurde, als Vorhut in Loswig lag, auf der Ostseite des Großen Teiches (des Hauptteiches von allen, welcher den Entenfang fortsetzt und wie der größte Kropf an dem kropfigen Halse Torgaus hängt) — Lacy soll sich jetzt nordwärts und westwärts ziehen, und indem er auf den Entenfang gleichsam wie über seine linke Schulter hinabsieht, als Nachhut gegen Zieten oder irgendwelche preußischen Truppen dienen, die etwa herankommen. Dauns ganzes Gepäck ist jenseits der Elbe, alles seit gestern auf Wagen verpackt. Drei Brücken stehen für dasselbe und für Daun bereit, sollte ihm ein Unglück zustoßen. Daun bringt gleichfalls alle oder fast alle seine Kanonen an die neue Front zu Friedrichs Empfang, zweihundert neue Geschütze hierher. Archenholz sagt vierhundert im ganzen, sicherlich eine Artilleriemasse, dergleichen nie vorher in einer Schlacht erschienen war. Wenn nicht Friedrichs Anordnungen

sich als pünktlich erweisen und sein Schlag mit Nachdruck geführt wird, mag es Friedrich schlecht ergehen.

In bezug auf den letzten Punkt, auf Nachdruck besteht kein Zweifel für Friedrich. Aber in bezug auf den ersteren gehen die Dinge bereits unzweifelhaft den falschen Weg. Während der ganzen letzten Stunde von Friedrichs Marsch ist ein unaufhörlicher Sturm von Kanonade und Gewehrfeuer von Zietens Seite her vernehmlich gewesen. „Zieten ist im Gefecht!" denkt jedermann und beschleunigt seinen Schritt unter dieser Marschmusik aus der Ferne. Doch dies ist eine falsche Erklärung oder ein Versehen, nichts weiter. Das wirkliche Ereignis ist folgendes. Zieten kam pünktlich zu der verabredeten Stunde nach Klitschen, bog, seine Schritte zählend, in die Butterstraße ein, fand jedoch am Saume des Waldes eine kleine österreichische Abteilung wie diejenigen auf Friedrichs Wege, und als er darauf losging, antwortete die österreichische Abteilung mit ihren Kanonen, ehe sie davonlief. Worauf Zieten, der nicht wußte, wie unbedeutend sie war, sich in Schlachtordnung aufstellte, ihr einige Salven nachschickte und sie auf Lacy zurücktrieb, in der Richtung des Entenfangs — eine lange Strecke östlich von der Butterstraße und Zietens eigentlichem Orte. Es war ein Unglück, daß er ihr so weit folgte. Zieten folgte ihr und geriet in einen schlaffen Kampf mit Lacy, einen ganz entfernten, auf beiden Seiten schlaff und meistens mit Kanonen geführten Kampf, der aber auf diese Art viele kostbare Stunden dauerte. Das ist das Ereignis, welches Freunde in der Ferne sich erklären als „Zieten im Gefecht!" Im Gefecht ja, und ach, mit wem? Wie groß Zietens Fehler war, weiß ich nicht. Friedrich hielt ihn für sehr groß: — „Stupide, stupide, mein Lieber!" Was Zieten nie zugeben wollte. Ohne Frage gereichte er Friedrich heute zum höchsten Nachteil. Solche Zufälle, sagen Kriegskenner, sind von jener doppelten Form des Angriffs unzertrennlich, können nicht vermieden werden. Was wahr sein mag, nur daß Friedrich eben jetzt keine Wahl von Angriffsformen übrigblieb.

Gegen Mittag tauchte Friedrichs Vorhut (Kleist und die Husaren), gegen 1 Uhr Friedrich selbst mit 7000 oder 8000 Grenadieren aus den Wäldern bei Neiden auf. Diese Kolonne, welche aus auserwählten Truppen besteht, soll die Frontlinie des Angriffs bilden. Aber noch läßt keine zweite Kolonne unter Hülsen, noch weniger eine dritte unter Holstein sich blicken. Und Zietens Kanonade ist nur zu vernehmlich. Friedrich macht halt. Entsendet Adjutanten, um diese Kolonnen zur Eile zu mahnen, und reitet zum Rekognoszieren aus, befragt die Bauern und untersucht ernsthaft Dauns Stellung und seine eigene.

Dauns gestriger rechter Flügel ziemlich weit ostwärts bei Zinna war Friedrichs beabsichtigter Angriffspunkt gewesen. Aber es zeigt sich, daß der Boden da herum von sumpfigen Bächen und gestauten Resten der alten Elbe durchschnitten ist. Friedrich findet, er muß wieder in den Wald zurück-

kehren und Dauns Linke angreifen. Dauns Linke ist dort en potence oder in Galgenform sorgfältig entlanggeführt und hat im Walde ein umfangreiches Verhau oder einen vollständigen westlichen Wall, der im vorigen Jahre von Prinz Heinrich sorgfältig angelegt wurde. Nur der nördliche Teil desselben ist jetzt vielleicht passierbar, da die Österreicher bei dem kalten Wetter während der jüngsten Zeit ziemlich viel davon zu Brennholz verbraucht haben. Dort an Dauns nordwestlicher Ecke, über jenem schwachen Teil des Verhaus muß Friedrichs Angriff liegen. Aber Friedrichs Kolonnen sind noch verhängnisvoll zurück. Holstein mit unserer ganzen Reiterei, die jetzt so wertvoll sein würde, marschiert auf falschen Wegen, machte an einem Punkte eine falsche Wendung, und der Adjutant mit seinem Befehl „Eile! Eile!" kann ihn überhaupt kaum finden.

Man kann sich Friedrichs Stimmung bei diesen übeln Vorbedeutungen denken. Lauter und lauter wird die Kanonade Zietens, von der Friedrich natürlich annimmt, daß sie Tod oder Leben für ihn bedeute — nicht, daß sie so gut wie gar nichts bedeute, wie das der Fall war. „Mein Gott, Zieten ist im Gefecht, und ich habe mein Fußvolk noch nicht hier[1]!" rief er. Und beschloß endlich, anzugreifen, so wie er war: die Grenadiere, die Auswahl seines Fußvolks, in der Front, Ramins Brigade als zweite Linie und, ausgenommen etwa 800 von Kleist, gar keine Reiterei. Seine Bataillone marschierten aus der Neidener Gegend hervor, durch schwierige Bäche, den Striebach und ähnliche, über Brücken von österreichischem Bau, welche die Österreicher in Eile verlassen müssen. Die Preußen befinden sich noch in rechtwinkliger Richtung gegen Daun, werden aber rechts schwenken wieder in den Domitscher Wald hinein und sich dann formieren — parallel mit Dauns nordwestlicher Schulter und Prinz Heinrichs Verhau, welches ihr erstes Hindernis sein wird, wenn sie angreifen. Ihre Hindernisse beim Formieren waren mannigfacher und verwickelter Art. Schwieriges Gelände, besonders für Artillerie. Selten sah man solche Tüchtigkeit, solche Willigkeit des Geistes. Und selten lagen vor Soldaten solche Hindernisse, nachdem sie sich formiert hatten. Man bedenke nur einen Umstand. Daun hat, sobald er ihre Absicht erkennt, 400 Stück Geschütz gegen sie feuern lassen, und diese fahren fort gegen den Saum des Waldes und alles, was daraus hervorkommt, zu wüten und zu donnern, jetzt und stundenlang mit einem betäubenden Aufruhr und einer tödlichen Wirkung, für welche kein Beobachter Worte zu finden vermag.

Archenholz, ein sehr junger Offizier von fünfzehn Jahren, der etwa eine Stunde nachher hineinkam, beschreibt es als etwas, was nur durch den Jüngsten Tag übertroffen werden könne. Ein schallendes Wüten von Getöse, das ins Unendliche gestiegen. Die Baumzweige mit gräßlichem Krachen herabregnend, der Wald mit seinem Echo nah und fern brüllend und wiederhallend von allgemeinen Todesklängen, vergleichbar der Po-

[1] Tempelhof IV. 303.

saune des Jüngsten Gerichts. Friedrich selbst, der in diesen Dingen Erfahrung hat, sagte zu seiner Umgebung: „Was für ein höllisches Feuer! Habt Ihr je eine solche Kanonade gehört? Ich nie[1]." Friedrich befindet sich zwischen den zwei Linien seiner Grenadiere und bleibt dort während des Angriffs. Die erste Linie der Grenadiere hinter Prinz Heinrichs Verhau ist 2400 Fuß von Daun entfernt. Ramins Brigade steht hinter der zweiten Linie als Reserve. Reiterei haben sie nicht außer den 800 Kleistschen Husaren, die links außerhalb des Waldes stehen, gegenüber österreichischer Reiterei in hoffnungsloser Menge. Artillerie haben sie in Wahrheit gar nicht. Ihre Batterien, die kaum über diese letzten waldigen Hindernisse von wachsenden und gefällten Bäumen herübergeschafft werden konnten, standen außerhalb des Waldes zu ihrer Linken, konnten aber absolut nichts tun, da Lafetten und Kanoniere, Offiziere und Gemeine, hinweggefegt wurden. Und als Tempelhof sie nachher sah, waren sie gar nicht abgefeuert worden. Die Grenadiere hatten ihre Gewehre und ihre Herzen und ihre rechten Hände.

Mit bewunderungswürdiger Unerschrockenheit stürzen sie sich, als sie endlich alle in 800 Schritt Entfernung aufmarschiert sind, in den Schlund dieses Feuervulkans, wie man ihnen befiehlt. Der einzige Weg, den es gibt, und eine Aufgabe, dergleichen an menschliche Tapferkeit selten gestellt wurde. Die Grenadiere stürzen vorwärts auf Dauns Kehle los. Aber die meisten geraten in den Schlund seiner eisernen Maschinen, seiner reißenden Wogen von Kanonenkugeln und werden kompanieweise, regimentsweise während jener schrecklichen 800 Schritte niedergeschmettert, jetzt und nachher. Von dem Regiment Stutterheim wurden beinahe alle getötet und verwundet, sagen die Bücher. Man sollte meinen, daß die wenigsten so weit kamen, ihr Leben an Daun zu verkaufen, statt es seinen 400 Kanonen hinzugeben. Doch dem ist nicht so. Die Grenadiere, beide Linien derselben, kamen noch in Menge mit Daun in Berührung und verkauften ihm ihr Leben im Handgemenge zu einem Preise, der beispiellos war unter solchen Umständen. Daun mußte ihnen neue Streitkräfte in Scharen entgegenwerfen, da er zu dem Kaufe entschlossen war, obschon der Preis lange Zeit hindurch höher und höher stieg.

Endlich mußten die 6000 Grenadiere, die jetzt auf den zehnten Mann zusammengeschmolzen waren, zurückweichen. Worauf gewisse österreichische Bataillone ihnen zur Verfolgung nachstürzten, indem sie meinten, der Sieg sei gekommen. Aber sie hatten für dies Versehen schwer zu büßen; denn Ramins Leute trieben sie zurück, drangen in ihre eigenen Reihen vor und machten Daun wieder viel zu schaffen, ehe er sie überwältigen konnte. Dies ist der erste Angriff. Endigend mit dem ersten Mißlingen. Einer der hartnäckigsten Kämpfe, die es je gegeben. Er begann um zwei Uhr nachmittags und endete, wie mir scheint, etwas nach drei Uhr.

[1] Tempelhof IV. 304; Archenholz II. 164.

Dauns Linie ist um diese Zeit in beträchtliche Unordnung geraten, obschon seine 400 Feuerschlünde ohne Nachlaß fortfahren, Vernichtung auszuspeien und die Welt zu betäuben. Daun selbst war während dieses Angriffes am Fuß oder Bein verwundet worden, hatte aber keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern. Ein höchst geschäftiger, starker und entschlossener Daun, der sein Allerbestes tut. Auch Friedrich wurde verwundet. Niemand kann mir sagen, bei welchem dieser Angriffe, aber ich glaube nicht jetzt, will wenigstens nicht jetzt davon reden. Was seine Empfindungen waren, während dieser Grenadierangriff stattfand — ein so ungleicher Kampf, der aber wegen der entstandenen Verzögerungen unvermeidlich war — teilt uns niemand und am wenigsten er selbst mit. Man erkennt es nur an folgendem kleinen Symptom: Zwei Enkel des Alten Dessauers sind Adjutanten Sr. Majestät und werden sehr von ihm geliebt. Einer derselben ist ihm jetzt zur Seite, der andere führt sein Regiment bei diesem Grenadierangriff. Es wird Friedrich gemeldet, daß dieser letztere erschossen ist. Worauf Friedrich sich zu dem Bruder wandte und, ohne, wie gewöhnlich in solchen Augenblicken, seine Bewegung zu verbergen, sagte: „Alles geht heute schlecht. Meine Freunde verlassen mich. Man meldet mir soeben den Tod Ihres Bruders[1]." Worte, welche die anhaltischen Verwandten und das preußische Militärpublikum mit einer für uns seltsamen Ehrfurcht aufbewahrten. Von Anhalt vielleicht späterhin ein Wort zu einer passenderen Zeit.

Kurz nach 3 Uhr, wie ich die Zeit rechne, kam Hülsens Kolonne an. Auch dies auserwählte Truppen, das pommersche Regiment Manteuffel unter ihnen. Der junge Archenholz vom Regiment Forcade (dessen erstes Bataillon hier war, während das zweite und dritte bei Zieten sind und leeren Lärm machen) befand sich in dieser Kolonne und wand sich mit den anderen auf solchen Umwegen an den Saum des Waldes heran, die arme junge Seele. Während der Regen niederströmte (wäre das so bemerkenswert gewesen), die Kanonenkugeln einschlugen, die Zweige krachten und solche Todesposaunen oder Donner des Jüngsten Gerichts losgebrochen waren. Nichtsdestoweniger marschierten sie festen Schrittes vor, sagt er, „wie Meereswogen oder das Schwellen der Flut unter dem rauchenden Orkan". Auch hier sind wackere Männer, die Manteuffelschen Pommern; es gibt keine stärkeren Herzen. Mit diesen und den zürnenden Überbleibseln, welche auf sie warteten, wird ein neuer Angriff gegen Daun vorbereitet. Und er bricht vor gegen jene selbe nordwestliche Ecke Dauns etwa um halb 4 Uhr. Der Regen hat jetzt aufgehört, „ist von dem gewaltigen Geschützfeuer hinweggefegt", denkt Archenholz, wenn darauf irgend etwas ankäme.

Der Angriff, durch etwas mehr Reiterei unterstützt (obgleich die dritte Kolonne noch verhängnisvoll zögert) und auch, wie ich hoffe, durch eine

[1] Preuß II. 226.

wirksame Masse von Feldgeschützen, wird von einem grimmigeren Unwillen angespornt und von wilderem Mute beseelt als je. Man denke sich, wie Manteuffel zu Fuß hervorbrechen wird, und wie die Stimmung jener einmal überwältigten Überbleibsel ist, die jetzt wieder Luft bekommen. Dauns Linie wird wirklich an diesem Punkte gebrochen, seine Artillerie überstiegen und nutzlos gemacht. Dauns „Galgen" (potence) und Nordfront taumeln rückwärts, die Preußen bemächtigen sich ihrer Stellung. „Das Feld wird unser sein!" denkt Friedrich eine Zeitlang. Wenn nur Zieten auf der südlichen Seite der Begebenheiten im Ernst tätig gewesen wäre, statt auf so unbestimmte Art zu kanonieren. Aber der entschlossene Daun befiehlt rasch seine Reserve von Großwig herbei und läßt alle verfügbaren Kräfte, die er zusammenraffen kann, herankommen. Daun sammelt sich, stürzt wieder in überwältigender Zahl auf die Preußen los und treibt sie trotz ihres verzweifeltsten Widerstandes zurück, immer weiter zurück und gewinnt seine Stellung wieder.

Ein höchst verzweifelter Kampf, dieser zweite, wahrscheinlich der zäheste der ganzen Schlacht. Aber der Erfolg ist wieder auf seiten Dauns, und die Preußen müssen offenbar zurückweichen. Friedrich selbst wurde hier verwundet — auch der arme junge Archenholz, nur verwundet, nicht getötet wie so viele andere — Friedrichs Wunde war eine Quetschung auf der Brust; wurde verursacht durch eine matte Kartätsche, deren Wirkung außerdem geschwächt wurde durch einen berühmten Pelz, den er trug — „welcher mein Leben rettete", sagte er nachher zu Heinrich. Der König selbst beachtete es wenig (erwähnte es nur gegen seinen Bruder Heinrich, als dieser sich besorgt danach erkundigte) während der wenigen Wochen, die er noch damit zu tun hatte. Die Bücher sagen, daß es ihn zu Boden schlug, daß er eine Zeitlang bewußtlos gewesen, zum Schrecken seiner Umgebung, und daß er auffuhr und es in diesem Drange der Geschäfte völlig unberücksichtigt ließ, als sei er gleichsam über sich selbst beschämt. Was der Zunge der Leute Schweigen auferlegte. In militärischen Kreisen gibt es über diesen letzteren Punkt noch eine Anekdote, die ich weder bestätigen noch leugnen kann, aber um Berenhorsts und seines berühmten Buches über die Kriegskunst willen, erzählen will. Berenhorst — ein natürlicher Sohn des Alten Dessauer und augenscheinlich ein Stück von etwa dem gleichen Holze, nur zu einer artikuliert sprechenden oder intellektuellen Form entwickelt — war damals ein Adjutant Friedrichs, und man sah ihn in diesem Augenblicke sich über den ohnmächtigen Friedrich niederbeugen, vielleicht mit einem starken Gefühl oder übertriebenem Etwas in dem Ausdrucke seines Gesichtes, als Friedrich seine zürnenden Augen wieder öffnete. „Was macht Er hier?" rief Friedrich? „Sammle Er Flüchtlinge!" (Kann Er sich nicht irgendwie wirklich nützlich machen?) — Ein unfreundlicher Hieb, der Berenhorst, wie es heißt, tief traf und nie wieder aus seinem düstern Herzen ausgetilgt werden konnte. Sicher ist, daß er bald

nachher Prinz Heinrichs Adjutant wurde, und daß er in seiner Kriegskunst, inmitten der reinsten gläubigen Bewunderung durch hie und da verstreute kleine Züge ein sehr wildes, blasses Gefühl gegen den König offenbart und in eigentümlich boshafter, obschon schweigender Weise, zu der Oppositionspartei gehört. Sein Buch erschien, nächst dem des Engländers Lloyd (oder vielleicht über dieses hinaus; denn Berenhorst hat einen weit gebildeteren Geist, schreibt auch höchst gedrängt, obgleich er so gesprächig und viel belesen ist. Wäre er nur frei von dem Laster verkehrter diabolischer Gemütsstimmung!), einem bescheidenen Außenstehenden wie mir weitaus das geistvollste, durchdringendste und menschlich aufklärendste, das ich über diesen Gegenstand zu studieren hatte. Welches das geistloseste war (vielleicht Jomini, von der weit und sehr verbreiteten Sorte?), will ich nicht zu entscheiden versuchen, so groß ist das Gedränge in dieser schlechten Richtung. Doch zur Sache!

Dieser zweite Angriff ist wieder eine Niederlage für den zürnenden Friedrich, obgleich er noch in wilden Bemühungen beharrt, sich zu sammeln. Und in der Tat ist, wie es scheint, auch Dauns Armee in einem Wirbel von Verwirrung. Auch seine Verluste sind ungeheuer gewesen. — Endlich um halb 5 Uhr, nachdem die Sonne schon untergegangen ist, taucht der säumige Holstein mit seiner Reiterei aus den Wäldern auf. Er windet sich da drüben heran eine Viertelstunde nördlich von uns, gerade gegen Osten oder gegen die Elbe zu (gemäß dem Befehle von gestern abend), und läßt uns und unsere Todeskämpfe unberücksichtigt wie etwas, was nicht auf seiner Tafel steht und ihn nichts angeht. Friedrich läßt ihn nicht ganz zu spät haltmachen und organisiert einen neuen und dritten Angriff. Gleichzeitiger allgemeiner Ansturm von Fußvolk und Reiterei gegen Dauns Front. Holstein selbst, der um diese Zeit fast bei Zinna ist, soll auf Dauns rechten Flügel losgehen. Dies ist der dritte Angriff; vereinzelt und unterbrochen ausgeführt in der dichter werdenden Dämmerung und Dunkelheit. Teilweise erfolgreich, nirgends abgewehrt, aber auch nirgends ganz erfolgreich. So hieben im äußersten Westen oder auf der äußersten Linken von Friedrichs Angriff die Spaen-Dragoner — eins der letzten Reitereiregimenter von Holsteins Kolonne — die Spaen-Dragoner unter ihrem Oberstleutnant Dalwig (einem vortrefflichen Führer, der schon über viele Schlachtfelder gestürmt war von Mollwitz an) mit bewundernswertem Ungestüm und verwegenem Geschick auf die österreichischen Infanterieregimenter dort ein, zersprengten sie in einzelne Teile, nahmen zwei derselben in einem Haufen gefangen und trotzten ganzen Fluten österreichischer Reiterei, die zum Entsatz herbeieilte — und brachten ihre Masse gefangener Regimenter und sechs Kanonen fort — während die österreichischen Entsatztruppen durch eine neue preußische Schar angegriffen und zurückgetrieben wurden[1]. „Wäre diese preußische Reiterei um 2 Uhr an Ort und Stelle gewesen und hätte sie

[1] Tempelhof IV. 305.

gekämpft wie jetzt, so ist es sehr klar," sagt Tempelhof, „was die Schlacht von Torgau um diese Zeit gewesen wäre!"

Auch in der Nähe weiter rechts — wenn ich in der verwirrenden Undeutlichkeit erraten könnte, wo, aber das Wo ist nicht so wichtig für uns, brachen die Bayreuther Dragoner (die mit den 67 Standarten bei Striegau vor langer Zeit) mit unübertrefflicher Schnelligkeit auf die österreichischen Bataillone ein. Sie warfen vier ihrer Regimenter (das Regiment Kaiser, das Regiment Neipperg, niemandem liegt jetzt daran, welche vier) über den Haufen, nahmen in wenigen Minuten die meisten gefangen und schafften sie auch wie Dalwig durch Haufen von Entsatztruppen davon. Ostwärts oder elbwärts wiederum hat Holstein so schwieriges Gelände gefunden, so sumpfige Untiefen und steile Abhänge, daß seine Reiterei zu keinem entscheidenden Einhauen gegen die Österreicher kommen konnte, sondern dastand und Schüsse mit ihnen wechselte. Es schien unmöglich, etwas auszurichten gegen jenen rechten Flügel Dauns.

Dauns linke Flanke scheint jedoch nach drei solchen Angriffen endlich so gut wie zertrümmert. Tempelhof sagt: „Dauns ganze Frontlinie war über den Haufen geworfen; die Unordnung hatte sich ansteckenderweise weiter rückwärts verbreitet, sogar bis in jene östlichen Teile. Und im Westen und Nordwesten hatten die preußischen Reiterregimenter jetzt an ihrer Statt Stellung genommen." Aber in Wahrheit haben hierherum stundenlang solche Angriffe und Gegenangriffe, Stürme und Gegenstürme stattgefunden, daß die kämpfenden Heere vollständig durcheinander gedrängt sind. Österreichische Haufen oder ganze Regimenter befinden sich im Rücken der Preußen, welche hier in siegreicher Haltung aufgestellt sind, als die Nacht hereinbricht. Die Nacht sinkt jetzt herab auf diesen mörderischen Tag: „Es ist nichts mehr zu machen; wollen es morgen wieder versuchen!" denkt der König. Beauftragt Hülsen mit dem Biwakieren und der Sammlung dieser verstreuten Truppen und reitet mit seiner Eskorte nordwestwärts nach Elsnig, nördlich von Neiden, ziemlich weit im Rücken dieses blutigen Kampfplatzes — in einer Gemütsstimmung, die man sich düster genug denken kann.

Auch Daun ist fort nach Torgau — ich glaube, etwas früher — um seine Wunde verbinden zu lassen, nun der Sieg ihm sicher scheint. Buckow, Dauns erster Unterbefehlshaber, ist getötet. Dauns zweiter Unterbefehlshaber ist ein irischer Graf O'Donnell, der nur bei dieser einen Gelegenheit bemerkenswert ist. Diesem O'Donnell und Lacy, der seine Stellung drüben den ganzen Tag fest, unangetastet behauptet hat, wird die Leitung der Dinge übergeben, welche nicht schwierig sein kann, hofft Daun. Daun entsendet, während seine Wunde verbunden wird, einen Eilboten nach Wien. Der Eilbote traf dort zu rechter Zeit ein unter glorreichen trompetenden Postillionen und allgemeinen Hurrarufen und entzündete jene leidenschaft-

lich loyale Stadt zu endlosem Triumph und Illumination — während eines Zeitraums gewisser nachfolgender Stunden.

Hülsen hat inzwischen sein Bestes getan, in ein gehöriges Lager zu kommen für den nächsten Tag. Hat jene ostwärts stehenden Reiterregimenter zurückgezogen, die Infanteriebataillone vorwärts gezogen, vorwärts, wie mir scheint, und ziemlich weit nach rechts, wo im Laufe des Tages Dauns rechte Flanke war. Im ganzen liegt das allgemeine preußische Biwak für diese Nacht nordwestwärts. Sein äußerster südwestlichster Teil besteht aus Infanterie unter General Lestwitz, einem tapfern, nützlichen Mann, der wenig ahnt, daß er in dieser trüben ungewissen Nacht berühmt werden soll.

Es ist 6 Uhr. Die feuchte Dämmerung hat sich über dieser Lage der Dinge zu völliger Finsternis verdichtet — als siehe da Kanonen- und Gewehrfeuer von Süden her in dem Lestwitz-Hülsenschen Quartier hörbar wird. Ernsthaft laut, zugleich wird der rote Glanz einer Feuersbrunst sichtbar — irgendein unglückliches Dorf geht in Flammen auf („das Dorf Süptitz, glaubt ihr?"), und man bedarf Hülsens, so schnell er irgend kann. Hülsen schwenkt mit einigen der bereitesten Infanterieregimenter herum und eilt dorthin, Lestwitz folgt ihm nach. Wir wollen ihnen dorthin voraus eilen und ein wenig erklären, was es war.

Zieten, der den ganzen Tag dagestanden und müßigen Lärm gemacht hatte — von welch verhängnisvoller Art, wissen wir, wenn Zieten es nicht wußte — während er auf das Erscheinen des Königs wartete, muß bei Einbruch der Nacht höchst unzufrieden mit sich selbst gewesen sein, als das Feuer des Königs allmählich weiter und weiter nach Norden verhallte, was zu den traurigsten Mutmaßungen Veranlassung gab. Zietens Generale, Saldern und der Leuthener Möllendorf sind voll düsterer Ungeduld und dringen in ihn, etwas zu versuchen. „Sollen wir westwärts, näher zum Könige vordringen? Einen Schlag gegen den Feind auf seiner Süd- oder Südwestseite versuchen, wo wir sie den ganzen Tag nicht belästigt haben? Wir können nicht über den Röhrgraben gegen sie anrücken, sagt Ew. Exzellenz? Das Dorf Süptitz und ihre Batterie dort liegen auf unserer Seite des Röhrgrabens. Um Gotteswillen tun wir etwas, Herr General!" Zieten willigt endlich ein, zieht linkswärts, westwärts und läßt Salderns Leute auf Süptitz los. Die wie muntere Hunde aus der Koppel schlüpfen, sich entschlossen an Süptitz und die Österreicher dort heranmachen, diese hinausdrängen, sie zwingen, ihre Batterie zu verlassen und Süptitz in Brand zu stecken, als sie fortlaufen. Ein schönes Stück Erfolg soweit — stände nur Süptitz nicht in Flammen, damit wir hindurch können. „Hindurch, nein. Und wären wir auch hindurch, ist nicht der Röhrgraben da?" denkt Zieten, der sich nicht zurechtfinden kann.

Wie glücklich, daß in diesem Augenblick Möllendorf herbeikommt mit einer Entdeckung im Westen, der Entdeckung unseres alten Freundes, „der Butterstraße" — nichts anderem — wo Zieten heute morgen hätte mar-

schieren sollen. Dort würde er einen festen Weg über den Röhrgraben gefunden haben und einen freien Durchzug über eine Brücke zwischen zwei Teichen an der Schäferei von Süptitz drüben. „Ist noch dort," berichtet Möllendorf, „der feste Weg, bis jetzt unbesetzt außer von mir, Möllendorf!" Dorthin eilen jetzt alle, Österreicher und Preußen. Aber die Preußen haben den Vorsprung. Möllendorf ist Meister des Passes, breitet sich auf der anderen Seite desselben aus, und Zieten und alle eilen hindurch, um ihn dort zu unterstützen, und die Österreicher kämpfen ihren wütenden Kampf umsonst. Das ist der Lärm, der Hülsen erreicht und ihn und Lestwitz hierher in Bewegung gesetzt hat.

Denn die Sache ist von der höchsten Bedeutung, wenn wir es wüßten. Gerade vor Möllendorf, wenn er durch diesen Paß ist, dicht auf Möllendorfs linker Flanke, indem er gegen die angreifenden Österreicher herumschwenkt, ist die Südwestecke der Süptitzer Höhen. Die Südwestecke, der höchste Punkt derselben, der Gipfel und Schlüssel jenes ganzen Schlachtfeldes beherrscht es vollständig, wenn man Kanonen dorthin schaffen kann. Sie fällt ziemlich steil auf der Südseite über den Röhrgraben herab, wo dieser Möllendorf-österreichische Kampf beginnt, ist aber aufs schönste zugänglich, wenn man sich nach der westlichen Seite herumwendet. Dort ist ein schönes sattelförmiges Stück offenes Gelände, an Gestalt der Außenseite oder dem Sitz eines Sattels ähnlich. Der Domitscher Wald nimmt die Stelle des Schwanzriemens ein, der Gipfel dieser Höhe ist der Sattelknopf, nur bei weitem nicht so steil. — Hier (an der südlichen Sattelklappe, sozusagen) und allmählich weiter westwärts, nach dem Schwanzriemen und dem Sattelknopf zu emporsteigend, findet jetzt das Hauptringen statt.

Und hier in vollständiger Finsternis, die nur durch das Auflodern des Gewehr- und Kanonenfeuers erhellt wurde, erfolgten zwei Stunden eines in seiner Art hartnäckigen Kampfes. Nicht das heftigste Ringen der ganzen Schlacht, aber das letzte, welches alles entschied. Lestwitz und Hülsen eilen heran, geführt durch den Lärm und das Feuer. Schlagen den preußischen Marsch scharf auf allen ihren Trommeln — den preußischen Marsch, Rattatan, scharf vernehmlich auf solche Art durch das chaotische Dunkel und vereinigen sich, ohne daß irgendein Versehen gemacht wird, mit Möllendorfs und mit Zietens linkem Flügel und der Sattelklappe dort und greifen an. Die Nacht war pechschwarz. Man konnte die Hand nicht vor Augen sehen. Des alten Hülsens Sattelpferde waren sämtlich weggeschossen, als er diesen Lärm in der Ferne hörte. Kein Pferd übrig; und er ist alt und hat seine eigenen Verwundungen. Er setzte sich auf eine Kanone und reitet so und kommt an, ohne Zweifel höchst willkommen, als man ihn erblickt. Und der Kampf wütet noch eine Stunde oder länger fort.

Einem beobachtenden Möllendorf, der den ganzen Tag umhergespäht hat, ist die Bedeutung und Wichtigkeit des Süptitzer Gipfels, wenn er denselben zu erreichen vermag, wahrscheinlich bekannt. Daun dringt eifrigst

in Lacy, in O'Donnell, die versuchen, was sie können, Verstärkungen schicken und dergleichen, aber nichts, was sich als zweckdienlich ausweist. O'Donnell ist nicht der Mann für eine solche Krise. Auch Lacy hat sich, wie bemerkt wird, immer geschickter gezeigt, sich aus Friedrichs Wege zu ducken, als irgendeinen zu bekämpfen[1]. Endlich ist die Finsternis so vollständig, die Schwierigkeit und die Ungewißheit so groß, daß die meisten oder alle Verstärkungen haltmachten im Schoße der Nacht, ungewiß, wo. Und ihre armen Freunde wurden völlig geschlagen und fortgetrieben.

Um 9 Uhr nachts wälzt sich die ganze österreichische Macht davon, ostwärts und westwärts. Die Preußen stachelten sie voran, soviel sie konnten (das Feuer hörte nicht ganz auf vor 10 Uhr). Und jener allbedeutende Knopf des Sattels ist unzweifelhaft gewonnen. Die Österreicher nahmen in einer Art Halbmondsform dicht an den Vorstädten von Torgau Stellung. Die Preußen in einer parallelen Halbmondsform, etwa eine Viertelstunde hinter ihnen. Die Österreicher rasteten nur eine kurze Zeit, keinen Augenblick länger, als unvermeidlich war. Daun erkennt, daß der Schlüssel seiner Stellung ihm abgewonnen ist, daß er einen zweiten Eilboten wird nach Wien senden müssen. Und vor allem, daß er sofort die Elbe überschreiten und sich davonmachen muß. Ein Glück für ihn, daß er drei Brücken hat (oder vier, mit Einschluß der Stadtbrücke), und daß sein Gepäck schon sämtlich hinüber ist und auf Rädern steht. Mit vortrefflicher Eile und Ordnung windet Daun sich hinüber — soviel noch von ihm zusammenhängt, und in der Tat wurden auf fernen Teilen des Schlachtfeldes umherirrende österreichische Abteilungen durch das Rauschen des Flusses in der großen Finsternis zu ihm gewiesen — und Dauns Verlust an Gefangenen, obschon groß, war doch geringer, als man hätte erwarten können: 8000 im ganzen.

Bis gegen 1 Uhr morgens hatten die Preußen in ihrem Halbmond nicht erfahren, was er tat. Um eins drangen sie in Torgau ein und über die Stadtbrücke, fanden 26 Pontons — alle übrigen waren fortgeschafft, ausgenommen diese 26 — und folgten nicht weiter. Lacy zog sich an dem anderen oder linken Ufer des Flusses zurück, um Angriffe von jener Seite zu verhüten. Am nächsten Tage wurde Lacy verfolgt; man nahm ihm einige Gefangene und Kriegsgerät, aber nichts von Bedeutung. Daun und Lacy vereinigten sich in Dresden und nahmen wie gewöhnlich Stellung hinter ihrem unzugänglichen Plauenschen Grunde. Dort blieben sie unter den Augen der verfolgenden Preußen, ohne weiteren Verlust als diesen von Torgau und den eines wiederum zu Wasser gewordenen Feldzuges. Was für ein Ausgang zum dritten Male[2]! —

[1] Archenholz' saure Bemerkung.

[2] Tempelhof IV. 291—318; Archenholz II. 159—174; Retzow II. 299 ff.; umständliche Beschreibung des usw. in Seyfarth, Beilagen II. 823—848; in Heldengeschichte oder in Anonymus von Hamburg IV. 245—300 Dauns Depeschen, die Listen usw.

Auf dem Felde von Torgau hinter jenem preußischen Halbmond herrschte die ganze Nacht hindurch eine Verwirrung, welche keine Zunge auszudrücken vermag. Arme Verwundete wälzen sich zu Hunderten und Tausenden auf der kalten, nassen Erde in ihrem Blute. Keine Wundärzte oder Wärterinnen, sondern erbarmungslose, räuberische Troßknechte, die nötigenfalls zum Morde bereit sich um sie und die glücklicheren Toten bemühen. „Unaussprechlich!“ sagt Archenholz, der obgleich verwundet in ein nahes Dorf gekrochen oder dahin getragen worden war. Die Lebenden irrten in Dunkel und Ungewißheit umher. Glücklich, wer seinen Tornister noch behalten und eine Brotkruste darin hatte. Wasser war ein unschätzbarer Luxus, fast nirgends zu entdecken. Die preußischen Generale schweiften umher mit ihren Stabsoffizieren und suchten ihre Bataillone von neuem zu formieren, mit geringem Erfolg. Sie waren in einigen Fällen in Zorn geraten und ergingen sich mit lautem Schreien in Befehlen und Drohungen. „Aber wer brauchte sich in der Finsternis um sie zu kümmern? Sie gingen in Wut weiter, und zum erstenmal blieb das preußische Kommandowort unbeachtet.“ Pechschwarze Finsternis, bittere Kälte, der Boden zu Kot zerstampft. Auf den Süptitzer Höhen will nichts brennen. Weiter rückwärts in den Domitscher Wäldern sind zahlreiche schöne Feuer, um welche sowohl Österreicher als Preußen sich sammeln. „Friede und Waffenstillstand zwischen uns. Morgen früh wollen wir sehen, wer gefangen, wer Sieger ist.“ So verstreichen die wilden Stunden. Alle Herzen sehnen sich nach der Morgendämmerung und der Entscheidung, welche sie bringen wird.

Friedrich fand in Elsnig jede Hütte voll von Verwundeten und wundärztlicher Arbeit und ihrem stillen oder lauten Elend. Er selbst suchte ein Obdach in der kleinen Kirche und brachte dort die Nacht zu mit vielen Dingen beschäftigt. „Benutzte“, wie es scheint, „den Altar als Schreibtisch“ (sollen wir uns vorstellen, daß er selbst und seine Sekretäre unter solchen neuen Umständen dabei knieten?) „und die Stufen als Sitz.“ Von dem schließlichen Zieten-Lestwitzschen Angriff hörte er wohl kaum das Gewehr- oder Kanonenfeuer, da er so weit davon entfernt war. Um welche Stunde oder von wem er zuerst erfuhr, daß die Schlacht von Torgau während der Nacht zu einem Siege geworden war, weiß ich nicht. Die Anekdotenbücher schicken ihn in seinem Mantel hinaus. Lassen ihn vor Tagesanbruch auf und ab wandern, bei den Soldatenfeuern stehen und endlich beim ersten Aufdämmern des Tages in den Wäldern einem Schatten begegnen, der sich als Zieten selbst ausweist in leibhaftiger Gestalt. Worauf Umarmungen und Beglückwünschungen stattfinden — offenbar dichterisch, obschon dramatisch. Jedenfalls erreichte die Nachricht ihn bald, und keine konnte willkommener sein. Das Hauptquartier wird von den Altarstufen in der Elsniger Kirche nach weltlichen Zimmern in Torgau verlegt. Zieten ist bereits den Spuren Lacys nachgeeilt. Die ganze Armee folgt am nächsten Tage, und auf dem Kriegsschauplatz findet plötzlich eine vollständige Ver-

wandlung der Szene statt, den Lesern auch ohne die Einzelheiten begreiflich.

Man hoffte, Dresden selbst zurückzubekommen. Dies aber erwies sich bei näherer Untersuchung als unausführbar. Daun hielt fest an seinem Plauenschen Grunde und an seinen wenigen darüber hinaus liegenden Quadratmeilen Landes. Der Rest von Sachsen gehörte Friedrich wie zuvor. Loudon hatte sich eine Woche lang eifrig an Kosel versucht, es einmal und ein zweites Mal höchst wütend bestürmt, da Goltz jetzt in der Nähe war. Konnte aber nichts damit anfangen und zog, als Goltz heranrückte, seines Weges[1]. Die Russen schulterten bei der Kunde von Torgau ihre Gewehre und brachen nach Polen auf. Daun seinerseits ging diesen Winter nach Wien, wundärztlicher Behandlung und anderer Dinge bedürftig. Die dortige Bevölkerung ist ziemlich geneigt, gegen ihren ehemals heroischen Fabius zu murren, wünscht, der Fabius wäre etwas weniger zögernd. Aber die Kaiserliche Majestät selbst, man ist stolz, es zu berichten, fuhr ihm, ihrem besiegten, immer geehrten Daun in altem römischen Geiste einige Stunden entgegen, um sich gnädigst nach seiner Gesundheit zu erkundigen, welche für den Staat von solcher Bedeutung ist[2].

Torgau war Dauns letzte Schlacht. Dauns letzte Schlacht, und was noch erfreulicher für die Leser und den Herausgeber, es war auch Friedrichs letzte — so daß die zwei übrigbleibenden Feldzüge billigerweise sehr zusammengedrängt werden können und einige Kapitel weiter uns ganz aus diesem peinlichen Element befreien werden! —

Daun verlor bei Torgau nach seinem eigenen Bericht „ungefähr 11 000 Mann". Nach Tempelhof und selbst nach neutralen Personen hätte er sagen sollen: über 12 000 Tote und Verwundete plus 8000 Gefangene, 45 Kanonen, 29 Fahnen und 1 Standarte" (oder Reiterfahne[3]), was ihn auf mindestens 20 000 minus bringt. Der preußische Verlust, auch schwer genug, belief sich nach Tempelhofs Eingeständnis „auf 13—14 000, von welchem 4000 Gefangene waren". Der schmerzlichste Verlust, der nicht so arithmetisch zu berechnen war, aber für Daun vielleicht weniger schmerzlich als für die meisten anderen, besteht darin, daß man geschlagen ist und seinen Feldzug wiederum zu Wasser geworden sieht. Keine Eroberung von Sachsen ebensowenig als von Schlesien ist für Daun möglich in diesem Jahre. In Schlesien haben sie dank Loudon, weniger dank Loudons Oberbefehlshaber, Glatz gewonnen. Kosel können sie nicht gewinnen. Der feurige Loudon selbst stürmte und kämpfte dort ohne Erfolg und mußte beim Anblick von Goltz und seiner Entsatztruppen heimeilen. Glatz ist der reine Totalgewinn. Daun weiß dies alles, aber auf eine stoische arithmetische Art, und will dadurch nicht in Unruhe versetzt werden.

[1] Hofbericht von der Belagerung von Kosel im Oktober 1760 (Seyfarth, Beilagen II. 798—804), begann „21. Oktober", endete „bei Tagesanbruch, 27. Oktober".
[2] Archenholz II. 179.
[3] Tempelhof IV. 213; Kausler S. 726.

Friedrich hatte, wie wir sagten, gehofft, in Sachsen könne gegen den besiegten Daun etwas ausgeführt werden. Vielleicht, daß man ihm Dresden wieder abnehmen und seine Armee wieder zum Überwintern nach Böhmen schicken könne. Aber es kam ganz anders. Daun war nicht im geringsten gewillt, aus seinem Plauenschen Grund zu weichen oder sich entmutigen zu lassen. Und nach mehreren Wochen eifriger Bemühungen auf seiten Friedrichs und vielem Umhereilen in jenen mittleren, gebirgswärts gelegenen Gegenden fand Friedrich, daß er sich mit seinem früher gewonnenen Anteil an sächsischem Gebiet werde begnügen und die Österreicher in dem ruhigen Besitze des ihrigen werde lassen müssen. Er bezog demnach Winterquartiere und ließ den Feind Winterquartiere beziehen. Lagerte in jener meißen-freibergschen Gegend vor der Front der Österreicher und ihrer unpassierbaren Plauenschen Gründe, etwa gerade so wie in dem verflossenen Jahre. Nur daß die beiden Armeen in größerer Entfernung voneinander lagerten und sich wie in gegenseitiger Übereinstimmung friedlicher verhielten.

Das Hauptquartier des Königs ist Leipzig, wo der König erst am 8. Dezember eintraf, soviel hat er anordnen und einrichten und so unablässig auf- und abeilen müssen. Er wohnte in dem „Apelschen Hause am Neuen Markt Nr. 16“[1], demselben, das er schon im Jahre 1757 innegehabt hatte zur Zeit von Roßbach. „Ach! Wie mager Ihro Majestät geworden ist!“ sagte die Herrin des Hauses, als sie ihn wiedersah. (Kaum glaubhaft, wie mir scheint, obgleich es in den Anekdotenbüchern steht.) „Mager, jawohl“, antwortete er. „Und wie kann man sich darüber wundern, wenn einem drei Frauen“ (Theresia, die Zarin, die Pompadour) „diese ganze Zeit über an der Kehle hängen!“ Aber wir wollen ihn bald selbst auf authentischere Weise in diesem Apelschen Hause aufsuchen. Man lese inzwischen die folgenden zwei Autogramme, die gelegentlich an verschiedenen Orten während der vorhergehenden, geschäftigen Fahrten durch die Freiberg-Meißener Gegend hingeworfen wurden:

1. Friedrich an den Marquis d'Argens (in Berlin).

‚Meißen, 10. November 1760.

— — Ich habe den Feind bis an die Tore von Dresden gejagt, sie halten ihr Lager vom vorigen Jahre besetzt; meine ganze Kunst reicht nicht hin, sie hinauszutreiben —‘ (aus dem Plauenschen Grunde, „einem uneinnehmbaren Ort, wäre er auch nur von Schornsteinfegern besetzt“, sagt der König einmal). ‚Wir haben unseren Ruhm durch den Tag von Torgau gerettet. Aber denken Sie nicht, daß unsere Feinde entmutigt genug sind, um den Frieden zu wünschen. Herzog Ferdinands Angelegenheiten stehen nicht günstig‘ (konnte Wesel nicht einnehmen, worüber gleich mehr — und ach auch ‘Georg II. ist heute vor vierzehn Tagen gestorben, was weit schlimmer für uns ist, wenn wir es wüßten!) —. ‚Ich fürchte, die Franzosen werden den Winter hindurch die Vorteile behaupten, welche sie während des Feldzuges errungen haben.

Kurz, alles erscheint mir schwarz, als wäre ich auf dem Boden eines Grabes. Haben Sie etwas Mitleid mit der Lage, worin ich mich befinde. Denken Sie, daß

[1] Rödenbeck II. 65.

ich nichts vor Ihnen verberge, und daß ich Ihnen doch alle meine Verlegenheiten, meine Befürchtungen und Mühsale nicht vorrechne. Adieu, lieber Marquis; schreiben Sie mir zuweilen — vergessen Sie nicht einen armen Teufel, der täglich seine Existenz zehnmal verflucht und wünschen könnte, er wäre schon in jenen verschwiegenen Landen, von wo niemand uns Kunde zurückbringt [1].'

2. Das zweite, von verschiedener Färbung, ist ein noch interessanteres kleines Autogramm, von einem anderen Orte datiert, weiter voran auf jenen Wanderungen. Madame Camas, Witwe des Obersten Camas, den wir vor zwanzig Jahren kannten, ist „Oberhofmeisterin der Königin" — und des Königs Briefe an sie sind immer hübsch:

Friedrich an Madame Camas (in Magdeburg, bei Ihrer Majestät der Königin).

,Neustadt, 18. November 1760.

Ich antwortete Ihnen pünktlich und erfülle mit Vergnügen Ihren Wunsch' (in bezug auf das Porzellan). ,Sie sollen ein Frühstücksservice haben, mein gutes Mütterchen; sechs Kaffeetassen, sehr hübsch, schön geblümt und mit all den kleinen Verzierungen ausgestattet, die ihren Wert vermehren. Wegen einiger Stücke, die man dem Service hinzufügt, werden Sie einige Tage warten müssen, aber ich schmeichle mir, daß dieser Verzug zu Ihrer Befriedigung beitragen und Ihnen ein Spielzeug schaffen wird, das Ihnen Freude macht und Sie an Ihren alten Verehrer erinnert. Es ist seltsam, wie die Gewohnheiten alter Leute übereinstimmen. Seit vier Jahren habe ich es aufgegeben, zu soupieren, weil ich es mit dem Geschäft, welches ich zu führen habe, unverträglich fand; und an Marschtagen besteht mein Diner aus einer Tasse Schokolade.

Wir eilten davon wie die Narren, ganz aufgeblasen durch unseren Sieg, um zu versuchen, ob wir die Österreicher nicht aus Dresden verjagen könnten. Aber sie lachten uns von dem Gipfel ihrer Berge aus. Da habe ich denn wieder linksum gemacht, wie ein schlechter kleiner Fibelschütze, und mich aus Trotz in einem der elendesten Dörfer Sachsens verkrochen. Und hier wird es unsere erste Aufgabe sein, die Herren Kreiseler' (Reichsarmee) ,aus Freiberg nach Chemnitz zu treiben und uns Raum zu Quartieren zu schaffen und Lebensmittel. Es ist, ich schwöre es Ihnen, ein Hundeleben' (oder sogar ein Hündinnenleben, chienne de vie), ,desgleichen niemand außer Don Quixote je zuvor geführt hat. All dies Umhertreiben und Arbeiten, diese Mühen und Plackereien, die nie aufhören, haben mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum wiedererkennen würden. An der rechten Seite meines Kopfes ist mein Haar ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus. Mein Gesicht ist voller Runzeln wie die Falbeln eines Unterrocks, mein Rücken gewölbt wie ein Fiedelbogen und mein Geist traurig und niedergeschlagen wie der eines Mönches von La Trappe. Ich bereite Sie auf alles dies vor, damit, falls wir uns wieder in Fleisch und Blut begegnen, meine Erscheinung Ihnen nicht einen zu heftigen Schreck einjagt. Es bleibt mir nichts als mein Herz — welches keine Veränderung erlitten hat, und welches seine Gefühle der Achtung und zärtlichen Freundschaft für mein gutes Mütterchen bewahren wird, so lange, als ich atme. Adieu [2].' — — Diesem wollen wir nur die folgende Mitteilung über Herzog Ferdinand hinzufügen, „dessen Angelegenheiten", wie wir eben hörten, „nicht günstig stehen":

[1] Oeuvres de Frédéric XVIII. 144.
[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 204, 205.

Gefecht bei Kloster Kampen (in der Nacht vom 15. bis 16. Oktober). Wesel kann von Herzog Ferdinand nicht genommen werden.

Nach Warburg (31. Juli, während Friedrich am Vorabend seines Elbüberganges stand, um etwas Neues zu unternehmen, da die Belagerung von Dresden ihm mißlungen war) hatte Herzog Ferdinand bei den Zeitungsschreibern keine Rolle gespielt, keine weitere Schlacht gefochten und hat einen Feldzug gemacht, der nur vor Richtern höherer Art als Zeitungsschreibern als ehrenvoll gilt.

Durch Warburg hatte Ferdinand die Diemel gewonnen, an deren nördlichem Ufer er sich ausbreitete, unzugänglich für Broglio, der von dem gegenüberliegenden Ufer Versuche machte. — ‚Nicht nach Hannover auf diesem Wege.‘ Broglio zog sich hierauf etwas zurück und entsandte auf Umwegen von seinem rechten Flügel, der sich weit östlich von Ferdinand hinzieht, eine starke Brigade — auf Umwegen durch die Weser-Fuldaer Gegend und über die Mündung der Diemel hinaus — um es auf diese Art zu versuchen. Kam auf diese Art wirklich einige Meilen weit in hannoversches Gebiet und bemächtigte sich Göttingens, auch Mündens, welches die Straße dorthin sichert. Und dort in Göttingen ist Broglio „seit dem 4. August“ beschäftigt gewesen mit dem Aufwerfen von Verschanzungen und hat Husarenabteilungen ziemlich weit vorgeschickt — beabsichtigt, wie es scheint, sich dort zu behaupten und Schaden zu tun in jener Stellung. Möchte in der Tat Ferdinand gern zur Entsetzung Göttingens über die Weser herbeilocken. ‚Über die Weser, ja — und so Broglio freie Hand lassen, mir Lippstadt zu nehmen, was er durch eine kurze Belagerung tun könnte‘, denkt Ferdinand immer. ‚Was Broglios Verbindungslinien aufs schönste abkürzen‘ (ganz direkt dann und ohne Unterbrechung, den ganzen Weg bis Wesel) ‚und Hannover selbst, Hannover und Braunschweig, zum Mittelpunkt des Kriegsschauplatzes machen würde!‘ Hierzu will Ferdinand, sosehr er Göttingen bedauert, keineswegs seine Einwilligung geben.

Ferdinand, dessen Stärke wie eins zu zwei ist, kann Broglio nicht abhalten, obschon er es auf verschiedene Weise versucht, und ist den ganzen August und September hindurch in großer Verlegenheit, da er Broglio unaufhaltsam nach dieser Richtung beschäftigt sieht. Hat jedoch von Wesel durch geheime Parteigänger dort gehört, daß Wesel, welches man als außer aller Gefahr betrachtet, in sehr schwachem Zustande gelassen ist, schwach an Besatzung und schwach sogar an Kanonieren. Dies in seiner schwierigen Lage bedenkend, fragt sich Ferdinand: ‚Ein plötzlicher Schlag gegen Wesel, vierzig Meilen entfernt, könnte das nicht Broglio in Staunen setzen, während er uns jetzt gerade hier so bedrängt?‘ — Und entsendet am 22. September den Erbprinzen zu diesem Unternehmen. Ein geeigneter Mann dafür, wenn es überhaupt einen in der Welt gab — jedoch unfähig, es durchzuführen, wie der Ausgang lehrte. Nachstehend folgt, was ich darüber aufgezeichnet finde.

„Am 22. September verließ der Erbprinz mit einem auserlesenen Korps von 15 000, meistens Engländern, diese Diemelgegend in der Richtung nach Wesel, so schnell er konnte. Am 29. September ist der Erbprinz mit der Vorhut, der die Hauptmasse rasch folgte, in Dorsten, vier Meilen von Wesel, angelangt. Ein sehr schneller Erbprinz, geeignet für eine solche Arbeit. Und Kenner sind der Meinung, daß er, hätte er entweder Belagerungsgeschütz oder Sturmgerät gehabt, Wesel wirklich mit Aussicht auf Erfolg hätte angreifen können. Aber er hat nicht einmal eine Leiter zur Hand, viel weniger ein Belagerungsgeschütz. Belagerungsgeschütz ist in Bielefeld“ (vermutlich auf englischen Schiffen von Bremen so weit die Weser hinauf gekommen), „aber das sind vierundzwanzig Meilen Transportweg. Die Straßen sind schlecht und drohen noch schlechter zu werden, da es Äquinoktialwetter ist. Es bleibt nichts anderes übrig, als auf diese Kanonen zu warten.

Während der Erbprinz so hoffnungsvoll wartet, tut er in der Zwischenzeit, was er kann. Schlägt eine Brücke über den Rhein, wirft sich auf die Besatzung von Kleve“

(nimmt sie gefangen und erobert ihr Kriegsmaterial), „wirft sich auf dies und jenes und ‚verbreitet Schrecken‘ unter den dortherum stehenden Franzosen ‚bis nach Düsseldorf und Köln‘ — und setzt Broglio selbst, der so weit entfernt ist, in gehöriges Erstaunen. ‚Wesel soll uns weggeschnappt werden — o Himmel! Unsere Straße nach den Niederlanden abgeschnitten! Düsseldorf, Köln, unsere Rheinmagazine, samt und sonders den Falken anheimgefallen, daß die leichter beschwingten unter ihnen Frankreich selbst einen Besuch abstatten könnten!‘ Broglio muß seine Göttinger Operationen vertagen und den Marquis de Castries mit — man sage schließlich, denn Castries soll auf dem Wege anwachsen — 35 000 Mann zum Entsatz von Wesel entsenden. Castries marschiert im Schnellschritt. Das Wetter ist sehr regnerisch. Er kommt am 13. Oktober in jener Gegend an. Von Bielefeld ist noch kaum eine Kanone angelangt; der Erbprinz erfüllt nur die Leute mit Schrecken. Und so sieht

am 14. Oktober, nach zwei Wochen und einem Tage, der Erbprinz keine Kanonen von Bielefeld, sondern Castries, der eine Verstärkung von 7000 Mann nach Wesel hineinwirft — und das Unternehmen gegen Wesel ist unmöglich geworden. Unmöglich und vermutlich noch weit schlimmer. Denn Castries ist imstande, uns zu vernichten, wenn er rasch zu Werke geht. Es ziemt dem Erbprinzen, selbst rasch zu Werke zu gehen. Was er in dieser gefährlichen Krise unzweifelhaft auch tat. Am folgenden Tage beschließt unser Erbprinz, nachdem er Castries in seiner starken Stellung bei Kloster Kampen ausfindig gemacht hat, als tapferer Mann, ihn anzugreifen, und tut dies geradeswegs. Bricht in jener selben Nacht“ (15.—16. Oktober 1760) „verstohlen durch die Wälder und unter Vorsichtsmaßregeln gegen Castries’ Stellung los — in der Absicht, Castries zu überraschen und ihn vollständig zu vernichten. Und es erfolgte nicht der Überfall, wie sich auswies, sondern die Schlacht von Kloster Kampen — die wiederum nicht erfolgreich oder nur halb erfolgreich für den Erbprinzen ausfiel. Ein stürmisches, verworrenes Nachtgefecht, wie in den Büchern zu lesen. Hier war es, wo der Chevalier d’Assas, oder sonst jemand, die Truppen Castries’ auf Kosten seines Lebens alarmierte. ‚A moi, Auvergne, Ho! Auvergne!‘ schrie d’Assas“ (wenn es d’Assas war), „als die verstohlenen Engländer gegen ihn herankamen, und wurde sofort niedergehauen[1]. Gewiß ist, daß Auvergne Feuer gab, Castries aufweckte und ihn davor rettete, was sonst unvermeidlich war. Von Überfall war nun also weiter keine Rede, sondern es entspann sich ein verwickelter Kampf, der in der Dunkelheit mit ungewöhnlicher Hartnäckigkeit geführt wurde und mit dem Rückzuge des Erbprinzen endete, aus einem Unternehmen, welches nicht auszuführen war. Sein Verlust an Toten, Verwundeten und Gefangenen betrug 1638, der von Castries nach seiner eigenen Berechnung 2036. Aber Kloster Kampen konnte in dem wachen Zustande nicht gewonnen werden.

Während des Kampfes war die Rheinbrücke des Erbprinzen entzweigebrochen.

[1] Preuß (II. 270 Anm.) behauptet, es sei in den „Miszellen aus der neuesten ausländischen Literatur“ (1824; Nr. 3, S. 409) ein Buch, welches keiner von uns gesehen, bewiesen, „daß der wirkliche Held“ (eine Art römischer Decius oder noch mehr) „nicht Kapitän d’Assas vom Regiment Auvergne gewesen, sondern ein armer gemeiner Soldat dieses Regiments, namens Dubois!“ — Ist das nicht eine seltsame Wendung nach solchem Bepensionieren, Bemalen, Besingen und Rühmen, wie es dem armen d’Assas oder der Familie d’Assas zwanzig Jahre nachher (1777—1790) zuteil wurde? — Dubois sowohl als d’Assas lagen wahrscheinlich unter den Toten bei Kloster Kampen, stumm auf immer. Und es erhebt sich ein peinlicher Zweifel in bezug auf die wunderbare Wirkung posthumer Gerüchte und Wunder, und ob wirklich ein „Wunder von Heroismus“ stattfand oder sonst irgendein Wunder und nicht vielmehr ein geringfügiger nächtlicher Zufall, eine arme Schildwache am Saume des Waldes, die bei dem Erscheinen der verstohlenen Engländer ausruft: „Ho, Auvergne, Hilfe!“ und wahrscheinlich zugleich Feuer gibt und infolgedessen getötet wird? Was jedoch nicht unsere Sache ist.

Sein Schießbedarf ging zu Ende — und auch der Rückzug ist, wie es scheint, unmöglich! Der Erbprinz nahm bei dieser Lage der Dinge eine kühne Stirne an, stand Castries in drohender Haltung gegenüber und manövrierte geschickt zwei Tage länger, sein Gesicht noch Castries zugewendet, bis die Brücke wiederhergestellt war. Dann in der Nacht vom 18.—19. Oktober ging er auf seine eigene Flußseite hinüber, raffte sein Kriegsmaterial zusammen und marschierte unter diesen Verhältnissen mit gemessenem Schritt heimwärts, wobei er unterwegs einige nützliche Gefechte ausführte [1]."

Er hatte nichts verloren, sagen seine Bewunderer, „außer einer Kanone, welche zerplatzte". Eine zerplatzte Kanone wurde auf dem Felde von Kloster Kampen zurückgelassen — aber mit ihr auch, wie wir sehen, sein Unternehmen. Und 1600 gute Kämpfer sind verloren und zerplatzt, was noch wichtiger war. In England fehlte es nicht an tadelnden Urteilen, vielleicht im allgemeinen von u n w e i s e r Art. Man bekümmerte sich darüber an höchster Stelle. ‚Eine unerklärliche Expedition,' sagt Walpole, ‚auf welche Prinz Ferdinand plötzlich seinen Neffen an der Spitze einer ansehnlichen Macht gegen die Grenze von Holland ausschickte' — bloß um das Land dort zu sehen? — ‚die in England viel Besorgnis verursachte, da die Hauptarmee, welche schon ohnedies der französischen nicht gewachsen war, noch mehr dadurch geschwächt wurde. König Georg empfand große Bekümmernis darüber [2].' Eine unerklärliche Unternehmung, meine armen zeitungsschreibenden Freunde — ganz offenbar erfolglos, sofern sie Wesel anging. Auch sind viele Engländer dabei gefallen. ‚Die Engländer zeigten hier wieder eine ganz ausnehmende Tapferkeit', sagt Mauvillon. Und vermutlich hatten sie einen verhältnismäßigen Anteil an dem Verlust.

Es ist klar genug, daß man Wesel nicht nehmen kann. Ebensowenig konnte Broglio, obschon in seinen Göttinger Befestigungen und Operationen gestört, aus Göttingen verjagt werden. Nach dem Mißlingen bei Wesel marschierte Ferdinand selbst nach Göttingen und bestürmte es mehrere Tage lang. Fand aber, daß er in solchem Wetter jenen festgewurzelten französischen Posten nicht ausreißen könne, sondern sich für den Augenblick damit begnügen müsse, ihn zu ‚maskieren'. Und nachdem dies geschehen, zog er (13. Dezember) ab in seine nahegelegenen Winterquartiere — wie Broglio in die seinigen — um die Zeit, als Friedrich und Daun sich endgültig in den ihrigen festgesetzt hatten.

Ferdinands spätere Feldzüge, welche sich sämtlich um die Verteidigung von Hannover drehen, werden professionellen Lesern aufs höchste empfohlen, aber sie erweisen sich für Laien, gemessen an der darauf verwandten Mühe nicht als interessant. In der Tat beginnt der gewaltige Krieg von jetzt an überall, oder überall außer in Pitts Departement, schwächer zu brennen wie eine Lampe, der das Öl ausgeht, und besitzt weniger Glanz als je. „Laßt uns die Eroberung von Hannover versuchen!" hatten die Belleisles, Choiseuls und die französischen Weisen sich gesagt. „Kanada, Indien, alles ist verloren; aber könnten wir das liebe Hannover fest in unsere Klauen bekommen, so würde Hannover ein Ersatz sein für vieles andere!" Während der späteren Feldzüge, wie in dem soeben beendeten, ist das ihr feststehender Plan. Es gelang Ferdinands unermüdlichen Anstrengungen, Hannover zu verteidigen. Nichts als jenen unbedeutenden Ausschnitt oder Saum um Göttingen, den sie lange behielten, konnten die Fran-

[1] Mauvillon II. 120—129; Tempelhof II. 325—332.
[2] Walpoles George II. III. 299.

zosen je in ihre Gewalt bekommen. Ferdinand verteidigte Hannover und schwächte jedes Jahr die großen französischen Armeen, die wie im Krampf einer erlöschenden letzten Kraftanstrengung von dem armen hexen-beherrschten Frankreich dorthin gesandt wurden, mit einem Verlust für Frankreich von etwa 50 000 Mann jährlich. Dies war ein guter Dienst von seiten Ferdinands, wurde aber auf eine immer weniger glänzende oder allgemein merkwürdige Weise geleistet.

So daß wir uns dem Himmel sei Dank hinfort auch in bezug auf ihn kurz fassen dürfen und sogar müssen. Kaum noch mehr als zwei Schlachten von ihm, wenn selbst zwei, und meistens wird es der Phantasie des ermüdeten Lesers überlassen bleiben, sich selbst jene verworrenen Kriegskünste und endlosen Manöver an der Diemel und der Dill, an der Ohm und der Schwalm und der Lippe, oder wo immer sie stattfinden mögen, deutlich zu machen mit geringer Hilfe von seiten eines ermüdeten Herausgebers.

Sechstes Kapitel / Die Winterquartiere von 1760—1761

Ein betrübendes kleines Ereignis, welches sich nachher unerwarteterweise als unglücklich für Friedrich erwies, hatte in England stattgefunden, zehn Tage vor der Schlacht bei Torgau. Am Sonnabend, 25. Oktober 1760, war Georg II., der arme alte Herr, plötzlich gestorben. Er war in seinem 77. Jahre, schwach, aber nicht schwächer als gewöhnlich — wenn nicht vielleicht die unerklärliche Nachricht von Kloster Kampen zu aufregend gewesen war für den trüben alten Geist. Am Montag in dieser Woche hatte er „aus einem Zelt im Hyde-Park" eine Parade von Dragonern geleitet und am Donnerstag, als seine Coldstream-Garden auf den Marsch nach Portsmouth und Dienst im Auslande gingen, „befand er sich in seiner Vorhalle in Kensington, um sie vorbeimarschieren zu sehen" — immer voller Eifer in bezug auf militärische Angelegenheiten und auf diesen Krieg im besonderen. Am Sonnabend war er bei Sonnenaufgang auf den Füßen, nahm seine Tasse Schokolade und erkundigte sich nach dem Winde und den Aussichten auf die Ankunft der Post. Öffnete sein Fenster und sagte, er wolle einen Gang durch den Garten machen, da der Morgen so schön sei. Es war zwischen 7 und 8 Uhr. Der Kammerdiener entfernte sich dann mit dem Schokoladeapparat, hatte aber kaum die Tür geschlossen, als er einen Seufzer und einen Fall hörte. „Ein Stück Holz aus dem Feuer?" dachte er. Worauf er, da er zurückeilte, fand, es sei der König, der von seinem Stuhle gefallen war, „wie bei dem Versuche, die Glocke zu ziehen". Der König sagte mit schwacher Stimme: „Rufe Amalia!" und starb augenblicklich. Die arme taube Amalia (Friedrichs alte Liebe, jetzt alt und taub geworden) lauschte verzweifelt nach einem schwachen Laut von den Lippen, die jetzt auf ewig verstummt waren. Georg II. war gestorben; sein Enkel Georg III. war jetzt König!

An sich betrachtet schien dies kein sehr großes Ereignis für Friedrich, für Pitt, für England oder die Menschheit zu sein, aber wer das glaubte, täuschte sich. Das Verdienst dieses armen dahingeschiedenen Königs, der seine

Nation mit solchem Stolpern zwischen den Schornsteinen während der letzten zwanzig Jahre in diesen tollen deutschen Kriegen angeführt hatte, war, daß er jetzt fest zu dem Unternehmen hielt, jetzt, da es in Wahrheit sehr vernünftig geworden, jetzt, da die Nation vollständig erwacht war und ein Führer sich erhoben hatte, der sie aus jener gefährlichen Stellung einem nimmer erwarteten Siege und Triumph entgegenführte[1]. Der arme alte Georg hatte bei allen Wendungen mit vollkommener Treue an seinem Pitt, an seinem Ferdinand festgehalten und hatte sich mit Herz und Seele und Hosentaschen dem Unternehmen gewidmet, Bourbons herrschsüchtige Ideen vollständig aus Bourbons Kopfe herauszuschlagen. Eine kleine Tatsache, aber von welcher Bedeutung damals und dort! Unter seinem Nachfolger mag alles dies anders werden. Gespenstische Geschöpfe, alte Hofmeister, Günstlinge und Günstlinge der Mutter huschen, vorläufig noch unsichtbar, über die neuen Hintertreppen. Sollten Bute und Comp. in den Vordergrund kommen, dann werden die Leute einsehen, von welcher Bedeutung es war. Walpole sagt:

„Den Yorkes" (Ex-Kanzler Hardwickes Familie) „war dieser Krieg lange zuwider gewesen", ja, und sie hatten auf peinliche Weise den Mund halten müssen, „aber jetzt", einen Monat oder so nach dem Tode des alten Königs, „wurde unter Lord Hardwickes Genehmigung eine Abhandlung veröffentlicht, welche die Lasten und die schlechte Politik unserer deutschen Maßregeln darlegte. Sie hieß Considerations on the German War, war mit Talent geschrieben und stimmte die Ansichten vieler Leute um." Dies ist das berühmte ‚Mauduit Pamphlet', der erste jener kleinen Steine aus der Schleuder einer nicht zur Untätigkeit gezwungenen Opposition, welche jetzt anfangen, gegen Pitts olympischen Wohnort zu prasseln — wirklich hoch wie der Olymp, im Vergleich mit anderen der Art, aber unglücklicherweise wie alle anderen aus Glas gebaut. Der Schleuderer dieses ersten widerhallenden kleinen Geschosses war, wie Walpole uns berichtet, „ein gewisser Mauduit, früher ein Lehrer bei den Dissenters". Als Sohn eines dissentierenden Geistlichen in Bermondsey, wie ich höre, und vielleicht selbst einmal ein Prediger, aber gegenwärtig als Wollfaktor in großem Maßstabe beschäftigt, wurde er bald nachher an die Oberleitung des Zollamtes in Southampton befördert, so lieblich erschien er Bute und Comp. „Wie angenehm seine Politik im Innern des Hofes war, zeigte sich bald, da er von Lord Bute mit einem Amte" (in dem Zollamte in Southampton) „bedacht wurde." Ein glücklicher und doch ein stupide tragischer Mauduit hatte solch eine Bestimmung in der englischen Geschichte. Man höre Walpole etwas weiter über Mauduit und über andere Angelegenheiten, welche damals in Arlingtonstreet[2] auf ihre eigene Weise laut wurden. „An Sir Horace Mann" (in Florenz):

„14. November 1760" (in der zehnten Nacht nach Torgau). — — „Wir sind erfüllt von Kanonenschüssen und Freudenfeuern wegen eines unerwarteten Sieges des Königs von Preußen über Daun; da aber noch keine Einzelheiten bekannt sind, fehlt es nicht an Zweiflern.

5. Dezember 1760. Ich habe die Proben von Brocatell erhalten." — — „Ich werde Ihnen ein merkwürdiges Pamphlet schicken, so ziemlich das einzige mir bekannte Werk, welches die Ansichten vieler Menschen geändert hat. Es heißt Considerations on the

[1] Alte Zeitungen (in Gentleman's Magazine XXX. 486—488).
[2] Straße im Westende von London, in welcher Walpole wohnte. D. Übers.

Present German War[1] und ist geschrieben von einem Wollhändler en gros." (Irgendwie mit Wolle in Verbindung als ‚Faktor in Blackwell Hall', wenn das Händler bedeutet, und seitdem ein angesehener Mann. Würde ‚Agent für Massachusetts', bei der Bostoner-Tee-Angelegenheit und schrieb wieder Abhandlungen, wurde ‚Präsident der' — kurz, war ein hervorragender Vizepräsident, so wollen wir ihn bezeichnen, der Allgemeinen Antibestrafungs- oder der lebenleichtmachenden Gesellschaft, nebst Vertretung der bürgerlichen und religiösen Freiheit in aller Welt und dergleichen und ein Mauduit, der gemütlich auf solche Art sich hören ließ, bis er starb[2].) „Aber man meint, daß die Materialien durch Betreiben der Yorks geliefert wurden. Die Bestätigung des Sieges des Königs von Preußen bei Torgau hindert die Schüler des Pamphlets nicht, der Meinung zu sein, daß das beste, was uns begegnen könnte, wäre, wenn jenem Monarchen der Kopf abgeschossen würde." (Hört, hört!)

„Briefe aus dem Haag" (was für törichte Briefe fliegen umher, mein Freund!) „melden, daß Daun an seinen Wunden gestorben ist. Wenn sich dies bestätigt, so werde ich anfangen zu glauben, daß der König von Preußen am Ende noch als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht." (Oh!) „Es ist Mode gewesen, Daun herabzusetzen; aber sosehr der König von Preußen sich selbst bewundern mag" (er tut das gewaltig, nach unseren Selwynschen Mitteilungen), „so bin ich doch überzeugt, daß er lieber einen Gegner hätte haben mögen, der ihm selbst ähnlich gewesen, als einen so ganz von ihm verschiedenen, wie den Marschall.

2. Januar 1761. Der deutsche Krieg ist nicht mehr so populär, als Sie glauben, weder im Kabinett noch in der Nation[3]." (Genug, genug!)

Das Pamphlet Mauduits, welches damals eine solche Wirkung hervorbrachte, findet sich noch in alten Sammlungen und in Buchläden, bringt aber bei einem modernen Leser wenig mehr hervor als Langeweile. „Hannover ist nicht in wirklicher Gefahr", argumentiert er. „Wenn die Franzosen es nähmen, würden sie es nicht auf den Befehl von ganz Europa wieder herausgeben müssen?" Es herausgeben — gratis, oder als Gegenwert für Kanada und Pondichery, sagt Mauduit nicht. Das ist eine wichtige Äußerung. Aber Mauduits großes Hauptargument ist der Kostenpunkt. Eine entsetzliche Ausgabe von Geld, welche noch bedenklicher gemacht wird durch eine ebenso schlechte Verwaltung.

Ein höchst kostspieliger Krieg, sagt er. (Und wahr ist es, Pitt knickerte nie mit dem Gelde. „Fast das einzige, was wir im Überfluß haben. Seid freigebig damit bei einem Unternehmen, welches übrigens so schlecht ausgestattet ist und von dem Leben und Tod abhängt!" denkt Pitt.) „Furchtbar kostspielig", erklärt Mauduit und führt Beispiele an von Kommissariatsgeldern, die vollständig vergeudet wurden — nicht durch Pitt, aber durch die Stupidität von Pitts Kriegsämtern, Kommissariatsämtern und Ämtern aller Art, was durch keinen Pitt sofort geheilt werden kann. — Wie Heumagazine eingeschifft und ausgeschifft, hierhin und dorthin diesen Fluß hinauf, jenen hinunter gebracht wurden (da niemand wußte, wo die Kriegspferde waren, die davon fressen sollten). Bis man

[1] „London, gedruckt für John Wilkie, in der Bible, an dem Kirchhofsplatz von St. Paul 1761", fügt mein armes Exemplar (ein frugales Duodez von 144 Seiten) hinzu, ohne jedoch zu erwähnen die wievielte Ausgabe.

[2] Chalmers, Biog. Dictionary; Nichols, Literary Anecdotes etc.

[3] Walpole, Letters to Sir Horace Mann (London 1843) I. 6, 7.

endlich, als das Heu beinahe den Wert von Bohna-Tee erreicht, fand, der rechte Platz dafür sei Emden (von Anfang an England am nächsten, hätte man es nur gewußt), und nicht ein Pferd wollte es jetzt fressen, so war das Heu verdorben. Alle Pferde schnaubten es an, gerade wie sie es mit Bohna-Tee gemacht haben würden, wäre er auch noch so kostspielig[1]. Solche Vorgänge sind der britischen Kriegsführung eigen, auch der schwedischen und allen Kriegsführungen, deren Kriegsämter sich in einem imaginären Zustand befinden — ein Zustand, den jedes vernünftige Geschöpf verabscheuen muß, der aber auch von den edelsten Menschen, in deren Hände er plötzlich gegeben wird, damit sie die Nation retten, nicht auf einmal gebessert werden kann. Es gilt eine Feuersbrunst zu löschen, und eure Eimer lecken alle auf widerwärtige Art, wie Eimer der Danaiden. Eure einzige Hilfsmöglichkeit ist, sie zu gebrauchen und mit ihnen zu gießen, wie sie sind.

Mauduit weist ferner auf die ungeheueren Summen hin, welche ein schwindelnder Haufe von Armeelieferanten realisiert hat, besonders Juden, und unlieblich anzusehen. Ach ja, auch das ist ein Zwischenfall, der unter solchen Verhältnissen eintritt und bis zu einem gewissen Grade unter allen ähnlichen Verhältnissen und Zuständen einer plötzlichen Krise. Haben wir nicht gesehen, wie der Jude Ephraim durch das Kupfergeld sogar eines Friedrichs reich wurde? Es gibt auch protestantische Christen, welche in größerem Maßstabe dasselbe Spiel treiben. Herr Schimmelmann der Däne zum Beispiel — Däne oder Holsteiner — prägt falsches Geld für einen Herzog von Holstein-Plön, der keinen Siebenjährigen Krieg zu beheben hat. Münzt fleißig, dies schimmelige Individuum, treibt noch erfolgreicher Handel mit Friedrichs Meißener Porzellan (das er auf dem billigsten Markt kauft und auf dem teuersten verkauft). Er hat in Hamburg eine ständige Auktion von Meißener Porzellan als neue Handelseinrichtung jener Stadt und sammelt binnen kurzem, indem er auf solchen Erntefeldern fleißig arbeitet, ein kolossales Vermögen, 1 oder 2 Millionen oder — ich will mich nicht erinnern, wieviel. Wird überdies von einer dänischen Regierung, die sich beeilt, menschliches Verdienst anzuerkennen, „geadelt“ und bekommt den Elefantenorden, den Dannebrog-Orden. Kein Orden ist gut genug für diesen verdienstvollen Schimmelmann[2], der, soviel ich weiß, „Adelige zeugte“, d. h. Vizekönige und mahnende Beispiele für das dänische Volk bis auf den heutigen Tag. Schließen wir über alledem den eisernen Deckel zu.

Wenn Mauduits Pamphlet in dem schaudernden, gedankenlosen, englischen Geiste eine unbestimmte Vorstellung erweckte (was wahrscheinlich der Fall war), daß Pitt für diese Dinge verantwortlich, oder gewisser-

[1] Mauduit (gegen das Ende zu) hat eine dahin lautende Geschichte — sie im einzelnen zu beglaubigen, ist nicht der Mühe wert.
[2] Preuß II. 391, 282 usw.

maßen ihre Ursache oder ihr Urheber sei, so konnte es einige Wirkung gegen ihn ausüben. „Was für ein Gespritze machst du da, du großer Bürger, und durchnässest jedermanns Füße (wie unser Mauduit beweist), während die Feuersbrunst auszugehen scheint, wenn du dich nur nicht darum bekümmerst!" Denn die Köpfe der Menschen gleichen — mein Freund, ich will dir nicht sagen, wem sie in zahlreichen Fällen gleichen.

Aber so hat der wollene Mauduit aus seinem Privatlager („in Clements Lane, Lombard Street", sagen die Bücher) mit dem Taubenei oder kleinen Kieselstein, den er hatte, nach einem sehr hohen Gegenstande geworfen (der erste von vielen seinesgleichen, die dasselbe Ziel wählten), mit schwachem, obschon lautklingendem Zusammenstoß, allein mit Resultaten — Resultaten für König Friedrich insbesondere, die stärker waren als die Kanonade von Torgau! Wie man sehen wird. Denn in einem Jahre und einem Tage — während Mauduit und Comp. ihren Lärm von außen machen und die Butes und Hardwickes ohne Aufhören mit außerordentlicher Hebel- und Schraubenkraft im Innern arbeiten — wird ein gewisses quasi-olympisches, aber von Glas erbautes Haus in Scherben liegen, und dem fähigsten und edelsten Mann in England wird es verwehrt sein, England noch ferner Dienste zu tun. „Man bedarf Ihrer nicht mehr, Herr! Gehen Sie und nehmen Sie sich für den Rest Ihres Lebens ein Beispiel an uns!"

König Friedrich in dem Apelschen Hause in Leipzig (8. Dezember 1760 bis 17. März 1761).

Friedrichs Winteraufenthalt in dem Apelschen Hause in Leipzig ist von angenehmerer Art, als man denken möchte. Endlose mühevolle Arbeit hat er unzweifelhaft: Rekrutieren, Geld herbeischaffen, Wache halten und versorgen, was von Jahr zu Jahr schwieriger wird. Aber er hat Beamte, die nach seinem Wink arbeiten, und eine ausgebildete geschäftliche Maschinerie wie kein anderer Mensch. Und auch an Tröstungen fehlt es nicht. Er hat seine Bücher zur Hand; willkommener als je in solchen Zeiten, auch Freunde — er ist nicht einsam; ebensowenig vernachlässigt er seine Hilfsquellen. Der treue d'Argens kam sofort (blieb bis Mitte März[1]). D'Argens, Quintus Icilius, der Engländer Mitchell, diese drei leisteten ihm fast täglich Gesellschaft. Bis Mitte Januar hatte er auch seine zwei Neffen bei sich (Söhne seines armen verstorbenen Bruders, des ehemaligen tragischen Prinzen von Preußen), von denen der ältere Friedrich Wilhelm später König wurde. Der zweite namens Heinrich starb plötzlich an den Blattern, sieben Jahre nach dieser Zeit, zu des Königs tiefem und schwerem Kummer, denn er mochte ihn von den beiden am liebsten. Ihr

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 212, 213. Schickt einen Kurier, um d'Argens „bis zum 8. Dezember herzugeleiten". „Am 21. März" ist d'Argens zurück in Berlin.

Lebensalter ist jetzt 16 beziehungsweise 14 Jahre[1]. Ihre Freude am Tanz und ihr heiteres junges Wesen sind jetzt und nachher dem alten Onkel in seinem grimmen Elemente angenehm[2].

Auch Musik hatte er; jeden Tag Abendkonzert, obgleich er selbst die Flöte jetzt nicht bläst. Einer seiner Berliner Musikanten, die er hatte kommen lassen, war Fasch, ein Virtuose auf, ich weiß nicht, was für einem Instrument — aber ein Mann, der die Gewohnheit hatte, Bemerkungen über seine Umgebung aufzuzeichnen. Fasch war schmerzlich überrascht, seinen König während der verflossenen Zwischenzeit so verändert zu finden: „Gebeugt, in sich gekehrt und alt geworden. Die fünf Jahre des Kriegsgetümmels, der Sorge, des Kummers und harter Arbeit hatten ihm einen Anstrich von trübem Ernst und Melancholie gegeben, welcher gegen sein früheres lebhaft heiteres Wesen seltsam abstach und bei seinen Jahren nicht natürlich war[3]."

Von d'Argens haben wir eine authentische Anekdote, die des Erzählens wert ist. Eines Abends kam d'Argens zu ihm und fand ihn, als er zu ihm ins Zimmer trat, in einer höchst unerwarteten Lage, welche seitdem denkwürdig geblieben ist. „Eines Abends" (ein Datum ist nicht da, außer jenem obigen unbestimmten Dezember 1760 bis April 1761) fand d'Argens, als er in des Königs Zimmer trat, ihn auf dem Boden sitzen, vor ihm eine große Schüssel voll Frikassee, woraus er seine Hunde fütterte. Er hatte ein Stöckchen in der Hand, mit welchem er unter denselben Ordnung hielt und seinen Lieblingen die besten Bissen hinschob. Der Marquis trat einen Schritt zurück, schlug die Hände voll Verwunderung zusammen und rief aus: „Wie würden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich zum Untergang des „Marquis de Brandebourg" verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tue? Sie werden etwa glauben, er mache einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammle die Fonds, um dafür Geld zu haben, oder besorge die Magazine für Mann und Pferd, oder er sinne auf Unterhandlungen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Bundesgenossen zu verschaffen! Nichts von alledem. Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde[4]!"

Zusammenkunft mit Herrn Professor Gellert (Donnerstag, 18. Dezember 1760).

Noch berühmter ist die Zusammenkunft mit Gellert; obgleich ich nicht sagen kann, daß sie jetzt für den freimütigen Geist unterhaltender ist.

[1] Heinrich, geboren 30. Dezember 1747, gestorben 26. Mai 1767 — Friedrich Wilhelm, später Friedrich Wilhelm II. (zuweilen der Dicke genannt), geboren 25. Dezember 1744, König 17. August 1786, gestorben 16. November 1797.

[2] Briefe usw. bei Schöning.

[3] Fasch, Leben von Zelter (bei Preuß II. 278).

[4] Preuß II. 282.

Eine von den vielen Zusammenkünften Friedrichs in diesem Winter mit den Gelehrten der Leipziger Universität. Denn er ist ein geborener Freund der Musen, wie man es nennt, und vernachlässigt nie eine Gelegenheit. Es ist wunderbar, zu sehen, wie er in solcher Umgebung in den Tiefen schierer Mühsal und Kümmernis, während gleichsam eine ganze zusammenbrechende Welt auf seinen Schultern liegt, immer ein solches Verlangen nach Unterhaltung mit allen denjenigen zeigt, von welchen er voraussetzt, daß sie gesunden Menschenverstand und Kenntnis von irgend etwas besitzen.

In diesem Winter, sagen die Bücher, „verkehrte er in Mußestunden sehr viel mit den berühmten Männern der Leipziger Universität", mit diesem oder jenem berühmten Professor — Winkler, Ernesti, auch wieder mit Gottsched und anderen, die herankamen, um jeder für sich, Bericht zu erstatten von dem, was sie in der Welt lehrten. „Über die Naturwissenschaften und insbesondere über Moral, über Bibliotheken, über seltene Bücher. Gottsched vermochte den König über einen Punkt zufriedenzustellen, daß nämlich die berühmte Stelle aus dem Evangelium Johannes ‚Drei sind, die da zeugeten', nicht in dem berühmten Manuskript der Wiener Bibliothek anzutreffen sei. Denn Gottsched selbst hatte jenen wichtigen Kodex gesehen und in dem Text nichts von besagter Stelle gefunden, sondern nur, an den Rand geschrieben, eine leserliche Einschiebung derselben in Melanchthons Hand. In Luthers Übersetzung stand sie gar nicht[1]." Ein Gottsched, der sich sozinianischen Ansichten zuneigt? Nicht von der geringsten Bedeutung für Friedrich oder für uns! Wir haben es hier ausschließlich mit Gellert zu tun.

„Die Leser haben von Gellert gehört. Es gibt oder es gab englische Schriften über ihn, Lebensbeschreibungen oder, ich vergesse, was. Und in seinem heimatlichen protestantischen Sachsen besaß er bei allen Klassen, hauptsächlich den höheren, in jenen Jahren und so fort bis zu seinem Tode eine Popularität und einen wirklichen Glanz des Ansehens, wie kein anderer Mann vor- oder nachher. War gewissermaßen gegen seinen Willen zu einem wirklichen Papst, einem praktischen Orakel in jenen Gegenden geworden. In seiner bescheidenen Junggesellenwohnung" (er war damals fünfundvierzig Jahre alt) „erhält er jeden Tag ganze Haufen von Briefen über Gewissens-, Haushalts- und Herzensangelegenheiten. Von einer jungen evangelischen Dame zum Beispiel. ‚Soll ich ihn heiraten, glauben Sie, o mein Vater?' Und vielleicht von ihrem Papa: ‚Soll sie, glauben Sie, o mein Vater?' — Haufen von Briefen und von mündlichen Ratfragern solche Haufen, daß das arme Orakel gezwungen wurde, besondere Stunden für diesen Zweig seines Geschäftes festzusetzen. Sein Auditorium" (er liest über Moral, Theorie des moralischen Gefühls oder dergleichen) „ist voll von ‚blauen Uniformen'" (freimütigen preußischen Offizieren, die einen Gellert zu hören begehren) „während dieses Winters. Der rauhe Hülsen, der in der Freiberger Gegend kommandiert, erläßt um diese selbe Zeit dem armen Dorfe Hainichen gewisse offizielle Strafen und läßt den armen Leuten sagen: ‚Weil Gellert bei euch geboren wurde!' Offenbar der Trismegistus der Menschheit in

[1] Heldengeschichte VI. 596.

jenen Jahren, der jetzt wie gewöhnlich für die neuen Generationen ein überraschender Trismegistus geworden ist.

Er hatte gewisse dünne Bücher geschrieben. Alle von dünner, matter Art, aber verständig und klar. Besonders ein Buch Fabeln in Versen, die wässerig sind, aber nicht nur Wasser, und noch einen matten Geschmack für den Leser haben. Sein Buch über den Briefstil war von Nutzen für das heranwachsende Geschlecht seiner Zeit. Offenbar ein liebenswürdiger, geistreicher, aufrechter, recht eigentlich guter Mann, von frommem Gemüt. Und was noch mehr war, streng orthodox nach dem damaligen sächsischen Maßstab in den besten Kreisen. So war sein Leben während seiner letzten fünfzehn Jahre geartet, und er befand sich jetzt etwa in der Mitte jener Blütezeit. Ein bescheidener, zaghafter Mensch, Verdauungsbeschwerden, diätetischen Verhaltungsmaßregeln und hypochondrischen Stimmungen ausgesetzt. ‚Von netter Gestalt und Kleidung, mit einer nicht zu starken Adlernase, traurig blauen und schönen Augen, edler, offener Stirn.' Ein edles Gesicht und in seiner Art eine edle Seele, der arme Gellert, ‚pünktlich wie die Kirchenglocke beim Gottesdienst in jedem Wetter [1]'.

Ein Mann von wirklicher Einsicht und Melodie, von einiger, keineswegs vieler. Von liebenswürdigem, sanftem Wesen und bemüht, niemanden zu beleidigen und so viel Gutes zu tun, als er mittels der bestehenden Verhältnisse konnte — und, was das große Geheimnis seines Erfolges war, von vollkommener und hervorragender Rechtgläubigkeit. Welchen demgemäß die ganze Welt, die gebildete sächsische, orthodoxe Welt als ihren Evangelisten und Trismegistus begrüßte. Wesentlich ein Mann der Gemeinplätze, aber bemüht, die Gemeinplätze seiner Zeit und seines Geschlechtes zu verschönern und zu verklären — zu der unendlichen Befriedigung besagten Geschlechtes. ‚Wie reizend, daß du uns denkbar, tönend, wohlklingend und erfreulich gewiß machst, was wir alle zu denken geneigt waren; du offenbar göttliches Geschöpf!' Und die Gellert dargebrachten Huldigungen waren unbegrenzt und unaufhörlich, einem müßigen Manne in leidendem Gesundheitszustande nicht gerade ohne Ausnahme angenehm.

Mitchell und Quintus Icilius, die dem Könige oft darzutun suchen, daß eine neue deutsche Literatur im Entstehen begriffen ist (von weit größerer Bedeutung, als der König denkt), haben ihm viel von Gellert, dem Trismegistus, geredet. Und endlich, zehn Tage nach Friedrichs Ankunft hier, findet eine wirkliche Zusammenkunft statt. Der Dialog, obgleich langweilig und wässerig für einen modernen Gaumen, soll vollständig wiedergegeben werden, um einer der redenden Personen willen. Der Bericht darüber, allmählich von Gellert selbst gesammelt und nicht lange darauf nach seinen Aufzeichnungen oder denjenigen anderer gedruckt, muß als vollkommen getreu gelten. Gellert beschreibt in einem Briefe an seinen neugierigen Freund Rabener" (einen damals berühmten Berliner Schöngeist) „von Leipzig, ‚am 29. Januar 1761' oder etwa sechs Wochen nach dem Ereignis: ‚Wie, eines Tages um die Mitte des Dezembers, Quintus Icilius plötzlich in meine arme Wohnung kam, um mich zum Könige zu führen.' Bin zu krank, um zu gehen. Quintus will mich heute entschuldigen, wird aber morgen wiederkommen, und dann soll keine Entschuldigung gelten. Ging demnach am nächsten Tage hin, Donnerstag, 18. Dezember, um vier Uhr nachmittags, und blieb bis drei Viertel auf sechs." ‚Empfand keinerlei Furcht, indem ich mit dem König sprach. Rezitierte meinen Maler zu Athen.' Der König sagte beim Abschied, er wolle wieder nach mir schicken. ‚Der englische Gesandte' (Mitchell), ‚ein vortrefflicher Mann, veranlaßte wahrscheinlich den Wunsch des Königs, mich zu sehen.' — — ‚Der König sprach zuweilen deutsch, zuweilen französisch, ich meistens deutsch [2].' Wie folgt:

König. ‚Ist Er der Professor Gellert?'

Gellert. ‚Ja, Ihro Majestät.'

[1] Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten (Leipzig 1807) II. 54—68 (s. Gellert).

[2] Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von F. A. Ebert (Leipzig 1823) S. 629, 631.

König. ‚Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?‘

Gellert. ‚Von Hainichen bei Freiberg.‘

König. ‚Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?‘

Gellert. ‚Ja, Ihro Majestät.‘

König. ‚Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben.‘

Major Quintus Icilius (wirft ein Wort dazwischen). ‚Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen.‘

König. ‚Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen?‘

Gellert. ‚Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt. Ich bin ein Original.‘

König. ‚Das ist also einer. Aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?‘

Gellert. ‚Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.‘

König. ‚Nein, das kann ich nicht sagen.‘

Gellert. ‚Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.‘

König. ‚Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber? Warum macht sich keiner an die Übersetzung des Tacitus?‘

Gellert. ‚Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm.‘

König. ‚Da hat er recht.‘

Gellert. ‚Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgetan haben. Als die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säkulum der Deutschen — vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und Ludwig XIV. gefehlt.‘

König. ‚Wie, will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?‘

Gellert. ‚Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.‘

König (geht auf einen neuen Gegenstand über). ‚Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?‘

Gellert. ‚Ich bin einmal in Berlin gewesen.‘

König. ‚Er sollte reisen.‘

Gellert. ‚Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.‘

König. ‚Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte? Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen. —‘

Gellert. ‚Ach, Ihro Majestät; wenn das Pferd gesunder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so würde es mir nichts nützen.‘ (Man merke sich jedoch dies mit dem Pferde; es hängt eine Anekdote daran.)

König. ‚So muß Er fahren.‘

Gellert. ‚Dazu fehlet mir das Vermögen.‘

König. ‚Ja, das ist wahr, daran fehlts immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl itzt böse Zeiten?‘

Gellert. ‚Jawohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten —.‘

König. ‚Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.‘

Gellert. ‚Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.‘

König (ändert den Gegenstand des Gesprächs). ‚Was meint Er, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?‘

Gellert. ‚Homer, weil er das Original ist.‘

König. ‚Aber Virgil ist viel polierter.‘

Gellert. ‚Wir sind zu weit vom Homer entfernt, um seine Sprache richtig beurteilen zu können. Ich traue darin dem Quinctilian, welcher Homer den Vorzug gibt.‘

König. ‚Man muß aber nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten sein.‘

Gellert. ‚Das bin ich nicht. Ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urteilen kann.‘

Major Icilius (der wieder einen kleinen Schneller oder Anregung gibt). ‚Er‘, der Herr Professor hier, ‚hat auch deutsche Briefe herausgegeben.‘

König. ‚So? Hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?‘ (Den peinlich feierlichen Stil des Zeremoniells und der Umschreibung; Briefe, die wesentlich aus Perücken und Steifleinwand bestehen.)

Gellert. ‚Ach ja, Ihro Majestät.‘

König. ‚Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.‘

Gellert. ‚Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen.‘

König. ‚Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?‘

Gellert. ‚Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.‘

König. ‚Besinne Er sich. Ich will indessen herumgehen.‘ (Gellert besinnt sich, mit gefalteter Stirne.)

König (da er die Stirne sich entfalten sieht). ‚Nun, hat Er eine?‘

Gellert. ‚Ja, Ihro Majestät, den Maler‘ (Gellert rezitiert „mit klagender und dumpfer Stimme“; etwas predigermäßig ohne Zweifel, aber nicht gebrochen und schreiend):

„Ein kluger Maler in Athen,
Der, minder weil man ihn bezahlte,
Als weil er Ehre suchte, malte,
Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde seh'n
Und bat sich seine Meinung aus.
Der Kenner sagt ihm frei heraus,
Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daß es, um recht schön zu sein,
Weit minder Kunst verraten sollte.
Der Maler wandte vieles ein;
Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
Und konnt' ihn doch nicht überwinden.
Gleich trat ein junger Geck herein
Und nahm das Bild in Augenschein.
Oh! rief er bei dem ersten Blicke,
Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
Ach, welcher Fuß! oh, wie geschickt
Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
Wie viele Kunst, wie viele Pracht
Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!
Der Maler ward beschämt gerühret,
Und sah den Kenner kläglich an.
Nun, sprach er, bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zuviel getan.
Der junge Geck war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.“

König. ‚Und die Moral?‘

Gellert (noch rezitierend):

Moral.

„Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen."

(Gellerts Werke, Leipzig 1840, I. 135.)

König. ‚Das ist recht schön. Er hat so etwas Kulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden.' (Ein sächsischer Schwan, der sich an diesem Tage umsonst abmühte.) ‚Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, empfohlen' (Herr Pietsch von Königsberg, Hofrat, Doktor und Professor dort, Gottscheds Lehrer in der Kunst, von Gottsched vor dreißig Jahren herausgegeben; jetzt ein stummes Idol geworden, obgleich einstmals ein bekannter Gott), ‚den habe ich weggeworfen.'

Gellert. ‚Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.'

König. ‚Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.'

Gellert. ‚Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.'

König. ‚Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm' Er bald wieder [1].' (Gellert geht hinaus.)

König (zu Icilius, wie wir aus einer anderen Urkunde hören). ‚Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched!' (Beide ab.)

Der bescheidene Gellert sagt, er habe den Rat des Jesus Sirach befolgt: „Dränge dich nicht zu den Königen" — und sei nie wiedergekommen. Auch schickte man nicht besonders nach ihm bei den Geschäften, welche folgten, obgleich der König ihn nie ganz vergaß. Am nächsten Tage sagte der König bei der Tafel: „Er ist der verständigste von allen deutschen Gelehrten, C'est le plus raisonnable de tous les Savans Allemands." Und gegenüber Garve in Breslau äußerte er Jahre nachher: „Gellert ist der einzige Deutsche, der auf die Nachwelt kommen wird; sein Bezirk ist eng, aber er hat darin mit wirklichem Glück gearbeitet." Und in der Tat hatte der König schon vorher als praktisches Resultat seiner Unterredung mit Gellert einen Berliner Buchhändler zum Druck dieser vortrefflichen Fabeln „behufs unserer preußischen Schulen" veranlaßt. In welcher und anderen Eigenschaften die Fabeln dort und anderswo noch ihre Dienste tun [2].

In bezug auf Gellerts Reitübungen hatte ich noch zu bemerken, daß Gellert nicht lange nachher ein Pferd bekam, zwei Pferde nacheinander, beide höchst bemerkenswert. Das erste besonders, welches ein Geschenk Prinz Heinrichs war. „Das Pferd, welches Prinz Heinrich in der Schlacht bei Freiberg" (einer später zu erwähnenden Schlacht) „geritten hatte", ein Vierfüßler, der über sich selbst erstaunt gewesen sein muß! Aber jedenfalls ein sehr hübsches Geschenk von dem kriegerischen, bewundernden Prinzen an diesen von Verdauungsbeschwerden geplagten großen Mann.

[1] Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius S. 632 ff.
[2] Preuß II. 274.

Nachdem dies Pferd das Zeitliche gesegnet, schickte der Kurfürst selbst (ein Enkel der jetzigen polnischen Majestät) Gellert ein anderes mit vollständigem Sattelzeug und Geschirr. Welches nebst dem darauf reitenden Gellert später zu den Sehenswürdigkeiten von Leipzig gehörte — sehr wohl bekannt dem jungen Goethe in seinen Studentenjahren, der dem großen Mann und dem fürstlichen Pferde oft begegnete und sie grüßte, vielleicht mit einem Blinzeln von Skeptizismus in seinem Augenwinkel[1]. Der arme Gellert wurde ernstlich krank im Dezember 1769 zum Schrecken und Kummer der ganzen Welt. „Estafetten vom Kurfürsten selbst galoppierten täglich oder öfter von Dresden her, um das Krankenbulletin zu holen.“ Aber der arme Gellert starb trotz alledem (am 13. des Monats), und wir müssen (auch fürwahr mit teilnehmenden Gedanken) seiner liebenswürdigen Existenz in dieser Welt, seinem Stückchen Ruhm und ihm selber auf immer Lebewohl sagen.

Unterredung mit General Saldern (in dem Apelschen Hause, Leipzig, 21. Januar 1761).

Vier oder fünf Wochen nach jener Unterredung mit Gellert hatte Friedrich eine Unterredung, welche auch teilweise erhalten und für uns hier von größter Bedeutung ist. Eine Unterredung mit Generalmajor Saldern über ein gewisses delikates, aber für den Unternehmer vorteilhaftes Geschäft — niemand so passend dafür als Saldern, denkt der König. Saldern ist es, welcher die außerordentliche Arbeit des Einpackens der Schlachttrümmer auf dem Felde von Liegnitz besorgte. Ein tüchtiger, aufrichtiger, schweigsamer Mensch, rasch und fest, von großer methodischer und andern guten Fähigkeiten — fähiger vielleicht, als er selbst noch weiß. Ihn hat der König heute morgen rufen lassen, und zwar in bezug auf der polnischen Majestät königliches Jagdschloß Hubertusburg — welches auch abgesehen davon unsererseits einige Beachtung verdient.

Drei Monate lang hatte der König an geeigneter Stelle Vorstellungen über die Plünderungen und wüsten und sogar ekelhaften Barbareien erhoben, welche die Sachsen vergangenen Oktober in Charlottenburg, Schönhausen und Friedrichsfelde sich hatten zuschulden kommen lassen, als sie diese Orte einige Tage besetzt hielten. Aber weder auf dem Reichstage, wo Plotho beredt war, noch irgendwo sonst auf diplomatischem Wege konnte er die geringste Abhilfe oder ein höfliches Wort des Bedauerns erlangen. Von der polnischen Majestät selbst, bei der Friedrich durch den englischen Residenten in Warschau gegen die Sache vorstellig wurde, hatte er einen Ausdruck des Bedauerns erwartet, aber er erlangte keinen. Einige meinen, er habe gehofft, daß die polnische Majestät, bewegt durch diese Kriegsgreuel und die Vergeltung, welche offenbar folgen mußte, be-

[1] Dichtung und Wahrheit, Teil II. Buch 6 (in Goethes Werken XXV. 51 ff.).

wogen werden könne, etwas zur Vermittlung eines allgemeinen Friedens zu versuchen. Aber die polnische Majestät tat dies nicht. Die polnische Majestät gab einfach gar keine Antwort und wollte sich ebensowenig auf eine Korrespondenz einlassen. Worauf Friedrich, möglicherweise etwas gereizt, sich endlich zu Vergeltungsmaßregeln entschlossen hatte.

Innerhalb unserer Winterquartiere, denkt Friedrich, liegt hier das Hubertusburger Schloß mit einem ansehnlichen Jagdapparat darin und umher. Es ist der polnischen Majestät Herzblatt (wie man es nennt, Brustknochen wenigstens und Magengrube, die für nichts als für die Jagd Geschmack hat). Mag sein Hubertusburg das werden, was unser Charlottenburg ist; vielleicht wird das seine Gefühle aufregen! Friedrich hatte diesen Beschluß gefaßt. Und Mittwoch, 21. Januar, läßt er Saldern zu sich rufen, einen der genauesten, behendsten und strengehrenhaftesten seiner Generale, um ihn auszuführen. Saldern tritt also ein — in das königliche Audienzzimmer „in dem Apelschen Hause am Neuen Markt Nr. 16" wie oben — und der König (ein gewisser Küster, ein zuverlässiges Geschöpf, berichtet uns in Salderns Auftrag) sagt zu ihm in dem deutlichen gedehnten Tone eines Königs, der Befehle gibt:

„König. ‚Saldern, morgen früh geht Er mit einer Abteilung Fußvolk und Reiterei in aller Stille nach Hubertusburg, besetzt das Schloß und läßt alle wertvollen Möbel sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will nichts davon haben; das Geld, das sie einbringen, will ich dem Lazarett assignieren und werde Ihn dabei nicht vergessen.'

Saldern, gewöhnlich so schnell mit seinem ‚Ja' bei allen Befehlen des Königs, sieht verlegen aus, steht schweigend da — zu des Königs großer Überraschung; und sagt nach einigen Augenblicken:

Saldern. ‚Ew. Majestät halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und Eid.'

König (noch in ruhigem Tone). ‚Er würde recht haben, wenn ich dies desperate Mittel nicht zu einem guten Zweck gebrauchen wollte. Aber höre Er einmal: Der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Untertanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie an ihren eigenen Locken packen, wenn sie es fühlen sollen!' (Diese letzten Worte sprach der König in einem schärferen Tone; er entschuldigte noch einmal den von ihm gefaßten Beschluß und wiederholte seinen Befehl. Mit der ihm eigenen Bescheidenheit, aber auch mit männlicher Festigkeit, erwiderte Saldern:)

Saldern. ‚Ew. Majestät schicken mich stehenden Fußes, den Feind und seine Batterien anzugreifen; so werde ich herzhaft gehorchen: aber wider Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht!'

Der König", mit allmählich lauter werdender Stimme, wie ich vermute, „wiederholte seine Erklärung, daß die Sache unter den Umständen in der Ordnung, notwendig sei; aber Saldern, treu der inneren Stimme, antwortete fest":

Saldern. ‚Für dieses Geschäft werden Ihro Majestät leicht eine andere Person anstatt meiner finden.'

König (der sich eilig umwendet, mit ungnädigem Gesicht", aber gewiß auch einer bewundernswerten Aufrechterhaltung seiner Würde, unter so ungewöhnlichen Verhältnissen). „‚Saldern, Er will nicht reich werden!' Und geht hinaus, Saldern seinem Starrsinn überlassend[1].

[1] Küster, Charakterzüge des Generalleutnant v. Saldern (Berlin 1793) S. 39—44.

Es blieb Saldern nichts anderes übrig, als krank zu werden und seinen Abschied zu nehmen, was er auch tat. Ein ehrenvoll zugrunde gerichteter Mann, dachten alle — was jedoch nicht der Fall war, wie sich allmählich herausstellte."

Das ist wahrlich eine merkwürdige Unterredung, weit merkwürdiger als eine der Gellertschen Art. Ein absoluter König und Oberfeldherr und dazu von solchem Typus in beiden Eigenschaften, dem einmal in seinem Leben (dieses einzige Mal, soviel ich weiß) etwas rundum abgeschlagen wird, und wie er sich dabei benimmt. Man wünscht, Küster oder sonst jemand hätte mehr auf das einzelne eingehen können! — Einzelheiten über das Quintus Iciliussche Unternehmen, welches am nächsten Tage stattfand, würden ebenfalls willkommen gewesen sein, hätte Küster für gut befunden, sie mitzuteilen. Es ist wohl bekannt, daß Quintus Icilius und sein Bataillon, dem jetzt der Auftrag gegeben wurde, am nächsten Tage statt Salderns munter hingingen und das Hubertusburger Schloß plünderten, in gehörigem Umfange oder darüber hinaus. 100 000 Taler davon sollten zum Besten des Feldhospitals erhoben werden. Der Rest sollte Quintus gehören, der, wie es hieß, ein schönes Geschäft damit machte. Und bei dem Fortschaffen der Möbel, besonders bei dem Verkauf derselben (denn Quintus hatte einen unternehmenden hellen Kopf in Handelsangelegenheiten) „kamen", sagt Küster, wie jedermann sagt, „verschiedene Schändlichkeiten vor, welche der Absicht des Königs zuwider waren und unter Saldern nicht vorgekommen sein würden". Was für Schändlichkeiten dies im besonderen waren, wird mir nirgends gemeldet, obgleich ich überall danach gesucht habe, noch viel weniger der von Quintus erlangte reine Geldgewinn. Ich weiß nur, daß der arme Quintus sein ganzes späteres Leben hindurch von diesem unbarmherzigen König damit aufgezogen wurde und in kommenden Jahren in Potsdam hinreichende Muße und Mahnung für die Reue fand, deren es etwa bedurfte.

„Die Sache wurde in der Armee viel besprochen", sagt Küster. „Man unterhielt sich darüber in jedem Zelte, Offiziere und Soldaten. Und auch unter uns Feldgeistlichen", arme ehrliche Seelen, „erhob sich die Frage über den Widerstreit der Pflichten. Wenn dein König eine Sache befiehlt und dein Gewissen eine andere, was sollst du dann tun? Was sollte ein Feldgeistlicher predigen oder raten? Und wir gewannen darüber voneinander beträchtliche gegenseitige Aufklärung und sahen, wie ein kluger Feldgeistlicher seine Bahn einhalten könne. Unser allgemeiner Schluß war, daß man weder von dem Könige noch von Saldern sagen könne, er habe unrecht. Saldern hörte auf die innere Stimme, hatte also ohne Zweifel recht. Aber zugleich konnte der König, an seiner Stelle, eine solche Sache für nützlich und passend erachten. Vielleicht würde Saldern dasselbe getan haben, wäre Saldern im Januar 1761 König von Preußen gewesen."

Salderns Benehmen in seiner Zurückgezogenheit war schön, und nach dem Frieden wurde er von neuem berufen und erwies sich nützlicher als je zuvor. Denn er war in der Tat ein Muster für militärische Anordnungen und Ausführungen und wurde für den besten General der Infanterie gehalten, der damals weit und breit existierte. Das Geschrei über Hubertusburg, welches noch in den Büchern nachhallt, ist so laut, daß man meint, das arme Schloß hätte ganz zugrunde gerichtet sein müssen und nichts als die kahlen Wände wären davon stehengeblieben. Wir finden jedoch, daß dies keineswegs der Fall war, werden vielmehr im Gegenteil selbst sehen, daß nicht lange nachher alles dort wiederhergestellt und in vollständige Ordnung gebracht wurde.

Es finden einige kriegerische Bewegungen während des Winters statt. Allgemeine finanzielle Schwierigkeiten. Choiseul macht Vorschläge zum Frieden.

Am 15. Februar ereignete sich bei Langensalza an der Unstrut in der Gegend von Gotha ein scharfes Gefecht, woran Friedrichs und Herzog Ferdinands Truppen gemeinsam teilnahmen, und welches besonders wegen der damit verknüpften Folgen in diesen stillen Monaten einiges Aufsehen verursachte. Keine große Begebenheit, diese von Langensalza, aber eine plötzliche und erfolgreich ausgeführte. Sie kostete Broglio etwa 2000 Gefangene und den Verlust eines wichtigen Postens, den er vor kurzem dorthin vorgeschoben hatte, „um von der Unstrut Besitz zu nehmen", wie er hoffte. Ein Broglio, der nach mehr greift, als er halten kann, in jenen thüringischen Gegenden wie anderswo! Und in der Tat war das Gefecht bei Langensalza nur der Anfang einer ganzen Reihe ähnlicher Unternehmungen. Denn Herzog Ferdinand befand sich jetzt auf einem seiner großen Winterabenteuer, welches den plötzlichen Überfall und die Zerstörung sämtlicher Winterquartiere Broglios bezweckte und ihn womöglich obdachsuchend bis nach Frankfurt zurückdrängen sollte. So daß seit den ersten Tagen des Februar und besonders seit dem Tage von Langensalza plötzlich ein großes Hin- und Hereilen sich in jenen Gegenden erhob, nebst scharfen Kämpfen oder wenigstens mühevollen kriegerischen Bewegungen, welche zwei ganze Monate dauerten, während jenes Winters die ganze Welt mit Lärm erfüllten und von uns hier die äußerste Kürze erfordern. Es war besonders Herzog Ferdinands Abenteuer. Friedrich nahm verabredetermaßen daran teil bis zu der Unternehmung von Langensalza, aber nicht weiter. Hiernach ging es Friedrich nicht viel an und führte auch für niemanden wichtige Resultate herbei.

„Der energische Ferdinand, der sehr unwillig ist über die Göttinger Affäre und aufgebracht, Broglios Quartiere zum erstenmal so ganz in der Nähe bis nach Hessen hineinreichen zu sehen, beschließt in der Stille, ihn daraus zu vertreiben. Broglios Quartierkette, welche von Frankfurt nordwärts bis nach Marburg reicht, wendet sich

dann ostwärts nach Ziegenhain. Von dort wieder nordwärts nach Kassel, nach Münden mit seinen Engpässen und wieder ostwärts oder südostwärts bis nach Langensalza. Diese Kette hat eine schwache Länge von mehr als dreißig Meilen und verschiedene andere bedenkliche Fehler in Ferdinands Augen — besonders den, daß sie nicht bloß die Form eines Ellenbogens oder Winkelmaßes hat, was völlig fehlerhaft ist, sondern sogar die von zwei Ellenbogen, ja von dem Profil eines Stuhles" (wenn die Leser eine Karte zur Hand hätten). „Der Fuß des Stuhles ist Frankfurt. Der Sitz erstreckt sich von Marburg bis Ziegenhain. Die Lehne, in deren Nähe Ferdinands Hauptmacht lagert, ist die Gegend von Kassel bis nach Münden, welches der oberste Teil der Lehne ist — von hier noch weiter zurück befindet sich eine Art stolzer Locke oder Überhang bis hinab nach Langensalza in der Gothaer Gegend, wonach der gierige Broglio ebenfalls gegriffen hat. Broglios Freunde sagen, er selbst habe die Fehlerhaftigkeit dieser Zickzackform gekannt, sei aber durch höheren Befehl dazu gezwungen worden. Ferdinand kennt sie jedenfalls und trifft Anstalten, dagegen zu verfahren.

Stellt sich nämlich in aller Stille" (1.—12. Februar) „in drei weit genug voneinander entfernten Divisionen auf, bricht plötzlich wie der Blitz bei Langensalza und anderwärts hervor und stößt Broglios Stuhlprofil in Stücke. Stößt besonders den Sitz heraus, was sowohl Fuß als Lehne verdirbt, die dadurch aus den Fugen geraten und im Rücken bloßgestellt werden — und setzt natürlich Broglio in kein geringes Erstaunen, aber raubt ihm nicht seine Geistesgegenwart.

So daß Broglio in der Tat Kassel und sein warmes Quartier sofort verlassen, in eigener Person zu Felde ziehen, seine Magazine verbrennen und sich so schnell als irgend möglich zusammenziehen mußte. Zuerst teilweise bei Fulda" (ziemlich weit unten am Beine seines Stuhls) „und dann allmählich ganz in eine Masse bei Frankfurt selbst — mit beträchtlichen Verlusten, dem Verlust besonders aller seiner Magazine, der vollen wie der halbvollen. Und hat jetzt mit Ausnahme von Marburg, Ziegenhain und Kassel keinen Posten zwischen Göttingen und sich selbst. Ferdinand stürmte mit seinen drei Divisionen in diesem wilden Wetter umher (Granby als Vorhut) und ritt auf Broglios Linien ein. Nahm Bruchstücke von diesem und jenem Korps, von Magazinen, die man nicht hatte verbrennen können, und belagerte Kassel, belagerte Ziegenhain. Schloß, da er keine Kanonen zur Hand hatte, Marburg ein. Und drei oder vier Wochen lang war die zeitungschreibende Welt und das große Publikum der Ansicht, daß er eine höchst bedeutende Kriegstat ausgeführt habe — obschon es ihm selbst" (so groß waren die Entfernungen, die Mühsale der Jahreszeit und der weiten Wege) „vermutlich am Ende sehr fraglich war, ob es wirklich eine Kriegstat sei.

Kassel konnte er nach einer einmonatigen Belagerung unter den besten Belagerungsführern nicht nehmen; Ziegenhain noch weniger unter Führung der schlechtesten. Lebensmittel und Munition ließen sich nicht durch Wagentransport herbeischaffen. Knappe Nahrung für die Soldaten, doppelt knappe Nahrung für die Belagerungen." Die ‚Straße von Beverungen' (wo die Weserboote halten müssen, sechs Meilen von Kassel, ungefähr zehn Meilen von Ziegenhain und ungefähr zwanzig von den fernsten oder südlichsten Posten Ferdinands) ‚ist mit toten Pferden gepflastert', „und selbst Kassel hat bei weitem nicht genug Munition. — Endlich bricht Broglio in dem richtigen Zeitpunkt auf scharfe und entscheidende Weise aus seiner Stellung bei Frankfurt hervor" (14.—21. März), „treibt Ferdinands Truppen zurück und schlägt eines Tages den Erbprinzen selbst" (durch Überfall, ‚Mein Kompliment für Langensalza') „und treibt seine Truppen in die Flucht. Ferdinand sieht, daß es mit dem Unternehmen aus ist und zieht sich gemessenen Schrittes zurück; glücklich vielleicht, daß er es noch gemessenen Schrittes tun kann, und die Dinge kehren zurück zu ihrem früheren Stande. Broglio nimmt seine Quartiere wieder ein, in etwas veränderter Gestalt und nicht ganz so weit ausgreifend wie vorher und hat außer halbgefüllten

Magazinen nichts von Bedeutung verloren oder nichts Bedeutenderes als Ferdinand selbst[1]."

Der entscheidende Punkt in Ferdinands Abenteuer war die Belagerung von Kassel. Alles mußte mißlingen, wenn diese aus Mangel an Mitteln unter der besten Leitung sich als ein Mißlingen herausstellte. Belagerungsführer war ein Graf von Lippe-Bückeburg, Ferdinands Feldzeugmeister, der „für den besten Artillerieoffizier in der Welt" gilt und in militärischen und anderen Kreisen ein sehr angesehener Mann ist. Er ist Sohn und Nachfolger jenes phantastischen Lippe-Bückeburg, von welchem Friedrich vor langer Zeit in die Freimaurerei eingeführt wurde. Auch er hat ziemlich viel vom Phantasten in sich, aber auf einer besseren Grundlage von Solidität. Ein Mann von ausgezeichneten Kenntnissen und Fähigkeiten auf verschiedenen Gebieten. Fest wie Stahl in bezug auf Disziplin, Tätigkeit und Benehmen jeder Art, ein höchst genauer, schweigsam-gebieterischer Herr von höflicher, aber persönlich unerschütterlicher Haltung. Eine große, magere, dunkle Gestalt, fleißig beachtet von seinen Nachbarn, während er auf seine eigene Weise stolz durch die Pfütze von einer Welt dahinschreitet. Über ihm ist in militärischen Kreisen unter vielen anderen Anekdoten die folgende im Umlauf, welche als Tatsache gilt und einerlei, ob ganz glaubbar oder nicht, als ein Symbol für alle anderen und für einen Mann dienen mag, der in diesen Kriegen nicht ganz ohne Bedeutung ist. „Vor zwei Jahren an König Friedrichs Geburtstage, 24. Januar 1759, versammelte der Graf eine auserwählte Gesellschaft zum Bankett in seinem Zelt in Ferdinands Lager zu Ehren des Tages. Das Diner war vorüber, und der Wein floß reichlich, als es endlich jemandem einfiel, zu fragen: ‚Was ist das eigentlich für ein Pfeifen, Herr Graf, das wir von Zeit zu Zeit über unseren Köpfen hören?' ‚Das ist nichts', sagte der Graf auf seine ruhige, verträumte Art, ‚meine Kanoniere üben sich nur. Ich habe ihnen befohlen, die Stange von unserem Zelt zu treffen, wenn sie können. Unglücklicherweise ist nicht die geringste Gefahr dabei. Schieben Sie die Flaschen her[2].'" Lippe-Bückeburg leitete die Belagerung von Kassel. Der belagerte Kommandant war der Graf von Broglio, des Marschalls jüngerer Bruder, früher im diplomatischen Dienst. Wir sahen ihn einmal vor fünf Jahren an der Pirnaer Sperrmauer in edle Wut geraten und umsonst gegen die Speiler anrennen. Friedrich äußert einmal zu d'Argens oder sonst wem: „Ich hoffe, wir werden Kassel bald einnehmen und den Grafen Broglio zum Gefangenen machen." (Er verdient es für sein edles Wüten bei Pirna und später) — aber dieser Trost wurde uns versagt.

Einige nachlässige Bücher sagen, Friedrich habe zuerst von dieser

[1] Tempelhof V. 15—45; Mauvillon II. 135—148.
[2] Archenholz II. 356.

Unternehmung viel erhofft und „selbst 7000 Mann dazu geliehen". Was eine Tatsache ist, aber nicht die ganze Tatsache. Friedrich hatte diesen Plan Ferdinands gebilligt und sogar dazu geraten und hatte 7000 Mann geschickt, um bei Langensalza mitzuwirken, welches, soweit entfernt in Thüringen und gleichsam dem Reichsvolk zuwinkend, für Friedrich ein Dorn im Auge ist. Den Ausgang haben wir gesehen. Seine 7000 marschierten demnach unter General Syburg und trafen Ferdinands Leute (General Spörken an ihrer Spitze und Walpoles „Conway" unter ihnen). Sie fanden die Unstrut in hoher Flut, gingen aber trotzdem hinüber, warfen sich auf die Franzosen und Sachsen dort und erfochten einen glänzenden Sieg bei Langensalza [1]. Nachdem dies geschehen, marschierte Syburg sofort wieder ab, überließ es Spörken und seinen Conways, das Unternehmen zu vollenden, und betrieb mit aller Macht „die Erhebung von Kontributionen, Rekruten, Pferden und Lebensmitteln in Thüringen". „Was", sagt Tempelhof, „seine große Aufgabe dort gewesen war und wobei er wunderbaren Erfolg hatte."

Gegen das Ende des Ferdinandschen Unternehmens, als die Belagerung von Kassel offenbar zu mißlingen schien, organisierte Friedrich eine kleine Expedition für seine eigenen Zwecke. Eine Expedition ins Vogtland oder Frankenland gegen die zudringlichen Reichstruppen — die jetzt nach keinem Broglio oder Langensalza hinüberblicken können, aber unseren Außenposten am Rande des Vogtlandes drüben Schaden zufügen. Die Expedition dauerte nur zehn Tage (am 1. April verließ sie ihre Quartiere, am 11. war sie wieder zurück); eine scharfe, schnelle und sehr hübsche Expedition [2], über welche wir hier nur sagen können, daß sie auf die Herren vom Reich den schönsten Eindruck hervorbrachte und sie und ihre Kroaterien in beträchtlicher Verwirrung heimschickte, nach Bamberg, nach Eger, ganz über den Horizont hinaus. Hiernach gab es weiter keinen Kleinkrieg, und jedermann ruhte in seinen Quartieren und rüstete für die Zeit, wenn der große Krieg beginnen würde.

Die preußischen Verwundeten sind diesen Winter alle in Leipzig, einer gedrängt vollen, unruhig bewegten Stadt. Der junge Archenholz ging neben vielen anderen in genesendem Zustande darin umher, besuchte nicht Gellerts Vorlesungen, soviel ich weiß — aber beobachtete lebhaft nach rechts und links. Man hatte große Schwierigkeit mit den Kontributionen, bemerkt Archenholz. Natürlich eine immer wachsende Schwierigkeit, hier wie anderswo, in bezug auf die Finanzen! Hauptsächlich aus Archenholz gebe ich die folgenden Einzelheiten, welche, obschon in loser Form und ohne Datum, außer dem allgemeinen „Winter 1760—1761", doch als wesentlich korrekt gelten müssen:

[1] Bericht von der bei Langensalza am 15. Februar 1761 vorgefallenen Aktion, in Seyfarth, Beilagen III. 75; Tempelhof V. 22—27.
[2] Tempelhof V. 48—57.

— — „Es ist unmöglich, diese Kontributionen zu bezahlen', rufen die Leipziger aus. ‚Ihr sagtet früher, sie solle 500 000 Taler jährlich für uns betragen, und in diesem Jahr erhöht ihr sie auf 1 100 000 Taler, mehr als das Doppelte!' — ‚Vielleicht geschieht das, weil ihr euch den Reichstruppen freundlich erzeigtet, als sie hier waren?' antworteten die Preußen, wenn sie überhaupt etwas antworten. ‚Es ist des Königs Befehl. Bezahlen müßt ihr.' — ‚Können nicht; einfach unmöglich!' ‚Möglich, sagen wir euch, und auch gewiß; wir werden euer Leipzig verbrennen, wenn ihr nicht bezahlt!' Und wirklich ließ dieses Kollektorenvolk, Gesellen mit Herzen von Stein, die von den erhobenen Summen ihre eigenen Prozente bekamen, mehr als einmal Soldaten mit Pechfackeln ausrücken, als wäre es auf ein sofortiges Verbrennen abgesehen. Aber die Leipziger dachten bei sich: „König Friedrich ist kein Soltikof!' und lachten offen über diese Pechfackeln. Hierauf wurden etwa hundert ihrer vornehmsten Kaufleute ins Gefängnis geworfen — hundert oder so, die in einigen Tagen auf siebzehn herabgesiebt waren. Welche letzteren siebzehn, da sie aushielten, viele Tage gefangengehalten wurden, wie viele wird nicht gesagt, nur daß sie staunenswert fest blieben. Die Wachstube zur Wohnung, Brot und Wasser zur Nahrung, Stroh zum Bette. Nichts half bei den siebzehn. ‚Unmöglich', antworteten sie immer. Für jeden einzelnen stand den anderen sechzehn gegenüber seine Ehre auf dem Spiel, und er konnte an kein Nachgeben denken. ‚Dann wollen wir euch zu Soldaten machen! — Vielleicht werdet ihr das vorziehen, ihr feinen, gepuderten, samtenen Herren! Auf denn und marsch! Hier sind eure Gewehre, eure siebzehn Tornister. Mit uns auf die Straße nach Magdeburg, dort sollt ihr einexerziert werden!' Worauf die siebzehn, über eine solche beinahe *wirkliche* Möglichkeit von Schrecken ergriffen, nachgaben.

Der großherzige Gotzkowsky, der damals" (was uns für diese Sache ein Datum geben wird) „in Geschäften nach Leipzig gekommen und durch eine Deputation des Rates feierlich angegangen worden war, verwendete sich mit seinem gewöhnlichen treuen Eifer zu ihren Gunsten, erlangte verschiedene Erleichterungen, Abzüge und gab Wechsel. — ‚Nie sah man eine solche Großmut!' erklärte der Leipziger Stadtrat feierlich, wie der von Berlin im vorigen Oktober erklärt hatte [1]."

Natürlich mehren die Schwierigkeiten, finanzielle und andere, sich jeden Winter — nicht bloß auf Friedrichs Seite. Hier sind z. B. aus dem Herzogtum Göttingen einige Items der laufenden französischen Rechnung in diesem Winter, ebenfalls von Archenholz erwähnt:

„Für Bettüberzüge 13 000 Stücke Zwillich, fertige Hemden 18 000. ‚Schuhe', ich vergesse in welcher Quantität, aber von der armen kleinen Stadt Duderstadt 600 Paar — Androhung augenblicklicher Prügelstrafe, wenn es keine ehrlichen Schuhe sind. Prügelstrafe — und die ganze Schuhmachergilde soll zusammengerufen werden, es mit anzusehen." Rüstige Frauenspersonen hat dasselbe Duderstadt zu stellen, 300 an der Zahl, „jede mit einem Korb auf dem Rücken, welche Kanonenkugeln aus der Gießerei in Lauterberg nach Göttingen tragen, da die Wege schlecht sind [2]". Diese Franzosen befinden sich in solcher Not," fährt Archenholz fort, „daß sie weder Freund noch Feind schonen. Der fränkische Kreis z. B. macht klägliche Vorstellungen beim Reichstage, daß er durch diesen Krieg bereits nicht weniger als 14 700 000 Taler eingebüßt hat, und fleht den Kaiser an, Seine Allerchristlichste Majestät zu ersuchen, *seine* Erpressungen einzustellen — aber ohne das geringste Resultat." Resultat! Wenn die Allerchristlichste Majestät und seine Pompadour diesen Krieg fortsetzen wollen, ist er es, oder seid ihr es, die die Magazine versorgen können? „Die Magazinbedürfnisse in ganz Hessen und in diesem Teile von Hannover sind enorm. Auch

[1] Archenholz II. 187—192.
[2] Das. II. 237.

Rekruten, eingeborene Hessen, eingeborene Hannoveraner sollt ihr stellen — und ‚wir werden sie und euch hängen, wenn wir finden, daß sie desertieren' (zu ihrer eigenen Partei)!"

Ich füge nur noch eine andere Tatsache aus Archenholz bei: „Da die Mäuse in diesen hannöverschen Magazinen geschäftig sind, wird beschlossen, Katzen herbeizuschaffen, und es ergeht demgemäß eine Requisition" (die Zahl wird nicht erwähnt). „Die Katzen räumen eine Zeitlang unter den Mäusen auf, aber sie können ihre Haft nicht ertragen", sind dem Solitärsystem abgeneigt und erheben Einwände dagegen (man denke sich, in was für Lauten!). „Worauf Hannover Füchse und Wiesel schicken muß [1]." Diese Schutztiere und die mit Kanonenkugeln von der Gießerei beladenen 300 Frauen sind die eigentümlichsten Items in der laufenden französischen Rechnung und die letzten, die ich erwähnen will.

Schwierigkeit, beinahe Unmöglichkeit existiert offenbar auf französischer Seite mehr vielleicht als auf irgendeiner anderen. Aber Choiseul versteht viele Künste, und seine offizielle Existenz, wenn sonst nichts, erfordert, daß er das Unmögliche jetzt tue wenn überhaupt je. In diesem Frühling (26. März 1761) kam zur Überraschung und Freude der Menschheit ein förmlicher Vorschlag von Choiseul, zu welchem Maria Theresia und die Zarin ihre Unterschriften gegeben hatten. Sie drückten darin ihr Bedauern aus, daß der britisch-preußische Vorschlag vom vergangenen Jahre durch einen bösen Zufall ohne Erfolg geblieben, und wiederholten ihn jetzt selbst (ein wirklicher „Kongreß in Augsburg" und lauter billige und schöne Bedingungen) den britannischen und preußischen Majestäten. Welche (3. April) antworten wie vorher: „Nichts mit größerer Bereitwilligkeit, was uns angeht [2]!"

Und es erfolgten wirklich in Paris lebhafte Unterhandlungen den ganzen Sommer hindurch, die nicht ganz mit nichts endeten, sondern mit weniger als nichts, wenn wir uns so ausdrücken dürfen. Mit bedeutend weniger für einige von uns. Wir werden zusehen müssen, was das Ende vom Liede war, und Mauduit wird zusehen! — Die meisten, und vermutlich auch Pitt, kamen zu der Ansicht, daß Choiseul, obgleich sein Frankreich am Bettelstabe ist, von Anfang an keinen wirklichen Zweck im Auge hatte als den, Frankreich und der Menschheit Sand in die Augen zu streuen, zu entdecken, unter welchen Bedingungen jene Engländer Frieden machen würden, und Spanien in den Kampf hineinzuziehen. Ein Choiseul, der viele Künste versteht. Aber wir wollen ihn und seine Friedensvorschläge und die anderen Gerüchte und Nichtigkeiten dieses Jahres sich selbst überlassen. Sie sind ein Teil des Schalles und Rauches, welche alle Jahre füllen und in so gut wie nichts, meist in das reine Nichts verschwinden, wenn die Jahre ein wenig gewartet haben. Friedrichs Finanzen, die kupfernen und die anderen, wurden geordnet; auch seine Armeen wurden

[1] Archenholz II. 240.

[2] Die „Deklaration" (Frankreichs usw.) mit der Antwort oder „Gegen-Deklaration", in Seyfarth, Beilagen III. 12—16.

noch einmal auf einen erträglichen Fuß gebracht — und auch dies Jahr wird seine Wirklichkeiten haben.

Gotzkowsky gibt mir in bezug auf jene Leipziger Finanznöte ein Datum, welches mehrere von Archenholz' Angaben ergänzt. Ich finde, daß es „am 20. Januar 1761" war — gerade während die Unterredung mit Saldern und die nachfolgende Plünderung von Hubertusburg stattfand — „als Gotzkowsky in Leipzig ankam[1]" und jene unglücklichen Siebzehn aus ihrer Haft befreite und die Kontributionen erledigte.

Und außerdem ereignete sich in denselben Stunden in Paris eine Begebenheit, welche bemerkenswert ist. An jenem Januartage, als Icilius auf dem Schlosse von Hubertusburg beschäftigt war, lag der arme alte Marschall von Belleisle — merke ihn dir, Leser! — „in der Rue de Lille in Paris" in Faulfieber versunken, und vier Tage nachher, am „26. Januar 1761", starb dieser letzte großartige alte Franzose. „Man hatte schon drei Tage früher gemeldet, daß er tot sei", sagt Barbier. „Das Publikum wünschte es so. Es schrieb ihm die Schuld dieser scheinbaren" (mag ein vorsichtiger Mann schreiben, scheinbaren) „Verwirrung in unseren Angelegenheiten zu", statt ihm zu danken für alles, was er getan und gelitten hatte (so viele Verluste, einbegriffen den seines Ruhmes und seines einzigen Sohnes), um dieselben wieder zu ordnen und zu befestigen. „Er war in seinem 77. Jahre. Viele Leute sagten: ‚Wir müssen drei Monate warten, um zu sehen, ob wir seinen Verlust nicht bedauern'" — sogar den seinen[2]! So großmütig sind die Nationen.

Der Marschall Herzog von Belleisle war sehr begütert. Bei Vernon in der Normandie hatte er Ländereien und Schlösser mit einem jährlichen Einkommen von etwa 150 000 Talern. Alle diese vermachte er, nachdem er zuerst wegen seiner eigenen Schulden genaue Verfügungen getroffen hatte, auf seine großartige alte Weise, kinderlos, verlassen, aber stolz zuvorkommend bis ans Ende seinem Könige. Seinen glänzenden Pariser Palast bestimmte er ausdrücklich dazu, daß derselbe auf immer dem Staatssekretär des Kriegsdepartements zur Wohnung dienen solle. Eine prächtige Stadtwohnung, „hôtel magnifique, am Ende des Pont-Royal", die, wie ich ferner bemerke, in unserer Zeit den Namen „Hôtel de Choiseul-Praslin" führt, ein Haus, welches jüngsthin eine schreckliche Berühmtheit erlangt hat, wenn meine Vermutung richtig ist.

Und so verschwindet in trüben, dunkeln Wolken der einst große Belleisle. Grandios, fast etwas von wirklicher Größe und Erhabenheit war in ihm, ach ja, zuviel Erhabenheit und verhältnismäßiges Unglück, da er die Schuld vieler Vorgänger zahlte! Auch er ist eine erloschene Größe, die letzte ihrer Art. Vor zwanzig Jahren durchschritt er das Oeil de Boeuf mit seinen Papieren, gerade auf dem Wege, Deutschland in vier Stücke

[1] Rödenbeck II. 77.
[2] Barbier IV. 373, I. 154.

zu schneiden. Und in der Rue de Lille Nr. 54, während jene grandiose Unternehmung in allgemeiner Niederlage, Schande, Unzufriedenheit und Vorbereitung für den allgemeinen Umsturz (Culbute Générale von 1789) ihrem Ende zueilt, schließt er seine alten müden Augen. Choiseul folgt ihm als Kriegsminister, Kriegsminister und Premierminister, beides zusammen — und führt durch viele Taschenspielerkünste und eine neue wirklich krampfhafte Anstrengung, in Hannover das Unmögliche zu tun, Frankreich mit geflügelten Schritten auf derselben Straße weiter.

Seit dem 17. März war Friedrich nicht mehr in Leipzig. Er begab sich um diese Zeit in die Meißener Gegend und in die Gebirgslager — organisierte dort seine kleine Expedition ins Vogtland gegen die Reichstruppen — und kehrte nicht wieder zurück. Hielt sich meist in der Meißener Gegend auf, die er für seine vielen Geschäfte, militärischen und sonstigen Anordnungen am bequemsten fand. Bis der Feldzug beginnt, wollen wir nichts weiter von ihm erwähnen als den folgenden kleinen Brief und das hübsche kleine Geschenk an seine Chère maman, am Tag nach seiner Ankunft in jenen Gegenden.

An Madame Camas (in Magdeburg, bei der Königin).

‚Meißen, 20. März 1761.

Ich schicke Ihnen, meine liebe Mama, eine Kleinigkeit‘ (eine Dose von Meißener Porzellan, mit einem Hunde auf dem Deckel), ‚damit Sie meiner gedenken. Sie können die Dose dazu benutzen, daß Sie Schminke oder Schönheitspflästerchen oder Tabak oder Bonbons oder Pillen hineintun. Aber welchen Gebrauch Sie auch immer davon machen mögen, denken Sie wenigstens, wenn Sie diesen Hund, dies Sinnbild der Treue, ansehen, daß derjenige, der es Ihnen schickt, an Treue und Anhänglichkeit für Sie alle Hunde der Welt hinter sich läßt, und daß seine Ergebenheit für Ihre Person nicht das mindeste gemein hat mit der Zerbrechlichkeit der Materie, welche man hierzulande fabriziert.

Ich habe hier für alle Welt Porzellan bestellt, für Schönhausen‘ (für Ihre Herrin, meine arme, nie klagende Gemahlin), ‚für meine Schwägerinnen; kurz, ich bin jetzt nur an dieser gebrechlichen Materie reich. Ich hoffe, daß die Empfänger es als bares Geld annehmen werden, denn wir sind bettelarm, meine gute Mama; nichts bleibt mir übrig als meine Ehre, mein Rock, mein Schwert und Porzellan.

Leben Sie wohl, meine Herzensmama. Will es der Himmel, so werde ich Sie dereinst wieder von Angesicht zu Angesicht schauen und Ihnen mündlich das wiederholen, was ich Ihnen bereits gesagt habe; allein, mag ich das auch drehen und wenden, wie ich nur kann, ich werde immer nur höchst unvollkommen Ihnen die Empfindungen meines Herzens für Sie ausdrücken. — F.[1]‘

— — Es geschah während dieses Winters, wenn überhaupt je, daß Friedrich den folgenden Brief einer strebsamen jungen Dame erhielt, die eben ihr siebzehntes Jahr vollendet und in einem abgelegenen Kreise der Dinge in die Welt eintrat. Nämlich in dem ‚Schläfrigen Grunde‘ oder dem Hofe von Mirow in Mecklenburg-Strelitz, wo wir einst vor beinahe dreißig Jahren mit Friedrich einen Besuch abstatteten[2]. Der

[1] Rödenbeck II. 79; ausgelassen, ich weiß nicht, aus welchem Grunde, in Oeuvres de Frédéric XVIII. 145: teilweise zitiert in Preuß II. 282.

[2] Vgl. Bd. II. S. 439 ff. D. Übers.

arme, zusammengebrochene Herzog hat aufgehört, dort Schlafröcke zu machen; und dies ist seine Nichte, Prinzessin Charlotte, Schwester des jetzt regierenden Herzogs.

Die Übersetzung dieses Briefes und die glorreichen Resultate, die er für einige von uns hervorbrachte, sind allen englischen Lesern während der letzten hundert Jahre bekannt. Von Friedrichs Antwort darauf, wenn er eine solche schickte, findet sich nirgends die geringste Spur. Was mehr oder weniger zu bedauern ist, obschon die Antwort in Wahrheit weiter nichts hätte sein können als eine höfliche Formalität. Denn der Brief selbst war ein bloßer Hauch sentimentalen Windes, vollständig ohne Bedeutung für Friedrich oder irgend sonst jemand — ausgenommen die junge Dame selbst, der er während desselben Jahres einen königlichen Gemahl und die Königinwürde von England verschaffte. Eine Unterschrift hatte dieser Brief vermutlich einmal. Ein Datum des Ortes, des Tages, des Jahres oder selbst des Jahrhunderts (außer einem durch Folgerung gewonnenen) hatte er nie. Aber verständige Leute, die an Ort und Stelle genaue Prüfungen angestellt, haben gefunden, daß der ‚Sieg', von welchem die Rede ist, nur Torgau bedeuten, und daß die strebsame junge Dame, bis dahin ein Schulmädchen, erst vor wenigen Monaten konfirmiert und im vorigen Mai siebzehn Jahre alt geworden, ihn nur in Mirow während des folgenden Winters geschrieben haben kann [1]. Sicher ist, daß im September darauf, September 1761, unmittelbar nach Georgs III. Vermählung in den englischen Zeitungen die folgende „Übersetzung eines Briefes, welchen die Prinzessin Charlotte von Mecklenburg an den König von Preußen über einen seiner Siege geschrieben haben soll", erschien (nachdem dieselbe vorher ohne Zweifel schon vielfach in der Gesellschaft zirkuliert hatte) — ohne weitere Erklärung oder Bemerkung irgendwelcher Art, weil jedermann ihn damals verstand wie noch jetzt. Ein so merkwürdiges Dokument sollte auch im Original mitgeteilt werden (oder in der Form, welche dafür gilt) und mit einer gewissen Annäherung an die nötigen Voraussetzungen der Zeit und des Ortes [2].

An Seine Majestät den König von Preußen (in Leipzig oder sonstwo).

‚Mirow in Mecklenburg-Strelitz, Winter 1760—1761.

Sire! — Ich weiß nicht, ob ich über Ew. Majestät letzteren Sieg fröhlich oder traurig sein soll, weil eben der glückliche Sieg, der neue Lorbeeren um Dero Scheitel geflochten hat, über mein Vaterland Jammer und Elend verbreitet. Ich weiß, Sire, in diesem unseren lasterhaft verfeinerten Zeitalter werde ich verlacht werden, daß mein Herz über das Unglück des Landes trauert, daß ich die Drangsale des Krieges beweine und von ganzer Seele die Rückkehr des Friedens wünsche. Selbst Sie, Sire, werden vielleicht denken, es schicke sich besser für mich, mich in der Kunst zu gefallen zu üben oder mich nur um häusliche Angelegenheiten zu bekümmern. Allein dem sei, wie ihm wolle, so fühlt mein Herz zu sehr für diese Unglücklichen, um eine dringende Fürbitte für dieselben zurückzuhalten.

Seit wenigen Jahren hatte dieses Land die angenehmste Gestalt gewonnen. Man traf keine verödeten Stellen an. Alles war angebaut. Das Landvolk sah vergnügt aus, und in den Städten herrschte Wohlstand und Freude. Aber welch eine Veränderung gegen eine so angenehme Szene! Ich bin in parteiischen Beschreibungen nicht erfahren, noch weniger kann ich die Greuel der Verwüstung mit erdichteten Schilderungen schrecklicher darstellen. Allein gewiß selbst Krieger, welche ein edles Herz

[1] Ludwig Giesebrecht, Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708—1761, in Programm des vereinigten Königlichen und Stadt-Gymnasiums für 1863 (Stettin 1863) S. 26—29, gibt eine genaue kritische Untersuchung.

[2] Aus dem Gentleman's Magazine (für Oktober 1761, XXXI. 447) nehmen wir wörtlich die Übersetzung; das „Original" aus Preuß (II. 186), der nicht sagt, woher er es hat — ob aus einer alten deutschen Zeitung oder woher sonst.

und Gefühl besitzen, würden durch den Anblick dieser Szenen zu Tränen bewegt werden. Das ganze Land, mein wertes Vaterland, liegt da gleich einer Wüste. Der Ackerbau und die Viehzucht haben aufgehört. Der Bauer und der Hirt sind Soldaten worden, und in den Städten sieht man nur Greise, Weiber und Kinder, vielleicht noch hie und da einen jungen Mann, der aber durch empfangene Wunden ein Krüppel ist und den ihn umgebenden kleinen Knaben die Geschichte einer jeden Wunde mit einem so pathetischen Heldenton erzählt, daß ihr Herz schon der Trommel folgt, ehe sie recht gehen können. Was aber das Elend auf den höchsten Gipfel bringt, sind die immer abwechselnden Vorrückungen und Zurückziehungen beider Armeen, da selbst die, so sich unsere Freunde nennen, beim Abzuge alles mitnehmen und verheeren, und wenn sie wiederkommen, gleichviel wieder herbeigeschafft haben wollen. Von Dero Gerechtigkeit, Sire, hoffen wir Hilfe in dieser äußersten Not. An Sie, Sire, mögen auch Frauen, ja selbst Kinder ihre Klagen bringen. Sie, der Sie sich auch zur niedrigsten Klasse gütigst herablassen und dadurch, wenn es möglich ist, noch größer werden als selbst durch Ihre Siege, werden die meinigen nicht unerhört lassen und zur Ehre Dero eigenen Ruhmes Bedrückungen und Drangsalen abhelfen, welche wider alle Menschenliebe und wider alle gute Kriegszucht streiten. Ich bin, Sire, usw.'

Man bemerkt, daß diese junge Dame mit so liebenswürdig melodischer Stimme, obgleich sie an Friedrich adressieren mochte, doch an den Wind zu schreiben scheint. Und daß sie in bezug auf Mecklenburg, besonders auf Mecklenburg-Strelitz, keine Tatsache und kein Bild gibt, außer demjenigen, welches aus ihrem eigenen schönen jungen Gehirn geschöpft ist. Alles gekünstelt, unbestimmt, imaginär — einiges geradezu unwahr [1]. So daß jüngsthin die Echtheit des Briefes überhaupt bezweifelt wurde [2]! Und in der Tat hat er viel von dem Anstrich einer Schulübung, eines Musterbriefstellers, patriotischer Aspiration und dergleichen. Aufgesetzt, sollen wir sagen, von dem jungen Pastor in Mirow (Charlottes früherem Lehrer) und von Charlotte unterzeichnet, oder von einem patriotischen Schulmeister, anderswo, irgendwo, in einem Augenblick der Begeisterung und ohne eine Charlotte, außer einer vermeintlichen! Jedenfalls ist es schwer, sich vorzustellen, wie eine bescheidene, verständige, praktische junge Person wie Charlotte auf einen so luftigen Bogenschuß ins Blaue gekommen sein kann. Charlotte selbst verleugnete ihn nie. Und dem Oberst Grahame, dem Ex-Jakobiten, der im Dienste Butes und eines gewissen jungen Königs und einer Königinmutter unter möglichen Königinnen von England umherjagte, schien der Brief höchst unfraglich und bewunderungswürdig. Vielleicht war er trotz alledem echt; und sicherlich liegt sehr wenig daran, ob er es ist oder nicht.

[1] In Mecklenburg-Schwerin, welches immer für seinen Herzog und die von diesem befolgte Politik schwer zu büßen hatte, hatten die Schweden in diesem Jahre wie gewöhnlich (aber bis Torgau mit besseren Aussichten als gewöhnlich) Winterquartiere zu erlangen gesucht. Und waren wie gewöhnlich von den Preußen hinausgejagt worden — Eugen von Württemberg eilte unmittelbar nach Torgau dorthin; nahm sein Winterquartier in Rostock — und erhob ohne Zweifel mit aller Strenge Kontributionen zum Besten Preußens. Aber in bezug auf Mecklenburg-Strelitz sehe man zum Beispiel bei Schöning III. usw. einen indirekten, aber völlig entscheidenden Beweis für die vollkommen freundschaftlichen Beziehungen, welche jetzt und immer dort bestanden, da Friedrich sich um diese Zeit sträubte, auch nur eine kleine Forderung oder Nachsuchen zugunsten Eugens vorzubringen.

[2] „Boll, Geschichte Mecklenburgs mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte (Neu-Brandenburg 1856) II. 303—305" — zitiert von Giesebrecht, der selbst der entgegengesetzten Ansicht ist.

Siebentes Kapitel / Der sechste Feldzug wird eröffnet. Lager bei Bunzelwitz

Für den äußeren Beobachter steht es gegenwärtig gut mit Friedrich, und er scheint wieder in furchtgebietender Stellung. Wer kann nach zwei solchen Siegen und einem solchen beinahe wunderbaren Umschwung seiner Angelegenheiten sagen, was für Widerstand er noch zu leisten vermag? Was ist 1760 für ein Jahr gewesen im Vergleich mit 1759 und dessen mißlungenen Unternehmungen und Unglücksfällen! Liegnitz und Torgau statt Kunersdorfs und Maxens. Das sind unerwartete Erscheinungen. Ein König, der wieder aus dem Abgrunde emporgestiegen ist — der zeitgenössischen Menschheit unberechenbarer als je. „Wie wird dies alles enden?" Man denke sich, von welch atemlosen Interesse dies damals war, während jedermann den Verlauf des großen Spieles beobachtete, obschon es jetzt von so geringem Interesse für diejenigen ist, welche es als etwas Beendetes anschauen. Beendet, kein Geheimnis des Zufalls, der Welthoffnung oder des Weltschreckens ist mehr davon übriggeblieben. Alles ist ruhig, dunkel und fern geworden, und es geziemt uns, uns kurz darüber zu fassen.

Die Zeitgenossen und die Nachwelt, die es untersuchen will, müssen gleicherweise zugeben, daß wenige von den Söhnen der Menschen in irgendeiner Epoche einen zäheren Kampf ausgefochten haben, als es Friedrich getan hat und noch tut. Aber für Friedrich selbst wird traurig offenbar, daß seine Hilfsquellen von Jahr zu Jahr versiegen, daß ein Jahr kommen muß, da er keine Hilfsquellen mehr haben wird. Sie verebben sehr rasch, seine Hilfsquellen — rasch auch unzweifelhaft die seiner Feinde, aber nicht so rasch. Sie sind mächtige Nationen, er ist eine kleine Nation. Seine Gedanken tragen, wie wir bemerken, immer im Hintergrunde eine Färbung von tiefem Schwarz. Es ist leicht zu sagen. „Wir widerstehen, bis wir sterben!" Aber Jahr um Jahr umherzuziehen und es unter düsteren Vorbedeutungen wirklich zu tun, ohne daß man ein Ende vor sich sieht, ist nicht leicht. Viele Menschen, Könige und andere, haben eine so ernste Stel-

lung einnehmen müssen. — Wenige unter härteren Bedingungen als gegenwärtig Friedrich, und keiner, den ich kenne, mit wahrhaft stoischerer und männlicherer Fassung des Geistes. Er ist lange daran gewöhnt! Naß bis auf die Knochen kümmert man sich nicht um neue Schauer. Die Hauptsache ist, daß man die Brücke erreiche, ehe sie hinweggeschwemmt ist.

An den gewöhnlichen Hoffnungen in bezug auf die Türken, auf Frieden und dergleichen hat es Friedrich auch in diesem Winter nicht gefehlt. Doch sind sie nur zu erwähnen als ein Zug in Friedrichs Charakter, sonst nicht erwähnenswert. Hoffnung auf türkische Hilfe — es ist sehr merkwürdig, zu sehen, wie er diesen freundlichen Schimmer hegt, obgleich nie etwas daraus wurde. Glücklicherweise hindert dies nicht, sondern befördert vielmehr die äußerste Schleunigkeit seiner Rüstungen. „Je gerüsteter wir sind, um so günstiger die Aussichten auf die Türken und alles andere!" Friede wenigstens zwischen Frankreich und England war, nach einem solchen Vorschlag seitens Choiseuls und bei der Lage, in welcher Frankreich sich wirklich befand, eine vernunftgemäße Wahrscheinlichkeit. Aber in der Tat ist, wie wir bereits bemerkten, von dem ersten Jahre dieses Krieges an der Friede Friedrich jedes Jahr als möglich erschienen. Besonders seit 1759 hat man in fast jedem Winter lebhafte Friedenshoffnungen genährt. — „Kein Nachlassen der Rüstungen, eher das Gegenteil. Aber der Feldzug des nächsten Sommers wird gewiß plötzlich unterbrochen werden, und wir werden alle nur halb aufgebraucht heimkehren[1]!"

In der Tat hat Friedrich neue Freikorps ausgehoben, hat rekrutiert, ausgebessert und gerüstet mit größerem Fleiß als je. Und hat trotz der beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten zwei Armeen auf den Beinen, 96 000 im ganzen, für die Verteidigung von Sachsen und Schlesien. Heinrich soll Sachsen gegen Daun halten. Schlesien, mit Loudon und den Russen, soll Friedrichs schwerer Teil sein. Der Feldzug, von welchem sowohl die eine Partei als die andere große Dinge gehofft und gefürchtet hatte, schien einmal zwei Monate früher beginnen zu wollen als gewöhnlich. Wurde aber durch Friedrichs Gewandtheit und anderweitig lange hinausgeschoben und fing in Wahrheit, was wir Anfang nennen können, erst zwei Monate später an als gewöhnlich. Seine Führung fiel wesentlich beinahe ganz Friedrich zu. Übrigens erwies dieser Feldzug sich für ihn ebensowenig entscheidend als irgendeiner der vorhergehenden. Die einzige denkwürdige Begebenheit desselben ist jetzt Friedrichs Lagern bei Bunzelwitz, welches erst vier Monate nach Friedrichs Erscheinen im Felde stattfand. Und von Ende April, als Loudon seinen ersten Versuch machte, bis Ende August, als Friedrich jenes Lager bezog, gab es nichts als eine Reihe von Versuchen, sämtlich erfolglos. Von Demonstrationen, Märschen, Manövern und kleinen Ereignissen, welche im Interesse jedes Lesers die äußerste Ge-

[1] Schöning a. a. O.

drängtheit erheischen. Wenn die Leser sich die Mühe geben wollen, so folgen hier, so weit als nötig, die einleitenden Schritte.

Seit Fouqués Niederlage hat Goltz für gewöhnlich Schlesien unter seiner Obhut und erfüllt seine Aufgabe besser, als man erwartet. Man war nie der Ansicht, daß er Fouqués Talent besitze. Aber er zeigt eine rauhe Loyalität der Gesinnung, welche weniger egoistisch ist als die des feurigen Fouqué, und stürzt sich ehrlich auf seine Aufgabe, daß es eine Freude ist, ihn dabei zu sehen. Eine Freude besonders für den König, der in Goltz eine nützliche, tapfere und freimütige Seele erkennt und ihm in diesem Frühling den Verdienstorden (Ordre pour le mérite) gegeben hat, was eine hohe Aufmunterung war für Goltz. In Schlesien hatte seit Kosel im vergangenen Jahre ein Waffenstillstand zwischen Goltz und Loudon bestanden, der beiden hätte Ruhe geben sollen, dies jedoch, infolge von Mißverständnissen nicht gänzlich tat. Jedenfalls zeigte Loudon Ende April, indem er plötzlich mit einer bedeutenden Verstärkung für die bereits dort befindlichen Truppen in Schlesien einbrach, vertragsmäßig an, daß „in 96 Stunden" der Waffenstillstand aufhören werde. Und nachdem er pünktlich gewartet, bis die letzte der besagten Stunden abgelaufen war, warf Loudon (am 25. April in der Schweidnitz-Landeshuter Gegend) sich mit seinem gewöhnlichen Ungestüm auf Goltz — mit der Absicht, sich der schlesischen Pässe zu bemächtigen und Goltz (nur 10—12 000 gegen 30 000) zu vernichten, wie Fouqué das Jahr vorher.

Aber Goltz traf seine Maßregeln besser. Besetzte den „Galgenhügel von Hohenfriedberg", besetzte dies und das und stand in so kräftiger Haltung da, daß Loudon nach sorgfältiger Überlegung keinen Angriff wagte. Und das einzige Resultat war: Friedrich eilte zum Entsatz von Goltz herbei (brach aus der Meißener Gegend auf am 3. Mai) und erschien in Schlesien sechs Wochen früher, als er beabsichtigt hatte. Bezog aber dort wieder Winterquartiere (in Schweidnitz und dessen Nachbarschaft), während Loudon bei der ersten Kunde von ihm sich wieder vollständig nach Böhmen zurückzog. Zurück nach Böhmen, nach Braunau am Westrande des Glatzer Gebirges — dort sitzt Loudon hinfort eine lange Zeit still, sammelt still eine Armee von 72 000 mit strengen Befehlen von Wien, einen Kampf zu vermeiden, bis die Russen kommen. Loudon hat in diesem Jahre sehr hochfliegende Absichten. Beabsichtigt, mit Schlesien ganz zu Ende zu kommen — kann er das nicht, nach einem solchen Anfang mit Glatz, im vorigen Jahre? Dies ist die feste Überzeugung in Wien unter einsichtigen Männern. Der immer tätige Loudon ist dort der Bevorzugte gegenüber einem Cunctator, der viele Male zu cunctatorisch gewesen ist. War nicht Liegnitz selbst (wie viele meinen) ein Unglück, welches dem Zaudern eines anderen, nicht Loudons, zuzuschreiben war?

Mit Loudon sollen 60 000 Russen sich vereinigen unter einem Feldmarschall Buturlin, nicht unter dem mürrischen Soltikof in diesem Jahre.

Die Vereinigung soll in Oberschlesien in der Nachbarschaft von Neiße stattfinden. „Wir nehmen diese Festung", sagen die Leute in Wien. „Sie ist die nächste in der Reihe nach Glatz. Nach der Einnahme von Neiße gehen wir von dort nordwärts und säubern das Land auf unserem Marsche: Brieg, Schweidnitz, Glogau, wahrscheinlich Breslau selbst, während einer guten Zwischenzeit. Wir brauchen nur mit vier Festungen fertig zu werden, und die Sache ist beendet. Möge der König, der wie eins zu drei ist und Loudon als Befehlshaber gegen sich hat, versuchen, ob er es hindern kann!" Das ist das Programm in Wien und in Petersburg. Und demgemäß haben die Russen Ende Mai ihren Marsch angetreten, sind seitdem immer vorgerückt und müssen vor Ende Juni hier herum eintreffen. „Die Vereinigung soll so nahe als möglich bei Neiße stattfinden. Und unter keinen Umständen eine Schlacht gegen den König, ehe die Russen kommen." Nie zuvor waren die Leute in Wien ihrer Sache so sicher. Daun soll in Schlesien nicht „übereilt" handeln (ein Daun, von dem sie voraussehen können, daß er dazu nicht geneigt ist), sondern soll Loudons Spiel bewachen, sorgfältig den braven Loudon und seine Russen verstärken, trösten und schützen, bis sie gewinnen. Dann mag er in Sachsen so eilig zu Werke gehen, als er will. Dies ist das Programm des Feldzuges. — Die Leser fühlen, welche endlose Masse von vorläufigen Hökereien, Hakereien und Manövern jetzt von uns unterdrückt werden muß! Man lese die nachstehenden wesentlichen Bruchstücke, hauptsächlich chronologischer Art. — Und dann sofort nach Bunzelwitz und in die Zeit des Ringkampfes hier in Schlesien.

„Im vorigen Jahre", sagt eine verstreute Notiz, die wir hier am besten einschalten, „marschierte Tottleben nicht nach Hause, sondern zog den ganzen Winter mit etwa 10 000 in Ostpommern umher. Suchte in jenen Gegenden mehrfachen Schaden anzurichten, besonders etwas gegen Kolberg auszuführen, welches die Russen im nächsten Sommer mit größerem Eifer als je zuvor zum dritten und womöglich zum letzten Male belagern wollen."

‚Wir wollen ihre Außenwerke dort stürmen,' denkt Tottleben, ‚besonders Belgard, das hauptsächlichste Außenwerk, das hartnäckige kleine Krähennest Kolberg dichter und dichter umgürten und es zu rechter Zeit für die Belagerung fertig haben.' „Tottleben machte Versuche gegen die Außenwerke, besonders gegen Belgard, das hauptsächlichste" (18. Januar 1761), „aber ohne den geringsten Erfolg bei Belgard. Empfing statt dessen eine derbe Zurechtweisung, da Werners Leute die Augen weit offen hatten [1]. Worauf Tottleben und sie einen Waffenstillstand schlossen. ‚Friede halten bis zum 12. Mai', bis zum 1. Juni, wie es sich ergab, um welche Zeit" (dann oder später, je nachdem die schlesische Krisis es gestattet) „wir uns wieder nach ihnen umsehen wollen.

Am 3. Mai, wie oben angedeutet, brach Friedrich eilig nach Schlesien auf und verließ an diesem Tage Meißen mit einer Armee von einigen 50 000 mit dem dringenden Vorhaben, Goltz aus seiner gefährlichen Lage dort zu befreien. Dies ist einer von Friedrichs berühmten Märschen, ausgeführt in einem Minimum von Zeit und mit einem Maximum von Geschick, wozu ich nur bemerken will, daß er eines Nachts ‚wieder in Radewitz Quartier nahm, bei Hochkirch in demselben Hause wie damals' (auf was für dreißig Monate konnte er zurückblicken, als er in Schlaf versank!), „und daß

[1] Ein Bericht in Heldengeschichte VI. 670.

den Marsch niemals ein Unheil befiel, obgleich Dauns Truppen in ganz Sachsen und der Lausitz die Flanke umschwärmten hauptsächlich in der Befürchtung, daß ein Marsch nach Böhmen hinein zum Entsatz von Goltz beabsichtigt sei, statt dessen, was wirklich beabsichtigt war." Sechs Wochen lang nach jenem schweren Marsche bezogen des Königs Truppen wieder Winterquartiere und hielten Rast.

Prinz Heinrich wird in Sachsen zurückgelassen, ihm gegenüber steht Daun mit gewaltiger Macht, Daun und das Reich. Zwischen ihnen und Heinrich — Seidlitz war wieder im Felde mit Heinrich, Seidlitz und andere angesehene Männer — kam es zu sehr viel ausgezeichnetem Manövrieren, schnellem Detachieren und gelegentlichem scharfen Einhauen in kleinem Maßstabe, aber nichts von Bedeutung, was uns hier oder später aufhalten könnte. Wir wollen nur sagen, daß Heinrich sich in wunderbarem Maße gegen den mächtigen überwältigenden Daun und seine österreichischen und Reichsmassen behauptete und daß Napoleon, ich weiß nicht, nach wieviel Studium, diesen Feldzug von 1761 für das Meisterstück Heinrichs und für ein Unternehmen von wirklicher Bedeutung erklärte: „La campagne de 1761 est celle où ce prince a vraiment montré des talents supérieurs; die Schlacht bei Freiberg" (man warte bis zum nächsten Jahre) „ist im Vergleich damit nichts [1]." Dies Urteil mag allerdings Militärs dabei aufhalten, darf aber uns auf keine Weise verzögern. Da der Erfolg Heinrichs ein unentschiedenes Spiel oder doch nahezu ein solches war, wie wir sagten, wollen wir, ohne uns durch ihn unterbrechen zu lassen, Friedrich und Goltz folgen.

Friedrich und Goltz — oder ach, sehr bald Friedrich allein; denn der tapfere Goltz schwand bald von seiner Seite dahin! Nach einer kurzen Vereinigung in der Gegend von Schweidnitz entsandte Friedrich Goltz nach seinem alten festen Lager bei Glogau, um dort Wache zu halten. Während Goltz dort luchsäugig geschickt Wache hielt, machte er aus freien Stücken einen Vorschlag (22. Juni): ‚Verstärken Sie mich auf 20 000, Ihro Majestät; ich will die und die vorrückenden Russen angreifen!' Was seine Majestät schnurstracks billigte und in Gang brachte [2]. Goltz strengte darauf alle seine Kräfte an, vielleicht zu sehr und hätte, wie man meinte, endlich in bezug auf diese noch in Abteilungen getrennten Russen wirklich etwas für den König tun können — eine Sache, die ausführbar ist, wenn man Energie und Geschwindigkeit besitzt, sonst immer unausführbar. Aber ach, als der arme Goltz gerade für den Marsch gerüstet war, wurde er von einem plötzlichen heftigen Fieber ergriffen, wahrscheinlich die Folge von Überanstrengung, und in dieser traurigen Flamme verloderte sein tapferes Leben in drei oder vier Tagen. — Er ist dahin auf immer, 30. Juni 1761, zum Bedauern Friedrichs und vieler anderen.

Der alte Zieten wurde sofort von Glogau über die Grenze vorgeschoben, um an Goltz' Stelle zu treten, hatte aber, wie ich fürchte, jetzt nicht die erforderliche Geschwindigkeit. Zieten manövrierte nur umher und kehrte zurück ‚als Begleiter der Russen', wie Heinrich, Dohna und andere es vorher gemacht hatten. Die Russen rückten von der nordöstlichen oder polnischen Seite ohne Schwierigkeit in Schlesien ein und waren (15.—20. Juli) im Bereich von Breslau und einer offenen Straße nach Süden, zur Vereinigung mit Loudon, der dort nach ihnen zu in Bewegung ist. In der Gegend von Breslau zaudern und hausieren sie nach Bequemlichkeit noch drei Wochen. Und wenn ihre Vereinigung mit den Österreichern ‚in der Nachbarschaft von Neiße' verhindert oder gehemmt werden soll, so ist es Friedrich, nicht Zieten, der dies wird tun müssen.

Es gelang Friedrich, die Vereinigung in der Nachbarschaft von Neiße (bei Oppeln, wo sie hätte stattfinden sollen, etwa sieben Meilen von Neiße) durch Geschwindigkeit und Geschick zu verhindern. Aber er weiß wahrscheinlich, daß die Ver-

[1] Montholon, Mémoires de Napoléon VII. 324.

[2] Goltz' Brief an den König, „Glogau, 22. Juni 1761", bei Tempelhof (V. 88—90), welcher den Plan für gut hält.

einigung an irgendeinem Orte unvermeidlich ist. Diese Märsche und Manöver gegen den schnellen Loudon und die langsamen Russen gehören zu Friedrichs berühmten Unternehmungen; aber wir wollen nicht dabei verweilen. Meine Leser kennen des Königs Art und Weise in solchen Fällen, haben ihn bereits auf zwei Märschen begleitet und sogar durch diese selben Straßen und Gegenden. Wir wollen nur sagen, daß die Russen sehr saumselig waren und gewesen waren, Loudon gerade das Gegenteil und ihr und Loudons Widersacher noch mehr. Daß die Russen, die endlich nahe an Breslau herangekommen waren, fünf Tage lang (6.—11. August) die arme Stadt in planloser Weise beschossen und Lärm und Furcht über sie verbreiteten, ohne jedoch wirklichen Schaden zu tun, und gleichsam nur zum Zeitvertreib und allmählich Vorposten bis nach Oppeln, gegen Loudon zu, auf ihrem sicheren, rechten Ufer der Oder vorgeschoben hatten. Daß Loudon, sobald er derselben ansichtig wurde, so schnell als möglich neißewärts geeilt war und einige Märsche unter guten Aussichten vollendete, aber bei Münsterberg (22. Juli) am Morgen seines dritten oder vierten Marschtages zu seinem Erstaunen Friedrich vor sich sah, näher bei Neiße als er selbst, und daß in der Gegend von Neiße nichts getan werden konnte und keine Vereinigung mit den Russen dort möglich war.

‚Versuchen wir es denn bei Schweidnitz!' sagte Loudon. Die Russen stellen ihre Beschießung von Breslau ein, überschreiten die Oder bei Auras oder Leubus (11.—12. August), und Loudon marschiert nach einigen schlauen Manövern in der Richtung von Schweidnitz zurück, vorsichtig, geschickt, während Friedrich ihm folgt, um auch hier eine Vereinigung zu verhindern oder zum mindesten einen Streich zu führen, ehe sie stattfinde. Viel schlaues Marschieren, Stellungwechseln und Manövrieren gibt es jetzt tagelang um Schweidnitz herum auf allen Seiten, Lagerungen Friedrichs, der bald in Liegnitz, bald in Wahlstatt, bald in Schönbrunn oder Striegau sein Hauptquartier hat. Ohne daß Loudon der geringste wesentliche Schaden zugefügt oder die Wahrscheinlichkeit, die Vereinigung verhindern zu können, gesteigert wird. Auch kein Anerbieten einer Schlacht; Loudon läßt sich nicht so leicht schlagen als andere. Die Russen kommen im Schneckenschritt heran, so wenigstens meint Loudon, der höchst ungeduldig ist, sich aber nicht zu Fehlern hinreißen läßt, sondern sich gut deckt (Kunzendorf am Rande der Glatzer Berge ist sein Hauptposten) und die Wege für seine schwerfüßigen Freunde offen hält.

In Nikolstadt, einen Tagemarsch von Wahlstatt, stehen am 16. August 60 000 Russen vor Friedrichs Front, 72 000 Österreicher in seinem Rücken. Was kann er mit allerhöchstens 57 000 gegen sie tun? Jetzt war es Zeit, über den König herzufallen und ihn zwischen zwei Feuern zu vernichten, was, wie man meint, möglich gewesen wäre, hätten sie gleichzeitig und mit aller Kraft gehandelt. Aber Gleichzeitigkeit war schwierig, und der Wille selbst fehlte oder war nur auf Loudons Seite vorhanden. Nichts Derartiges wurde von seiten der Verbündeten versucht und noch weniger von seiten Friedrichs — der auf seiner Hut ist und von den umliegenden Höhen endlich wahrnehmen muß, was er nicht hindern kann. Er sieht beide Armeen auf dem Marsche, die Österreicher von der südöstlichen oder Kunzendorf-Freiberger, die Russen von der nordöstlichen oder Kleinerwitzer Seite, die sich in vielen Kolonnen, die einen im Rücken von Jauer, die anderen im Rücken von Liegnitz heranwinden, bis sie sich (18. August) „die Hände reichen", wie man es nennt, oder sich gegenseitig mittels ihrer leichten Truppen berühren. Und am 19. (als Friedrich schon mit der Ausführung eines anderen Planes beschäftigt und *nicht* als Zeuge gegenwärtig ist) fallen sie einander in die Arme, alle in *einer* Postenkette aufgestellt[1]. ‚Kann der Reichshofrat sagen, daß unsere Vereinigung nicht vollständig ist?' Und so endet das, was wir den einleitenden Teil nannten, und die Zeit des Entscheidungskampfes scheint gekommen.

[1] Tempelhof V. 58—150.

Es bleibt Friedrich jetzt weiter nichts übrig, als zu versuchen, ob er sich nicht Kunzendorfs bemächtigen[1] (die Leser mögen auf ihrer Karte danach sehen) und Loudons Brotstab abschneiden kann, Loudons und damit auch Buturlins. Denn die ganzen 130 000 sollen jetzt von Loudon mit Nahrungsmitteln versorgt werden, und er wird finden, daß dies keine leichte Aufgabe ist. Hätte sich Friedrich mit aller Geschwindigkeit, deren er fähig, gerade auf Kunzendorf losgestürzt, so meint man, hätte er Kunzendorf nehmen können. Aber er mußte seine Absicht maskieren und im Rücken oder östlich von Schweidnitz hinmarschieren, nicht westlich. „Sie werden denken, daß ich mich in Verzweiflung davon mache, um den starken Posten von Pilzen dort zu besetzen, während Schweidnitz mich in der Front deckt!" hoffte Friedrich (am Morgen des 19.), als er zu jenem Unternehmen aufbrach. Aber indem er sich so in einer Bogenlinie näherte, fand er, daß Loudon in bezug auf solche Verzweiflung ganz skeptisch gewesen war und jedenfalls mittels der Sehne Kunzendorf und seine Nahrungsquellen gesichert hatte. Am 20. August bei Tagesanbruch, berichten die Kundschafter, daß die Kunzendorfer Gegend wieder vollständig besetzt ist, und daß Loudon sich dort befindet. Es nützt nichts, weiter dorthin zu marschieren. — Wohin also jetzt?

Friedrich kennt Pilz, weiß, was für ein bewunderungswürdiger Posten es wirklich ist. Außerdem daß Schweidnitz dann zwischen ihm und dem Feinde liegen und einer Belagerung ausgesetzt sein würde, was nicht geschehen darf! Friedrich beginnt seinen Marsch in demselben Augenblick, als er jene Nachricht von Kunzendorf erhielt, nicht nach der Ostseite (wie es seine Absicht gewesen, ehe die Kundschafter zurückkehrten), sondern nach der westlichen oder bloßgestellten Seite von Schweidnitz. — Er stand abwartend da, bereit, eine von beiden Straßen einzuschlagen, und verlor keinen Augenblick, nachdem seine Kundschafter zurückgekehrt waren. Alle befanden sich auf dem Marsche um 3 Uhr morgens am 20. August. Und er lagert noch in einer frühen Morgenstunde in der Mitte des Weges zwischen Schweidnitz und Striegau. Sein rechter Flügel bei Zedlitz (wenn der Leser seine Karte ansehen will), sein linker Flügel bei Jauernick und sein Hauptquartier Bunzelwitz, ein armes Dorf, welches seitdem in der Kriegsgeschichte berühmt geworden ist. Und beginnt (der früher eingetroffene und *ausgeruhte* Teil seiner Armee beginnt an demselben Abend) nach einem vorher gefaßten Plan in außerordentlichem Umfang zu graben und zu schanzen, wobei kein Feind ihn beachtet oder im geringsten belästigt. Dies ist das weltberühmte Lager von Bunzelwitz, bei dem es der Mühe wert ist, etwas zu verweilen.

Für gewöhnliche Augen hat das Gelände hier herum keine besondere militärische Stärke. Ein welliges Land, nichts Schroffes oder Hohes darin, vielmehr eine wirkliche Ebene, vortrefflich für Reiterei und deren Tätig-

[1] S. Kartenanhang.

keit. Dies letztere ist auch ein Vorteil, welchen Friedrich sehr wohl bemerkt hat, und woraus er für seinen Plan Nutzen zieht. Der Flächenraum, den er einnimmt, ist etwa anderthalb Meilen lang und ebenso breit. Auf der Westseite fließt das noch schmale Wasser der Striegau, mehr oder weniger zur Verteidigung geeignet, und weiter entfernt am Ufer derselben stehen kleine grüne Hügel, welche ihre steilste Seite dem Flusse zukehren. Das uneinnehmbare Schweidnitz mit seinen Vorräten aller Art, besonders mit seinem Vorrat von Kanonen und Brot liegt auf der linken oder Ostseite des Umkreises. In dem dazwischen befindlichen Raume sind friedliche Dörfer und Gehöfte, Sumpfstrecken und Hügel, von denen einige bewaldet. Kein Dorf, Sumpf oder Hügel, dessen Friedrich sich nicht bemächtigt, und den er sich nicht zunutze zu machen sucht. „Schnell, Bursche, grabt hier zu und seid zu ihrem Empfange bereit, wenn sie anzugreifen wagen."

Und 25 000 Spaten und Hacken sind an der Arbeit unter einem Feldingenieur, der nicht seinesgleichen in der Welt hat, wenn er sich mit diesem Geschäfte befaßt. Zu allen Stunden, Tag und Nacht, 25 000. Die eine Hälfte der Armee schläft, während die andere Hälfte gräbt, karrt, schaufelt. Sie strengen sich aufs äußerste an und sind beständig wie die Zeit selbst. Solche Leute werden in drei Tagen ein gutes Stück Spatenarbeit tun. Batterien und Schanzen, große und kleine, grabt rüstig fort! Hier ist auch Gelände für Reiterei. Postiert sie hier und dort, damit sie in ihrem Biwak bereit sind, sollte es unseren Batterien schlecht ergehen! Lange Gräben sind da und auch kurze Batterien, welche alle Eingänge bestreichen und unter denselben Minen. „Wir wollen euch und unsere Batterien zusammen in die Luft sprengen, solltet ihr sie erobern!" denken die Preußen, wenigstens die gemeinen Soldaten, wenn Friedrich es nicht tut. „Minen und der Gedanke, in die Luft gesprengt zu werden," sagt Tempelhof, „sind immer sehr schreckenerregend für den gemeinen Mann." An einigen Stellen sind „die Gräben 16 Fuß breit und 16 Fuß tief", sagt ein bewundernder Archenholz, der dort war. „Und wir haben zwei Flatterminen" (Apparate zum In-die-Luft-Sprengen) „bei jeder Batterie[1]."

„Bunzelwitz, Jauernick, Tschechen und Peterwitz sind sämtlich befestigt", fährt Archenholz fort. „Würben im Zentrum gleicht einer Zitadelle, welche auf das Striegauer Wasser hinabblickt. Schwere Kanonen in großer Menge haben wir aus Schweidnitz herbeigeschafft. Wir haben im ganzen 460 Stück Geschütze und 182 Minen. Würben, unsere Zitadelle und Zentrum, liegt etwa eine Meile von Schweidnitz. Unsere Schanzgräben" — ihr habt schon gehört, „was für Abgründe einige derselben sind. Vor den Linien befinden sich Palisaden, Sturmpfähle, und was wir Spanische Reiter nennen (Chevaux-de-Frise). Wälder haben wir im Überfluß in unserem Umkreise, und die Äxte sind mit zimmermännischen Arbeiten dieser Art beschäftigt. Es sind vier verschanzte Hügel da, 24 große

[1] Archenholz II. 262.

Batterien, die alle aufs schönste spielen können, wie Stücke in einem Konzert." Vier kunstreich verschanzte mit Kanonen besetzte Hügel, Flatterminen darunter. Versucht hereinzukommen, wo ihr wollt, Ströme von tödlichen Kugeln werden über euch hereinbrechen, und ein Konzert von 24 großen Batterien wird seine Musik beginnen! —

Als Loudon am dritten Tage diese Anstalten betrachtet, um die er sich bisher nicht gekümmert hat, findet er sie von einer Art, derengleichen er sich nie vorher hatte träumen lassen. Verschanzungen, in ihrer Weise ebenso stark wie Gibraltar — die mit Erfolg anzugreifen, furchtbar schwierig sein wird. Noch acht Tage länger rastete Friedrich nicht mit seiner Spatenarbeit, machte viele Veränderungen und Verbesserungen, bis er durch Kunst ein wahres Stolpen, ein Plauen oder mehr daraus gemacht hatte. Cogniazo, der österreichische Veteran, sagt: „Plauen und Dauns oft verspottete Vorsichtsmaßregeln dort waren im Vergleich damit nichts. Nicht als wäre Bunzelwitz so unzugänglich gewesen als unsere Felsen dort; aber weil es ein Meisterstück der Kunst war, in welchem die Grundsätze der Taktik mit denen der Verschanzung im offenen Felde verbunden waren wie nie zuvor." Tielcke wird ganz beredt dabei: „Ein Meisterstück in Hinsicht auf Beurteilung des Geländes", sagt er, „und in Benutzung desselben ein Muster solider, wahrhafter und vollendeter Feldbefestigungskunst[1]."

Zieten wird dazu ausersehen, auf den Höhen von Würben, der Zitadelle des Lagers, Wache zu halten, und späht mit scharfem Auge nach Südwesten. Ringsumher in einem gewaltigen Halbmond auf dem Rande der Berge drüben mehr als eine Meile von Zieten entfernt liegen die zornigen Feinde, die Österreicher im Süden und am nächsten bei Kunzendorf und Freiberg. Die Russen stehen auf dem Gipfel der Striegauer Berge, welche mehreren von uns wohlbekannt sind. Das russische Hauptquartier ist Hohenfriedberg — wer würde das gedacht haben, Herr General von Zieten? Vor sechzehn Jahren haben wir diese Höhen unter anderer Besetzung gesehen. Österreichische Feldmusik und fliegende Fahnen kamen herunter. Tausend und aber tausend österreichische Wachtfeuer loderten da drüben in der stillen Juninacht, dem Vorabend eines solchen Tages! Die Bayreuther Dragoner und ihre Nr. 67 — ihr werdet die Bayreuther Dragoner zwar noch in gewissem Sinne hier finden, aber auch in gewissem Sinne nicht. Ihr fechtender Chasot ist schon vor langer Zeit nach Lübeck gegangen, wird vielleicht Friedrich später einmal einen Besuch abstatten. Ihr feuriger Geßler ist viel weiter fortgegangen und wird nie mehr jemanden besuchen! Es waren damals der Schnitter viele, und sie sind meist zur Ruhe gegangen. Hier ist eine neue Ernte. Die alten Sicheln sind noch hier; aber die Hände, welche sie führten — „Ruhig!" antwortet der Herr General, der dies alles aufs beste weiß, aber abgeneigt ist, darüber zu reden.

[1] Tielcke III., S. Bunzelwitz (welcher als ein anziehendes Stück gerühmt wird); österreichischer Veteran IV. 79: zitiert von Preuß II. 285.

Man denke sich Loudons Erstaunen am dritten Tage. „Während wir Beratungen gepflogen, wie wir ihn angreifen sollten, ist er da — sollen wir sagen unangreifbar?“ Unangreifbar, das will Loudon nicht zugeben, obschon Buturlin es ganz zugegeben hat. „Schwierig, mörderisch,“ denkt Loudon, „aber möglich gewiß, könnte man Buturlin nur davon überzeugen!“ Und er versucht seine ganze Rhetorik an Buturlin: „Schmach über uns!“ eifert der feurige Loudon. „Die Kaiserlichen und Zarischen Majestäten, der Kriegshofrat, der russische Senat, Wien, Petersburg, Versailles und die ganze Welt — was erwarten sie von uns? Uns selbst schien es gewiß, und hier sitzen wir und sehen den Dingen hilflos zu!“ Loudon bearbeitet Buturlin aufs eifrigste: „Glauben Sie nur, daß es möglich ist. Es wird sich ein Plan machen lassen, viele Pläne. Die Aufgabe ist gelöst, wenn Ew. Exzellenz nur daran glauben will.“ Was Buturlin nie ganz will.

Niemand weiß besser als Friedrich, in welcher gefährlichen Krise er sich jetzt befindet. Wenn er hier geschlagen wird, was für eine Armee oder Hilfsquelle bleibt ihm übrig? Schlesien ist ihm verloren. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das ganze Spiel für ihn verloren. Dies hier bei Bunzelwitz ist seine letzte Karte; dies ist jetzt sein einziger fester Platz in der Welt. Wir brauchen nicht zu sagen, ob er in bezug auf denselben wachsam ist. Seit dem vierten Tage, als seine Verschanzungen nur erst im Umriß fertig waren, erwartet er, besonders angegriffen zu werden. In der fünften Nacht, meint er, wird es geschehen, da er Loudons Art und Weise kennt. Gegen Sonnenuntergang an jenem Abend (25. August) werden alle Zelte abgebrochen. Zelte, Kochkessel, jedes Stück Gepäck, sein eigenes dabei, werden nach den Höhen von Würben geschafft (nach Schweidnitz, sagt Archenholz, hat sich aber falsch erinnert). Das Gelände wird für den Kampf gesäubert. Und Reiterei und Fußvolk, jeder Mann marschiert aus und steht unter den Waffen in Bereitschaft.

Jedermanns Erwartung zuwider wurde in jener Nacht nicht ein Schuß gehört. Ebensowenig in der nächsten Nacht oder in der dann folgenden. Aber die Übung der Wachsamkeit wurde fortgesetzt. Pünktlich wie die Mathematik. Zu einer bestimmten Stunde des Nachmittags werden alle Zelte abgebrochen. Das Feld wird von Zelten und Heergerät gesäubert, und die 50 000 warten an ihren Plätzen unter den Waffen. Am nächsten Morgen, wenn sich nichts begeben hat, kommen die Zelte zurück. Die Armee (die eine Hälfte derselben zur Zeit, oder beinahe die ganze, je nachdem die Dinge stehen) rastet, schläft, wenn sie kann. In der Nacht gibt es Wachsamkeit, Arbeit und keinen Schlaf. Man fühlt, daß dies ein mühevolles Leben ist, aber es ist ein notwendiges.

Auch läßt der König es bei diesen Einzelarbeiten nicht an sich fehlen. Weit davon entfernt — der König ist da als Ohr und Auge des Ganzen. Für den König allein steht in der Nähe der Hauptbatterie „auf dem Pfarrberg nämlich unter der Baumgruppe dort“ ein kleines Zelt mit einem Bün-

del Stroh, wo er sich niederlegen kann, wenn es ihn gut dünkt. Wenn alles sicher ist, wird er dies tun. Vielleicht aber wacht er doch bald wieder auf und wandert bei seinen Wachposten umher oder wärmt sich an ihren Feuern. Eines Abends hört man unter den Befehlen das folgende Item: „Und vergeßt nicht ein Bündel Stroh, damit ich nicht wieder auf der Erde schlafen muß, wie vorige Nacht[1]!" Viele Anekdoten zirkulieren bis auf den heutigen Tag über seinen freundlichen, zutraulichen und leutseligen Verkehr mit den Schildwachen und die rauhe Gastfreundschaft, die sie ihm an ihren Wachfeuern bewiesen. „Guten Abend, Kinder." „Guten Abend, Fritz." „Was kocht ihr euch da?" — und dann probierte er einen Löffel davon in solcher Gesellschaft, während die rauhen Gesellen mit Rauchen einhielten. „Ihr wißt ja, er mag es nicht!" „Nein, raucht weiter!" erklärte der König.

Meistens erfunden, diese Geschichten, aber ihre Sprache ist wahr und sehr merkwürdig für uns. Wie die eines arabischen Scheiks unter seinen Stammgenossen, wie die eines Mannes, dessen Autorität nicht aufrechterhalten zu werden braucht, sondern für ihn selbst und für jedermann ein Naturgesetz ist. Er erlaubt sogar etwas Spaßmacherei, einen rauhen Scherz gegen sich selbst, wenn derselbe nur aufrichtig aus den gegebenen Verhältnissen entspringt. Die armen Leute sind dieser Arbeit schrecklich überdrüssig. Solches Biwakieren, Packen, Auspacken und beständiges Warten auf das Ringen der Schlacht, welche nie kommt. Kommißbrot und Mehl sind reichlich genug da. Aber das Fleisch fängt an zu fehlen, und vor allem können sie keinen ordentlichen Schlaf finden. Friedrichs eigene Tafel, glaube ich, ist sehr sparsam besetzt („eine Tasse Schokolade ist an Marschtagen mein Mittagessen", schrieb er einmal in diesem Feldzuge). Jedenfalls ist sein Quartier — die nasse Erde und das Stroh zuweilen vergessen — keins von den besten. Und so muß es fortgehen, Nacht auf Nacht und Tag auf Tag. Am 8. September zog General Bülow nach etwas frischem Fleisch aus und brachte „200 Stück Rindvieh" (nicht sehr fett, wie ich fürchte) „und 300 Schafe zurück[2]".

Loudon müht sich diese ganze Zeit hindurch ab, wie selten ein Mensch es tat, Buturlin zum Losschlagen zu bewegen. — Dieser Mensch jedoch bleibt schlaff, und Loudon drängt und drängt ihn immer wieder vergeblich. Loudon leugnet nicht die Schwierigkeit, aber besteht auf der Möglichkeit, der Notwendigkeit. Man hält Kriegsräte, man wendet ein, man redet zu. „Wir wollen euch ein Korps leihen," antwortet Buturlin, „aber was die Mitwirkung unserer Armee angeht — ausgenommen auf diese indirekte Art, das ist zu gefährlich!" Inzwischen fangen die Lebensmittel an auszugehen, die Zeit drängt. Ein förmlicher Plan wird von dem feurigen Loudon vorgelegt. Loudon selbst soll den tödlicheren Teil desselben über-

[1] Seyfarth III. 16. Anm.
[2] Tempelhof V. 172.

nehmen. „Beachtet das, edle russische Herren; und ihr sollt den leichteren haben!" Das ist doch loyal gehandelt und nicht nach der alten Katzenpfotenart? Aber auch hierin liegt eine Beleidigung. Buturlin und die Russen murren bei sich: „Und ihr wollt dann das ganze Verdienst davon haben, wie bei Kunersdorf? Wir sind bloße Gehilfen oder Hilfstruppen. Und wir sind ein Feldmarschall; und ihr, was ist euer Rang und euer Dienstalter?" Kurz, sie wollen es nicht tun und antworten zuletzt kalt: „Ein Korps, wenn ihr wollt; aber die ganze Armee, entschieden nein." Worauf Loudon halb wahnsinnig nach Hause geht und eine Kolik von 48 Stunden hat. Dies geschah am 2. September, die schließliche herbe Weigerung, beinahe herzbrechend für Loudon. Die Lebensmittel sind überdies so zusammengeschmolzen, die Jahreszeit für den Feldzug fast so gut wie dahin, ein Resultat nicht vorhanden. Nicht einmal der Versuch zu einem Resultat.

Kein Preuße von Friedrich abwärts hatte daran gezweifelt, daß ein Angriff stattfinden werde. Der großartige Ausgang und die feurige Vollendung dieser dunkeln beständigen Mühsale und Nachtwachen. Dreimal in verschiedenen Nächten meinten die Preußen, Loudon sei ausmarschiert und habe ein wirkliches Unternehmen im Sinne, und dreimal habe er sich wieder zurückgezogen — statt nur einmal, wie die Sache sich wirklich verhielt, worauf er die Kolik bekommen hatte[1]. Friedrichs eigene Ansicht, daß die beiden Generale „bei Tische, die Gläser in den Händen" in der Begeisterung eines solchen Augenblicks verabredet, es zu tun, aber bei nüchterner Untersuchung es zu bedenklich gefunden hätten[2], scheint unbegründet zu sein. Ob sie ihn wirklich hätten stürmen können, wenn sie alle gewollt hätten, ist noch eine Frage und muß es bleiben. Mittwoch abend, 9. September, bemerkte man in dem russischen Lager eine große Bewegung. Auch von den Österreichern kommen Regimenter zu Fuß und zu Pferde hierher herab. „Wollen es also versuchen?" dachte Friedrich und trat sofort unter die Waffen. Die Ansichten waren verschieden. Aber um 10 Uhr abends ging das ganze russische Lager in Flammen auf, und am nächsten Morgen waren die Russen nicht mehr da.

Die russische Hauptarmee ist rein fort, schon in Jauer angelangt, wie wir hören. Und Beck mit einer Division soll sie sicher über die Oder geleiten — nur Tschernyschew und 20000 sind als ein Korps Loudons zurückgeblieben und lagern mit allen Österreichern wieder ruhig auf ihren Höhen von Kunzendorf. Und so am zwanzigsten Morgen, 10. September, endete diese seltsame Begebenheit. Die Kugeln werden wieder aus jenen Batterien herausgezogen, das Pulver wieder aus jenen Minen entfernt. Gar kein Abfeuern eurer schweren Artillerie, ja nicht einmal eurer leichten, nach solchem mühsamen Laden und Hin- und Herschieben während der drei letz-

[1] Tempelhof V. 170.
[2] Oeuvres de Frédéric V. 125.

ten Wochen. Die Preußen hören auf mit ihrem Biwakieren und nächtlichem Abbrechen der Zelte und lagern hinfort nur auf menschliche Weise, ihre „Spanischen Reiter“ (friesische Pferde, Chevaux-de-Frise, nennen andere sie), ihre Sturmpfähle und kunstreichen hölzernen Ingenieurwerke verbrauchen sie allmählich als Brennmaterial in den kalten Nächten, da sie finden, daß Loudon sich absolut ruhig hält, und daß es mit der Sache vorläufig aus ist. Eine große Gefahr ist auf schöne Weise abgewandt, wiewohl noch viele andere bevorstehen.

Um Buturlins Marsch zu beschleunigen, entsandte Friedrich am folgenden Tage, dem 11. September, General Platen mit etwa 8000 Mann (so hoch schätze ich ihre Zahl nach Tempelhofs Angabe der Bataillone), welche um Buturlins Flanke herummarschieren und seine Magazine verbrennen sollten. Platen ein tapferer, geschickter Mann führte diesen Auftrag, wie man von ihm erwarten durfte, in glänzendem Stile aus. Er eilte geschickt an Buturlins Saum entlang vorwärts, hörte von einer diesem gehörenden großen Wagenburg oder wanderndem Magazin in Gostyn, jenseits der polnischen Grenze, in der Tat seinem wandernden Brotkorb, der als Wagenburg in einem Kloster dort und um dasselbe herum mit Gräben, Ziegelsteinmauern, Kanonen und einer Verteidigung versehen war, die man für ein so wichtiges Marschbedürfnis als genügend erachtete. Am 15. September vor dem Hahnenruf brach Platen plötzlich auf diese Wagenburg mit ihren Kanonen, Gräben, Ziegelsteinmauern und verteidigenden Russen los und stürmte hinein mit außerordentlicher Wut. „Die Bajonette gefällt,“ befahl er an dem Hauptpunkte ihrer Verteidigung, „nicht ein Schuß, bis sie hinausgeworfen sind!“ Und warf sie demgemäß hinaus in Flucht und Verderben, machte 1845 Gefangene, nahm sieben Kanonen, verbrannte die 5000 Proviantwagen, die Seele des Unternehmens, und machte sich sofort wieder auf den Marsch[1]. Abteilungen von ihm warfen sich dann auf Posen, auf Posen und andere kleine russische Depots in jenen Gegenden, Heumagazine, Kommißbrotvorräte und Soldatenuniformen. Man verteilte oder verbrannte dieselben und zerstörte so vollständig den Wandertornister oder allgemeinen Reisesack Buturlins, daß Buturlin entweder weitereilen oder verhungern muß.

Nachdem Platen dies ausgeführt, marschierte er (ohne neue Befehle vom Könige zu erwarten, sondern dieselben vorwegnehmend zu des Königs großer Zufriedenheit) sofort, so schnell er konnte und mit der geschicktesten Anordnung von Wegen und Methoden, nicht zurück zu dem Könige, sondern weiter nach Kolberg. Welches, wie er weiß, und wie die Leser bald erfahren werden, seiner gegenwärtig gar sehr bedarf. Und langte, obschon er den ganzen Weg rings von Kosakenhaufen umschwärmt war und leichte Truppen ihn bis zum äußersten anzugreifen suchten, am 25. September unbeschadet dort an, schlug sich siegreich durch die Scharen der

[1] Tempelhof V. 281—293; Heldengeschichte VI. 643—649.

Belagerer und wird wieder sichtbar genug sein, wenn wir dort ankommen. Der zürnende Buturlin verfolgte ihn heftig, begierig, Platen zu strafen. Konnte ihn aber nicht zu fassen bekommen, sondern fand, daß Platen auf und davon war nach Pommern — zu welchem Zwecke, wußte Buturlin wohl, obgleich nicht so wohl, was er infolgedessen tun solle. „Unsere armen Belagerer dort verstärken und sie wieder verstärken" (in ungeheurem Umfang, so daß sie am Ende 40 000 zählten) — „außerdem Brot von ihnen bekommen — und nicht lange nachher insgesamt dorthin strömen wegen Brot für uns selbst und um ihrer Bedrängnis willen!" Das war es im ganzen, was Buturlin tat.

Friedrich blieb über vierzehn Tage länger in Bunzelwitz als Buturlin. „Warum blieb Friedrich nicht ganz und gar hier und wartete?" sagten einige triumphierend bald nachher. Das war nicht gut möglich. Sein Schweidnitzer Magazin ist beinahe aufgezehrt, nur noch auf einen Monat Lebensmittel für eine so große Anzahl übrig. Auch wird das Maß der Krankheit in diesem Bunzelwitzer Kreise schwerer und schwerer. Endlich ist es höchst wünschenswert, daß Loudon, der nichts in Aussicht hat als Böhmen, sobald als möglich zum Aufbruch dorthin veranlaßt und sein Rückmarsch beschleunigt werde. Am 25.—26. September wird Friedrich wieder unterwegs sein.

Und können wir nicht inzwischen diese vierzehn Tage der Ruhe anwenden, um gewisse andere, für ihn und für uns interessante Begebenheiten zu erwähnen, die sich auf anderen Teilen des Kriegsschauplatzes zugetragen haben oder zutragen? Über Heinrich in Sachsen verpflichteten wir uns, nichts zu sagen, und in der Tat — während der große Daun mit seinen Lacys und Reichsvolk so ruhig dalag, durch Rücksichten gebunden (Daun detachiert und wacht unablässig zur Unterstützung seines Loudon und der Russen und ihrer dreimal wichtigen Operationen, welche eben ein solches Ende genommen hatten) — hätte beinahe nichts gesagt werden können. Bis dahin und auch fortan, wie es sich ergibt, weiter nichts als gegenseitige Wachsamkeit, vielfältiges Scharmützeln, Manövrieren, Vorpostengefechte und gelegentlich scharfes Einhauen (Seidlitz, der Grüne Kleist und andere scharfe Leute waren dort), was uns bei der Eile, in der wir uns befinden, nicht aufhalten darf. Aber zwei Punkte sind da, der britannisch-französische Feldzug und die dritte Belagerung von Kolberg, die bei noch so großer Eile nicht ganz unberücksichtigt bleiben können.

Von Ferdinands Schlacht bei Vellinghausen (15.—16. Juli) und seinem Feldzuge von 1761.

Vellinghausen ist ein armer kleiner mooriger Flecken in der Grafschaft Paderborn, nahe dem südlichen oder linken Ufer der Lippe. Es liegt nördlich von Soest, etwa drei Meilen von eurer linken Hand, wenn ihr mit

der Eisenbahn von Aachen nach Paderborn fährt. Aber niemand in Soest oder sonstwo hat jetzt davon gehört, so berühmt es auch vor hundert Jahren einmal wurde. Ferdinand hatte dort in den ersten Tagen des Juli 1761 eine eigentümliche Stellung eingenommen. Nachstehend ist eine kleine Notiz von dieser Begebenheit und von einigen noch wichtigeren Resultaten oder Folgen, welche sie hatte:

„In diesem Jahre ist Ferdinands Feldzug schwieriger als je, da Choiseul eine ganz krampfhafte Anstrengung gegen Hannover gemacht hatte, während er wegen des Friedens unterhandelte. Zwei Armeen, die zusammen 160 000 Mann zählen und mit großer Vollständigkeit ausgerüstet sind, hat Choiseul im Felde gegen Ferdinands 95 000. Er hatte auch einen schönen, raschkühnen Plan — von ihm selbst ausgedacht" (war auch ein Stück Soldat und voll von dem, was die Regimentsstuben Elan nennen). — „Kein so schlechter Plan von der raschkühnen Art, sagen Sachverständige. Aber er wurde traurig verdorben in einem Punkt. Daß nämlich Broglio, wenn er aus seinen hessischen Winterquartieren herauskommt, nicht der einzige General sein soll, sondern daß Soubise von der Gegend des Unterrheins her Mitgeneral sein soll — das ist der unerbittliche Wille der Pompadour. Ferdinand scheint frühe geahnt oder erkannt zu haben, daß diese Klausel ihn retten könne.

Jetzt wie vormals ist Ferdinands erste große Aufgabe, Lippstadt zu hüten, es jetzt zu hüten gegen diese beiden Generale. Und seltsam genug, statt sich ihrer Vereinigung zu widersetzen, hat er es guten Muts zugegeben, daß dieselbe stattfand. Und einige Wochen nach dem Beginn seines Feldzuges findet man ihn auf der westlichen oder äußersten Flanke Soubises, den er gerade auf Broglio zudrängt, nichts anderes! Und er hat teilweise durch Zufall eine Stellung bei Vellinghausen genommen, welche Broglio und Soubise in unendliche Verlegenheit setzt, als sie zu ihrer Vereinigung bei Soest heraneilen" (6. Juli) „und die Sache mit eigenen Augen ‚acht ganze Tage lang, gemeinsam' untersuchen. Was für ein ständiges Rekognoszieren und Umhergaloppieren von Herren in Federhüten, zusammen oder jeder für sich, was für ein Memoire-Schreiben, gegenseitiges Beratschlagen und Anstrengen des Gehirns mit geringem Resultat während jener acht Tage! —

Ferdinand steht auf moorigem, schwierigen Gelände in einer Länge von mehr als anderthalb Meilen mit dem Gesicht gegen Osten gekehrt. Seine Linke lehnt sich an Vellinghausen und die Lippe. Sein Zentrum steht auf beiden Ufern der Ahse" (das Zentrum ist teilweise und der rechte Flügel ganz auf der Südseite der Ahse), „welche ein Nebenfluß der Lippe ist. Und in seiner Front hat er mehrere kleine Flecken, Kirchdenkern" (Kirch-Denkern, denn es sind drei oder vier andere Denkerns dortherum), „Scheidingen, Wambeln und andere. Und sein rechter Flügel ist weiterhin gedeckt durch einen moorigen Bach, welcher in die obengenannte Ahse fließt und ein Unter-Nebenfluß der Lippe ist. Bei den meisten dieser Dörfer hat Ferdinand Verschanzungen aufgeworfen. Es sind Sümpfe, rauhe Stellen und Gehölze da, die er alle zu seinem Vorteil angewandt hat. Ferdinand ist in einer recht starken, aber doch gefährlichen Stellung und wird jenen Herren in Federhüten, die mit ihren Feldgläsern acht Tage lang umhergaloppieren, Schwierigkeiten verursachen und verursacht ihnen endlose Zweifel. Eine Möglichkeit erkennen sie ziemlich bald bei ihm. Seine linke Flanke lehnt sich an die Lippe, ja, aber seine rechte Flanke ist in der Luft, hat nichts, woran sie sich lehnen kann. Hier ist gewiß eine Möglichkeit für uns? Eine starke Stellung hat er. Aber wenn er irgendwie daraus vertrieben wird, hat er keinen Rückzug, wird zurückgeworfen in den Winkel, wo Ahse und Lippe sich vereinigen, und in die kleine Stadt Hamm, dort, wo sein Magazin ist. Was für ein Schicksal für ihn, wenn es uns gelingt! —

Ferdinand erkennt aus dem unablässigen Rekognoszieren und anderen Sym-

ptomen, was im Werke ist, und kommt zu dem Schluß, daß er in dieser seiner Stellung wird angegriffen werden, und beschließt im großen und ganzen" (was die Kritiker jetzt sehr weise und sehr mutig von ihm finden), „hier sein Glück zu versuchen. Die Beratungen Broglios und Soubises sind einzig in ihrer Art — über ganze Bände offizieller Berichte ausgedehnt, füllen anderthalb Bände sogar von Bourcet, wo es noch beinahe amüsant ist, sie zu lesen[1] — und endeten mit hoffnungslosem Zusammenbrechen auf beiden Seiten. Daß sie viel strategisches Talent besaßen, glaubt niemand, und was davon da war, hatte Broglio, während Soubise nur an Hofgunst stark war. Beide bemühen sich, ausnehmend höflich zu sein, und was für Schwächen des Temperaments, reizbarer Argwohn und in der Tat gegenseitiger Haß unter dieser ausnehmenden Höflichkeit verborgen lagen, konnte man nie genau ermitteln. ‚Wir wollen ihn am nächsten Sonntag, dem 13., angreifen!' hatten beide endlich gesagt. Und dann nachher Broglio nach weiterem Nachdenken: ‚Oder nicht vor dem 15., M. le Prince, bis ich noch einmal rekognosziert und seine Vorposten zurückgeworfen habe.' ‚M. le Maréchal's Wille ist immer der meinige. Rekognoszieren Sie ihn und werfen Sie seine Vorposten zurück, so soll es Dienstag, den 15., sein!' antwortet Soubise mit ausnehmender Höflichkeit — denkt aber bei sich selbst" (oder man denkt, daß er dachte): „‚Will es selbst tun oder das Verdienst der Tat für sich nehmen wie in früheren Fällen und mich in Ungnade bringen!' Keine ganz unsinnige Vorstellung seitens Soubises, sagen Leute, welche die Broglio-Soubise-Kontroverse untersucht haben — was zu tun, jetzt oder zu irgendeiner Zeit uns fernliegen möge. Hier sind die Vorgänge, welche folgten.

Dienstag, 15. Juni 1761, war Broglio den ganzen Tag eifrig mit Rekognoszieren beschäftigt, warf sämtliche Vorposten Ferdinands zurück und brach abends sechs Uhr, da er die Aussicht auf eine Überrumpelung wahrnahm oder angespornt war durch die Idee, die Tat allein zu vollenden, mit plötzlichem Ansturm gegen Ferdinands Stellung los. ‚Vellinghausen drüben und die waldigen Verschanzungen umher — könnten wir das nicht in unsere Gewalt bekommen? Es würde morgen früh so bequem sein!'" Granby und die Engländer lagern bei Vellinghausen und werden vollständig überrascht, ordneten sich aber rasch in einem Zustand auf Flaschen gezogenen Zornes und fochten alle — Pembrokes Kavalleriebrigade, Cavendish' Fußvolk, die Bergschotten, Maxwells Brigade und die anderen auf höchst befriedigende Art — ‚mit unbeschreiblicher Tapferkeit', sagt Mauvillon bei dieser Gelegenheit wieder. Broglio ist wirklich an diesem Punkte in eine ungeheure Kanonade, Musketade und Kavallerieangriffe ausgebrochen und setzt den Kampf beinahe vier Stunden fort — ein heftiges und besonders ein sehr lärmendes Gefecht, Angriffe und wieder Angriffe durch die Wälder dort — aber er findet, daß er einem solchen Widerstande gegenüber nichts ausrichten kann, und gibt es um zehn Uhr abends bis zu einem neuen Morgen auf.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr fing Broglio, nachdem er während der Nacht Soubise fleißig in Kenntnis gesetzt, wieder an. Wieder sehr ungestüm und mit lauter Kanonade, aber mit noch schlechterem Erfolg als zuvor. Ferdinand hatte über Nacht, während Broglio Soubise in Kenntnis setzte, seinen linken Flügel hier bedeutend verstärkt — durch Abteilungen von dem rechten oder Anti-Soubiseschen Flügel, da er mit guter Voraussicht schloß, wie Soubise handeln würde. Und im Einklang damit nahm Soubise, während der arme Broglio mit aller Kraft fortfuhr vorwärts zu stürmen und immer wieder zurückgeworfen wurde, die Dinge leicht. ‚Hatte verstanden', die Stunde des Angriffs sei dann und dann, hatte dies und jenes ‚verstanden' und tat, abge-

[1] Mémoires Historiques (d. h. größtenteils Auswahl offizieller Schriftstücke) sur la Guerre que les Français ont soutenue en Allemagne depuis 1757 jusqu'à 1762. Par M. de Bourcet, Lieutenant-Général des Armées du Roi (3 Bde., Paris, 1792) — gut gearbeitet, füllte aber zwei Drittel davon mit diesem Gefecht von Vellinghausen und dem kläglichen „Feldzug von 1761".

sehen davon, daß er eine vorgeschobene Schanze" ('die Schanze von Scheidingen') „auf Ferdinands rechtem Flügel in höchst schlaffer Weise zur Übergabe aufforderte oder bedrohte, im ganzen nichts oder so gut wie nichts zur Unterstützung Broglios. Der sich von Stunde zu Stunde immer schlimmer behandelt findet, da jene Granbyschen Soldaten sich noch einmal als 'unbeschreiblich' ausweisen" (zumal da auch ihr Wutgenau mit seinen Hannoveranern nicht abwesend ist, was er gestern abend war), „und um 10 Uhr morgens gibt er das schlechte Geschäft auf und beginnt den Rückzug. Wenn man ihm jetzt den Rückzug gestattet, was nicht so ganz der Fall ist. Ferdinand, der den jetzt schweigenden Broglio gespannt durch sein Glas beobachtet, bemerkt 'einige Verwirrung bei dem Marschall drüben!' Und befiehlt einen allgemeinen Angriff des linken Flügels auf Broglio, was seinen Rückzug bedeutend beschleunigte und ihn in Flucht auflöste, an einigen Stellen in unglückliche Vernichtung und Gefangennahme. So zum Beispiel fiel das Regiment Rouge, Soldaten, Kanonen, Fahnen und Gepäck, ganz in die Hände Maxwells und seiner Brigade.

Ferdinand verlor nach den ungenauen Berichten '1500 bis 2000 Mann'. Broglios Verlust war 'über 5000, darunter 2000 Gefangene'. Soubise hatte für seinen Anteil '24 Tote'. O du Zauderer von einem Soubise[1]! Und es ist eine verlorene Schlacht für Choiseuls großes Heerespaar, ein in der Mitte seines Fluges zum Stehen gebrachter Feldzug. Und nichts als gegenseitige Anklagen, Kriegsgerichte, kauderwelsches Geschrei und offenbare Unerträglichkeit zwischen den beiden Marschällen von Frankreich, so daß sie sich trennen mußten und jeder hinfort seinen eigenen Weg ging. Choiseul macht ihnen Vorstellungen, drängt sie, ermutigt sie und schreibt die 'bewunderungswürdigsten Depeschen', aber ohne Erfolg. 'Wie lächerlich und demütigend würde es sein, wenn wir mit zwei Armeen von solcher Stärke nichts ausführten und der ganze Feldzug verloren wäre!' schreibt er ihnen einmal.

Dies war in Wahrheit das schließliche Resultat. Die beiden Generale trennten sich für diesen Feldzug" (wie für alle anderen), „und jeder zeigte sich auf seine Weise unfähig, etwas auszuführen. Soubise gaskonierte mit einigen 30 000 Mann in den westfälischen oder den fernsten westlichen Gegenden herum, nahm Emden" (von zwei Kompanien Invaliden aus Chelsea besetzt, denen er sein Wort brach, den armen alten Seelen, und noch viel mehr den Bevölkerungen dort[2]) — „nahm Emden, nahm Bremen nicht und führte in der Tat nichts aus, es sei denn, daß er die Zeitungsschreiber bei nichtigem Lärmen erhielt. Ein Soubise, der für sich allein nicht stark genug war, Ferdinand zu erschüttern, und der, wie man bemerkt, jetzt und vormals es immer vorzieht, in einer guten Entfernung von diesem Herrn zu bleiben. Broglio seinerseits fährt fort, Ferdinands Flanke heftig zu umschwärmen, nimmt Wolfenbüttel" (das zwei Tage in Broglios Besitz bleibt), „belagert Braunschweig" (einen Tag lang) — „und kurz läßt die Dinge auch, wie er sie gefunden. Ein Mann von schwierigem, streitsüchtigem Temperament, wie mir scheint, hat aber offenbar etwas vom Feldherrn in sich. 'Versteht Taktik, wenn er keine Strategie versteht,' sagte jedermann,

[1] Mauvillon II. 171—189; Tempelhof V. 207—221; Bourcet II. 75 ff. In Heldengeschichte (VI. 770—782—792) der französische Bericht und der englische (oder Verbündete) mit Listen u. dgl. Ein kleiner Brief von Sir Robert Murray Keith an Exzellenz Papa, der jetzt in Petersburg weilt, „die erste Exzellenz", wie wir ihn zu bezeichnen pflegten, steht in den kläglich herausgegebenen Memoirs and Correspondence (London 1849) I. 104—105 und mag einen zum Lesen anregen, ändert aber nichts, fügt wenig oder nichts hinzu. Sir R. kämpft hier als ein Oberst der Bergschotten, wurde aber nachher die „zweite Exzellenz" seines Namens.

[2] Ein Brief von einem französischen Protestanten in Gröningen, nebst einem bestätigenden Brief von usw. (abgedruckt in Gentleman's Magazine für 1761) geben besondere Einzelheiten der geradezu Ultra-Soltikoffschen Greuel, welche von Soubises Leuten (unzweifelhaft gegen seinen Willen) gegen die widerspenstigen oder mißvergnügten Bauern, gegen die usw. verübt wurden.

‚während Soubise in beiden Beziehungen eine vollkommene Null ist [1].‘ Das Ende war jedoch: im nächsten Winter wurde Broglio zugunsten Soubises entlassen; denn Ruhe vor kauderwelschem Geschrei hat für einige von uns ihren Wert, und ‚die Eroberung von Hannover‘ ist jetzt offenbar für Frankreich und für uns eine hoffnungslose Angelegenheit.

In dieser Schlacht wurde ein wackerer junger Prinz von Braunschweig getötet, des Erbprinzen zweiter Bruder, während er ein Regiment Bergschotten ins Gefecht führte, sagen die Berichte [2]. Bergschotten und Engländer überhaupt, Pembrokes Reiterei, Cavendish' Brigade — wir haben ihr Benehmen schon erwähnt, und wie Maxwells Brigade ein ganzes Regiment gefangennahm bei jenem schließlichen Angriff auf Broglio. „Was für glorreiche Kerle!“ sagte das englische Volk bei seinem Bier in der Heimat. Bei seinem Bier, wollen wir annehmen, im Wirtshause zum Marquis von Granby, dessen Schild jetzt überall vor den andern glänzte — das Bier war gut, wollen wir hoffen. Und da man noch jetzt beim Bier sowohl als bei höheren Getränken dasselbe sagt und vielleicht geneigt ist, zu sehr darauf zu bestehen, will ich von einem wahrheitsliebenden, mit den Tatsachen vertrauten Zuschauer eine Ansicht mitteilen, welche wahrscheinlich begründeter und umständlich richtiger ist. Major Mauvillon äußert sich an der Stelle, wo er von Ferdinands geschickter Führung spricht und was für eine höchst zusammengesetzte Armee er hatte, folgendermaßen:

„In erster Linie“ in Ferdinands Armee „standen die Engländer, als etwa der vierte Teil der ganzen Armee. Tapfere Truppen auf dem Schlachtfelde, und wenn sie gegen den Feind unter Waffen stehen, wird man nirgends in der Welt finden. Das ist wahr, und damit endet die Summe ihrer militärischen Verdienste. Denn erstlich besteht ihr Fußvolk aus einem so ungesichteten nachlässigen Gemisch von Leuten, daß es äußerst schwierig ist, auch nur einen Schatten von Mannszucht bei ihnen zu erhalten“ — von Mannszucht in bezug auf Plündern, Trinken und dergleichen, was nicht gleichbedeutend ist mit Kriegszucht oder Übung in den Waffen. „Ihre Reiterei ist allerdings nicht so zusammengesetzt, aber eine närrische Liebe für ihre Pferde veranlaßt sie zu einem unmäßigen Gebrauch von Futtermitteln, und so erschöpfen sie einen Distrikt in dieser Beziehung viel schneller als die Deutschen.

Die Offiziersstellen werden bei ihnen sämtlich durch Kauf erlangt, woraus folgt, daß ihre Offiziere sich nicht um den Kriegsdienst bekümmern und mit sehr, sehr geringen Ausnahmen absolut nichts davon verstehen“ (was für eine allerliebste Klasse von ‚Offizieren‘!), „und das geht vom Fähnrich bis hinauf zum General. Ihre heimischen Gewohnheiten machen sie einem gemächlichen Leben geneigt, und fast ohne Ausnahme erwarten sie alle reichliche und bequeme Vorkehrungen zum Schlafen.“

[1] Exzellenz Stanley (s. unten) an Pitt, „Paris, 30. Juli 1761“, in Thackeray II. 561—562.

[2] „The Life of Prince Albert Henry“ (hatte nur 19 Jahre gelebt, armer Jüngling, nicht viel von einem „Leben“! — aber es verlohnt der Mühe, den Bericht über seine Erziehung von einem zuverlässigen Augenzeugen zu lesen) „of Brunswick-Lüneburg, Brother to the Hereditary Prince; who so eminently etc. at Fellinghausen etc. (London, Printed for etc., 1763). Written originally in German by the Rev. Mr. Hierusalem“ (dem Vater des „Jungen Jerusalem“, der sich nachher tötete und in gewissem Sinne Goethes Werther und Leiden wurde). Preis wahrscheinlich zwei Pence.

(Hört, hört!) „Dies führt sie oft zu militärischen Nachlässigkeiten, die unglaublich klingen würden, wenn man sie einem Soldaten erzählte. Zu alledem kommt ein ruhiger natürlicher Übermut" — sehr ruhig, meistens unbewußt und wie angeboren und aus der Erkenntnis bloßer Tatsachen hervorgehend — „der sie verleitet, sowohl den Feind als die Gefahr zu verachten und, da sie sehr selten daran denken, selbst Überfälle zu machen, halten sie es meistens für selbstverständlich, daß der Feind ebensowenig daran denken wird.

Dieser Übermut hatte obendrein sehr üble Folgen für ihre Beziehungen zu dem Reste der Armee. Es ist wohlbekannt, wie sehr diese Leute alle Fremden verachten. Dies macht an sich ihr Zusammenwirken mit Truppen anderer Nationen äußerst schwierig. Aber in dem gegenwärtigen Falle kam der Umstand hinzu, daß sie, weil die Armee in englischem Solde stand, eine starke Neigung fühlten, ihre Kameraden und Gefährten als eine Art untergeordnete Kriegsknechte zu betrachten, die sich alles gefallen lassen mußten — eine Ansicht, welche die anderen Beteiligten allerdings durchaus nicht gelten lassen wollten. Die anderen waren nicht im mindesten gewillt, irgendwelche herabsetzende Behandlung ihrer selbst zu erlauben. Den Hannoveranern besonders waren sie aus bekannten politischen Gefühlen meist im Herzen abgeneigt, und diese Denkweise war geeignet, höchst gefährliche Ausbrüche herbeizuführen. Die Hannoveraner, ein ruhiges gesetztes Volk, aber wegen ihrer Langsamkeit nur als Fußvolk brauchbar, waren in der Stille der Meinung, daß dieser Krieg ihr Krieg war, und daß alle übrigen, auch die Engländer, nur ihret-" (und der britannischen Majestät) „willen da seien.

Man stelle sich vor, wie groß Ferdinands Schwierigkeiten waren, und wie groß sein Verdienst, dieselben in aller Stille zu beseitigen, so daß sie unsichtbar waren für den oberflächlichen Beobachter und von niemandem bemerkt wurden als von ihm selbst [1].

Ja, unzweifelhaft. Er mußte seine Art von Leuten kennen, die chemischen Gevatterschaften und natürlichen Eigenschaften genau berücksichtigen, seine Phosphoreszenten, Natren und Kohlen voneinander getrennt halten und aus diesen Engländern herausholen, was sie zu geben imstande waren, nämlich wuchtige Hiebe. — Und nie von ihnen verlangen, was sie nicht hatten, weder von ihnen noch von den anderen, sondern jeden nach seiner Art behandeln. Gerecht, offen und vollendet höflich, ein vortrefflicher Lenker der Menschen sowohl als der Kriegsbewegungen. Obwohl Voltaire fand, es fehle ihm in anstößiger Weise an esprit. Die Engländer quartierte er, glaube ich, gewöhnlich für sich und beschäftigte sie am häufigsten unter dem Erbprinzen, einem Manne von schneller Tatkraft und geneigt zum Einhauen wie sie selbst. Am häufigsten unter dem Erbprinzen," sagt Mauvillon, „bis man nach der Schlacht bei Kloster Kampen zu bemerken begann, daß in dieser Beziehung eine Änderung eingetreten sei, und die Regimentsstuben flüsterten: ‚Durch Zufall oder nicht?' — was mir geheimnisvoll bleiben soll. In einer Schlacht nach der anderen erlangte er das untadelhafteste Einhauen und Anstürmen Lord Granbys und dieses schwierigen englischen Elements, und man vernahm nie die geringsten Mißhelligkeiten in seinem Lager — auch konnte nicht einmal Sackville bei Minden ihn zu einem lauten Worte verleiten.

Doch genug von englischem Soldatentum und Kämpfen mit den Franzosen. Etwa zwei Monate vor diesem Gefecht bei Vellinghausen und mehr als zwei Monate lang nachher findet durch spezielle Gesandte zwischen Pitt und Choiseul eine lebhafte Friedensunterhandlung statt, welche von größerem Interesse für uns ist als irgendeine Schlacht. Der „Kongreß in Augsburg" ist an Formalitäten und Präliminarien gescheitert und versuchte sogar

[1] Mauvillon II. 270—272.

nicht einmal, zusammenzutreten. Aber Frankreich und England sind wirklich geschäftig. Jedes Land hat seinen Gesandten geschickt. Der Sieur de Bussy, ein verschmitzter Herr, von früher her hier bekannt, ist der Gesandte Choiseuls, gegen welchen Pitt auf der Hut ist. Mr. Hans Stanley, ein lebhafter, klarsehender Mann, von dem ich sonst nirgendswo hören konnte, ist Pitts Gesandter in Paris. Und zwischen Choiseul und Stanley werden in dieser Stadt die Unterhandlungen mit dem größten Nachdruck betrieben, während Pitt vorsichtig und erhaben in der Ferne präsidiert. Pitt ist erhaben, stolz, aber sehr schön und edel, kein König oder Kaiser könnte es mehr sein. Aufrichtig, streng, obgleich sanft glänzend, hoch, ernst und beständig wie die Sterne. Der schlaue Choiseul wiederum blitzt in einer heitern übersprudelnden Weise, und Stanleys Depeschen über Choiseul (ce fou plein d'esprit, wie Friedrich ihn einmal tauft), über Choiseul und das ihn umgebende Frankreich und die Wirkung von Bellinghausen in der Gesellschaft und dergleichen gewähren die lebhafteste Lektüre dieser Art, die man irgendwo finden kann[1]. Choiseul gibt offen zu, daß er den kürzeren gezogen. Ist bereit zu Zugeständnissen, aber die Frage ist, zu was für welchen? Kanada ist z. B. verloren; von Kanada wollt ihr uns nichts herausgeben. Aber unsere armen Fischer, die sich in den Gewässern von Neufundland abquälen, können die nicht einen Felsen haben, worauf sie ihre Fische trocknen, „die Insel Miquelon oder dergleichen?" „Nicht den Raum einer Bettdecke" — das ist Pitts Privatausdruck, glaube ich. Und jedenfalls ist das in höflicher offizieller Sprache sein unerschütterlicher Entschluß. „Ihr sollt aus jenen Ländern nach Hause gehen, Messieurs. Amerika soll den Engländern oder den Yankees gehören, nicht den Franzosen! Das hat sich als Verordnung des Himmels herausgestellt, und daran wollen wir festhalten."

So daß Choiseul sich bald überzeugt, daß es ein schlimmer Handel mit Pitt sein wird, und sich um so eifriger an die Majestät von Spanien wendet (Baby Carlos, unsern alten Freund, der seinen eigenen bitteren Groll gegen die Engländer hat, die stehende Beschwerde über das Kampescheholz, bittere neapolitanische Reminiszenzen und genug sonst) — wendet sich wieder und wieder an Baby Carlos mit seinem pathetischen „Sehen Sie, Allerkatholischste Majestät!" Und bewegt in rascher Folge die Allerkatholischste Majestät, ganz die Partei der Allerchristlichsten Majestät zu ergreifen und, als erster vorsichtiger Schritt, zu sagen oder Choiseul für sich sagen zu lassen (am 15. Juli, ein Datum, das man nicht ohne Nutzen behält, wenn es dem Leser beliebt): „Könnte die Allerkatholischste Majestät nicht vielleicht in dieser kleinen Angelegenheit vermitteln?" „Die Allerkatholischste Majestät!" antwortet Pitt, mit einem Blitz wie aus dem Empyreum. „Wer hat die

[1] In Thackeray I. 505—579 und besonders II. 520—626 ist die Stanley-Pittsche Korrespondenz, Stanley ging „23. Mai"; kam zurück „20. September" (erhielt seine Pässe zur Rückkehr).

Allerkatholischste Majestät rufen lassen?" — Und die Sache fängt Feuer, explodiert vollständig, und auch Spanien erklärt Krieg, auf welche Art, ist allgemein bekannt.

Auf das einzelne einzugehen, ist uns nicht erlaubt. Die Katastrophe werden wir nachher mitteilen und können hier nur folgendes sagen. Erstens, daß der alte Graf Marishal, Friedrichs Gesandter in Spanien, viel in England ist, kommt und wieder geht um diese Zeit — unzweifelhaft wegen jener interessanten Angelegenheit der Kintore-Erbschaft — und die ehrenvollste Behandlung erfahren hat. Man hat ihn begnadigt, ihn wieder in seine Bürgerrechte eingesetzt, ihm erlaubt, zu erben — durch königlichen Befehl sofort, durch Parlamentsakte sobald als möglich[1] — und er ist natürlicherweise in sehr dankbarer Stimmung. Zweitens, daß als tiefstes Geheimnis, welches nur Augen, die ganz in der Nähe sind und im Dunkeln sehen, durchdringen können, ein berühmter bourbonischer Familienvertrag unterzeichnet wurde (15. August 1761, zehn Tage, ehe die Gräberei bei Bunzelwitz anfing), eine Nachricht, deren erste Kunde (überbracht von Marishal, wie man meint) für den olympischen Mann wie eine Nachricht von toten Pythonen war, die sich erkühnten, noch einmal gegen ihn aufzuleben. Und drittens, daß wir, die Katastrophe aufsparend und die obigen zwei Daten, 15. Juli, 15. August, sorgsamen Lesern empfehlend, gegenwärtig nach Kolberg eilen müssen.

Dritte Belagerung Kolbergs.

Die Leser lasen vor kurzem eine flüchtige Notiz, auf die wir wieder zurückzukommen versprachen, über Tottlebens Auftreten und das Kommen einer dritten Belagerung von Kolberg. Eine Belagerung, wie wir zufällig sahen, findet demnach statt, und Platen ist hingegangen, dagegen zu helfen. Die Belagerung hat nach endlosen Verzögerungen und Feilschereien endlich begonnen — ungewöhnlich lebhaft während der letzten Tage von Bunzelwitz — und ist viel in des Königs Gedanken und beschäftigt dieselben noch immer. Vermutlich eine Angelegenheit, die ihm vor, während und nach Bunzelwitz nähergeht (obschon die Pittsche Katastrophe, welche sich zu gleicher Zeit vorbereitet, von noch größerer Bedeutung ist, wenn er davon wüßte) als irgend etwas anderes, das sich in der Ferne begibt. Wir wollen jetzt einige weitere Andeutungen über diese Sache geben.

Der Waffenstillstand zwischen Werner und Tottleben ging am 12. Mai zu Ende. Aber noch fünf Wochen nachher ging nichts Tatsächliches vor, außer fleißigem Verstärken, Verproviantieren und außerordentlicher Be-

[1] Des Königs Patent ist vom „30. April 1760" (datiert 29. Mai 1759), „die Parlamentsakte soll in kurzem folgen; am 16. August 1760, nachdem die Akte durchgegangen, findet Marishals öffentliche Vorstellung bei Sr. Majestät" (der verstorbenen Majestät) „statt". Alte Zeitungen in Gentleman's Magazine (für 1760) XXX. 201, 392.

festigung Kolbergs und seiner Umgebung auf preußischer Seite. Eugen von Württemberg, der direkt von Rostock und seinem antischwedischen Geschäft herkommt; Eugen 12000 Mann stark mit einem Werner und anderen seinesgleichen übernimmt den Oberbefehl außerhalb der Mauern, der alte Heyde ist wieder als Kommandant drinnen. Während auf russischer Seite unter General Romanzow ein höchst schildkrötenartiges Vorrücken stattfindet, nur daß die Schildkröte alles, was sie braucht, mit sich schleppt, und Romanzows vielfache und ungeheure Bedürfnisse über Meere und Länder verstreut sind und in den Zwischenzeiten des Kriechens ein endloses Warten nötig machen.

Dies ist derselbe Romanzow, der Kolberg schon einmal vergeblich belagerte (unmittelbar nach Zorndorf, im Jahre 1758, wenn die Leser sich erinnern). Und er ist um so mehr verpflichtet, jetzt Erfolg zu haben. Über Meer und Land eilen fünf Wochen hindurch Gerüchte von einem Romanzow mit überwältigender Macht und mit sehr wütenden Absichten gegen Kolberg — und zunächst gegen die Außenposten unter Werner. Fünf Wochen verflossen, ehe irgend etwas von Romanzow auch nur für Werner sichtbar wurde (am 22. Juni, in Köslin, acht Meilen gegen Osten), worauf sein Vorrücken (solange muß er auf die Schiffe, auf die Artillerie, auf dies und auf jenes warten) langsamer war als je. Und noch etwa acht Wochen länger hausiert er dahin, durch Köslin, durch Körlin, wieder durch Belgard und drängt langsam gegen Werners Außenposten vor, wie ein Sommergletscher mit seinem Geröll oder wie eine langsame Lavaflut — sehr viel Rauch auf seinen beiden Seiten (durch die Kosaken verursacht) wie gewöhnlich. Romanzows Fortschritt ist so langsam als möglich, und erst am 19. August nimmt er praktisch Besitz von Körlin, Belgard und jenen Außenposten an der Persante und wird Kolbergs und seiner Aufgabe ansichtig. Um diese Zeit findet er Eugen von Württemberg noch vor sich, in noch größerer Nähe von Kolberg gelagert und verschanzt, und höchstwahrscheinlich wird dieser ihm das, was man „de la tablature“ nennt, oder eine äußerst schwierig zu spielende Musik aufgeben.

„Es war am 19. August“ (gerade am Vorabend des Tages, als Friedrich sein Lager von Bunzelwitz bezog), „als Romanzow — nachdem Werner, um jener armen Städte willen, die er besetzt hielt, sich meist ohne Bombardement oder vollständige Feuersbrunst zurückgezogen — Körlin und die Persante“ (wo „Quetzin und Degow“ seine Hauptposten sind, wenn jemand dieselben kennte) „in seine Gewalt bekommen hatte und nun wirklich Kolbergs ansichtig wurde — nur etwas mehr als anderthalb Meilen westlich von ihm und ein Fluß mehr oder weniger in seinem Wege. Als er zu seiner Überraschung bemerkt, daß Eugen von Württemberg sich weiter einwärts festgesetzt und Kolberg mit einem befestigten Lager wie mit einer zweiten Mauer umgeben hat, und daß es fürwahr eine schwierige Aufgabe sein wird.

Aber die schwedisch-russischen Kriegsflotten mit endlosem Belagerungsmaterial und glühenden Kugeln sind endlich zur Hand, und diesem elenden Kolberg muß endlich der Garaus gemacht werden, wäre es auch nur, indem man sich platt darauf hinwirft und es durch das Gewicht der Überzahl und des glühenden Eisens erstickt. Vorgestern,

17. August, zeigten sich nach all den Gerüchten und Manövern, welche vorangegangen, sechs russische Kriegsschiffe vor der Reede von Kolberg, und drei derselben versuchten sich mit Schüssen gegen Heydes Arbeiter, die bei einer Strandbatterie beschäftigt waren, trafen aber nichts und fuhren wieder fort, bis Romanzow selbst kommen würde. Nach Romanzows Ankunft wird mit der äußersten Schnelligkeit verfahren, und während der folgenden acht Tage gehen die russischen Schiffe und dann auch die schwedischen alle vor Anker — zwölf Linienschiffe, zweiundvierzig Fregatten und Kanonenboote, vierundfünfzig Schiffe im ganzen. Und vom 24. August an, besonders aber vom 28. August wird das Bombardement mit der größten Heftigkeit betrieben [1]. Das Bombardement dauert während der nächsten vierzehn Tage zur See und zu Lande fleißig fort — mit wenig oder gar keinem Erfolg. So wacker sind Eugen und der Veteran Heyde.

4. September. Die schwedisch-russischen Kanonenboote sind durch Heydes Strandbatterien sehr beschädigt. Man hat keinen Erfolg errungen dank Heyde und Eugen. Das elende kleine Kolberg läßt sich ebensowenig nehmen wie Bunzelwitz, scheint es! ‚Verdoppelt daher eure Anstrengung!' Das ist Romanzows und jedermanns Gefühl hier. Romanzow kommt am 4. September näher heran, belagert in aller Form wenn nicht Kolberg so Eugens Lager oder ehernen Wall von Kolberg. Und es erhebt sich in und um dieses kleine Kolberg ein Vulkan" (2000 Kugeln täglich, rotglühende und andere), „welcher die Augen der ganzen Welt auf sich lenkt.

12. September. Gestern erhielt man Nachricht, daß Verstärkungen, Truppen und Lebensmittel von Stettin kommen. Sie sollen am 13. in Treptow sein. Werner marschiert in der Nacht vom 11. insgeheim aus, ihnen entgegen. Dann, nachdem er sich mit ihnen vereinigt, will er eine unbequeme russische Batterie, welche Romanzow westwärts von uns nach jener Seite zu baut, von hinten angreifen, besagte Batterie zerstören und überhaupt im Rücken Romanzows Unheil anrichten. Nach einem schwierigen Nachtmarsch rastet Werner in Treptow, jetzt seines Unternehmens sicher. Zu geringschätzig gegen seine langsamen Russen, wie sich herausstellte, die nun ihn einmal überraschen. Und in und um Treptow findet Werner sich am folgenden Morgen plötzlich in einer höchst mißlichen Lage. Werner, einer der schnellsten und stürmischsten geschickten Leute, stürzte sich tapfer in den Kampf und würde noch damit fertig geworden sein, sagt man, wäre nicht bei einem plötzlichen Vorstoß — einem Angriff oder sonst etwas von kritischer und entscheidender Art — Werners schnelles Pferd erschossen und Werner mit demselben gefallen. Wodurch nicht nur der Angriff mißlang, sondern auch Werner selbst gefangengenommen wurde. Ein Verlust von großer Bedeutung und für jedermann schmerzlich, obschon diesmal, glaube ich, die Verstärkung und die Lebensmittel meist durchkamen und die gefährliche Batterie auf andere Weise zerstört wurde [2]. Dies ist Romanzows erstes Item von Erfolg, daß er einen solchen Werner aus dem Spiele herausriß" (und ihn nach Petersburg schickte, wie wir hören werden), und andere Items fielen Romanzow weiterhin zu, durch die Hilfe der Zeit und des Hungers.

In bezug auf Erstürmung, Zertrümmerung oder anderweitige Einnahme von Eugens Lager, nicht zu sprechen von Heydes Stadt, findet Romanzow bei jedem neuen Versuch, daß er so gut wie nichts tun kann, und seine unbehilflichen Seekameraden sind" (zumal da die Äquinoktialstürme gegen sie herankommen) „gleich nutzlos. Am 19. September" (eine Woche nach jenem Vorgang mit Werner, am zehnten Tage nach dem Ende von Bunzelwitz) „machte Romanzow seinen heftigsten Versuch dieser Art, den heftigsten und letzten. Äußerst wütend, von zwei Uhr morgens an. Setzte sich eine Zeitlang in der wichtigen ‚Grünen Schanze' fest, wurde aber noch wütender beschossen und wieder hinausbajonettiert mit einem Verluste von mehr als 3000 Mann und ver-

[1] Tempelhof V. 311.
[2] Seyfarth, Beilagen III. 238; Tempelhof V. 314.

suchte es nicht weiter. Unmöglich auf diese Art. Aber er kann zwischen den Eugen-Heydeschen Leuten und ihren Lebensmitteln stehen und sie durch Beharrlichkeit aushungern. Das, nebst dem fruchtlosen Bombardement, ist jetzt sein mehr oder weniger ersprießliches Bemühen.

Zu Ende September wird die Wirkung von Bunzelwitz gefühlt. Platen ist, nachdem er Buturlins Magazin in Gostyn verbrannt, hierher geeilt. Auf welche Weise, wissen wir. Platen trifft ein am 25. September, bahnt sich einen Weg durch Romanzow nach Eugens Lager, bringt Eugens Heer auf etwa 15 000 und [1] macht Eugen, von Heyde nicht zu reden, uneinnehmbarer als je. Buturlin schickte freilich Verstärkungen, 10 000 Mann und 12 000 Mann. ‚So viele, als du willst, mein Romanzow!' Und wälzte sich zu Anfang Oktober selbst hierher, in der Hoffnung, wie es heißt, jenen Eugens und Platens ein Maxen zu bereiten. Fand aber, nachdem er sie vierzehn Tage lang beobachtet, daß sich durchaus nichts tun lasse, und daß er selbst aus Mangel an Lebensmitteln heimkehren müsse. Er tat dies am 2. November, indem er Romanzow so viel Verstärkung, als ihm gut dünkte" (40 000, aber auch ihm fing der Proviant an auszugehen), „und den Rat zurückließ: ‚Schneidet ihre Zufuhr ab! Die Zeit und der Hunger sind hier unsere einzigen Aussichten auf Erfolg!' Buturlins neue Russen, zahllose Tausende, machen die Straßen von Stettin her unsicher und sind ein großer Trost für Romanzow. Auch genügte kein Eugen — mit seinen Platen, Thadden und dem äußersten Aufwand von Geschick und Tapferkeit und Ausdauer, welche noch jetzt denkwürdig sind in der Kriegsgeschichte [2], um Proviant durch jene unheilvolle Wildnis von Entfernungen und Schwierigkeiten herbeizuschaffen.

Von Stettin, welches südwestlich liegt, durch Treptow, Gollnow und andere wilde kleine preußische Städte ist es etwa zwanzig Meilen. Von Landsberg im Süden dreißig Meilen. Friedrich selbst ist nahezu sechzig Meilen entfernt. In Stettin allein ist Hilfe, könnten wir nur das dazwischenliegende Land behaupten. Aber es wird mehr und mehr von den Russen durchschwärmt. Ein Land von Morästen und Mooren, über welches die Dunkelheit des Winters sich ausbreitet — aufgehellt von solch' einem Vulkan, wie wir ihn sehen. Ein sehr düsteres, wüstes Bild, reich an Zügen zäher menschlicher Tapferkeit und kriegerischer Tugend, nebst äußerster Mühsal, von einer beständigen Größe. Einzelheiten sind hier nicht erlaubt, nur die hauptsächlichsten Charakterzüge und Epochen, wenn diese angedeutet werden können.

Der König fühlt lebhaftes Interesse für Kolberg, schickt Befehle, von allen Seiten Zufuhr in Stettin zu sammeln und jeden Nerv zum Entsatz jenes wichtigen kleinen Hafens anzuspannen. Dies geschieht durch den fleißigen Bevern — das Sammeln der Zufuhr. Könnte man nur auch das Hinschaffen ausführen. Aber zahllose Russen sind im Felde, Fermor mit 15 000 hält die Straßen besetzt. Das Hinschaffen ist die Schwierigkeit [3]." — —

Doch wir müssen jetzt nach Bunzelwitz und zum 25. September in das dortige Hauptquartier zurückkehren.

[1] Tempelhof V. 350.

[2] Tagebuch der Unternehmungen des Platenschen Korps vom September bis November 1761 (Seyfarth, Beilagen III. 32—76). Bericht von den Unternehmungen des Thaddenschen Korps vom Januar bis Dezember 1761 (das. 77—147).

[3] Bericht von den Unternehmungen des Württembergischen Korps in Pommern vom Mai 1761 bis Dezember 1761 (Seyfarth, Beilagen III. 147—258). Tempelhof V. 313—326; Heldengeschichte VI. 669—708.

Achtes Kapitel / Loudon fällt eines Nachts (am letzten September 1761) über Schweidnitz her

Es war am 25. September oder eigentlich am 26.[1], als Friedrich Bunzelwitz verließ, wir hörten, zu welchem Zwecke. Früh an jenem Morgen marschiert er mit seinem ganzen Kriegsgerät zuerst nach Pilzen (jenem schönen Posten auf der Ostseite von Schweidnitz) und von dort geradeswegs — südwestwärts, zwei Tagesmärsche weiter — in die Gegend von Neiße (Groß=Nossen ist der Name des Ortes), wobei Loudon sich wenig oder gar nicht widersetzt. In Neiße sind reichliche Magazine. Während er von diesen lebt, beabsichtigt Friedrich, Loudon im Rücken zu beunruhigen und ihn nach Böhmen zu ziehen. Dies hätte allmählich geschehen müssen und wäre sofort geschehen, wäre Loudon ein Mann gewesen, der sich beunruhigen ließ, was er nicht war. Loudon hat insgeheim ein ganz anderes Spiel im Felde. Loudon entsendet nur dies und jenes kleine Korps, um auf Friedrichs Operationen zu achten, die er vermutlich nur für eine Finte hält. Und ehe eine Woche vergeht, wird Friedrich Nachrichten haben, die er wenig erwartet.

Friedrich, der bei Groß=Nossen anhält und vielleicht ein wenig überrascht ist, daß kein Loudon sich mit ihm einläßt, schiebt erst eine Abteilung und dann eine andere vor, Dalwig, Bülow, in die Landeshuter Berggegend, um Loudons böhmische Straßen zu bedrohen. Seltsam genug erlangen sie aber dortherum nicht die geringste Kunde von Loudon. Ein Loudon, der gegen diese unsere neue Unternehmung auffallend gleichgültig ist. Am dritten Tage von Groß=Nossen (Freitag, 2. Oktober) entsendet Friedrich den General Lentulus rückwärts oder den Weg, welchen wir kamen, nach Kunde von Loudon. Auch rückwärts sieht Lentulus durchaus nichts von Loudon. Aber durch Gerüchte in jener Gegend und durch zwei preußische Garnisonsoldaten, die er umherwandern fand, erfährt er mit Schrecken und Staunen, daß Loudon mit einem plötzlichen Panthersprung vorgestern Nacht von Schweidnitz Besitz ergriffen hat, daß es jetzt ganz in seiner Ge=

[1] Tempelhof V. 327.

walt ist seit 5 Uhr morgens gestern, und daß um diese Zeit eine starke österreichische Garnison darin ist. Das war die Nachricht, welche Lentulus seinem König zurückbrachte, die schlimmste Hiobspost des ganzen Krieges.

Fürwahr ein überraschendes Unternehmen Loudons, das er nach dem Urteil aller bewunderungswürdig ausführte. Loudon hat es seit längerer Zeit in seinem Kopfe gehabt — seit jener Kolik von achtundvierzig Stunden, wie ich vermute, über deren Trümmern es wohl wie ein neuer Morgenstern aufgehen mochte. Er bewahrte es streng in seinem eigenen Kopfe. Niemand als Daun und der Kaiser wußten davon. Beide hatten ihre Zustimmung gegeben und versprochen, darüber zu schweigen.

„Als Friedrich nach Neiße zu abmarschierte und Böhmen bedrohte", sagt meine Notiz über diesen Gegenstand, „war Loudons Zeit gekommen. Friedrich war am Sonnabend, 26. September, in südwestlicher Richtung verschwunden. ‚Nach Pilzen gegangen,' berichteten Loudons Kundschafter, ‚ruht dort am Sonntage. Am 28. nach Sigeroth gegangen; Dienstag, 29. September, nach Groß-Nossen [1].' Das wird genügen, denkt Loudon, der diese ganze Zeit über unbeweglich in Kunzendorf gesessen hat — und Mittwoch, den 30., geht er sofort an sein Geschäft.

Zieht am Mittwoch um zehn Uhr vormittags um ganz Schweidnitz herum in einer Entfernung von etwa anderthalb Stunden einen Ring oder vollständigen Gürtel von Kroaten und Kosaken, die jeden Pfad und Weg absperren. ‚Niemand soll heute nach Schweidnitz zu passieren, viel weniger hineinkommen, unter welchem Vorwande es auch sei.' Das ist das Amt der Kroaten. Einem anderen tätigen Offizier vertraut er die Aufgabe an, aus den benachbarten Dörfern" (außerhalb des Kroatengürtels) „so viele Leitern, Planken und dergleichen zu sammeln, als erforderlich sein werden, was ebenfalls pünktlich geschieht. Für den Angriff selbst, der vierfältig sein soll, werden vier auserlesene Offiziere gewählt, nebst den zwanzig besten Bataillonen in der Armee. Man benachrichtigt Tschernyschew, der mit Wärme zustimmt und jede Hilfe anbietet. — ‚800 von Euren Grenadieren,' antwortet Loudon, ‚mehr brauchen wir nicht.' Loudons Anordnungen in bezug auf den Gebrauch der Leitern, auf pünktliche Einhaltung der Wege, der Zeit und des gleichzeitigen Zusammenwirkens sind die eines vollkommenen Künstlers. Kein Friedrich hätte es besser machen können.

Um vier Uhr nachmittags sind alle Anführer und Bataillone mit ihren Leitern und Gerät, jeder mit sehr genauen und vollständigen Instruktionen, in Kunzendorf versammelt. Loudon redet die Truppen in einigen feurigen Worten an, versichert sich durch sie des Sieges, verspricht ihnen 100 000 Gulden statt der Plünderung, die er ihnen strenge verbietet. Die Offiziere werden aufgefordert, sich mit den vier Richtungen bekannt zu machen, welche sie im Dunkeln einschlagen sollen. Auch ist es nötig, daß ihr alle eure Uhren nach der des Oberfeldherrn stellt, damit in bezug auf die Zeit kein Versehen stattfindet [2]. Um neun Uhr, als alles dunkel ist und der Kroatengürtel sich seit dem Anbruch der Nacht enger um den Ort gezogen, marschieren die vier Divisionen an die für sie bestimmten Plätze. Dort werden sie stille warten und um zwei Uhr morgens, jede zur festgesetzten Minute, zu ihrem Auftrage vorrücken. Alle mit gefällten Bajonetten. Kein Gewehrfeuer ist erlaubt, bis die Werke gewonnen sind. Loudon wird bei dem Dorfe Schönbrunn warten" (nicht Warkotschs Schönbrunn, wovon später und welches auch nicht weit entfernt liegt [3]) — „bei Schönbrunn, in kurzer Entfernung.

[1] Tempelhof V. 330.

[2] Bei Tempelhof (V. 332—349) und Archenholz (II. 272—280) alle diese Einzelheiten.

[3] Man vergleiche Archenholz II. 287 und verbessere sein Versehen in bezug auf die beiden Orte.

Setzt Loudon in Kenntnis, wenn ihr bis auf 600 Schritte herangerückt seid! Ihr sollt dann, falls dies wünschenswert, Verstärkungen und weitere Befehle erhalten. Loudon kennt Schweidnitz wie sein eigenes Schlafzimmer. Er war zur Zeit von Leuthen in Person dort und verbesserte die Festungswerke. Durch nächtliche Kroatenhaufen in der letzten Zeit von Bunzelwitz und seitdem durch Deserteure und anderweitig kennt er die Beschaffenheit der Besatzung, des Kommandanten und aller wesentlichen Punkte. Er hat berechnet, daß die Besatzung kaum den dritten Teil von dem beträgt, was sie sein sollte — 3800 Mann im ganzen und viele davon loses Ausreißervolk, an Artilleristen statt 400 nur 191 — und was am wichtigsten, daß der Kommandant Zastrow kein Hexenmeister in seinem Handwerk ist, und daß allem Anschein nach die Unternehmung vermutlich gelingen wird.

Zastrow hat sich vor kurzem verheiratet und hat an vieles andere zu denken, außer an Schweidnitz. Einige Berichte sagen, daß dies seine Hochzeitsnacht gewesen — was nicht wahr ist. Er hatte nur beabsichtigt, in dieser letzten Septembernacht einen Ball zu geben und gab ihn vielleicht. Wir wollen hoffen, daß das Tanzen vor zwei aufhörte! Etwas von einem Dummkopf, wie es scheint, obschon solide und ehrlich. Ich bemerke, daß er eine Art Zielscheibe für Friedrichs Spott ist, und daß er und diese seine Heirat zwischen dem Prinzen Heinrich und dem Könige inmitten des umgebenden tragischen Dunkels einige Blitze augenblicklichen Scherzes hervorgelockt haben [1]. Nichts überrascht mich so bei Friedrich wie seine durchgehende Unaufmerksamkeit auf den Zustand seiner Garnisonen. Er hat die besten Kommandanten und auch die schlechtesten. Tauentzien in Breslau und Heyde in Kolberg unübertrefflich in der ganzen Welt. In Glatz einen D'O., in Schweidnitz einen Zastrow, die ihm beide teuer zu stehen kommen. Die Opposition höhnt insgeheim: ‚Er hat sie genommen, wie sie sich eben fanden.' Eine Bemerkung, die nicht viel Wahrheit enthält, obschon einige. Tauentzien wählte er. D'O. war Fouqués Wahl, nicht die seine. Zastrow wählte er. Heyde hatte er durch Zufall, von Heyde hatte er nie gehört, ehe die Verteidigung von Kolberg die Welt in Staunen zu setzen anfing. Und in bezug auf seine Garnisonen ist es unbestreitbar, daß sie oft mangelhaft waren an Quantität und an Qualität und mehr als einmal verhängnisvoll im unrechten Augenblicke nachgaben. Wir können nur sagen, daß Friedrich in bittrer Not war um Feldsoldaten, daß ‚ein Garnisonregiment' immer als ein untergeordneter Artikel betrachtet wurde, und daß Friedrich in seiner bedrängten Lage oft hatte sagen müssen: ‚Gut, wir müssen uns mit diesen' (offenbar Heloten, nicht Spartanern), ‚mit diesen begnügen.' Wofür er schwer büßte und vielleicht Reue empfand — wer weiß?

Zastrow hatte trotz Loudons wachehaltenden Kroatengürtel und trotz der Sorgen des kommenden Balles hinreichend Kunde erhalten, daß etwas im Werke sei. Und war den ganzen Tag über viel auf den Wällen, er und seine Offiziere, von wo sie mit ihren Ferngläsern und Vermutungen die umgebenden Erscheinungen untersuchten, ohne daß es ihnen viel nützte. Während der Nacht schickte er Streifwachen aus und sprühte Gewehrfeuer und gelegentliche Kanonenschüsse hinaus in die leere Finsternis." (‚Sie sehen, wir sind auf unsrer Hut, Herr Loudon!'). „Kurz, traf alle Maßregeln, die er konnte, der arme Mann — sehr stupide Maßregeln, meint Tempelhof, und beinah schlimmer als gar keine, besonders dies Sprühen von Gewehrfeuer — und hoffte immer, es werde kein Angriff oder doch kein der Rede werter Angriff stattfinden. Bis endlich zwischen 2 und 3 Uhr morgens seine Streifwachen hereingaloppieren: ‚Die Österreicher sind im Anmarsch!' und Zastrow einige Raketen steigen läßt und in der augenblicklichen Erleuchtung erkennt, daß das Ereignis wirklich da ist.

Seine Verteidigung" (vier von den fünf verschiedenen Forts wurden auf einmal angegriffen) „war von verworrener Art, aber besser, als man hätte erwarten können. Loudons Kolonnen kamen mit außerordentlicher Kraft und starkem Ungestüm heran,

[1] Schöning II. (öfter).

stürmten die Außenwerke überall und gelangten beinahe im ersten Anlauf unter den Schutz des bedeckten Weges. Wurden aber an dem Hauptwall oder beim Erklimmen der Mauern zurückgetrieben, an einigen Stellen zwei- oder dreimal. Und hatten einen mörderischen Kampf in verzweifeltem Getümmel in dem finstern Elemente zu bestehen. Kein Bild davon ist hier im geringsten möglich oder erforderlich. An einer Stelle flog ein Pulvermagazin mit etwa 400 von ihnen in die Luft — in die Luft gesprengt" (sagt das Gerücht, ohne sichere Gewähr) „von einem zornigen preußischen Artilleristen, dem sie Pardon verweigert hatten. An einer anderen Stelle kamen die 800 russischen Grenadiere plötzlich an eine Schlucht oder einen brückenlosen Zwischenraum zwischen zwei Wällen und mußten plötzlich haltmachen — bis" (sagt das Gerücht wieder mit noch weniger sicherer Gewähr) „ihre Offiziere mit der rückwärts stehenden Abteilung auf ‚Vorwärts, vorwärts!' bestanden und eine hinreichende Anzahl der vordern Truppen hineingestürzt wurden, um einen Weg zu bahnen! Dies war die umlaufende Geschichte [1], ohne Zweifel sehr übertrieben. Was wir wissen, ist, daß diese Russen hindurchkletterten, ihren Anteil an der Arbeit pünktlich ausführten, und außerdem, daß sie, nachdem sie die Stadtmauer erklommen, was das ganze Unternehmen entschied, pünktlich dort stillhielten und nachdenklich auf ihre Gewehre gelehnt mit dem Ernst und der Würde antiker Weisen über Geld oder Geldeswert erhaben der allgemeinen Plünderung zuschauten, welche trotz Loudons Befehlen stattfand.

Denn am Ende zwischen 5 und 6 Uhr, d. h. in etwa viereinhalb Stunden, war Loudon überall siegreich. Zastrow, die Festung Schweidnitz und alles, was sie enthielt, waren auf Gnade und Ungnade in Loudons Gewalt. Loudons einzige Sorge war jetzt, der Plünderung der armen Stadtbevölkerung Einhalt zu tun. Dies geschah nicht ohne Schwierigkeit und vollständig erst nach stundenlangen Bemühungen von Kavallerieregimentern, welche hineingeschickt wurden. Die Eroberer hatten tapfer gefochten. Aber man munkelte, daß sie vorher Branntwein getrunken hätten. Sicherlich war mit Ausnahme jener armen Russen niemandes Benehmen ohne Tadel."

Die Eroberung von Schweidnitz kostete Loudon etwa 1400 Mann. Er fand in Schweidnitz außer der Garnison, die sämtlich entweder gefangen oder getötet wurde, mehr als 240 Stücke Geschütz — „211 schwere Kanonen und 135 Handmörser," sagen die österreichischen Berichte, „mit Vorräten und Munition" in großer Menge, 89 760 Patronen und 1 300 600 Feuersteine [2] als zwei Items. — Und dies alles war eine Kleinigkeit verglichen mit dem Stoß, den die Sache Friedrichs schlesischen Angelegenheiten versetzt hat. Denn unter den gegenwärtigen Umständen ist sie gleichbedeutend mit der wirklichen Eroberung eines großen Teiles von Schlesien und eröffnet zum ersten Male eine wirkliche Aussicht, mit dem übrigen im nächsten Jahre fertig zu werden. Man meint, dies sei der härteste Schlag, welcher Friedrich im Laufe dieses Krieges getroffen. „Unser angesprengter Feldzug ist plötzlich zu Wind geworden und ohne Wert. Der Feind soll am Ende doch in Schlesien überwintern, Schlesien soll uns unvermeidlich verlorengehen — und das Leben mit ihm!" Welches Friedrichs dunkle Betrachtungen waren, weiß niemand. „In den folgenden Wochen" (nicht den unmittelbar folgenden, aber der arme Küster datiert nicht) „wurde der König an der Gicht krank, sah beinahe niemanden, kam

[1] Archenholz II. 275.

[2] In Heldengeschichte (VI. 651—665) der österreichische Bericht, mit Listen usw.

nie heraus, und man flüsterte sich zu, daß sein unbeugsames Herz endlich breche, d. h. daß die Achse dieser preußischen Welt selbst wanke. Und sicherlich lastete auf seinem Lager und über seinen Landen nie ein solcher Trübsinn wie in diesem Oktober 1761. Bis er endlich wieder zu Pferde erschien mit heiterm Gesicht, und jedermann bei sich dachte: ‚Ha, die Welt wird also doch noch weiterrollen[1]!'"

Das war es, was Loudon ohne irgendwelche Russen getan hatte, nur daß die Russen ihm achtundvierzig Stunden Kolik gegeben und ihn seinen eigenen Mitteln und Wegen überlassen hatten. Und die Art, wie der Kriegshofrat und Ihre Majestät die Kaiserin es aufnahm, ist vielleicht noch ein Wort wert. Der Kaiser, welcher allein von Loudons Plan gewußt und aus guten Gründen (denn absolute Verschwiegenheit war recht eigentlich die Seele des Unternehmens) keinem Sterblichen etwas davon zugeflüstert hatte, war natürlich aufs höchste erfreut. Aber die olympische Stirne Maria Theresias strahlte nicht wieder, als der Kaiser strahlend mit dieser Nachricht zu ihr kam, sondern dunkelte zornig: „Ohne Befehl vom Kriegshofrat oder von mir!" Der zornige Kriegshofrat nannte es einen Kroatenstreich. Und nur mit Mühe wurde Loudon, wie vor langer Zeit dem Prinzen Eugen, dieser Akt des Ungehorsams verziehen. Groß ist die Autorität — und sie sollte göttlich strenge sein, wenn sie nur (was keineswegs immer der Fall) von göttlicher Art ist!

Die Art, wie Friedrich Zastrow behandelte, stand hierzu in scharfem Gegensatz. Nachstehend ist sein Brief an jenen unglücklichen Herrn, der selbst fest überzeugt ist, daß er keinen Tadel verdient. „Mein lieber Generalmajor von Zastrow — das Unglück, welches mich befallen hat, ist sehr schmerzlich. Aber was mich dabei tröstet, ist, daß ich aus Seinem Briefe ersehe, daß Er sich wie ein tapferer Offizier benommen, und daß weder Er noch die Garnison Schmach oder Vorwurf auf sich geladen haben. Ich bin Sein wohlaffektionierter König — Friedrich." Und in eigener Hand diese Nachschrift: „Er kann bei diesem Vorfall sagen, was Franz I. nach der Schlacht bei Pavia an seine Mutter schrieb: ‚Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.' Da ich die Sache noch nicht ganz verstehe, so enthalte ich mich eines Urteils darüber; denn sie ist in jeder Rücksicht außerordentlich. — F.[2]"

Und er gab sich nie weiter mit Zastrow ab, überließ ihn nur für die Zukunft sich selbst. „So gewährt mir ein Kriegsgericht!" sagte Zastrow, als er sich nach dem Frieden so vernachlässigt fand. „Nützt nichts", antwortete Friedrich. „Ich klage Ihn keines Verbrechens an; aber nach solch

[1] Küster, Lebensrettungen Friedrichs des Zweiten (Berlin 1797) S. 59 ff. Es ist derselbe unschuldige zuverlässige Küster, den wir schon in der Saldernschen Sache zitierten.

[2] Militärlexikon IV. 305, 306 (der Brief ist hier ohne Datum; das Datum ist wahrscheinlich „Groß-Nossen, 3. Oktober".

einem Unfall würde es gefährlich sein, Ihm einen anderen Posten oder Kommando anzuvertrauen", und gewährte ihm statt dessen im Jahre 1766 auf seine Bitte seine Entlassung. Der arme Mann zog sich hierauf nach Kassel zurück, wo er noch zwanzig Jahre lebte, ohne daß man weiter von ihm hörte. Er war ein Halbbruder des Generals Zastrow, welcher im ersten Jahre des Krieges aus der Ferne (eine Kugel aus dem Gestrüpp jenseits der Elbe durch beide Schläfen) von einem Panduren getötet wurde.

Neuntes Kapitel / Der Verräter Warkotsch

Friedrichs Armee hatte sich am 3. Oktober um Neiße herum lagern sollen. Unmittelbar nach dieser verhängnisvollen Nachricht von Schweidnitz marschierte sie statt dessen nach Strehlen (3.—6. Oktober) — Friedrich in Person am 5. Oktober — und bezog dort und in den umliegenden Dörfern ihre Quartiere. Das Hauptlager war in Strehlen, zur Deckung sowohl von Breslau als von Neiße. Während Loudon noch unbeweglich bei Kunzendorf stand, nichts weder gegen den einen noch den anderen dieser Orte versuchte und sorgfältig das Wagnis einer Schlacht vermied, welche Friedrich in die Hände gespielt haben würde. Dies alles dauerte fort bis zu Anfang Dezember, als beide Teile Winterquartiere bezogen. Sie lagerten sich in den benachbarten Ortschaften — Tschernyschew mit seinen Russen in der Gegend von Glatz und Friedrich in Breslau als Hauptquartier — und der Feldzug war beendet. Beendet an diesem Punkte ohne eine weitere Begebenheit von geringstem Interesse — mit alleiniger Ausnahme der folgenden, welche ein armer Mann namens Kappel uns aufbewahrt hat. Hiervon und von den staunenswerten Dingen, welche ihr folgten, müssen wir jetzt etwas sagen.

Kappel ist Jäger bei einem Herrn in jenem Bezirk von Strehlen und soll uns in seinen eigenen Worten Friedrich dort vor Augen führen, unmittelbar nachdem Schweidnitz verloren war. Es ist am 5. Oktober, dem Tage oder vielmehr der Nacht von Friedrichs Ankunft in dieser Gegend. Der größte Teil seiner Armee ist ihm voranmarschiert, und der Rest ist unterwegs. Friedrich und der rückwärts befindliche Teil seiner Armee ziehen in dieser neuen gegen Strehlen gerichteten Bewegung dahin, unter dem Dunkel der Nacht, in verwickelter Berg- und Talgegend, um sich so vorteilhaft als möglich aufzustellen für ihren doppelten Zweck, der Deckung sowohl Breslaus als Neißes. Kappel berichtet, abgekürzt von Küster, den wir wiederum abkürzen:

„Montag nacht, 5. Oktober 1761, erschien der König mit zwei oder drei Begleitern, noch seiner Armee voraus, in Schönbrunn, einem Schloß und Dorf etwa eine Meile

südlich von Strehlen [1], und erwies dem Eigentümer, Baron von Warkotsch, den er bereits kannte, die Ehre, dort zu übernachten. Ehe er zu Bette ging — wenn der König überhaupt ans Zubettegehen dachte, da er vier Stunden später aufbrechen wollte — fragte Friedrich Warkotsch nach ‚einem zuverlässigen Menschen, der mit den Wegen in dieser Gegend wohl bekannt sei'. Warkotsch erwähnte Kappel, seinen eigenen Jäger, als einen, der unzweifelhaft alle Wege in der Umgegend kenne und sich während der sieben Jahre, die er bei ihm gewesen, immer als ein zuverlässiger Mensch benommen habe. ‚Laßt mich ihn sehen', sagte der König. Kappel wurde um Mitternacht hinaufgeschickt. Der König war noch angekleidet, saß auf einem Sofa am Feuer. Kappels Aussehen war zufriedenstellend. Kappel kennt verschiedene Wege nach Strehlen in der finstersten Nacht. ‚Es ist ein Fußpfad, der so und so geht, den ich brauche'" (denn Friedrich kennt diese Gegend aufs genaueste. Die Leser erinnern sich seines weltberühmten Lagers von Strehlen, wo sich infolge der Mollwitzer Schlacht die Diplomatie Europas während des Sommers versammelte). „‚Ja, Ihro Majestät, ich kenne ihn!' ‚Halte er sich denn bereit um vier Uhr.' Vor Schlag vier Uhr war Kappel an der Türe auf seines Herrn bestem Pferde. Auch des Königs Reitknecht und ein Handpferd, ein leichtfüßiger kleiner Grauschimmel, warteten. Schlag vier Uhr kam Friedrich herunter, Warkotsch mit ihm. ‚Unaussprechlich, die Ehre, welche Sie meinem armen Hause erwiesen!' Außer des Königs Reitknecht waren da ein Kammerherr, ein Adjutant und zwei reitende Jäger, welche letzteren beide eine brennende Laterne hatten. Im ganzen sieben Personen mit Einschluß Kappels und des Königs. ‚Geht zu Fuß mit euren Laternen voran', sagte der König. Es war sehr dunkel. Und während der Nacht war die ganze Armee ringsum angekommen, einige trafen gerade ein, auf verschiedenen Wegen und Pfaden. Der König ging etwa dreiviertel Stunden zu Fuß und sah nach den Regimentern, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich als die Kanonen herbeikamen und noch in voller Bewegung waren, sagte der König: ‚Flink, flink, Bursche; es wird gleich auf den M a r s c h gehen.' ‚Marsch? Den Teufel auch! Wir kommen eben erst ins Lager!' sagte ein Kanonier, der nicht wußte, daß es der König war.

Der König sagte nichts. Ging noch eine kleine Strecke zu Fuß weiter, befahl dann: ‚Blast die Laternen aus; zu Pferde jetzt!' und stieg auf, wie wir andern alle. Mich hieß er fünf Schritte vor ihm reiten, fünf und nicht mehr, damit er mich sehen könne; denn es war sehr dunkel. Nicht weit von der Herrschaft Casserey, wo eine Wassermühle ist, fragte mich der König: ‚Hat Er nicht die Brücke hier verfehlt?'" (ein König, welcher Wege und Landkarten nicht vergißt, die vielleicht wichtig für ihn werden können!) — „Und befahl uns, so still als möglich zu reiten und kein Geklapper zu machen. Bei Tagesanbruch wurden wir Strehlens ansichtig nahe bei dem Meierhof von Treppendorf. ‚Und weiß Er, wo der Kallenberg liegt?' sagte der König. ‚Er muß links von der Stadt, in der Nähe der Hügel sein; bringe Er uns dorthin!'

Als wir auf den Kallenberg kamen, war es noch nicht ganz Tag und wir mußten haltmachen, bis es heller würde. Nach einiger Zeit sagte der König zu seinem Reitknecht: ‚Gebe Er mir mein Feldglas!' blickte langsam eine gute Weile ringsumher und sagte dann: ‚Ich sehe keine Österreicher!'" (die Wahl des Geländes steht uns also ganz frei, wir wissen, wo wir wählen!) — „Der König fragte mich dann, ob ich den Weg nach —' (in der Tat den Weg nach verschiedenen Orten wisse, die in einer Lokalgeschichte jener Gegend von höchstem Interesse sein würden, hier aber gänzlich übergangen werden müssen). — — Der König rief seinen Kammerherrn und machte ein Zeichen, welches bedeutete: ‚Trinkgeld für Kappel!' — und ich bekam vier Achtgroschenstücke" (eine reiche Belohnung in jenen Tagen) „und den Auftrag,

[1] D i e s ist Warkotschs Schönbrunn, nicht das andere bei Schweidnitz, wie Archenholz glaubt. S. Archenholz II. 287 und das Stück Mythe, worin er sich infolgedessen verliert.

meinem Herrn zu sagen, ‚daß der König ihm das gute Quartier danke und ihn seine Gnade versichere'.

Auf seinem Heimritt, etwa eine Meile davon, traf Kappel die ‚ganze preußische Armee', die sich in ihren verschiedenen Kolonnen vorwärts mühte. Zwei Generale — einer derselben Krusemark, des Königs Adjutant" (Oberst Krusemark, nicht General, wie Kappel meint, der ihn einige Wochen später kennenlernte) — „ließen ihn vor sich bringen, und er gab ihnen Auskunft über sich selbst, wie er den König geleitet und wo er Seine Majestät verlassen hatte. ‚Hinter Strehlen, sagt Er? Auf der Breslauer Straße? Der Teufel weiß, wohin wir noch alle werden gehen müssen!' bemerkte Krusemark und ließ Kappel frei[1]."

Große Ereignisse, die Belagerung von Kolberg, die Katastrophe Pitts und andere stehen in diesen Wochen bevor, oder geschehen anderwärts; aber hierherum ist dies die einzige bemerkenswerte Begebenheit. Was wir in bezug auf Strehlen und Friedrichs Geschichte dort zu sagen haben, dreht sich alles um diesen Kappel und Warkotsch. Und nachdem wir nur noch erwähnt haben, daß Friedrichs Quartier nicht in Strehlen selbst ist, sondern in Woiselwitz, einem etwa eine Viertelstunde entfernten und sehr nachlässig bewachten Dorfe oder Vorstadt, haben wir ein Abenteuer zu berichten, welches damals das größte Aufsehen in der Welt verursachte.

Warkotsch ist ein reicher Herr (Schönbrunn nur eins von fünf oder sechs verschiedenen Gütern, die er in jener Gegend besitzt), obgleich er als jüngerer Bruder vor nicht vielen Jahren Hauptmann in österreichischem Dienste war (im Regiment Botta, wenn jemand darum zu tun ist) und in Olmütz stand, mit sehr trüben Aussichten, die wie ich mir denke, nicht eben verbessert wurden durch die Tatsache, daß Schlesien und Warkotschs Familie preußisch wurden, seit dieser jüngere Bruder in die österreichische Armee eingetreten war. Der jüngere Bruder hatte seinen wilden Hafer gesät und bekam unter jenen trüben Aussichten schon einen grauen Bart, als vor etwa sieben Jahren sein Bruder, dem Friedrich sich stets freundlich erwiesen, krank wurde und Ende 1755 starb. Worauf der jüngere Bruder sein Erbe wurde und in eine neue Phase der Existenz eintrat. Quittierte seine Hauptmannsstelle, quittierte seine Untertanenpflicht und ließ sich kurze Zeit vor dem Ausbruch dieses Krieges im Jahre 1756 hier friedlich unter seinem neuen Könige nieder. Und hat am 5. Oktober 1761 in Schönbrunn Se. Majestät selbst zum Gast gehabt.

Warkotsch wartete nicht lange, bis er nach Strehlen hinüberritt, um wie es seine Schuldigkeit für die Ehre eines solchen Besuches seine Aufwartung zu machen. Und von dieser Zeit an mußte Kappel ihn alle paar Tage dorthin begleiten. Der König war Warkotschs verstorbenem Bruder immer wohl geneigt gewesen als einem vortrefflichen schlesischen Grundbesitzer und Verwalter, dessen schöne Besitzungen in musterhaftem Zustande waren, wie sie auch unter dem neuen Warkotsch fortgeführt wurden.

[1] Küster, Lebensrettungen S. 66—76.

So war er auch immer eine gnädige Majestät gegen diesen Warkotsch, der überdies ein alter Soldat und ein Mann von Verstand und Talent ist, der Friedrich angenehm und mit dem jetzt in Strehlen anwesenden Kreise von Friedrichs Offizieren immer bekannter wird.

Nach Strehlen ist Warkotschs Lieblingsritt, auf dem einsamen Lande eine höchst willkommene Zugabe zu dem gewöhnlichen langweiligen Suchen nach frischer Luft und Bewegung. Kappel bemerkt auch um diese Zeit, daß er (Kappel) hin und wieder und immer häufiger Briefe hinüberbringen muß nach Siebenhuben, einem eine halbe oder dreiviertel Meilen entfernten Dorfe. Die Briefe immer an einen gewissen Schmidt, der katholischer Kurator dort ist, Briefe unter Kuvert, wohl gesiegelt — und aus zwei Stücken bestehend, wenn man sie genau befühlt. Und was seltsam ist, der Brief hat nie eine Adresse. Der Herr befiehlt bloß: „Pünktlich, an den Kurator Schmidt, weiß Er!" Was kann das sein? denkt Kappel. Ein Geheimnis unzweifelhaft, vielleicht eine Intrige, von welcher Madame nicht wissen darf. — „Ach Herr Baron, und das in Ihrem Alter — mit fünfzig Jahren!" Kappel, ein solider Bursch, der sich nur um sein Jägergeschäft bekümmert, besorgt die Briefe pünktlich; besorgt auch die Antworten, die nie eine Adresse haben, und gibt sich nicht eben viel mit ungebührlicher Neugier ab.

Diesen äußeren Tatsachen will ich für den Augenblick nur noch eine innere hinzufügen. Daß ein alter Kamerad von Warkotsch, ein Oberst Wallis, jetzt mit Husaren in Heinrichau liegt — ungefähr zwei Meilen von Strehlen und auch ungefähr zwei Meilen von Schönbrunn, oder eine halbe Stunde mehr, wenn man den Siebenhubener Weg einschlägt. Und daß alle diese Botschaften durch den Kurator Schmidt für Wallis, den Husarenoberst, bestimmt sind und nicht vor Madame allein geheimgehalten werden müsse. Wie ein Baron, bis dahin ein Mann von Ehre, auf einmal ein so schimpflicher, ungeheuerlicher Schurke werden konnte? Das ist eben der Grund — der Preis ist so ungeheuerlich.

„Montag nacht, 30. November 1761" (eine bitterkalte Nacht), „befindet sich Kappel, zu Pferde sitzend und seines Herrn Pferd haltend, in Strehlen oder genauer gesagt in Woiselwitz, einer Vorstadt von Strehlen nahe an des Königs Türe. Sr. Majestät Reisekutsche steht dort vorgefahren, ein Zeichen, daß Strehlen endet, daß ein allgemeiner Aufbruch nach Breslau nahe ist. Vielleicht nicht zum Leidwesen Kappels, der draußen in der Kälte wartet. Kappel wartet Stunde auf Stunde. Der Herr vergnügt sich mit des Königs Leuten ohne Rücksicht auf die Pferde und mich in diesem frostigen Wetter. — Und man darf auch nicht hin und her gehen, um des Königs Schlaf nicht zu stören! Erst um Mitternacht kommt sein Herr heraus, und der frierende Kappel und die Vierfüßler machen sich auf den Weg. Unterwegs beginnt der Herr ein sonderbares Gespräch über des Königs Quartier. Gab es je eine solche Sorglosigkeit? Nur zwei Schildwachen in des Königs Vorzimmer, im ganzen nicht mehr als dreizehn Soldaten in Woiselwitz. Strehlen ist ihm in weniger als zwanzig Minuten nichts nutze. Nichts als Wälder, wilde Schluchten und Hügel den ganzen Weg bis Heinrichau. Wie leicht wäre es, Se. Majestät abzufangen!

‚Um Gottes willen Herr Baron sprechen Sie nicht so! Wenn eine preußische Streifwache es in der Dunkelheit hörte!‘ Bah, bah, antwortete der Herr Baron.

In Schönbrunn in den frühen Morgenstunden findet Kappel Frau Kappel in einem Zustande nicht zu stillender Neugier. ‚Was kann das bedeuten? Kurator Schmidt war den ganzen Nachmittag hier in großer Eile, den Herrn zu sehen, mußte endlich fort — zum Gottesdienst, da es heute Vorabend von St. Andreas. Und denke nur, obgleich er stundenlang bei der Frau Baronin gesessen, hat er diesen Brief doch bei mir zurückgelassen.‘ ‚Gebe Sie denselben an Ihren Mann für den Herrn Baron, sobald sie nach Hause kommen, und sage Sie, ich muß morgen früh um 7 eine Antwort haben.‘ Ließ ihn bei mir, nicht bei der gnädigen Frau — die gnädige Frau weiß nichts davon! ‚Ruhig Frau!‘ Aber Frau Kappel ist mit unstillbarer Neugier umhergelaufen, seit sie diesen Brief erhielt, hat sich an zwei ihrer Mitbedienten gewandt, an einen nach dem andern, die Geschriebenes lesen können. ‚Brecht ihn auf, wollt ihr?‘ Aber sie wollten nicht. Der praktische Kappel trägt den Brief hinauf in des Herrn Stube und überreicht ihn mit der Botschaft. ‚Was, Kurator Schmidt?‘ unterbricht ihn die gnädige Frau, die noch dort saß. ‚Herr Gemahl, was ist das?‘ ‚Das ist ein Brief für mich‘, antwortete der Gemahl. ‚Was geht das Sie an?‘ Worauf die gnädige Frau zornig hinausrauscht und der Herr Baron anfängt, seine Antwort zu schreiben, wie dieselbe auch immer sein mag.

Kappel und Frau sind zu Bett gegangen, die Frau ist noch beredt über das Geheimnis des Kurator Schmidt, als der Herr Baron an ihre Türe klopft. Er kommt im Dunkeln herein. ‚Dies ist für den Kurator um 7 Uhr morgen früh. Ich lasse es hier auf dem Tische. Besorge es zu rechter Zeit, guter Kappel!‘ Kappel verspricht seiner Unstillbaren, daß er diesen Brief wirklich öffnen will, ehe er ihn überliefert, worauf sie sich beruhigt und beide einschlafen. Kappel ist am nächsten Morgen zu rechter Zeit auf den Beinen. Kappel steckt seinen Brief ruhig in die Tasche, steckt noch ruhiger in einem benachbarten Zimmer seines Herrn großes Petschaft in die Tasche, das er zum Wiederzusiegeln zu gebrauchen denkt. Dann tritt er hinaus; gibt seinen Burschen den Befehl, in soundso viel Minuten fertig zu sein, ‚du und diese zwei Pferde‘“ (spezifisch für Schnelligkeit), „und geht in der Zwischenzeit mit Brief und Petschaft hinüber zu Sr. Hochwürden Herrn Gerlach wegen eines vorläufigen Geschäftes. Kappel ist Katholik, Warkotsch Protestant. Herr Gerlach ist der protestantische Prediger in dem Dorfe Schönbrunn — sehr verhaßt bei Warkotsch, dessen stehender Befehl ist: ‚Kommt dem unverschämten Kerl nicht nahe!‘ Aber Kappel ist jener bekannt als ein gerechter Mann, treu in dem schwierigen Kampfe des Schwachen gegen den Starken. Gerlach, der noch im Bette liegt, hört die furchtbare Geschichte und liest die greuliche Botschaft von Warkotsch an Oberst Wallis: ‚Sie können den König heute nacht lebend oder tot in Ihre Gewalt bekommen!‘ Er zögert, sie abzuschreiben“ (wie Kappel zu einem guten Zwecke wünscht); „wird aber von seiner Frau dazu aufgemuntert und verfertigt schnell eine Abschrift. Diese Abschrift steckt Kappel in das alte Kuvert, siegelt es wie gewöhnlich und kehrt nun, das Original sicher in seiner Tasche, nach dem Stall zurück. Sein Bursche und er sitzen auf. Nach einer Weile befiehlt er seinem Burschen: ‚Bursch, reite du nach Siebenhuben zum Kurator Schmidt mit diesem versiegelten Briefe, sage aber nichts davon. Ich hatte selbst gehen sollen, kann aber nicht. Sei schnell, sei verschwiegen!‘ Und der Bursche eilt nach Siebenhuben mit der versiegelten Abschrift für Schmidt, Warkotsch, Wallis und Komp. Während Kappel mit noch besserer Geschwindigkeit mit dem Original nach Strehlen reitet zu Sr. Majestät dem König.

In Strehlen ist Se. Majestät der König noch nicht sichtbar. Kappel hat große Schwierigkeit im Vorzimmer bei den Schildwachen. Aber er beharrt und besteht darauf: ‚Lest denn meinen Brief!‘ Was sie nicht zu tun wagen, was nur Oberst Krusemark, der Adjutant, vielleicht wagt. Sie führen ihn zu Krusemark. Krusemark

liest außer sich vor Schrecken. Sperrt Kappel ein, rennt zum Könige, kehrt zurück, verhüllt Kappel in einen Soldatenmantel und Mütze und führt ihn herein. Seitens des Königs, der in Kappels Gesicht, in Kappels klare Erzählung und in Warkotschs Handschrift hineinschaute, bedurfte es nur weniger Fragen. Und die nötigen Befehle in bezug auf Warkotsch und Komp. waren bald gegeben. Gefährliche Ingenieure, die jetzt unschädlich gemacht, mit ihrer eigenen Petarde in die Luft gesprengt sind. Eine der ersten Fragen des Königs war: ‚Aber wie habe ich denn Warkotsch beleidigt?‘ Kappel weiß es nicht. Der Herr ist von starrem, eigenwilligem Temperament — der Herr murrte und grollte zuweilen über das Bauernvolk, und wie ein Edelmann jetzt vergleichsweise keine Macht über dasselbe hat.‘ ‚Ist Er ein Protestant?‘ ‚Nein, Ihro Majestät, ein Katholik.‘ ‚Seht, ihr Herren?‘ sagte der König zu seiner Umgebung, ‚Warkotsch ist ein Protestant! Sein Kurator Schmidt ist ein Katholik, und dieser Mann ist ein Katholik! Es gibt Schurken und ehrliche Leute in jeder Konfession!‘

Um Mittag an jenem Tage hatte Warkotsch sich zu Tische gesetzt, gemütlich in seinem Schlafrock. Niemand als die gute Baronin war zugegen, als Rittmeister Rabenau plötzlich in das Schloß und das Eßzimmer eindrang. ‚In Arrest, Herr Baron. Ich bedaure, Sie müssen mit mir nach Brieg kommen!‘ Warkotsch, ein strategischer Mensch, bewahrte bei diesem plötzlichen Fall des Donnerkeils seiner Frau und dem Rittmeister gegenüber seine Fassung. ‚Ja, Herr Rittmeister. Es ist wegen des Korns, das ich liefern sollte‘‘ (wobei er ihm einen wirklichen Befehl der Art zeigt), „und ich bin damit im Rückstand! Niemand kann seinem Schicksal entgehen. Nehmen Sie aber doch etwas Mittagessen mit uns! ‚Der Rittmeister schlug es ab. Aber auch die Baronin drang in ihn, endlich setzte er sich. Warkotsch ging hinaus, um sich anzukleiden.‘ Vor allen Dingen, um Befehl zu geben, daß man ihm sein bestes Pferd vorführe. Er war aufs höchste bestürzt, als er fand, daß die Dragoner hundert Mann zählten, und daß jeder Ausgang besetzt war. Halb angekleidet, mit einem Ausdruck enttäuschter Gastfreiheit zurückkehrend, sagte er: ‚Herr Rittmeister, unser Schloß soll nicht in Verruf kommen. Ihre braven Leute warten da, und wir können ihnen keine Erfrischungen bieten. Ich habe in dem Wirtshaus im Dorfe Befehl gegeben, schicken Sie sie dorthin! Sie sollen da auf besseres Glück für mich trinken und einen Bissen Brot und Käse haben.‘ Der stupide Rabenau willigt wieder ein. — Und in wenigen Minuten ist Warkotsch in den Wäldern und goloppiert wie Epsom [1] nach Wallis zu, und Rabenau kann nur Madame arretieren (die von nichts weiß) und kehrt, um seinen Erfolg betrogen, zurück.

Auch Schmidt entkam. Die nach Schmidt ausgesandte Abteilung fand ihn in der kleinen Stadt Nimptsch‘‘ (der Hälfte des Rückweges von seiner Fahrt zu Wallis), „wo er bei einigen unschuldigen gastlichen Leuten eben gemütlich zu Mittag aß. Schmidt konnte seine Bestürzung nicht verbergen. Erlangte jedoch, da er auf klägliche Weise ein Naturbedürfnis vorschützte, mit Mühe die Erlaubnis, auf den Abtritt zu gehen, und verschwand dort mittels einer langen Stange oder Harke vollständig durch eine Öffnung, an welche man nicht gedacht hatte, und kam nie wieder in der Oberwelt zum Vorschein. Die preußischen Soldaten scheinen für das Einfangen von Gaunern kein Geschick zu haben.

Warkotsch kam um Mitternacht an jenem selben Dienstag zurück, von 500 Wallis-Husaren begleitet, und nahm sein bares Geld, 30 000 Taler in Gold, berichtet Frau Kappel, welche bei der schrecklichen Operation zugegen war, mit sich fort‘‘ (die Husaren in großer Furcht, in Eile und übermäßig gierig nach einem Anteil an der Beute). — „Hierauf ist unsere nächste Nachricht von ihm, die letzte von entschiedener Glaubwürdigkeit, das nachstehende Billett an seine arme Frau, welches bei den ge-

[1] Eine Anspielung auf die berühmten Pferderennen bei Epsom, in der Grafschaft Surrey. D. Übers.

richtlichen Verhandlungen über ihn sechs Monate später verlesen wurde. ‚Mein Kind — der abscheuliche Verrat, welchen ich gegen meinen König ausgesonnen, hat mich in endloses Elend gestürzt. Von dem Gipfel des höchsten Berges kann ich die Grenzen meines Unglücks nicht sehen. Lebewohl! Ich befinde mich an der fernsten Grenze der Türkei. — Warkotsch [1].‘“

Schmidt und er wurden beide nach geduldiger Untersuchung geköpft und gevierteilt — in effigie von Pappe — auf dem Salzring (dem Großen Platz) von Breslau, Mai 1762. — In Pappe war es Friedrich angenehmer als auf die andere Weise. „Meinetwegen,“ schrieb er, indem er die Hinrichtung sanktionierte, „die Porträts werden wahrscheinlich ebenso wertlos sein wie die Originale.“ Rittmeister Rabenau kam mit einigen Tagen Arrest davon und mit der Bemerkung: „Er ist ein dummer Teufel!“ Warkotschs Güter wurden samt und sonders mit Abzug des Leibgedinges der Baronin, das ihr pünktlich ausgezahlt wurde, für den König beschlagnahmt und von diesem den Schulen von Breslau und Glogau übermacht, welche vermutlich noch jetzt die Nutznießung davon haben. Hochehrwürden Gerlach in Schönbrunn, Kappel und Kappels Bursche wurden alle bedacht und angemessen belohnt, obgleich Gerüchte vom Gegenteil vorhanden sind. Der Husarenoberst Wallis erlangte keine öffentliche Beförderung, wiewohl man nicht bezweifelt, daß seine Oberen um seine originellen Pläne gewußt hatten. Das offizielle Wien, wie die Menschheit im allgemeinen, schauderte zurück, ihn anzuerkennen. Die großen Grafen Wallis in Wien veröffentlichten in den Zeitungen: „Unser Haus steht in keiner Verbindung mit jenem Herrn.“ — Und in der Tat war er von irischer Herkunft, wie es scheint, sein eigentlicher Name Wallisch (oder Walsh), wenn irgend jemandem darum zu tun wäre. Warkotsch starb in Raab (diesseits des fernsten Winkels der Türkei) im Jahre 1769. Seine arme Baronin war fünf Jahre vorher aus Schlesien verschwunden, wahrscheinlich, um zu ihm zu gehen. Er erhielt eine Pension oder Versorgung vom österreichischen Hofe. Ob eine kleine oder nicht so kleine, ist ein strittiger Punkt.

Und dies ist ausführlicher, als nötig gewesen wäre, in authentischer, nur zu umfangreicher Form, die einst weltberühmte Tragödie oder das beinahe tragische Melodrama von Warkotsch, welches dem Patrioten und Altertumsforscher in preußischen Landen noch jetzt von Interesse und ein Gegenstand des Studiums, der Anteilnahme und eingehender Auseinandersetzungen ist, obgleich wir uns hier kürzer darüber hätten fassen können. Sie würde in der Tat „den Krieg sofort beendet haben“, und zwar auf eine für Österreich und seine in der Nähe stehenden Generale höchst erfreuliche Weise. Aber ganz dasselbe würde jede von den Millionen Kanonen- und Flintenkugeln getan haben, welche jenes selbe königliche Haupt umsaust und ohne Ausnahme verfehlt haben, wie War-

[1] Küster, Lebensrettungen S. 88; Küster S. 65—188 (für die allgemeine Erzählung); Tempelhof V. 346 usw.

kotsch. Gewisse Häupter, königliche und andere, bestimmt, in dem Plan der Dinge von Nutzen zu sein, können unter keinen Bedingungen getroffen werden, ehe sie ihre Aufgabe erfüllt haben.

Friedrich ließ sich am 9. Dezember für den Winter in Breslau nieder. In Breslau erreichten ihn schlechte Nachrichten von Kolberg, „schlechte und immer schlechtere. Kolberg und nicht Warkotsch ist dort der Hauptgegenstand des Interesses während der nächsten vierzehn Tage. Bis es mit Kolberg zu Ende geht, und dies unwiederbringlich. Die russische Hoffnung auf Kolberg ist seit langer Zeit auf das Ausbrechen einer Hungersnot beschränkt. Wir sagten, daß das Herbeischaffen der Zufuhren über zwanzig Meilen solcher Wildnis von Stettin hierher, unter dem Widerspruch der Russen und des Winters, die Schwierigkeit war. Unsere kurze Notiz fährt fort:

„In der Tat, es ist eine Unmöglichkeit. Versuch auf Versuch wird mit eifrigem Bemühen gemacht, aber ohne Erfolg. Am 13. Oktober versucht es der Grüne Kleist. Am 22. Oktober versucht es Knobloch und sogar Platen. Während der folgenden zwei Monate unternimmt man einen Versuch nach dem andern" (der Husar Kleist, Knobloch, Thadden, Platen), „nicht ohne wütendes Kämpfen und Ringen, aber mit keinem Erfolg. 15 000 Russen lauern an den geeigneten Orten und verlegen den Weg. Der Winter kommt früh und mit ungewöhnlicher Strenge. Solche Märsche, solche Bemühungen und Ausdauer — ohne Erfolg! Man liest wenig Geschichten von Dunkelheit, Kälte, grimmiger Mühsal und wildem Widerstand dagegen wie diese von Kolberg." ‚Der Schnee liegt ellentief,' sagt Archenholz; ‚dazu Schneestürme, Schloßen und Frost. Ein verwüstetes und ausgehungertes Land, es fehlt an Holz zur Feuerung, man hat nicht einmal Salz. Das Brot des Soldaten ist ein Klumpen Eis, unbrauchbar für menschliche Zähne, bis man es auftaut — was nur während der Nacht möglich ist.' „Die russischen Schiffe verschwinden" (17. Oktober). Am 2. November verschwindet Buturlin, nachdem er reichliche Verstärkungen zurückgelassen, in der Richtung nach Polen. Am Tag vor Buturlins Abmarsch war eine feierliche Aufforderung an Eugen ergangen: ‚Übergebt Euch ehrenvoll, wir bieten es Euch noch einmal an. Nimmer werden wir dies Land verlassen, ehe Kolberg unser ist!' — ‚Nutzlos, uns Vorschläge zu machen!' antwortet Eugen, wie vorher. Auch die Russen leiden offenbar große Not, wennschon bessere Straßen ihnen offen stehen und Romanzows Hartnäckigkeit aufs äußerste geht.

In der Nacht vom 14.—15. November muß Eugen, da sein Pferdefutter ganz aufgebraucht ist und Heydes Magazine beinahe leer sind, insgeheim auf Umwegen aus seinem Lager schleichen und die Aufgabe selbst zu lösen versuchen. Der schwierigste Marsch, glänzend ausgeführt. Er genügt, Eugen selbst zu befreien, und erleichtert den Druck auf Heydes kleine Vorräte. Eugen entkommt auf eine Weise, die Tempelhof nicht genug bewundern kann. Vereinigt sich mit Platen, sammelt Lebensmittel und versucht, Lebensmittel hineinzubringen, doch ohne Erfolg. Auf den Befehl des Königs soll er es selbst mit gesammelter Kraft versuchen. Hätte Heyde nur Lebensmittel, so würde er sich um alles andere wenig kümmern.

Romanzow, der jetzt in Eugens altem Lager ist, fordert den Veteranen zur Übergabe auf. Wie es heißt ‚das fünfundzwanzigstemal' — aber noch nicht das letztemal. Heyde befragt seine Leute: ‚Kameraden, was soll ich tun?' ‚Tun Sie's durchaus nicht, Herr Oberst. Wir wollen uns so lange verteidigen, als wir Brot und Pulver haben[1].' Es ist grimmiger Frost, Heyde gießt Wasser auf seine Wälle. Romanzow

[1] Seyfarth III. 28; Archenholz II. 304.

versucht zu stürmen, die Wälle sind Glas. Die Besatzung hat Pulver, wenn auch nur halbe Rationen von Brot, der Sturm hat keinen Erfolg. Auf den Befehl des Königs versucht Eugen es wieder. Bricht auf am 6. Dezember, macht wieder einen höchst vollkommenen Marsch, erreicht am 12. Dezember die russischen Verschanzungen, erstürmt eine russische Redoute und kämpft bis aufs äußerste, aber es geht nicht. Er zieht sich zurück und überläßt Kolberg seinem Schicksal. Am nächsten Morgen erhält Heyde die sechsundzwanzigste Aufforderung, denkt zwei Tage darüber nach und entschließt sich dann" (16. Dezember), „da sein Brotvorrat dahin ist, ‚mit klingendem Spiel, mit geschultertem Gewehr und allen Kriegsehren auszumarschieren[1].'" Ein Lebewohl dem alten Helden, der hoffentlich nicht lange in einem russischen Gefängnis bleiben wird.

„Was für ein Waffenplatz für uns!" denkt Romanzow — „obschon es uns allerdings für den Feldzug von 1762 bei dieser vorgerückten Jahreszeit nicht von so großem Nutzen sein wird." Nein — und was 1763 angeht, wer weiß, ob ihr es *dann* nötig haben werdet!

Sechs Wochen vorher hatten Prinz Heinrich und Daun ihren sächsischen Feldzug auf weit harmlosere Art beendet. Am 5. *November* unternahm Daun nach endlosem Sammeln, Aufstellen, Wiederaufstellen und Beratschlagen mit Loudon, der solange ruhig auf den Höhen von Kunzendorf gesessen hat, zu Hilfe und Verstärkung bereit, zuletzt (keinerlei „Übereilung" konnte Daun vorgeworfen werden) „einen allgemeinen Angriff auf Prinz Heinrichs Außenposten" in der Meißener oder Mulde-Elb-Gegend „auf der ganzen Strecke von Roßwein bis nach Siebeneichen". Ein gleichzeitiger Angriff, drei Meilen lang, oder ich weiß nicht, wie lang, aber mit Kraft ausgeführt. Und nach einem hartnäckigen Kampfe in kleinem Maßstab trieb er sie alle zurück — alle, mehr oder weniger — und tat dann weiter gar nichts. Heinrich mußte seine Quartiere zusammenziehen und frisch auf seiner Hut sein, aber es ereignete sich nichts. „Werde in engeren Quartieren überwintern müssen hinter der Mulde, nicht auf beiden Seiten wie sonst, das ist alles." Und so wurde der Feldzug in Sachsen beendet, „ohne daß in seinem ganzen Verlaufe" (sagen die Bücher) „eine von beiden Parteien einen wesentlichen Vorteil über die andere errungen hatte[2]!

[1] Tempelhof V. 351—377; Archenholz II. 294—307; besonders die oben zitierten Seyfarthschen *Beilagen*.

[2] Seyfarth III. 54; Tempelhof V. 275 ff. (das. S. 263—280 über den Feldzug im ganzen, mit einer Fülle von Einzelheiten).

Zehntes Kapitel / Friedrich in Breslau; er erhält Nachrichten aus Petersburg

Seit dem 9. Dezember ist Friedrich in Breslau, in einem Überrest seines zerstörten Palastes dort und wird uns in den Büchern dargestellt als unter Ruinen sitzend, keine andere Aussicht vor sich als Ruin. Zurückgezogen von der Gesellschaft, starr hinausschauend in die dunkelste Zukunft. Er sieht kaum irgend jemand, spricht kein Wort, außer in Geschäften. „Eines Tages", habe ich irgendwo gelesen, „speiste General Lentulus bei ihm, und nicht ein einziges Wort wurde gesprochen." Die Anekdotenbücher enthalten Unterredungen mit Zieten, wo Zieten noch auf die göttliche Vorsehung vertraut, der König nur dem eisernen Schicksal vertraut und der ernsten Zuflucht eines ehrenvollen Todes. Unterredungen, die offenbar nur erdichtet sind. In der Tat, dies ist nicht oder ist nicht ganz und gar des Königs gewöhnliche Stimmung. Er hat seine zwei Neffen bei sich. (Der ältere, alt genug, um das Soldatenhandwerk zu lernen, soll in dem nächsten Feldzuge unter ihm dienen.) Er ist nicht ohne Gesellschaft, wenn er will — nie ohne Beschäftigung, er mag wollen oder nicht. Und in der dunkelsten Finsternis der Verzweiflung hat er seinen Türken und andere Illusionen, welche dieses Jahr glänzender scheinen als je zuvor[1].

Jedenfalls trifft der König alle Vorbereitungen, als wenn der Sieg ihn noch krönen könne, obschon er unzweifelhaft oft genug wenig oder gar keine praktische Hoffnung hat. England scheint im Begriff, ihn zu verlassen. Eine sehr traurige und unerwartete Veränderung ist dort vorgegangen. Der große Pitt ist seines Amtes entsetzt. Verkehrte kleine Butes sind an seine Stelle getreten, deren Ansichten und Verfahrungsweisen von denen Pitts weit verschieden sind! Hier in der Heimat sind die Russen in Pommern und in der Neumark. Die Österreicher haben ganz Sachsen mit Ausnahme eines armseligen Streifens jenseits der Mulde, ganz Schlesien mit Ausnahme eines Bruchteils an der Oder. Friedrich selbst hat

[1] Briefe an Heinrich, in Schöning III. (wiederholt).

unter sich 30 000 Mann, unter Prinz Heinrich 25 000, unter Eugen von Württemberg gegen die Schweden 5000, in allen seinen Staaten 60 000 kampffähige Truppen. Zum Widerstand gegen so viele Feinde berechnet er, daß 60 000 mehr in diesem Winter ausgehoben werden müssen. Und woher sollen diese kommen, da England und seine Hilfe auch so zweifelhaft geworden ist? Das nächste Jahr, so rechnet jedermann, Friedrich selbst kaum ausgenommen (in schlechten Augenblicken), muß diese lange Kampftragödie enden. Auf der andern Seite ist Österreich selbst in schwerer Geldnot, entläßt 20 000 Mann und hofft, daß es außerdem noch genug hat, um Friedrich ein Ende zu machen. Frankreich ist bankerott, in Hungersnot und sehnt sich leidenschaftlich nach Frieden. Mit dem Engländer Bute läßt sich bei weitem nicht so schwer unterhandeln wie mit Pitt. Österreich darf keine Subsidien mehr von Frankreich erwarten. Der Krieg läßt nicht auf Friedrichs Seite allein nach, wie eine Flamme, der es an Nahrung fehlt. Dieses Jahr muß er ausgehen. Österreich wird Friedrich in diesem Jahre töten müssen, wenn überhaupt je.

Ob die Prophezeiungen Österreichs und der Welt wohl in Erfüllung gehen werden? Niemand kann sagen, was für wunderbare Kräfte und Ausbrüche feuriger Unternehmungen noch in diesem Manne liegen. Es ist schwer, Friedrich zu töten, er wird furchtbar elastisch, wenn ihr ihn in eine Ecke zusammenpreßt. Oder das Schicksal mag ihn vielleicht genugsam geprüft haben und befriedigt sein! Das Schicksal sendet ihm plötzlich einen wunderbar aufsteigenden Morgenstern, wie man sehen wird! — Inzwischen ist hier die englische Schwierigkeit schlimmer als irgendein Schweidnitz, Kolberg oder irgendeine andere, die sich in diesem schwärzesten Dunkel der Nacht zugetragen.

Die Katastrophe Pitts. Wie die Friedensverhandlung aufflog, wie Pitt sich zurückzog (3. Oktober 1761) und trotzdem ein spanischer Krieg ausbrach.

In St. James Street, in der früheren Wohnung des Herzogs von Cumberland wurde am 2. Oktober 1761 eine der merkwürdigsten Kabinettsberatungen gehalten, welche in der englischen Geschichte bekannt sind. Es ist die letzte von Pitt's Kabinettsberatungen für eine lange Zeit — hätte ebensogut seine allerletzte sein können — und ist durch Pitt von der höchsten Bedeutung für Friedrich. Wir sprachen von der Choiseulschen Friedensunterhandlung, von einem indirekten Angebot König Carlos'. „Könnte ich nicht etwas vermitteln?" — einem Angebot, durch welches besagte Unterhandlung aufflog und statt dessen der bourbonische Familienvertrag und ein neuer Krieg hervorgerufen wurde. Werfen wir jetzt einen kurzen Blick auf diese Angelegenheit und ihre Folgen.

Es war am 15. Juli, als Bussy diesen schönen spanischen Zusatz zugleich mit etwas anderem aus seiner eigenen französischen Sphäre vor-

legte — „befürchtet, daß wieder Krieg mit Spanien ausbrechen könnte, wenn wir beide uns verständigt haben". Bei derselben Gelegenheit kam eine Note von ihm, die ebenfalls für wichtig gehalten wurde. „Daß die Kaiserin-Königin, was auch immer aus dem Kongreß von Augsburg werden möge, diesen Separatfrieden zwischen Frankreich und England billigen werde und billige — wenn nur England sich verpflichte, den König von Preußen in Zukunft mit Ihrer Kaiserlichen Majestät und deren Alliierten allein zu lassen." — „Nimmermehr, mein Herr!" antwortete Pitt mit Nachdruck auf diesen letzteren Vorschlag. Und auf den ersteren hinsichtlich der Einmischung Spaniens oder des Munkelns von Einmischung erwiderte er, indem er die Note sofort zurückschickte, als etwas, was gar nicht existierte oder was man am besten als nicht existierend betrachtete: „Völlig unzulässig, mein Herr, erwähnen Sie es nicht weiter!" — Und forderte zugleich den spanischen Gesandten auf, eine derartige seinem Herrn zugeschriebene Ungebührlichkeit zu widerrufen. Man stelle sich die Unterredungen und aufgeregten Beratungen vor, welche im Angesicht dieser plötzlich aufwogenden Brandung zwischen Bussy und jenem Don stattfanden.

Nach ungefähr einer Woche (23. Juli) hatte Bussy eine Zusammenkunft mit Pitt selbst in bezug auf diese wichtige spanische Angelegenheit und veranlaßte ihn zu gewissen, für Bussy und für uns denkwürdigen Äußerungen. „Es ist meine Pflicht, mein Herr," sagte Pitt, „Ihnen im Namen Sr. Majestät zu erklären, daß Se. Majestät nicht zugeben wird, daß die Mißhelligkeiten mit Spanien auf irgendeine Weise mit der Friedensunterhandlung zwischen beiden Kronen vermischt werden. Und ich muß hinzufügen, daß es als eine Beleidigung der Würde Sr. Majestät und als mit der Aufrichtigkeit der Verhandlung unverträglich betrachtet werden wird, diesen Umstand weiter zu erwähnen[1]." Bussy entfernte sich nicht gleich nach dieser Mitteilung, konnte aber mit allen seinen Gründen und Beweisen, mit seiner ganzen Verbindung von Öl und Feuer, nicht das geringste daran ändern. „Zeit genug, über dies alles zu verhandeln, mein Herr, wenn der Tower von London mit dem Schwerte in der Hand genommen ist[2]!" war Pitts letztes Wort. Eine Äußerung, die in der ganzen Welt bekannt wurde und besonders dem König Carlos bekannt wurde, so schnell sie fliegen oder so schnell sein Choiseul sie mitteilen konnte, und die in etwa drei Wochen — mit allem, was durch den vereinten Fleiß von Choiseul und Carlos vorhergegangen war — schließlich den berühmten bourbonischen Familienvertrag (15. August 1761), nebst vielen anderen wichtigen Folgen, welche im embryonalen Zustand darin enthalten waren.

[1] Bei Thackeray II. 554; am nächsten Tag schrieb Pitt es auf Bussys Bitte „Wort für Wort" nieder.

[2] Beatson II. 434. Archenholz (II. 245) hat von dieser Äußerung in etwas ungenauer Weise gehört.

Pitt hatte inzwischen seine Nachforschungen über das Bussysche Auftreten vom 15. Juli in Spanien und anderswo eifrig fortgesetzt; denn er erkannte darin vom ersten Augenblick an eine geheime Verräterei hinsichtlich der vorgeblichen Friedensunterhandlung seitens Choiseuls und der katholischen Majestät. — Obschon andere weitsichtige Leute und Pitts Gesandter in Madrid, der die Sache an Ort und Stelle untersuchte, es wesentlich für eine Unachtsamkeit hielten, ohne weitere praktische Bedeutung. Als Pitt von dem bourbonischen Familienvertrag in Kenntnis gesetzt wurde, sah er seinen Argwohn zur Gewißheit geworden und ebenso, daß die einzige klare Politik für ihn sei, auch gegen den spanischen Bourbon Krieg zu erklären und ihn sofort anzugreifen. „Wir sind fertig. Flotten, Soldaten, im Osten und im Westen. Er ist nirgendswo fertig. Da er Krieg will, so mag er Krieg haben, ohne daß ein Augenblick verlorengeht!" Das ist Pitts klare Ansicht der Sache. Aber es ist keineswegs die von Butes und Kompanie, welche vielmehr ein Mittel darin erkennen, eine andere Operation zu beendigen, bei der sie durch ihre Mauduits und anderweitig längst insgeheim beschäftigt gewesen, und die entschieden dagegen sind, sich mit Spanien oder irgend sonst jemand in einen neuen Krieg einzulassen. „Haben wir nicht schon Kriege genug?" sagen sie.

Seit dem 18. September hatten drei Kabinettsberatungen über diese große spanische Frage stattgefunden. „Eine geheime Verräterei, welche Krieg mit Spanien bedeutet? Oder nur eine linkische Unachtsamkeit, die praktisch wenig oder nichts zu bedeuten hat?" Pitt ist jedesmal seiner Politik gewisser, begegnet aber jedesmal demselben Widerspruch. Die Beratung vom 2. Oktober war die dritte in der Reihe und erwies sich als die letzte.

„Zwölf Schiffe von 74 Kanonen sofort nach Cadix zu schicken", war Pitts Vorschlag gewesen, als das Bussysche Vorhaben zuerst auftauchte. Nachstehend sind seine Worte vom 2. Oktober, als es im Begriffe war, sich zu verwirklichen: „Jetzt ist die Zeit, das ganze Haus Bourbon zu demütigen. Und wenn wir diese Gelegenheit fahren lassen, werden wir nie eine andere finden! Ihre vereinte Macht, wenn wir zugeben, daß dieselbe sich kräftigt, wird unsere größten Anstrengungen vereiteln und uns vielleicht in den Abgrund des Verderbens stürzen. Wir dürfen ihnen keinen Augenblick Ruhe lassen. Die Selbsterhaltung gebietet uns, sie zu vernichten, ehe sie sich vereinigen oder sammeln können." — „Keine Beweise, daß Spanien Krieg will! Zu viele Kriege auf unsern Händen! Laßt uns wenigstens warten!" erklären alle andern — alle mit Ausnahme von einem oder von anderthalb, worüber gleich mehr. Worauf Pitt: „Wenn diese Ansichten befolgt werden sollen, so ist dies das letztemal, daß ich in diesem Rate sitzen kann. Ich wurde zur Verwaltung des Staats berufen durch die Stimme des Volkes. Dem Volke habe ich mich immer wegen meiner Handlungsweise für verantwortlich gehalten,

und ich kann daher nicht in einer Stellung bleiben, welche mich für Maßregeln verantwortlich macht, deren Leitung mir nicht ferner verstattet ist[1]."

Carteret Granville, seit zehn Jahren Präsident des besagten Rats[2], jetzt ein alter rotnasiger Mann von zweiundsiebzig, erwiderte ihm in schnippischer Weise — es war das letzte öffentliche Auftreten des armen Carteret in dieser Welt — mit den folgenden Worten: „Ich finde, der Herr ist entschlossen, uns zu verlassen, und ich kann nicht sagen, daß ich dies bedauere, da er sonst sicherlich uns gezwungen haben würde, ihn zu verlassen." — (Hat uns, ich darf wohl sagen, mit eiserner Rute regiert!) „Aber wenn es seine Absicht ist, sich ausschließlich das Amt anzumaßen, Seiner Majestät Rat zu erteilen und Kriegsoperationen zu lenken, wozu werden *wir* in diesen Rat berufen? Wenn er von Verantwortlichkeit gegen das Volk redet, so redet er die Sprache des Unterhauses und vergißt, daß er in diesem Rate nur dem König verantwortlich ist. Allein sollte er sich auch selbst von seiner Unfehlbarkeit überzeugt haben, so ist es doch erforderlich, daß auch wir auf gleiche Weise überzeugt sind, ehe wir unsere Einsicht seiner Leitung überlassen oder an den Maßregeln teilnehmen können, die er vorschlägt[3]."

Wer außer Temple (Pitts Schwager), der sich auf Pitts Seite stellt, Bute, der gegen ihn ist, und Newcastle, der *schweigt*, die anderen schönen Herren waren, will ich nicht fragen. Aber der arme alte Carteret, dem der Wein vielleicht sauer im Magen liegt (auch das hohe Alter mit seinen eigentümlichen deutschen Erinnerungen: „Ein großes Leben lag einst vor mir, aber es ist nichts daraus geworden, eben weil es mir an einer Herrscherkraft wie der Pitts fehlte!") — es tut mir leid, daß der alte Carteret ein solches Ende nehmen mußte. Er gab die obige Antwort, und Pitt legte sein Amt am nächsten Tage nieder[4]. Die Nation war wie vom Donner gerührt, beunruhigt und unwillig", sagt Walpole[5]. Ja, kein Wunder — aber ausgenommen sehr viel lärmendes Kauderwelsch in und außerhalb des Parlaments, gewann die Nation nichts durch ihre unwilligen, vom Donner gerührten und sonstigen Gefühle. Ihr Pitt ist unersetzlich, und sie mag sich lange nach einem anderen seinesgleichen umsehen. Jene schönen Widerspenstigen mußten in drei Monaten (man denke, unter welchem Lärmen und Schreien einer nicht bewundernden Nation) selbst Krieg gegen Spanien erklären[6], *nicht* unter besseren Bedingungen, als da Pitt ihn anriet. Und wäre nicht alles in solcher

[1] Beatson II. 438.
[2] Trat ins Amt „17. Juni 1751" — starb „2. Januar 1763".
[3] Biogr. Britannica (v. Kippis; London 1784) III. 278; Thackeray I. 589—592.
[4] Thackeray I. 592 Anm. „5. Oktober" (die *Annahme* der Resignation, wie ich vermute) ist das gewöhnlich gegebene Datum.
[5] Memoirs of the Reign of George III. I. 82 ff.
[6] „2. Januar 1762", die Engländer; „18. Januar" die Spanier (Annual Register für 1762 S. 50; oder besser Beatson III. 443).

„Bereitschaft" von Pitt hinterlassen worden, so hätte es ihnen nicht zum besten dabei ergehen mögen.

Für Spanien und Frankreich waren die Resultate des Familienvertrages (wir können dieselben hier sofort anführen, obgleich sie sich über das ganze nächste Jahr und weiter erstrecken und Friedrich sehr wenig berühren): ein Krieg gegen England (hauptsächlich gegen das arme Portugal um Englands willen), nebst einem Gegenkrieg Englands, welcher Spanien seine Havanna und seine Philippinischen Inseln kostete.

„Seit 1760 und vorher hatte der spanische Carlos, dessen orthodoxes Gemüt sich vielleicht über Pombal und seine antijesuitischen Maßregeln entsetzte, den Handel mit Portugal verboten; hatte gefährliche ‚Miliztruppen an der Grenze' zusammengezogen und Furcht und Schrecken über das arme Land verbreitet. Aber bei dem wirklichen Ausbruch des Krieges mit England richten Choiseul und er als erste erkennbare Tat die Aufforderung" (dreimal wiederholt vom 16. März bis 18. April 1762, jedesmal dringender) „an die arme portugiesische Majestät: ‚Geben Sie Ihren verwerflichen ketzerischen Bundesgenossen auf und verbünden sich mit uns gegen ihn! Wollen Sie, oder wollen Sie nicht?' Worauf die portugiesische Majestät, deren Titel die ‚Allertreueste' ist, immer antwortete: ‚Ihr überrascht mich! Ich kann nicht! Wie könnte ich? Er ist mein Bundesgenosse und hat sich immer treu gegen mich erwiesen! Ganz gewiß nein[1]!' So daß englische Verstärkungen, Truppen und Geld, in Bereitschaft gesetzt werden, ein englischer General, Lord Tyrawley, General und Gesandter, mit 5000 oder 6000 Mann zu Pferde und zu Fuß, und viele freiwillige Offiziere außerdem zu portugiesischen Gunsten[2]. Kurz, jede Aufmunterung an das arme Portugal: ‚Zieht, und wir wollen euch bei den Strängen helfen.'

Die armen Portugiesen zogen sehr schlecht, waren verdrießlich über Tyrawley, er über sie, und schrien leidenschaftlich: ‚Schickt uns einen anderen General!' — Worauf auf den Rat einer weisen Person jener eigentümliche Artillerie-Herr, der Graf von Lippe-Bückeburg, der das Festmahl in seinem Zelte gab, während die Kanonen nach dessen Stange feuerten, angewiesen wurde und Tyrawley aufgebracht heimkehrte[3]. Dies war vermutlich ein günstiger Umstand. Bückeburg versteht den Krieg, einerlei, ob Tyrawley etwas davon versteht oder nicht. Herzog Ferdinand hat eingewilligt, seinen Feldzeugmeister zu entlassen. Ja, ich habe gehört, daß der Feldzeugmeister, der gelegentlich scharfe Reden führte, so gut wie müßig diesen Winter nach Bückeburg heimgekehrt war, unwillig über die vielen Mängel, die er erblickte, und dann und wann vielleicht etwas zu freimütig im Ausdruck dieses Gefühles. Was er im Vergleich damit über die portugiesische Armee dachte, wird nicht berichtet, kann aber aus dem Umstande geschlossen werden, daß er während eines Diners bei dem portugiesischen Oberfeldherrn seine portugiesischen Hauptleute und Leutnants als Bediente hinter den Stühlen aufwarten fand[4].

Der Verbesserungen, die er machte, sollen viele gewesen sein. — Und die portugiesische Majestät schenkte ihm beim Abschiede einen Park von goldenen Kanonen in Miniatur als Zeichen ihrer Gnade. Aber soweit die Tatsachen erkennen lassen, scheint er von seiner portugiesischen Armee so gut wie gar keinen Kriegsdienst er-

[1] London Gazette, 5. Mai 1762 usw. (in Gentleman's Magazine für 1762 XXXII. 205, 321, 411).

[2] Die Liste bei Beatson II. 491, III. 323 — „gingen erst am 12. Mai 1762 in See" (Gentleman's Magazine für 1762 S. 239).

[3] Varnhagen von Ense, Graf Wilhelm zur Lippe (Berlin 1845), in Vermischte Schriften I. 1—118, S. 33—54 seine portugiesischen Operationen.

[4] Varnhagen (gibt nirgendwo Daten).

langt zu haben, und wären nicht die Engländer und das schlechte Wetter gewesen, würde es ihm gegen seine Franzosen und Spanier übel ergangen sein — 42 000, die in drei Abteilungen am Duero und Tajo entlang gegen Oporto und Lissabon vorrückten.

Sein Krieg hat nur die folgenden drei Daten von Begebenheiten. 1. Am 9. Mai überschreitet die nördlichste der drei Abteilungen[1] die portugiesische Grenze am Duero und fordert Miranda, eine der hauptsächlichsten Städte, zur Übergabe auf. Nimmt sie, bevor die erste Batterie gebaut ist. Nimmt Braganza, nimmt Monte Corvo und ist innerhalb einer Woche in jener Gegend Meister des Duero. ‚Wird gleich in Oporto sein!' schreien alle Weinhändler" (nirgends Widerstand, außer von Bauern, welche in einigen Teilen durch englische Offiziere organisiert waren), „worauf die Vierundsiebziger[2] geschickt wurden.

2. Die zweite Abteilung der 42 000 kam durch den Distrikt von Beira, zwischen Tajo und Duero, durch Tras-os-Montes, und belagerte einen Ort namens Almeida" (vier bis fünf Meilen nordwestlich von Ciudad Rodrigo[3], ein Name, der noch unter uns lebenden Veteranen einst wohlbekannt war), „welchen Bückeburg versucht hatte von neuem zu befestigen und mit einer Besatzung zu versehen. Die Besatzung verteidigte sich gut, konnte aber nicht entsetzt werden und mußte sich am 25. August ergeben. Und der Tajo scheint nun in ihren Händen! Um so mehr, als auch die dritte Abteilung von Estremadura herübergekommen und in Alemtejo eingefallen ist. Was soll diese beiden verhindern, zusammen über Lissabon herzufallen?

3. Hiergegen findet Bückeburg ein Hilfsmittel. Er entsendet den Brigadier Burgoyne mit einer englischen Abteilung nach einer Stadt namens Valencia d'Alcantara" (nicht das eigentliche Alcantara, sondern Valencia-dito, nicht sehr weit von Badajoz), „wo die Vorhut dieser dritten Abteilung sich befindet sowie ihr Hauptmagazin. Burgoyne und seine Engländer führten ihre Aufgabe vortrefflich aus. Brachen in den Ort ein und stürmten ihn mit dem Schwerte in der Hand" (27. August); „behielten das Magazin und ihn, obschon ‚die sechzehn portugiesischen Bataillone' nicht imstande waren, zu rechter Zeit einzutreffen. Auf folgende Art" (sagen die alten Zeitungen):

„‚Die Besatzung von Almeida, vor welcher Stadt die ganze spanische Armee versammelt worden war, ergab sich den Spaniern am 25.' (25. August, wie wir eben gehört haben), ‚indem sie auf die Bedingung kapitulierte, sechs Monate lang nicht gegen Spanien zu dienen.

Als ein Gegengewicht gegen diesen Vorteil ließ der Graf von Lippe Valencia d'Alcantara mit dem Schwert in der Hand durch die britischen Truppen angreifen, die es nach einem hartnäckigen Widerstande nahmen. Der Verlust der britischen Truppen, welche den hauptsächlichsten Anteil an diesem Gefecht hatten, ist glücklicherweise nur unbeträchtlich und beträgt an Toten Leutnant Burk von Oberst Fredericks Regiment, einen Sergeanten und drei Gemeine, an Verwundeten zwei Sergeanten, einen Trommler, achtzehn Gemeine und zehn tote und zwei verwundete Pferde.' (Ein durchaus nicht beträchtlicher Verlust in einem Kriege von solcher Ausdehnung!) ‚Die britischen Truppen benahmen sich bei dieser Gelegenheit mit ebensoviel Edelsinn als Mut. Und es verdient Bewunderung, daß in einem Gefecht dieser Art die Stadt und die Einwohner sehr wenig litten, was der guten Ordnung zu danken war, welche Brigadier Burgoyne selbst in der Hitze des Kampfes aufrechter-

[1] Annual Register für 1762 S. 30.

[2] The Seventy-fours — gebräuchliche Abkürzung für „Schiffe von 74 Kanonen". D. Übers.

[3] Die Einnahme von Ciudad Rodrigo (Januar 1812) eröffnete Wellingtons siegreiche Feldzüge in Spanien während der Jahre 1812 und 1813. D. Übers.

hielt. Dieser Erfolg würde wahrscheinlich noch weiter gegangen sein, hätten nicht Umstände, die nicht vorhergesehen werden konnten, den Marsch von sechzehn portugiesischen Bataillonen und drei Regimentern Reiterei verzögert[1].'

Worauf — worauf in der Tat der Krieg zu Ende ging. Es kam Regenwetter, Fluten von Regen. Burgoyne hielt mit oder ohne die sechzehn Bataillone Portugiesen das Ergriffene fest. Valencia d'Alcantara und sein Magazin ist eine abgetane Sache. Die Straßen ringsum sind alle zu Kot geworden. Und die dritte Abteilung und mit ihr die 42 000 überhaupt, gingen, da sie fanden, daß sie nichts zu leben hatten, wieder ihrer Wege." Man bemerke, daß der Burgoyne, welcher auf diese hübsche Art bei Valencia d'Alcantara anfängt, derselbe ist, welcher zwanzig Jahre später auf so traurige Art bei Saratoga endete. Vielleicht hätte er unter anderen Kriegsämtern, und wenn er sich in etwas Passenderem als parlamentarischer Beredsamkeit ausgebildet hätte, eine Art General werden und ganz anders enden können als dort.

„Folgendermaßen war die Kreditrechnung auf Carlos' Seite. Willkürlicher Angriff auf Portugal, das ihm keine Beleidigung zugefügt — Resultat Null und zahlt eure Kosten. Auf der englischen oder per contra Seite wiederum standen die folgenden drei Items, zwei derselben speziell gegen Carlos. Erstens, Martinique in diesem Frühling den Franzosen genommen" (abgemacht 4. Februar 1762[2]) — „hatte auf jeden Fall geschehen sollen, da Guadeloupe und M. beide schon eine Zeitlang in Pitts Büchern gestanden hatten und nur Guadeloupe zuerst genommen war. Zweitens, König Carlos ist schuldig am Familienvertrag und an einem erfolglosen Versuch der Beraubung eines harmlosen Nachbars, deshalb: 1. Verlust von Havanna" (6. Juni bis 13. August 1762[3]), „welcher leicht den Verlust seines ganzen Westindiens und die völlige Abschaffung des päpstlichen Meridians in jener westlichen Hemisphäre hätte nach sich ziehen können. Und 2. Verlust von Manila mit seinen Philippinischen Inseln" (23. September bis 6. Oktober 1762[4]), „was Abschaffung desselben in der östlichen Hemisphäre bedeutete. Hierauf kam, glücklicherweise für Carlos, Friede — Friede und kein Pitt, der gegen seine Indien und ihn strenge war. Carlos' Krieg von zehn Monaten war ihm ungewöhnlich teuer zu stehen gekommen."

Alle diese Erfolge schrieb das englische Publikum, welches über die Kabinettsratbegebenheit vom 3. Oktober sehr verdrießlich war, ihrem wirklichen Urheber zu. Das Publikum sagte: „Dies sind alles Pitts Donnerkeile, nicht die euren — geschleudert oder zum Schleudern bereit aus jener olympischen Batterie, die im Osten und im Westen schon alle Lallys und Montcalms zu Boden geworfen und schon Macht genug angehäuft hatte, um eure Havannas und Manilas leicht für euch zu machen. Allerdings scheint euch wenig daran zu liegen. Ihr scheint eher dadurch in Verlegenheit gesetzt in eurem Eifer für Frieden und ein faules Leben!" — Manila war ein schönes Stück Arbeit[5], aber das Lösegeld für Manila, eine Million Pfund Sterling, die Hälfte davon in Wechseln,

[1] Alte Zeitungen (in Gentleman's Magazine für 1762 S. 443).
[2] Das. S. 127.
[3] Das. 408—459 usw.
[4] Das. XXXIII. 171—177.
[5] A Journal of the Proceedings of his Majesty's Forces in the Expedition to Manilla (London Gazette, 19. April 1763; Gentleman's Magazine XXXIII. 171 ff.). Geschrieben vom Oberst oder Brigadegeneral Draper (der das Unternehmen vorschlug, den Plan dazu machte und es ausführte), einem vortrefflichen indischen Offizier von großem Verdienst auch mit der Feder — nachher des Renommisten Junius Korrespondent.

weigerten die Spanier sich lediglich und allein, weil es so unangenehm war, zu zahlen! Havanna, obgleich siegreich, kostete ziemlich viele Leute und wurde für eine schlecht ausgeführte Unternehmung gehalten. „Was sollen wir damit tun?" sagte Bute beim Frieden. — „Gebt uns Florida dafür!" — was von geringem Nutzen für Bute war. Genug, genug von Bute und seinen Leistungen.

Seit Pitt außer Amt ist, bleibt Friedrichs englische Hilfsquelle aus. Diesmal, denkt Friedrich, ist sie verloren, und schweigt über die Sache; keine Worte können seine Gedanken darüber ausdrücken. Erst am 9. April hat der arme Mitchell die traurige Aufgabe, förmlich anzuzeigen, daß wir es nicht mehr leisten können (so groß ist unsere Bedrängnis, der portugiesische Krieg und dergleichen). Beantwortet durch, ich weiß nicht, was für einen Blick Friedrichs, beantwortet, wie ich vermute, durch wenige oder gar keine Worte des verlassenen Königs. „Gut, auch das fehlte noch", dachte die stolze Seele. „Behaltet euer Geld, da ihr es so nötig habt; ich habe noch Kupfer und mein Schwert!" Die Kupferbeimischung verhielt sich dieses Jahr wie 3 zu 1 — welches andere Hilfsmittel?

Derselben Ursache war unzweifelhaft in diesem Jahre zum erstenmal seit Menschengedenken auch das gänzliche Ausfallen der Geschenkgelder zuzuschreiben, die eine stehende Erwartung, ein halbes Anrecht und notwendiges Item des Unterhalts für jeden preußischen Offizier geworden sind, vom Leutnant aufwärts. Nicht das geringste offizielle Wort wird in diesem Jahre darüber gesagt, noch weniger wird einer abgemattenen, erwartungsvollen Armee ein Pfennig davon wirklich ausgezahlt. Eine der größten Sünden, deren Friedrich von der preußischen oder militärisch-preußischen öffentlichen Meinung angeklagt wird. Gar nicht zu entschuldigen; denn die militärisch-preußische und sogar die zivilpreußische öffentliche Meinung hat einen seltsamen Glauben, daß dieser König über endlose Geldmittel verfügt und dieselben nur aus Verkehrtheit für Zwecke von Bedeutung verweigert. In der Armee wie anderswo ist vieles schief gegangen[1], viele Nietnägel sind lose, nachdem ein solches Erklimmen der Alpen durch dick und dünn stattgefunden.

Es wird jedermann überraschen, daß Friedrich mit seinem Kupfer und anderen Hilfsmitteln wirklich seine neuen 60 000 Mann aushob und für sich selbst 70 000 hat, um Schweidnitz zurückzuerobern und den früheren Zustand in Schlesien wiederherzustellen; 40 000 für Prinz Heinrich und Sachsen, nebst einem Überschuß von 10 000 für Schweden und sonstige Zufälle. Dies ist seltsam, aber es ist wahr[2]. Und ist nicht gelungen ohne Bemühungen und Anschläge, harte Requisitionen an den betreffenden Orten und hat keine geringe Strenge und Mühe verursacht — besonders sehr viel Feilschen mit den Kollektoren oder wenig-

[1] S. Möllendorfs zwei oder drei Briefe (Preuß IV. 407—411).
[2] Stenzel V. 297, 286; Tempelhof VI. 2, 10, 63.

stens mit Prinz Heinrich, der in Sachsen an der Spitze steht und geneigter ist, über das Unausführbare zu klagen und zu trauern, als mit der Ausführung voranzugehen. Des Königs Briefwechsel mit Heinrich in diesem Winter ist merkwürdig genug. Wie eine Unterredung zwischen der Hoffnung, die auf ihren Füßen steht, und der Verzweiflung, die sich auf ihr Lager hinwirft. „Sie wissen, es gibt zwei Doktoren bei Molière," sagt Friedrich einmal zu ihm, „ein Doktor Tant-mieux (Um so besser) und ein Doktor Tant-pis (Um so schlimmer); man kann nicht erwarten, daß diese beiden übereinstimmen!" — Statt endloser Zahleneinzelheiten geben wir hier einen Brief Friedrichs an d'Argens wieder und einen Vorfall, einen von vielen mit Prinz Heinrich — welche einen Einblick ins Innere gewähren, das für uns von Interesse ist.

Der König an d'Argens (in Berlin).
;Breslau, 18. Januar 1762.

— — Sie haben den politischen Schleier gelüftet, welcher Greuel und Treulosigkeiten deckte, die zum Ausbruch bereit waren.' (Butes traurige Maßregeln, glaube ich, der nach Frieden hungert und Friedrich gern unter völlig schmählichen und unzulässigen Bedingungen mit sich fortreißen möchte[1].) ‚Sie urteilen richtig über die Lage, worin ich mich befinde, die Abgründe, welche mich umgeben und, wie ich aus Ihren Worten erkenne, über die Art von Hoffnung, welche mir noch bleibt. Erst im Monat Februar werden wir davon sprechen können' (von den Türken vermutlich und dem Khan der Tataren; große Begebenheiten werden dann stattfinden!), ‚und das ist der Zeitpunkt, in welchem ich eine Entscheidung zu treffen denke, ob ich es mit Cato halten soll' (Cato — und dem kleinen Fläschchen, das ich habe!) ‚oder mit Cäsars Kommentaren und dem besten Kampf, den ich führen kann.

Die Geduldsprobe, welche ich zu bestehen habe, ist schwer, langwierig, grausam, ja barbarisch. Ich habe meinem Schicksal nicht entgehen können. Alles, was menschliche Vorsicht raten konnte, ist geschehen, und alles ohne Erfolg. Wenn Fortuna mich noch ferner verfolgt, werde ich unzweifelhaft untergehen; nur sie kann mich aus der Lage befreien, worin ich mich befinde. Ich entrinne derselben, indem ich das Universum im großen und ganzen betrachte wie ein Beobachter von einem fernen Planeten; alles scheint mir dann so unendlich klein, und ich bedauere meine Feinde fast, daß sie sich um eine so kleine Sache soviel Mühe geben. Was würde aus uns werden ohne unsere Philosophie, ohne diese vernünftige Verachtung der frivolen, vorübergehenden und flüchtigen Dinge, worüber die Habgierigen und Ehrgeizigen so viel Wesens machen, als wären sie dauernd! Das heißt durch Schläge weise werden, werden Sie mir sagen; nun gut, wenn man nur weise wird, was liegt daran, wie? — Ich lese viel; ich verschlinge meine Bücher, und das schafft mir Erleichterung. Hätte ich meine Bücher nicht gehabt, ich glaube, die Hypochondrie würde mich bereits ins Irrenhaus gebracht haben. Kurz, lieber Marquis, wir leben in einer mühseligen Zeit und in verzweifelten Zuständen. — Ich habe alle Eigenschaften eines Bühnenhelden, immer in Gefahr, immer am Rande des Untergangs. Man muß hoffen, daß dies ein Ende erreichen wird, und wenn das Ende des Stückes glücklich ausfällt, wollen wir den Rest vergessen. Also Geduld, mon cher, bis zum 20. Februar.' (Was für ein anderer wahrhafter Morgenstern wird um diese Zeit über mir aufgegangen sein!) ‚Adieu, mon cher — F.[2]'

[1] S. d'Argens' Brief (worauf dies eine Antwort ist) in Oeuvres de Frédéric XIX. 281, 282.
[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 282, 283.

Ein Stückchen Zänkerei zwischen dem König und Heinrich (März bis April 1762).

Während der Frühlingsmonate ist Prinz Heinrich in Hof im Vogtland, auf der äußersten Rechten seiner langen Linie von „Quartieren hinter der Mulde" hinlänglich beschäftigt mit der Bewachung der Österreicher und des Reichs, mit Erhebung schwerer Kontributionen und mit möglichst schneller Förderung der vielfältigen Vorbereitungen. — Zwar voller Wachsamkeit und größten Eifers, aber ganz in Hoffnungslosigkeit und düstere, bittere Stimmungen eingehüllt, ein „Doktor Umsoschlimmer", der kein erfreulicher Korrespondent ist. Seit er in Hof ist, gegen Mitte März, wird er besonders düster und bitter, schickt eine Reihe von Klagen, auch Nachrichten, die nicht eben von Bedeutung, aber alle mehr zu Ihren Gunsten sind, mein teuerster Bruder, als zu meinen, wenn Sie gefälligst darauf achten wollen. Z. B. folgendermaßen:

Heinrich (in Hof, 10.—13. März). — — ‚Geht uns schlecht hier, mein teuerster Bruder! Von unseren „1284 Transportpferden" sind erst 180 angekommen; von unseren „287 Fuhrleuten" kein einziger. Wird unmöglich sein, den Feldzug zu eröffnen, wenn es so weiter geht.' — ‚Die Grenadier-Bataillone Rothenburg und Grant bedürfen zu ihrer Vervollständigung auserlesener Leute' (von der Kantonierungs- oder richtigen preußischen Sorte). — — ‚Ich finde' (merk auf, Leser!), ‚daß acht österreichische Bataillone nach Schlesien gehen' (von meinen Händen und, in gewissem Sinne, auf die Ihrigen), ‚acht statt der vier, von welchen ich sprach. Wahrscheinlich für Glatz bestimmt, um dort an Tschernyschews Stelle zu treten' (ein Tschernyschew, der sich seit kurzem auf dem Heimwege befindet, höchst wunderbarerweise, wie die Leser hören werden!) — ‚um an Tschernyschews Stelle zu treten und die Lücke, welche er dort gelassen, auszufüllen? Acht Bataillone, Ew. Majestät kann dies keine Schwierigkeit verursachen. Aber ich will Platen oder sonst jemand detachieren, wenn Sie es befehlen, obschon ich selbst hier in ganz gefährlicher Lage bin, so in Stücke zersplittert, die sich nicht so schnell vereinigen lassen, wie die Ew. Majestät.'

Friedrich (14.—16. März). ‚Transportpferde, Fuhrleute? Ich habe angeordnet und vorgesehen, wo man alles herbekommen konnte. Aber wenn meine Befehle nicht ausgeführt und die Requisitionen nicht herbeigeschafft werden, fehlt es natürlich daran. Ich sende jetzt meinen Adjutanten von Anhalt zum zweiten Male nach Sachsen, um die Sache durchzusetzen. Könnte ich selbst drei Wochen in Sachsen sein, ich glaube, ich könnte alles auf den richtigen Fuß bringen. Aber da ich mich nicht zwei Schritte von hier entfernen darf, will ich Ihnen Anhalt schicken mit Befehlen an die Generäle, welche sie zur Erfüllung ihrer Pflichten drängen[1]. Was die Grenadier-Bataillone Grant und Rothenburg angeht, das ist absurd.' Heinrich schweigt etwa eine Woche lang über seinen trüben Gedanken brütend — weiß nicht, daß noch Schlimmeres bevorsteht. Der König fährt fort:

König (22. März). ‚Acht Regimenter, sagten Sie? Hier nach der einliegenden Liste sind es siebzehn, Namen und alle Einzelheiten gegeben', was die Rechnung gegen Schlesien in ein etwas anderes Licht setzt. Siebzehn, die schwerlich nach Glatz bestimmt sind, sondern zur Verstärkung unserer Feinde hierherum.

Heinrich. ‚Hm, ja' (antwortet nur deutsch, trockene, militärische, lediglich offizielle Berichte; will an den Kabinettssekretär Eichel schreiben, der in diesen Dingen Faktotum ist). — — ‚Rekruten für die Artillerie sind äußerst schwer zu kriegen. Sie verlangen ein Handgeld. Sollen wir fünf Taler sagen?'

König. ‚Siebzehn Regimenter, ohne Frage, statt acht, marschieren gegen uns heran. Sonderbar, daß Sie mir nicht besser berichteten. Ich habe daher Ihren Generalmajor Schmettau sofort hierher beordert. Da er mit der Erhebung der Kontributionen in der Lausitz noch nicht fertig ist, müssen Sie einen anderen dazu

[1] Schöning III. 301, 302.

hinschicken und sie in Bereitschaft haben, wenn General Platen auf seinem Wege hierher dort vorbeikommt.' — ,Fünf Taler Handgeld für Artilleristen, sagen Sie? Ist gar nicht daran zu denken. Man kann Artilleristen durch Aushebung bekommen, wo Sie sind.' Heinrich (schweigsam und mit noch größerem Unwillen) schickt ausschließlich militärische Berichte. Am 26. März erreicht Heinrichs düstere Stimmung den Punkt, an dem sie Feuer fängt. Er schreibt an den Kabinettssekretär Eichel:

,Monsieur, Sie wissen, daß Adjutant von Anhalt auf dem Wege hierher ist. Wenn seine Befehle mit den Briefen übereinstimmen, die ich vom König erhalten habe, so wird das Erscheinen des Adjutanten hier eine Verwirrung veranlassen, aus der ich entschlossen bin, mich durch freiwillige Abdankung zu befreien. Meine völlig gebrochene Gesundheit, der Verdruß, den ich erlebt habe, und die Mühsale und Beschwerden des Krieges lassen es mich wenig bedauern, wenn ich mein Amt niederlege. Ich hoffe nur von Ihrer Gefälligkeit und Geschäftserfahrung, daß man meinen Rücktritt mit dem Anstande stattfinden lasse, welcher gegen diejenigen beobachtet wird, die dem Staate gedient haben. Ich habe keine hohe Meinung von meinen Diensten; aber vielleicht irre ich mich nicht in der Annahme, daß es eine größere Schande für den König sein würde als für mich, wenn er zugäbe, daß ich während meiner Zurückgezogenheit allen möglichen Verdruß zu erdulden hätte[1].'

Eichel versinkt in tiefes Nachdenken; sagt nichts. Wie kann man dies Feuer unterdrücken? Wo ist der Ort, es auszustampfen, ehe man Tür oder Fenster öffnet oder dem Könige oder sonst jemandem ein Wort davon sagt?

Heinrich (am selben Tag, 26. März). ,Mein teuerster Bruder — Von der Liste jener siebzehn österreichischen Regimenter, die Sie mir schicken, sind, wie ich höre, mehrere noch in Sachsen. Und nach allen Berichten, die ich erhalten, sind nur acht nach Schlesien aufgebrochen.' — ,Meine Nachrichten von Leipzig besagen, daß die Reichsarmee vorrücken soll, und daß Prinz Xaver mit den Sachsen am 20. des v. M. in Naumburg erwartet wurde. Ich weiß nicht, ob Sie mit Herzog Ferdinand Verabredung getroffen haben wegen eines verhältnismäßigen Entsatzes, sollten auch seine Franzosen versuchen, in Sachsen auf mich einzudringen? Ich bin mit der tiefsten Anhänglichkeit. Ihr treuer und ergebener Diener und Bruder.'

König (30. März). ,Siebzehn Regimenter, Sie können sich darauf verlassen. Ich bin zu gut berichtet, um irgendwie daran zweifeln zu dürfen. Was Sie von dem Hin- und Herziehen der Reichsarmee und der Sachsen melden, scheint mir ihrerseits eine Art Spiel zu sein. Sie werden versuchen, Ihnen erst einen, dann den anderen Posten abzuschneiden, wenn Sie nicht ein Korps versammeln und auf sie losgehen. Bis Sie diesen Entschluß fassen, haben Sie nichts als Schikane und Herausforderungen dort zu erwarten. Was Herzog Ferdinand von Braunschweig betrifft, so glaube ich nicht, daß seine Befehle' (von England) ,ihm erlauben würden, zu tun, was Sie vorschlagen' (zu Ihrem Entsatz zu kommen). ,Jedenfalls würden Sie ihm mindestens dreimal schreiben, d. h. drei Wochen vergeuden müssen, ehe er nein oder ja antwortet. Sie haben selbst hinreichende Kräfte für jene Burschen. Aber solange Sie sich in der Defensive halten, gewinnt der Feind Zeit und werden die Dinge immer einen schlechten Verlauf nehmen.' Heinrichs Geduld ist bereits erschöpft; am selben Tag schreibt er an den König:

Heinrich (30. März). — — ,Sie haben seither hinreichende Proben meiner Denk- und Handlungsweise erhalten, um zu wissen, daß, wenn ich mich wirklich in bezug auf jene acht Regimenter täuschte, dies nur der Unkenntnis meines Spions zur Last gelegt werden konnte. Inzwischen gefällt es Ihnen, mich für das Unglück verantwortlich zu machen, welches vielleicht daraus entsteht. Ich glaube, ich habe meine Hände voll mit der mir gestellten Aufgabe, zweihundert Quadratmeilen Landes zu hüten, mit weniger Truppen, als Sie haben, und einem Feinde gegenüberzustehen,

[1] Schöning III. 307.

dessen Posten die unsrigen berühren, und der uns an Stärke überlegen ist. Ihre vorhergehenden Briefe' (vom 16. März an), ‚über die ich zu schweigen wünschte, und dieser letzte Beweis von Mangel an Zuneigung zeigen mir nur zu klar, was für einem Schicksal ich diese sechs Jahre der Kriegsführung geopfert habe.'

König (3. April. Offizielle Befehle in deutscher Sprache. Am Ende derselben): ‚Ersparen Sie sich Ihren Zorn und Unwillen gegen Ihren Diener, Monseigneur! Haben Sie, der Nachsicht predigt, etwas davon für Personen, welche keine Absicht haben, Sie zu beleidigen oder es an Achtung für Sie fehlen zu lassen, und geruhen Sie, die bescheidenen Vorstellungen, welche die Umstände zuweilen von mir erheischen, mit mehr Wohlwollen aufzunehmen. F.' — Dies befreit Eichel von seinen Schwierigkeiten und macht diesem Gespräch ein Ende[1].

Prinz Heinrich kämpfte trotz aller seiner Klagen auch in diesem Feldzuge wieder vortrefflich (obgleich wir darüber schweigen müssen, da es nichts als Kleinkrieg war) und brach besonders am 12. Mai frühmorgens gleichzeitig an vielen verschiedenen Orten über die Mulde vor, in einer Länge (oder vielmehr einer Breite, von seiner Rechten zur Linken) von zwei bis vier Meilen, plötzlich wie der Blitz gegen den sorglosen Serbelloni und seine Österreicher und Reichstruppen. Und warf sie samt und sonders zurück, fast bis an den Plauenschen Grund und ihre alten Lagerstätten, wodurch seine Quartiere beträchtlich erweitert wurden[2]. Eine wirklich glänzende Tat, wie alle bezeugen. Doch wir können hier nicht dabei verweilen. Seidlitz war dabei (viel schönes Einhauen und Galoppieren von Seidlitz und anderen müssen wir in diesen beiden sächsischen Feldzügen übergehen!) — Seidlitz war dabei, er und ein anderer speziellerer Bekannter von uns, der gelehrte Quintus Icilius, der gleichfalls sein Bestes tat, aber seine „Amusette" (ein kleines Kanönchen, ein Spielzeug, so genannt durch den Marschall von Sachsen, der sie erfand) glänzte nicht wie Seidlitz.

Nachdem Heinrich seine Quartiere auf diese Art beträchtlich erweitert und da nichts als träge Serbellonis und Prinz Stolbergs ihm gegenüberstanden, „stellte er sich in einer Länge von sieben Meilen auf" und sah beinahe in die Plauener Gegend hinein wie vormals. Und machte mit seinen Seidlitzen und Kleists einen schönen Sommerfeldzug und schlug die Österreicher und die Reichstruppen bei Freiberg (am 29. Oktober, eine hübsche Schlacht und seine einzige) — auf dem Pferde, welches nachher Gellert trug, wie uns bereits erfreulich bekannt geworden ist.

Aber wir versäumen die Nachricht von Petersburg, welche gerade einen Tag nach jenem düstern Briefe an d'Argens eintraf, Monate vor dem Stückchen Zänkerei mit Heinrich und den glänzenden besseren Schicksalen dieses Herrn in seinem Feldzuge.

Lichte Kunde von Petersburg (gewiß am 19. Januar), die immer lichter wird und als Morgenstern für Friedrich aufgeht.

Für Friedrich war lange vor diesen Vorgängen mit Heinrich, in der Tat an demselben Tage, als er so verzweifelnd an d'Argens schrieb, ein neuer Umschwung der Dinge eingetreten. Er war kaum fünf Wochen in Breslau gewesen unter jenen düstern Verhältnissen, als — Mitte

[1] Durch Anordnung und Auslassungen aus Schönings wüstem Imbroglio (III. 296—311) zusammengestellt.

[2] Bericht von dem Übergang über die Mulde, den Prinz Heinrich am 12. Mai glücklich ausgeführt (in Seyfarth, Beilagen III. 280—291).

Januar 1762 (das Datum wird nicht angegeben, obschon es auf immer denkwürdig ist) — Gerüchte eintreffen, Kunde eintrifft — Kunde von Petersburg, dergleichen dieser König nie vorher gehabt hat! „Kommt unter den tausend schlimmen Glücksfällen endlich ein vorzüglich guter? Ist die unaussprechliche souveräne Frau wirklich tot und für mich auf immer friedlich geworden?“ Wir verhießen Friedrich einen wunderbaren Morgenstern — und dieser ist es — obschon es lange währt, ehe er ihn ganz als solchen zu betrachten wagt. Daß Peter, der Nachfolger, insgeheim sein Freund und Bewunderer ist, weiß er. Wenn nur Peter in seiner neuen Eigenschaft als Zar und in seinen chaotischen Umgebungen und Umständen diese Gefühle geltend machen darf und kann! Welch eine Hoffnung für Friedrich von dieser Zeit an! Rußland kann für die größere Hälfte von allem gelten, wogegen er zu kämpfen hatte, die größere oder wenigstens die bei weitem häßlichere, verderbensvollere und mordbrennerischere Hälfte. Und wäre diese auf einmal hinweggenommen, was für ein Tagesanbruch für ihn, da eben die Nacht am schwärzesten war!

Fromme Leute sagen: „Die dunkelste Stunde ist oft der Morgendämmerung am nächsten.“ Und es zeigte sich, daß dies eine Morgendämmerung für Friedrich war. Und die Tatsache glänzte immer lichter und lichter, und vor dem Beginn des Feldzuges war sie zu wahrhaftem Tageslicht und Sonnenaufgang herangereift. Die Daten hätten genau sein sollen, aber sind nicht so zu finden. Hier ist das nächste, das wir entdecken. Am 14. Januar hat der König, indem er an Heinrich schreibt, ein geheimnisvolles Wort über „Möglichkeiten von ungewöhnlicher Art“ — Gerüchte von Petersburg, könnte ich vermuten; obgleich es vielleicht nur türkische und Tataren-Khan-Angelegenheiten sind, die in diesem Jahre hoffnungsreicher scheinen als je und ebenso nichtig sind wie je. Aber am 19. Januar hat er es deutlich gehört — mit welchen Hoffnungen (dürfte man sich denselben nur hingeben)! — daß die unversöhnliche kaiserliche Frau, infâme Catin du Nord, wirklich tot ist. Tot und haßt mich nicht mehr. Rettung, Frieden und Sieg liegen in dem Worte! — Catin war schon lange leidend gewesen, aber man bewahrte es als ein religiöses Geheimnis innerhalb der Hofmauern. Selbst in Petersburg wußte niemand davon, bis die Kirche um ihre Gebete ersucht wurde. Betet so eifrig, als ihr könnt — denn die Doktoren haben klar zu verstehen gegeben, daß ihre Lage verzweifelt, daß es mit ihr aus ist. Am Weihnachtstage 1761 nach russischem, am 5. Januar 1762 nach europäischem Kalender, lag die arme kaiserliche Catin tot da — ein Tod, welcher noch wichtiger ist für diesen König als der Georgs II.

Peter, der ihr nachfolgte, ist lange insgeheim ein geschworener Freund und Bewunderer des Königs gewesen. Und beeilt sich, nicht zu langsam, wie der König gefürchtet hatte, sondern ganz in entgegengesetzter Weise, dies der ganzen Menschheit bekannt zu machen. Dies und vieles

andere — in viel zu hastiger Weise, armer Mensch! Wie ein feuriges, leidenschaftliches, völlig unerfahrenes Wesen (ein in Freiheit gesetzter Schuljunge von vierunddreißig Jahren), das bisher in Dunkelheit, in unerträglichem Zwange dagesessen hat, wie lebendig begraben. Er ist jetzt Zar Peter, Autokrat, nicht seiner selbst allein, sondern aller Reußen, und hegt, außer der vollständigen Wiedergeburt Rußlands, zwei große Gedanken: erstens den, sein heimatliches Holstein und seinen armen, jetzt in Gott ruhenden Märtyrer von einem Vater an den Dänen zu rächen — und zweitens, was an Bedeutung dem ersten kaum nachsteht und in der Tat praktisch eine Art Vorbedingung dazu ist — den, den preußischen Musterhelden von einem solchen Muster schmählicher Kombinationen zu befreien und Europa den Frieden zu geben, während er die holstein-dänische Angelegenheit ordnet. Peter ist mütterlicherseits ein Russe. Seine Mutter war eine Schwester der verstorbenen Catin, wie diese eine Tochter Zar Peters, genannt der Große, und der kleinen braunen Katharina, die wir vor langer Zeit im Vorbeigehen sahen. Seine holsteinischen Pläne sollen uns wenig beschäftigen. Aber die Friedrich betreffenden sind während der kurzen sechs Monate, welche ihm dafür vergönnt waren — dafür und für alle seine übrigen Geschäfte in dieser Welt — von der höchsten Bedeutung für Friedrich und für uns.

Peter ist einer der wildesten Menschen. Sein Schicksal, welches tragisch war, trägt jetzt für die meisten Leser mehr einen schrecklich-grotesken als einen beklagens- und bemitleidenswerten Charakter. Wenige wissen oder haben je bedacht, in was für einem wilden Element der arme Peter geboren und erzogen wurde, was für eine Zeit er durchmachte, besonders seit seinem fünfzehnten Jahre, als die Cousine von Zerbst und er miteinander verheiratet wurden. Vielleicht die wildeste und tollste, welche irgendeine Menschenseele während jenes Jahrhunderts durchmachte. Ich finde in ihm, sobald er aus den letheischen Sümpfen auftaucht, wo er heranwuchs, eine gewisse übereilte Größe der Ideen, Spuren wahrhafter Überzeugung und gerechter Entschlüsse — wahrhaft und gerecht, obschon übereilt. Seine Bewunderung für Friedrich war an sich nicht töricht in den einsamen Gedanken des armen jungen Menschen. Ja, sie war das Gegenteil davon, obgleich höchst ungelegen an dem Orte, wo er stand. Ebenso war auch sein holsteinischer Plan nicht schlecht. Er war vielmehr hochherzig, edel und natürlich, obschon wiederum unter den gegebenen Umständen kaum ausführbar.

Der Inbegriff der Friedrich-Peterschen Vorgänge ist vielleicht den meisten Lesern schon bekannt und kann sehr kurz gefaßt werden. Auch ist Peters sechsmonatiges Zarentum (5. Januar bis 9. Juli 1762) kein Gegenstand, bei dem wir länger verweilen dürfen als nötig. Aber es ist wild-tragisch, hat Züge von tiefem Pathos, vermischt mit dem Schrecklich-

Grotesken. Es ist ein Teil des seltsamen Elements und der Umgebung, worin Friedrich lebte, und obschon seine äußeren Ereignisse öffentlich genug sind, ist es im Grunde wenig bekannt. Wäre ein Aeschylus, wäre ein Shakespeare dagewesen! — Aber die anstößige sechsmonatige Geschichte des armen Peter ist von weit andersgearteten Händen behandelt worden, die selbst beinahe anstößig erscheinen. Und dem ernst forschenden Geiste liegt sie da und wird noch lange daliegen in einem sehr wüsten, chaotischen, rätselhaften Zustande. Hier sind aus umfangreichen, jetzt verbrannten Bündeln einige flüchtige Bemerkungen, Auszüge von Notizen und Studien — deretwegen ich noch zweifelhaft bin, ob sie nicht mit den andern das Autodafé hätten teilen sollen. Autodafé, nannte ich es, Akt des Glaubens, nicht spanisch-inquisitorisch, sondern sehr oft recht eigentlich himmlisch, wenn man die giftigen Folgen, die Sündhaftigkeit und das tödliche Verbrechen menschlichen Geschwätzes wohl erwägt — was heutzutage niemand tut. Ich versehe die verschiedenen Stücke mit Aufschriften und versuche sie lesbar zu machen — eilige Leser haben die Freiheit, sie zu überschlagen, wenn sie wollen. Die beiden ersten sind vorbereitender oder einleitender Art — vielleicht noch überschlagbarer als diejenigen, welche später folgen werden:

1. Genealogie Peters. „Sein Großvater war Friedrich IV., Herzog von Holstein-Gottorp und Schleswig, Karls XII. Schwager. Es geschah um seinetwillen" (als Dänemark die Zeit für einen Räuberstreich dort gelegen fand), „daß Karl XII. als junger Bursch von kaum achtzehn Jahren zuerst die Waffen ergriff und jene Kampfeslaufbahn eröffnete, welche Dänemark und gewisse andere Nachbarn, die zu begehrlich gegen einen jungen König gewesen waren, in Staunen setzte. Dieser sein junger Schwager Friedrich von Holstein-Gottorp" (auch er jung, obgleich zehn Jahre älter als Karl) „war wieder in sein Gebiet eingesetzt und fernere Räubereien den Dänen strenge verboten worden von dem siegreichen Karl; aber er begleitete Karl auf seinen weiteren Kriegszügen. War immer Karls Intimus und seine rechte Hand während der nächsten zwei Jahre. Er fiel in der Schlacht von Clissow, 19. Juli 1702, noch nicht einunddreißig Jahre alt.

Er hinterließ als Erben einen armen Knaben, der um diese Zeit erst zwei Jahre zählte. Seine junge Witwe Hedwig überlebte ihn sechs Jahre[1]. Ihr armes Kind wuchs zum Manne auf und hatte tragische Schicksale in dieser Welt. Die Dänen fingen wieder an, in jener Gegend zu rauben, beraubten diesen armen Knaben wieder nach Belieben, sobald es Karl XII. schlecht erging, und weigerten sich, es herauszugeben" (haben Schleswig gar nicht herausgegeben[2]). — „Eine grimmig traurige Geschichte für den jetzigen Peter, sein einziges Kind! Dieser arme Herzog starb endlich, 18. Juni 1739, 39 Jahre alt. Der jetzige Peter war damals etwa elfjährig — und erinnert sich sehr wohl an seinen tragischen Papa, nicht an seine tragische Mama, die mehr als zehn Jahre vorher starb[3].

Zar Peter, genannt der Große, empfand offenbar Mitleid für diesen unglücklichen Herzog, Hoffnung für seine gerechten Hoffnungen und verwendete sich, wie verschiedene andere, und bemühte sich bei diesen ungerechten Dänen, meistens ohne

[1] Michaelis II. 618—629.
[2] Haben es endlich doch tun müssen (A. D. 1864), unter unerwarteten Umständen.
[3] Michaelis II. 617; Hübner II. 227, 229.

Erfolg. Gab ihm jedoch eine seiner Töchter zur Frau, wovon das Resultat dieser neue Zar Peter ist, genannt der Dritte. Ein Zar, der Souverän von Holstein ist und Souveränitätsansprüche in Schweden, das Erbrecht von Schleswig und Recht auf Entschädigung von Dänemark hat, worüber der Prozeß bis auf diesen Tag fortdauert. Die Zarin Catin, die ihrer Schwester ein zärtliches Andenken bewahrte, wollte von keinem anderen Erben Rußlands hören als von diesem Peter. Peter wurde kraft seiner väterlichen Verwandtschaft um dieselbe Zeit zum Könige von Schweden erwählt, zog aber Rußland vor — mit einem Auge auf seine Dänen, wie einige meinen. Jedenfalls nahm er diese russische Anwartschaft und die sogenannte griechische Religion an und verheiratete sich", wie wir vor langen Jahren sahen, „verheiratete sich" (oder verheiratete sich allem Anschein nach) „mit Katharina Alexejewna von Anhalt-Zerbst, geboren in Stettin [1], einer Dame, welche weltberühmt wurde als Zarin von Rußland.

Peter ist ein sonderbares Geschöpf, hat die ganze Zeit über mit seiner Katharina ein sonderbares Leben geführt, das völlig in Verrücktheit ausgegangen sein würde ohne Katharinas überlegenen Verstand. Ein linkischer, feuriger, aber hilfloser Peter mit heftigen Begierden, sogar mit einem Zuge von Großherzigkeit. Aber hineingeworfen in ein so unentwirrbares Element, solche Dunkelheit, solche Herausforderungen gewaltigen Reichtums, solche Hindernisse, eingebildete und wirkliche — furchtbar wirklich für den armen Peter — daß er unter der Menschheit seiner Zeit einzig in seiner Art dastand. Es war seine Gewohnheit, ‚Katzen einzuexerzieren', wie es heißt, und die verrücktest aussehenden Dinge zu tun" (in seinem frühern lebendig-begrabenen Zustand) — „und er fiel teilweise, nie ganz, was wunderbar genug, dem Trunk anheim, als Lösung seiner Unentwirrbarkeiten. Armer Peter, immer und jetzt mehr als je der kleine Bär geier- und fuchsartiger Nachbarn, die seinen schon ohnehin schlimmen Zustand unendlich verschlimmerten.

Sieben oder acht Jahre lang kam keine Nachkommenschaft, konnte auch keine kommen. Im achten oder neunten konnte sie kommen und kam, der wunderbare künftige Zar Paul. Über die genaue väterliche Abstammung desselben laufen noch verleumderische Behauptungen in weiten Kreisen um, für den gegenwärtigen Herausgeber eine höchst gleichgültige Sache, obschon, nachdem er sie untersucht, sein Urteil ist: ‚V e r l e u m d u n g e n, allem Anschein nach; Mysterien, über welche eine gesittete oder anständige Gesellschaft nicht spricht, und aus welchen eine unanständige höchstwahrscheinlich Verleumdungen fabriziert'. Zar Paul kann für genealogisch echt gehalten werden, wenn ihm darauf viel ankommt. Der arme Paul, zeigt er nicht selbst seine väterliche Abstammung, wenn nichts anderes es täte? Nur jener Peter und diese Katharina hätten einen solchen Paul erzeugen können. Genealogisch echt genug — mein armer Zar, den man so sehr bald erdrosseln mußte.

2. V o n K a t h a r i n a u n d d e n B ü c h e r n ü b e r P e t e r u n d s i e. Auch Katharina machte eine verworrene Zeit durch unter der Catin, die ihr nur erleichtert wurde durch eine ziemlich rasche Folge von Liebhabern, den besten, die dort zu haben waren. Was für eine Dreimal-Größte sie in diesem Departement wurde, ist wohl bekannt. Jedem Karl II. ü b e r l e g e n, beinahe g l e i c h einem August dem Starken! Von ihren gegenwärtigen und späteren Liebesaffären, die mir von Herzen uninteressant sind, beabsichtige ich nichts weiter zu sagen als nur dies, daß sie an Umfang wahrscheinlich mit den höchsten Zahlen der männlichen Souveräne wetteiferten" (und mit diesen in dieselbe Kategorie gestellt und ebenso tief oder ein wenig tiefer verdammt werden müssen) — „und sie an Geschenken, an glänzenden Pen-

[1] Herr Preuß kennt das Haus: „jetzt Dr. Lehmanns" (damals des Gouverneurs von Stettin), „in welchem auch Zar Pauls zweite Gemahlin" (Eugen von Württembergs, eines neuen Gouverneurs, Tochter), „die Mutter der nachfolgenden Zaren, geboren wurde". Preuß II. 310, 311. Katharina bewies während ihrer Regierung dem Orte ihrer Geburt eine Art Pietät, schickte ihre späteren M e d a i l l e n usw. nach Stettin, wo sie noch gezeigt werden.

sionen für die emeriti" (denn sie verfuhr immer auf eine grandiose Weise, indem sie ruhig und doch unerbittlich den emeritus mit Goldvorräten entließ) „während ihrer langen Regierung die beträchtliche Summe von 130 Millionen Talern kosteten. Einer oder höchstens zwei bezogen ihre Pension, als Hanbury Williams ihr Poniatowsky zuführte, wie wir im Vorbeigehen sahen. Poniatowsky wird im Laufe der Dinge König von Polen sein." — —

„Rußland ist kein publizierendes Land; es gibt wenige Bücher über Katharina, und sie haben geringen Wert: Tooke, ein englischer Kapellan; Castera, ein unbekannter französischer Schmarotzer, der Tooke abschreibt, oder von Tooke abgeschrieben wird. Diese muß man als die schlecht-besten lesen und wird wenig befriedigende Einsicht dadurch erhalten. Castera besonders hat sehr viel zweifelhaftes Hintertreppengeschwätz und Straßengerüchte, die einem verständigen Leser nicht gefallen. Endlich ist während der letzten Jahre ein Fragment einer frühen Autobiographie von Katharina selbst veröffentlicht worden — ein glaubwürdiges und höchst bemerkenswertes kleines Buch, besser als alle anderen zusammengenommen, wenn es einem um Kenntnis Katharinas zu tun ist[1]. Eine höchst gelassene, feste und begabte junge Dame kommt dort zum Vorschein, mitten in einem Element, welches die meisten zum Wahnsinn getrieben haben würde. Aber sie trieb es nicht dazu, machte sie für ihr Teil nur weiser und weiser. Ein schwarzes, häßliches, schmutziges Element, wie lappländische Zauberei; wo es die erste klare Pflicht ist, seine Zunge im Zaum und seine Augen offen zu halten. Sterne, nicht sehr himmlische, aber fest und himmlisch für Katharina, einer oder zwei Sterne scheinen durch die abscheuliche Dunkelheit. Steuere schweigend, fest und geduldig in jedem Wetter diesen zu!

Der unerschütterliche Gleichmut der jungen Katharina in dieser wüsten Umgebung fällt uns sehr auf. Peter rennt und reitet auf allen möglichen absurden Besenstielen umher, nur zu gewiß vom Teufel getrieben. Eine schrecklich absurde große lappländische Hexe, die von einer Menge kleinerer, darunter einige weniger häßliche, umgeben ist. Wird aber Zar von Rußland sein — und ist mein sogenannter Mann. Das sind Aussichten für eine beobachtende, unerschütterlich fest vorwärtsschreitende junge Frau. Die regierende Zarin, die alte Catin selbst, ist im stillen der olympische Jupiter für Katharina, welche sie sehr verehrt. Obschon ausgesprochen stumpfsinnig wie immer, tritt sie in diesem Buche Katharinas mit einem stummen Gewicht des Schweigens, der Hartnäckigkeit und verworrener plötzlicher Strenge hervor, die — wer weiß, ob sie nicht nach stummer, unbewußter Weisheit in dem fetten alten Dummkopf schmecken? Das Buch sagt wenig von ihr und in kritischer Beziehung als Lob oder als Tadel gar nichts. Aber man empfängt den Eindruck eines dunkeln menschlichen weiblichen Gegenstandes, der größer ist, als man sich ihn vorher gedacht hatte.

Katharina steuerte ihren Sternen zu. Liebhaber gewisser Art wurden ihr gewährt" (ihre kleinen Sterne, können wir sie nennen); und endlich durch gefahrvolle Verwicklungen der große Stern, die Autokratie über Rußland — durch welche ent-

[1] Mémoires de l'Impératrice Catharine II, écrits par Elle-même (herausgegeben von A. Herzen, London 1859), die wir bereits bei Gelegenheit von Katharinas Verheiratung erwähnten.

Anonymus (Castera), Vie de Catharine II, Impératrice de Russie (2 Bde. 8°, Paris 1797, oder abgedruckt das meiste davon, genug davon Warschau 1798); Tooke, Life of Catharine II. (3 Bde. 8°, 4. Aufl. London 1800); View of the Russian Empire during etc.. (3 Bde., 8°, London 1799). — Hermann, Geschichte des russischen Staats (Hamburg 1853 und vorher) V. 241—308 ff. ist das bei weitem solideste Buch, obgleich langweilig und schwer. Stenzel wie auch Hermann zitiert eine Biographie Peters des Dritten, die unzweifelhaft existiert in vielleicht 3 Bänden, aber wo, wann, von wem oder von welcher Qualität, sagen sie mir nicht.

setzlichen Verwicklungen dieser letzte! Sie hatte immer gehofft, daß sie mit dem tiefern, festern Kopfe durch ihren Gemahl Peter Herrscherin werden würde. Aber die Verwicklungen mehrten sich, stiegen zuletzt bis zur Höhe des Erdrosselns, und es kam zwischen ihr und Peter zu der Frage: ‚Entweder du nach Sibirien" (oder vielleicht weiter) „oder ich!' Und es war Peter, der gehen mußte. — Auf welche gräßliche Art, ist wohl genug bekannt. Kein Sibirien, kein Holstein wurde weit genug gehalten für Peter, und Katharina weinte nur etwas um ihn und stieg selbst zur Herrschaft empor. Und dann, nachdem sie einmal den großen Stern der Sterne errungen, hatte sie nicht von der Liebhaberart allein, sondern von allen unhimmlischen Arten ganze Nebelflecke und Milchstraßen kleiner Sterne. Eine wahre Semiramis oder Louis-Quatorze des Nordens. In gewissem Sinn ‚die zweite Schöpferin Rußlands', der zweite Peter der Große. Für mich keiner der lieblichsten Gegenstände, aber es gibt häßlichere, unendlich viel häßlichere! — Ein grandioser, wenn kein großer Gegenstand." — Wir kehren zu Friedrich und zu dem Tode Catin's zurück.

Oberst Hordt war, glaube ich, der erste, welcher Friedrich glaubwürdig von dem großen russischen Ereignis benachrichtigte. Oberst Hordt früher beim Freikorps Hordt, aber bald nach der Kunersdorfer Zeit gefangen, dessen traurige höllenmäßige „fünfundzwanzig Monate und drei Tage" in der Zitadelle von Petersburg sich binnen einer Stunde in himmlische Glorie am Hofe jener Stadt verwandelten — wie die Leser selbst demnächst sehen werden. Sowie Friedrich durch Hordt, oder durch wen sonst, aus authentischer Quelle von der Thronbesteigung des neuen Zaren hörte, eilte er, sich mit der freundschaftlichsten Haltung, mit gleichsam zum Öffnen bereiten Armen ihm zuzuwenden. Er entließ bald alle seine russischen Gefangenen und bezeugte auf jede höfliche und königliche Art, wie gern er entgegenkommen würde, wenn man ihn ließe. Worauf der Zar durch Hordt und andere Kanäle in kaiserlicher Weise antwortete und seinerseits vorwärts eilte, gleichsam mit weit ausgebreiteten Armen.

Am 31. Januar erläßt der König einen Befehl[1], daß alle unsere russischen Gefangenen, mit Schuhen, Kleidern und Nahrungsmitteln versehen, sofort von Stettin entlassen werden sollen, und in Erwiderung auf diese Großmut eilen die Preußen bald nachher von Sibirien, oder wo sie sonst begraben waren, in gleicher Weise ihrer Heimat zu. Gudowitsch, Peters Lieblingsadjutant, der abgeschickt wurde, um in Zerbst zu gratulieren, nimmt seinen Weg über Breslau (20. Februar) und hat am folgenden Tage eine heitere wohlwollende Audienz. Unmittelbar ihm auf den Fersen geht der Adjutant Oberst von der Goltz, der ebensowohl Kammerherr als Oberst ist und sich auf Geschäftssachen versteht, nach Petersburg. Am 23. Februar erläßt die Zarische Majestät zum Entsetzen Wiens und zum frohen Erstaunen der Menschheit die Erklärung (Note an alle auswärtigen Exzellenzen in Petersburg), „daß Frieden geschlossen werden soll mit diesem König von Preußen, daß die Zarische Majestät ihrerseits dazu entschlossen ist, daß sie Ostpreußen und die sogenannten Eroberungen, die gemacht wurden, zurückgibt, und daß die russische Teilnahme an diesem

[1] Schöning III. 275 („Breslau, 31. Januar 1762").

Kriege aufgehört hat". Und befiehlt Tschernyschew, der mit seinen 20 000 in Glatz überwintert, Glatz und diese österreichischen Abmachungen aufzugeben und mit seinen 20 000 heimwärts zu marschieren. Tschernyschew beeilt sich, sobald Anordnungen in bezug auf Proviant und dergleichen getroffen sind, dies zu tun, und marschiert bis nach Thorn, aber nicht weiter — weshalb wird man sehen. Am letzten Tage des März kam Tschernyschew, der Glatz seit etwa einer Woche verlassen und jetzt in die Gegend von Breslau gelangt war, mit einem auserwählten Gefolge von vier Personen herüber, um dort seine Aufwartung zu machen, und hatte die Ehre, mit Seiner Majestät zu speisen und Seiner Majestät auch persönlich ein angenehmer Tschernyschew zu sein.

Die Heftigkeit der österreichischen Diplomatie in Petersburg und das Entsetzen der Kaiserin und des Kriegshofrats in Wien, die soeben 20 000 ihrer eigenen Leute entlassen haben, weil sie auf diesen Tschernyschew zählten und sich in solcher Geldverlegenheit befanden, kann man sich vorstellen. Aber es hilft alles nichts. Der feurige Zar eilt Friedrich mit weit ausgebreiteten Armen entgegen. Goltz und Gudowitsch sind mit einem Friedensvertrage beschäftigt. Der Zar gibt Ostpreußen aus freien Stücken auf. „Es ist wieder Euer; was soll Rußland damit anfangen, königlicher Freund?" Der Friedensvertrag schreitet vorwärts wie die Abfassung eines Ehekontrakts (wird geschlossen am 5. Mai) und ist einen Monat später in einen Bündnisvertrag verwandelt. Tschernyschew erhält den Befehl, in Thorn haltzumachen, umzukehren und sich mit diesem heroischen König zu vereinigen, statt gegen ihn zu kämpfen. Was Tschernyschew, selbst ein Bewunderer dieses Königs, wieder mit Freuden tut — obschon unglücklicherweise nicht mit dem ganzen Erfolg, den er für den König davon erwartete.

Der schwedische Friede war inzwischen, da Königin Ulrike und die antifranzösische Partei jetzt die Oberhand bekamen, seinem Abschluß zugeeilt (kam zustande in Hamburg, 22. Mai). Eine sehr kleine Begebenheit im Vergleich mit der russischen, aber Friedrich willkommen genug, obschon er geringschätzig bemerkte, als es zuerst erwähnt wurde: „Friede? Ich weiß kaum von einem Krieg, den wir mit den Schweden gehabt haben. Fragt Oberst Belling danach!" Oberst Belling ist ein überaus glänzender, schneller Husarenoberst, der mit 2000 schnellen Leuten immer die Flanke der Schweden umschwärmt, schnell wie der Blitz, „nirgendswo und doch überall", wie von ihm gesagt wurde, der während der letzten Jahre hauptsächlich die Führung dieses außerordentlichen „Krieges" besorgt hat. Frieden im ganzen Norden, Frieden und mehr hat Friedrich jetzt. Das erdrosselnde, weltweite Wirrsal ist jetzt zu Manneshöhe herabgeebbt. Die Morgendämmerung ist zum Sonnenaufgang für Friedrich herangereift. Der Weg zur Freiheit ist ihm jetzt etwas Glaubwürdiges und Sichtbares. Peter bittet um ein preußisches Regiment und kleidet sich in dessen Uniform, Oberst von Itzenplitz. Friedrich bittet um ein russisches

Regiment, Oberst von Schuwalof. Und alles ist froh, hoffnungsvoll, Hochzeitsglocken, statt Todes- und Galgenglocken — unglücklicherweise nicht auf sehr lange Zeit.

In bezug auf Friedrichs Empfindungen, während dies alles vor sich ging, nehme man die folgenden kleinen Äußerungen, ehe wir weitergehen. 27. Januar 1762 (an Madame Camas), acht Tage nach dem russischen Ereignis: „Es freut mich, meine gute Mama, daß Sie soviel Mut haben, und ich bitte Sie recht sehr, denselben nicht sinken zu lassen. Alles nimmt ja ein Ende. Folglich muß man hoffen, daß dieser verdammte Krieg in dieser Welt nicht das einzige ewige Ding sein werde. Seitdem der Tod eine gewisse Catin in den hyperboräischen Landen heimgeführt, hat unsere Lage sich vorteilhaft geändert und wird weit erträglicher, als sie es zuvor war. Man muß hoffen, daß noch einige andere gute Ereignisse" (Gunst des neuen Zaren hauptsächlich) „eintreten werden, welche man wird benutzen können, um einen guten Frieden zu erlangen."

Am 31. Januar (an den Minister von Finkenstein): „Sehen Sie da den ersten Lichtstrahl, der uns aufgeht — der Himmel sei dafür gepriesen! Wir müssen hoffen, daß gutes Wetter diesen Stürmen folgt. Gott gebe es[1]!"

Ende März (an d'Argens): „Alles das" (in Paris der Pompadourismus, das Exil Broglios und seines Bruders und Ihre anderen Nachrichten) „ist ebenso elend wie die Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Staatsrate und dem Parlament für und wider die Jesuiten. Doch, mon cher Marquis, mein Kopf ist so schwach, daß ich Ihnen nichts mehr sagen kann. — Nur das einzige noch: Der Kaiser von Rußland ist ein göttlicher Mann, dem ich Altäre errichten muß[2]."

Am 25. Mai (an denselben — drei Wochen nach dem russischen Frieden): „Es ist mir sehr angenehm, lieber Marquis, daß Sanssouci Ihnen während der schönen Frühlingstage zu einem angenehmen Aufenthalt dienen kann. Hinge es bloß von mir ab, so wäre schon alles eingerichtet, daß ich dort an Ihrer Seite sein könnte. Aber zu den sechs vorhergehenden Feldzügen muß auch noch der siebente, der bald eröffnet werden wird, hinzukommen, entweder weil die Zahl Sieben einmal mystische Eigenschaften hatte, oder weil es von Ewigkeit her im Buche des Schicksals geschrieben steht, daß" — „die Jesuiten aus Frankreich vertrieben? Ach ja — sobald ich davon hörte, machte ich mein Plänchen danach" (will mir die besten als Schullehrer hier in Schlesien aussuchen) „und warte jetzt nur, bis das Land von den Österreichern gereinigt sein wird. Sie sehen, daß man das Korn nicht mähen muß, ehe es reif ist[3]."

Am 28. Mai (an denselben): „Der Tataren-Khan rührt sich wirk-

[1] Preuß II. 312.
[2] Oeuvres de Frédéric XIX. 301.
[3] Das. XIX. 321.

lich, hat 10 000 Mann in Ungarn" (wie es heißt), „die Türken möglicherweise 200 000 mehr" (beides nichtig, wie immer): „alles dieses zeigt mir mit Ende dieses Jahres eine sichere Aussicht auf Frieden und im Hintergrunde desselben Sanssouci, nebst meinem lieben Marquis! Eine sanfte Stille erwacht wieder in meiner Seele, und das Gefühl der Hoffnung, dessen ich seit sechs Jahren entwöhnt war, tröstet mich für alles, was ich bisher ausgestanden habe. Denken Sie nur einen Augenblick an die Lage, worin ich mich in dem nächsten Monat befinden werde" (der Feldzug wird um diese Zeit eröffnet sein, das schreckliche Spiel wieder begonnen haben), „und an die, worin ich mich im vorigen Dezember befand! Der Staat lag in den letzten Zügen" (agonisait); „wir warteten nur auf die letzte Ölung, und jetzt —[1]!"

Am 8. Juni (an Madame Camas, nachdem die russische Allianz zustande gekommen): „Ich bin innig überzeugt, meine gute Mama, von Ihrer aufrichtigen Teilnahme an den erfreulichen Ereignissen, welche uns begegnen. Schade nur, daß wir so tief herunter gewesen sind, daß wir gegenwärtig jederlei Art von glücklichen Zufällen bedürfen, um wieder auf die Beine zu kommen; und zwei große Friedensschlüsse" (der russische, der schwedische), „die für jeden anderen den Frieden herbeigeführt haben würden, eröffnen mir in diesem Augenblicke höchstens die Aussicht, daß ich den Krieg weniger unglücklich beendigen werde[2]."

An demselben Tage, 8. Juni (an d'Argens): „Tschernyschew ist auf dem Marsche, um zu mir zu stoßen. Unser Feldzug wird erst gegen das Ende des Monats anfangen" (begann am 1. Juli), „aber dann wird es in dem armen Schlesien wieder einen argen Lärm geben. Kurz, lieber Marquis, ich habe ein hartes und schweres Stück Arbeit vor mir, und noch kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, wie alles enden wird. Beten Sie für uns und vergessen Sie einen armen Teufel nicht, der sich in seinem Harnisch entsetzlich zerquält, wie ein Verdammter lebt und dessenungeachtet Sie aufrichtig liebt! — Adieu[3]." D'Argens (24. Mai) hat durch Briefe von sehr wohl unterrichteten Personen in Wien erfahren, daß „die Kaiserliche Majestät seit einiger Zeit die eine Hälfte ihrer Tage damit hinbringt, zu der Jungfrau zu beten, und die andere Hälfte, zu weinen". „Ich wünsche ihr", fügt der ungalante d'Argens hinzu, „als Strafe für das Unheil, welches ihr Ehrgeiz während der verflossenen sieben Jahre der Menschheit zugefügt hat, das Schicksal von Phaetons Schwestern, und daß sie ganz in Wasser zerfließen möge[4]!" — Noch eine andere kleine Äußerung und dann zu Oberst Hordt und der Petersburger Seite der Dinge.

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 323.
[2] Das. XVIII. 146—147.
[3] Das. XIX. 327.
[4] Das. XIX. 320 („24. Mai 1762").

Am 19. Juni (wieder an d'Argens): „Was jetzt in Rußland geschieht, konnte kein Graf Kaunitz vorhersehen. Was in England vorgegangen ist, und wovon Sie das Gehässigste noch nicht einmal wissen" (Butes ganz außerordentliche Versuche in der Kaunitzschen, in der Zar-Peterschen Richtung, mir einen Frieden aufzuzwingen), „konnte ich nicht berücksichtigen, als ich meine Pläne machte. Der Herrscher eines Staates kann in unruhigen Zeiten nie ganz sicher sein. Besonders aus diesem Grunde wird mir diese undankbare Arbeit zuwider. Der Gelehrte hat etwas Gewisses vor sich; für den Politiker aber gibt es fast gar kein derartiges sicheres Datum [1]."

Die Leser wissen, was für eine Tragödie die Geschichte des armen Peter war. Sein Tschernyschew stieß zu dem Könige, nützte ihm aber weit weniger, als Tschernyschew oder sonst jemand erwartet hatte! — Es liegt nicht in unserer Absicht, uns mit dem chaotischen russischen Element oder jener wildlodernden blutigen Katharina- und Peter-Angelegenheit einzulassen, worüber es jedenfalls zahlreiche allgemein bekannte Berichte gibt, die mehr oder weniger genau sind — besonders der Rulhières [2], der gedrängteste, klarste und am wenigsten unbefriedigendste in den zugänglichen Sprachen. Nur insofern Friedrich daran beteiligt war, sind wir daran beteiligt. Aber die Leser sahen dieses Paar unter Friedrichs Beistand heiraten — eine Heirat, die er vor zwanzig Jahren für wichtig hielt. Und sicherlich erwies ihre Auflösung sich als wichtig für ihn und ist ein notwendiges Item hier!

Die Leser, selbst diejenigen, welche Rulhière kennen, werden ohne Zweifel einbilligen, daß wir einige kleine Ergänzungen von zwei anderen glaubwürdigen Augenzeugen beifügen. Der erste und hauptsächlichste ist ein respektabler ex-schwedischer Herr, von dem die Leser früher gehört haben, der obenerwähnte Oberst Hordt, ehemals vom Freikorps Hordt, aber seit einiger Zeit ein Gefangener. Dessen Erfahrungen und Berichte um so interessanter für uns sind, als Friedrich selbst gegenwärtig speziell darauf angewiesen war und unzweifelhaft lange nachher Hordt dann und wann darüber reden hörte. Unser zweiter Augenzeuge ist der hochehrwürdige Herr Doktor Büsching (Verfasser der „Erdbeschreibung", der „Beiträge" und vieler anderer Werke, ein unschätzbarer Freund für uns von Anfang an), der in seiner Wanderzeit vor einigen Jahren „Pastor der deutschen Kirche in Petersburg" geworden ist.

Was Oberst Hordt und die anderen in Petersburg sahen (Januar bis Juli 1762).

Im Herbst 1759 bei dem Bericht über Kunersdorf — als die Russen und Daun solange untätig dalagen, ungewiß, was zu tun, es sei denn Friedrich und

[1] Oeuvres de Frédéric XIX. 329.

[2] Histoire ou Anecdotes sur la Révolution de Russie en l'année 1762 (geschrieben 1768, zuerst gedruckt Paris 1797, englische Übersetzung, London 1797).

Prinz Heinrich voneinander getrennt zu halten, und Friedrich mit derartigen Wachen, Lagerungen und Märschen um ihre hiergegen gerichtete Front herum beschäftigt war (eine immer von Kosaken verschleierte Front, die Scharmützel veranlaßte, indem man vorbeimarschierte) — erwähnten wir Hordts Gefangennahme [1] ohne viel Hoffnung, daß die Leser sich derselben erinnern würden bei einem solchen Drang weit denkwürdigerer Ereignisse. Es war in einem, oder als Vorspiel zu einem jener Scharmützel (einem der frühsten und einem scharfen „bei Trebatsch" in der Frankfurt-Lieberoser Gegend, „4. September 1759"), wo Hordt dies Unglück hatte. Er war mit einigen Ordonnanzen zum Rekognoszieren ausgeritten, ehe das Gefecht anfing, und wurde plötzlich „von zweihundert Kosaken umringt" und nach verzweifeltem Hineinsprengen in Sümpfe, verzweifeltem Feuern von Pistolen und dergleichen gefangengenommen. Wurde elendiglich nach Petersburg transportiert, eine Reise von der tödlichsten Langeweile, die Hordt je erlebte, und wurde dann in ein einsames Gefängnis in der Zitadelle geworfen. Einem Ort wie die spanische Inquisition, ohne daß man von seiner Bitte um einige Bücher, um Erlaubnis, den Brief seiner armen Frau nur durch die Worte erwidern zu dürfen: ‚Geliebte, ich bin am Leben', die geringste Notiz nahm. Und wurde dort der Gesellschaft seiner eigenen Betrachtungen und einem Leben wie im leeren Hades überlassen, fünfundzwanzig Monate und drei Tage. Nach dem Verlaufe dieser Zeit hat er uns wieder etwas zu sagen, und wir suchen ihn dort im Vorbeigehen auf.

Das Buch, woraus wir Auszüge mitteilen, heißt Mémoires du Comte de Hordt (zweite Ausgabe, zwei Bände, 12°, Berlin 1789). Dies ist des Buchhändlers Pitra Redaktion von Hordts Selbstbiographie (Berlin 1788 war Pitras erste Ausgabe). Mehrere Jahre nachher (wie viele, wird nicht gesagt, auch nicht, ob Hordt, der vor Pitras Unternehmen ein Würdenträger in der Berliner Gesellschaft geworden war, noch lebte oder nicht) unternahm ein Monsieur Borelli, Professor an der Militärschule, eine zweite beträchtlich erweiterte und verbesserte Herausgabe. Von welcher letzteren es eine englische Übersetzung gibt, die ganz angenehm zu lesen, aber, wie ich fürchte, für Leser, welche mit dem Schauplatz und dem Gegenstande nicht bekannt sind, fast ohne Sinn ist [2]. Hordt galt als ein vollkommen wahrhaftiger und verständiger Mann. Aber er gibt selten die geringsten Daten oder genaue Einzelheiten. Und sein Buch liest sich nicht wie der Bericht eines Augenzeugen, als welcher es wertvoll ist, wenn man es versteht, sondern mehr wie eine ungenaue Fälschung, verfaßt von einem mangelleidenden, erfinderischen Menschen, der sich nicht um die zehn Gebote kümmert (sogar seinen Haufen alter Zeitungen sparsam zu Rate zieht) und ein Buch schreibt, welches die Tretmühle verdienen würde, gäbe es in seinem Geschäfte eine Polizei! —

Mittwoch, 6. Januar 1762, wurde Hordts leere Hades-Existenz in der Zitadelle von Petersburg durch einen lauten Ton unterbrochen. Drei Kanonen wurden in Zwischenräumen von je einer Minute von verschiedenen Seiten ganz in der Nähe abgefeuert und dann ganze Salven, Schlag auf Schlag. ‚Die Zarin ist während der Nacht gestorben, Peter III. ist Zar an ihrer Statt!' sagte der Offizier, welcher hereineilte, um es Hordt zu erzählen. Für den war es wie die Kunde einer Auferstehung von den Toten. „Am Abend desselben Tages kam ein Adjutant des neuen Zaren, um mir meine Freilassung zu melden. Eine Equipage wartete, um mich sofort zu Seiner russischen Majestät zu führen. Ich bat ihn, es zu verschieben bis zum folgenden Tage — so aufgeregt war ich." Und in der Tat hätte der Zar, der beschäftigt war, Beifallsjubel und Huldigungseide in Empfang zu nehmen, und bei Fackellicht unter seinen Truppen umherritt, sich an jenem Abend wenig mit mir

[1] Oben Bd. V. S. 475.

[2] Memoirs of the Count de Hordt (2 Bde. 12°, London 1806) — wovon nur der erste (hier nicht brauchbare) Band in meinem Besitze ist.

abgeben können [1]. „Schließlich wurde meine Vorstellung bis zum Sonntag" (10. Januar) „verschoben, damit sie mit gehörigem Glanz stattfinden könne; weil dann gewöhnlich der ganze Adel um Seine Majestät versammelt war.

Ich wartete demnach unter Haufen des Adels in der Galerie. Wurde vorgestellt in der Galerie, welche der Zar, gefolgt von der Zarin und dem ganzen Hofe, auf dem Wege in die Kapelle durchschritt. Der Zar hielt eine kurze Anrede an mich" (‚Freue mich, einen Akt der Gerechtigkeit gegen Sie auszuüben, Monsieur, und dem Könige, den ich hochschätze, einen wertvollen Diener zurückzugeben'); „er reichte mir seine Hand zum Kusse, die Zarin tat dasselbe. General Korf", ein vortrefflicher Freund, der so zuvorkommend gegen mich war in Königsberg, als ich hierher transportiert wurde, und ein General, der jetzt hier ein hohes Amt verwaltet, „hatte mich vorgestellt und führte mich in die Kapelle auf die Hoftribüne. Der Zar kam wiederholt zu mir herüber" (während der Gottesdienst stattfand; ein Zar, welcher in dieser Beziehung vielleicht zu rücksichtslos ist!), „um mit mir zu sprechen; verweilte lange bei seiner Anhänglichkeit für den König. Als ich herauskam, flüsterte der Oberkammerherr mir zu: ‚Sie speisen mit dem Hofe.' Was ich natürlich tat.

Die Tafel bestand aus sechzig Kuverts und war glänzend wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Der Zar und die Zarin saßen nebeneinander; Korf und ich hatten die Ehre, ihnen gegenüberzusitzen. Kaum hatten wir uns gesetzt, als der Zar mich anredete": ‚Sie haben lange keine Nachrichten aus Preußen gehabt. Ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß der König sich wohl befindet, obgleich er solche Kämpfe nach links und rechts bestanden hat; aber ich hoffe, alles das wird bald ein Ende haben.' „Worte, denen jedermann zuhörte wie einer Prophezeiung!" (Peter hat nichts vom Politiker in sich.) ‚Wie lange sind Sie im Gefängnis gewesen?' fuhr der Zar fort. ‚Fünfundzwanzig Monate und drei Tage, Ihro Majestät.' ‚Wurden Sie gut behandelt?' Hordt zögerte, wußte nicht, was er sagen sollte; aber da der Zar in ihn drang, gestand er: ‚Er wäre immer ziemlich schlecht behandelt worden; habe sich nicht einmal einige Bücher zum Lesen kaufen dürfen.' „Die Zarin war hierüber offenbar entrüstet: ‚Cela est bien barbare!' rief sie laut aus. Ich wünschte sehr sogleich in die Heimat zurückzukehren und richtete meine betreffende Bitte an den Zaren während des Kaffees in den Unterhaltungszimmern; aber er antwortete: ‚Nein, Sie müssen nicht abreisen, ehe ein expresser preußischer Gesandter ‚hier eintrifft!' Ich mußte daher bleiben und war seitdem fast täglich bei Hofe" — (unglücklicherweise alles etwas allgemein und ganz ohne Daten über das, was ich dort sah!)

Biron und Münnich, die beide soeben aus Sibirien heimgekehrt sind, sollen zusammen trinken (kein Datum, Palast von Petersburg, Frühling 1762). — Peter hatte seine Regierung auf große Weise begonnen: ganz für Liberalismus, Aufklärung, Abschaffung von Mißbräuchen, allgemeine Hochherzigkeit von seiner und jedermanns Seite. Rulhière sah die folgende Szene nicht, aber sie scheint gut genug verbürgt, und Rulhière hörte in der Gesellschaft davon reden. „Nicht weniger als 20 000 Personen, rechnet man, sind aus dem Exil in Sibirien heimgekehrt": die L'Estocs, die Münnichs, Birons, alle möglichen auf gegenseitige Vernichtung bedachte Gestalten sind wie von den Toten auferstanden. „Seit der Nacht, als Münnich Biron verhaftete" (die Leser erinnern sich vielleicht daran und an Mansteins Bericht darüber [2]), „trafen diese beiden Männer sich zum erstenmal in dem bunten und aufgeregten Haufen, welcher den neuen Zaren umgab. ‚Kommt, laßt das Vergangene vergangen sein,' sagte Peter, als er sie bemerkte, ‚laßt uns alle drei zusammen trinken wie Freunde!' — und beorderte drei

[1] Hermann, Geschichte des russischen Staates V. 241.
[2] Bd. III. 210.

Gläser Wein. Peter setzte eben sein Glas an, um den anderen ein Beispiel zu geben, als jemand mit einer Botschaft zu ihm kam, die mit leiser Stimme abgestattet wurde. Peter hörte dieselbe an, trank seinen Wein aus, setzte das Glas hin und eilte fort, so daß Biron und Münnich, die beiden alten Feinde, mit den Gläsern in der Hand zurückblieben, beide die Augen auf das Glas des Zaren gerichtet. Endlich, da der Zar nicht zurückkam, schossen die Augen eines jeden einen Blitz in des anderen Gesicht, und nachdem sie sich einen Augenblick betrachtet, setzen sie ihre Gläser hin, ohne daraus zu trinken, und entfernten sich nach entgegengesetzten Seiten[1]." Wollen sich nicht einigen, scheint es, trotz der edlen Wünsche des Zaren. Ein Sinnbild von vielem anderen, was dem armen Zaren auf seiner gegenwärtigen, edlen Laufbahn voll guter Absichten und ungestümer Großmut begegnete! — Wir kehren zu Hordt zurück.

Der Zar trägt ein Porträt Friedrichs an seinem Finger. „Zar Peter verbarg nie seine Vorliebe für Preußen. Eines Abends sagte er: ‚Schlagen Sie Ihrem Freund Keith vor'" (der englischen Exzellenz hier, die wir kennen), „mir morgen in seinem Hause ein Souper zu geben. Die anderen fremden Gesandten werden vielleicht eifersüchtig sein, aber das kümmert mich nicht!' Das Souper in der englischen Gesandtschaft fand statt. Nur zehn oder zwölf von dem Zaren bezeichnete Personen waren zugegen. Der Zar war sehr heiter und in gehobener Stimmung. Sprach viel vom Könige von Preußen. Zeigte mir einen Siegelring an seinem Finger mit Friedrichs Porträt darin; der Ring wurde an dem Tische herumgegeben[2]." Dies ist ein Siegelring, welcher während jener Monate bei Hofe berühmt ist. Eines Tages verlor Peter ihn (verlegte ihn irgendwo) und tobte wild umher, bis man ihn wiederfand[3]. Jetzt wollen wir Büsching, unseren geographischen Freund, einen Augenblick hören:

Herr Pastor Büsching leistet Huldigung für sich selbst und seine Gemeinde. — — „In den meisten anderen Ländern sind es Beamte oder Militärs, welche den Huldigungseid bei einem Thronwechsel abnehmen. Aber in Petersburg bei der deutschen Bevölkerung sind es die Pastoren ihrer respektierten Kirchen. Bei der Thronbesteigung Peters III. nahm ich zum ersten Male" (er war noch eher ein junger als ein alter Mann) „mehreren Tausenden in meiner Kirche den Eid ab" und überlieferte ihn samt meinem eigenen an dem gehörigen Orte.

„Was die Beglückwünschungsadressen angeht, so empfing der neue Zar die Glückwünsche aller Klassen und auch die der Pastoren der fremden Kirchen auf folgende Weise. Er ging langsam durch eine Reihe von Zimmern, in deren jedem eine Deputation von Glückwünschenden versammelt war. Hofbeamte schritten ihm voraus, Staatsbeamte folgten ihm. Dann kam die Zarin, auf ähnliche Art geleitet. Und jedesmal beim Eintritt in ein neues Zimmer empfingen sie eine neue Beglückwünschung von dem Sprecher der dort versammelten Deputation. Der Sprecher von uns protestantischen Pastoren war mein Kollege, Senior Trefurt. Aber der Oberfeldherr und Polizeiminister, Baron von Korf" (Hordts Freund, uns schon oben bekannt, ein Deutscher, wie wir sehen, an Glauben und Namen), „der glaubte, ich hätte die Rede zu halten, und mich zugleich dem Zaren vorstellen wollte, gab mir von seinem Platze hinter dem Zaren ein Zeichen, vorzutreten. Aber ich trat nicht vor, da ich es als unpassend und ohne Bedeutung für mich ansah." — „Ebensowenig teilte ich die großen Erwartungen, welche Baron von Korf und jedermann von dieser neuen Regierung hegte. Alle versprachen sich jetzt bessere Zeiten, ohne zu bedenken" (wie sie hätten tun sollen!), „daß nirgends die besseren Menschen erschienen, welche zur Hervorbringung derselben notwendig waren[4]."

[1] Rulhière S. 33.
[2] Hordt II. 118, 124, 129.
[3] Hermann V. 258.
[4] Büschings Beiträge VI. („des Verfassers Selbstbiographie") 462 ff.

Während der ersten zwei oder drei Monate war Peter das Idol aller Welt. Solche Großmut und Hochherzigkeit, solcher Eifer und Fleiß, eine hochherzige Verbesserung nach der anderen! Er hatte sofort die Tortur in seinen Gerichtshöfen abgeschafft; beschlossen, ein regelmäßiges Gesetzbuch zu haben — und Richter, auf deren Gerechtigkeitsliebe man sich verlassen könnte. Er „hob Monopole auf", „setzte den Preis des Salzes herab". Zur Freude jedermanns eilte er (18. Januar, in der zweiten Woche seiner Regierung), die Geheime Kanzlei abzuschaffen, eine greuliche spanische Inquisitionsmaschine der inneren Politik. Er hatte beschlossen, daß sein Adel edel sein solle. Am 28. Januar (als die dritte Woche seiner Regierung eben anfing) befreite er den Adel von allen Dienstpflichten gegen ihn. ‚Ihr könnt reisen, wann und wohin es euch beliebt. Ihr seid nicht gezwungen, in meinen Armeen zu dienen, ihr könnt in der Armee irgendeines Souveräns dienen, der nicht gegen mich Krieg führt!' Unter lauten und allgemeinen Beifallsbezeigungen seitens dieser Menschenklasse. Und eine dankbare Petersburger Welt richtete das Gesuch an ihn: ‚Gestatte uns, hochherziger Zar, Eurer Majestät eine Bildsäule von purem Golde zu errichten.' — ‚Tut das nicht!' antwortete Peter. ‚Wenn ich durch eine gute Regierung mir ein Denkmal in dem Herzen meines Volkes errichten könnte, das würde die rechte Bildsäule für mich sein [1]!' Armer, ungestümer Peter! Es war ein recht wenig glücklicher Schritt, als er der Geistlichkeit anzeigte (das Datum wird nicht angegeben), daß in dem Zarentum die geistliche und die weltliche Souveränität vereinigt sei, und daß er hinfort ihre reichen Kirchenländereien und dergleichen verwalten werde. Dies gab den oberen Schichten der Priesterschaft einen argen Stoß, der sich allmählich auf die niederen verbreitete und endlich den allgemeinen Verdacht (viel schlimmer als ein allgemeiner Schrei) hervorrief: ‚Die Kirche ist in Gefahr! Ach, kümmert unser Zar sich denn nicht um die heilige Religion?' Dies und seine zu ungestümen preußischen Neigungen sollen ihm unendlichen Schaden getan haben.

Herr Büsching sieht den Zaren zu Pferde. „Als des Zaren eigenes Kürassier-Regiment nach Petersburg kam, ritt der Zar, in die Uniform des Regiments gekleidet, ihm entgegen. Und ritt dann, an der Spitze des Regiments zurückkehrend, wiederholt durch gewisse Quartiere der Stadt. Sein Helm war mit ledernen Riemen unter dem Kinn festgeschnallt. Er saß aufrecht und steif wie ein hölzernes Bild zu Pferde; hielt seinen Säbel auf ebenso steife Art, wendete seine Augen starr nach rechts und änderte diese Stellung nicht um eines Haares Breite. In dieser Haltung ritt er mit seinem Regiment zweimal an meinem Hause vorbei, ohne beim Anblick der vielen Personen, welche sich an den Fenstern zusammendrängten, auch nur eine Miene zu verziehen. Mir" (nach meinem strengen Privaturteil) „erschien er so kleingeistig, daß ich" — in der Tat nicht wußte, was ich davon denken sollte [2].

Hordt sieht die verstorbene Zarin auf dem Paradebette liegen. „Eines Tages, nachdem wir bei Hofe gespeist, schlug Korf vor, daß wir uns das Paradebett der verstorbenen Zarin ansehen sollten", welches sich in einem anderen, nicht weit entfernten Palaste befindet. „Graf Schuwalof" (nicht ihr alter Liebhaber, der ihr nachgestorben ist, armes altes Geschöpf, sondern sein Sohn, ein gebildeter Mann, später Voltaires Freund) „begleitete uns, und da seine Zimmer an die der verstorbenen Dame anstießen, lud er uns ein, nachher Kaffee bei ihm zu trinken. Die kaiserliche Bahre stand in dem großen Saale, der ringsum mit Gewinden und Girlanden von Silberstoff geziert und schwarz ausgeschlagen war, der Glanz der Wachslichter ganz blendend. Die Bahre, bedeckt mit von Silberlitzen besetztem Goldstoff, war auf Stufen erhoben. Eine prächtige Krone lag auf dem Haupte der toten Zarin. Neben der Bahre standen vier Damen, zwei auf jeder

[1] Hermann V. 248.
[2] Büschings Beiträge VI. 464.

Seite, in tiefer Trauer, ungeheure Kreppschleppen auf dem Fußboden hinter ihnen. Zwei Offiziere der Leibgarde hielten die untersten Stufen besetzt. Auf der obersten, am Fuße der Bahre, stand ein Archimandrit mit einer Bibel vor sich, woraus er laut las — unablässig, bis ein anderer ihn ablöste. Dies ging Tag und Nacht ohne Unterbrechung fort. Um die ganze Bahre herum lagen auf Taburetts verschiedene Kronen und die Insignien verschiedener Orden — darunter auch die von Preußen. Da es die Sitte erheischt, mußte ich trotz meiner großen Abneigung die Hand des Leichnams küssen! Wir sprachen dann etwas mit den diensttuenden Damen" (mit den Kreppschleppen), „wobei über den Artikel des Handküssens Scherze gemacht wurden. Schließlich zogen wir uns zum Kaffee in Graf Schuwalofs Gemächer zurück, die von unglaublicher Pracht waren." An demselben Abend, später —

„soupierte ich mit dem Zaren in seinem Petit Apartement, Privatzimmer" (einem schön eingerichteten Erdenwinkel, wo man frei und ungezwungen verkehrte). „Die Gesellschaft dort bestand aus der Gräfin Woronzow, einem Geschöpf ohne irgendwelche Reize, körperliche oder geistige, die der Zar zu seiner Mätresse erwählt hatte" (stumpfnasig, pockennarbig, fett und zuweilen von frecher Zunge), „die mir um so weniger gefiel, als mehrere andere sehr schöne Frauen da waren. Auch einige Herren vom Hofe und keine Ausländer als der englische Gesandte und ich selbst. Das Souper war sehr heiter und wurde bis spät in die Nacht verlängert. Diese späten Orgien verhinderten jedoch Se. Majestät nicht, am nächsten Morgen zu rechter Zeit den Geschäften obzuliegen. Er erschien oft unerwartet zu einer frühen Stunde im Senat, in der Synode und hielt sie an zur Erfüllung ihrer Pflichten" — oder zur vorgeblichen Erfüllung derselben. Man ist nicht der Ansicht, daß Se. Majestät viel wirkliche Arbeit von einem dieser beiden regierenden Körper erlangt habe. Den ersteren, den Senat, einen *weltlichen* Körper, der jüngsthin in große Trägheit verfallen war, ließ man nicht lange nachher ganz aussterben. Peter selbst war ein Mann, der alles heftig betrieb und sich nie vor der Arbeit scheute, stets in stürzender Eile und regellos in bezug auf die Zeit. Während seiner letzten Tage flüsterten die Leute sich zu, ‚der Zar tötet sich selbst, raucht, trinkt, spricht bis zwei Uhr morgens und ist um sieben wieder Hals über Kopf bei den Geschäften!'

Leichenbegängnis der Zarin Elisabeth, wie Hordt dasselbe sah (sehr abgekürzt). „Um 10 Uhr morgens fingen alle Glocken in Petersburg zu läuten an und läuteten unaufhörlich" (kein Wort über den Tag oder Monat — nach welchem zu suchen auch nicht der Mühe wert ist, die grimmige Dunkelheit allgemeinen Frostes ist sichtbar genug, Klingen der Glocken und eine scheinbar meilenlange Prozession — einem so hochwichtigen Ziele entgegen!). — „Von dem Augenblicke an, da die Prozession das Schloß verließ, bis sie bei der Zitadelle ankam, eine Entfernung von einer halben Meile, wurden jede Minute Kanonen abgefeuert. Über den ganzen Weg hin waren Planken gelegt, die eine Art Brücke durch die Straßen und über das Eis der Neva bildeten. Alle Soldaten der Garnison waren im Spalier auf beiden Seiten aufgestellt. Dreihundert Grenadiere eröffneten den Marsch. Nach ihnen kamen dreihundert Priester im geistlichen Kostüm, die je zwei und zwei gingen und Choräle sangen. Alle obenerwähnten Kronen und Orden wurden durch hohe Würdenträger des Hofes getragen, die einzeln gingen und deren jeder einen Kammerherrn hinter sich hatte. Der Zar folgte der Bahre; sein schwarzer Mantel wurde von zwölf Kammerherren getragen, deren jeder eine brennende Kerze in der *anderen* Hand hielt. Nach ihm kam Prinz Georg von Holstein" (der Onkel des Zaren), „dann Holstein-Beck" (des Zaren Vetter). „Die Zarin Katharina folgte auch zu Fuß, mit einer brennenden Kerze; ihr Mantel wurde von allen ihren Ehrendamen getragen. Dreihundert Grenadiere beschlossen die Prozession. Die Glocken läuten, die Minuten-Kanonen feuern, ein Meer von Volk wogt umher." — So begruben die Russen ihre Zarin. Der Tag und seine dunkeln Frostschleier sanken, und als Arkturus aus den Sternenhöhen herniedersah, fand er *eine* tellurische Anomalie auf immer

vor seinem Blick verborgen. Sie hatte an ungetragenen Kleidern, den reichsten, welche in der Natur aufzutreiben waren (fünf täglich war ihr gewöhnlicher Bedarf, und sie trug sie selten oder nie zweimal), „15 000 und einige hundert hinterlassen[1]".

Hordt in den Abendgesellschaften der neuen Zarin Katharina. „Die Zarin empfing jeden Morgen Gesellschaft. Sie empfing jedermann mit großer Leutseligkeit und Anmut. Aber trotz ihrer Bemühungen, heiter zu scheinen, konnte man einen tiefen Hintergrund von Trauer in ihr wahrnehmen. Sie kannte besser als irgend jemand das heftige Wesen ihres Gemahls und vielleicht sah sie schon damals voraus, was kommen würde. Sie hatte ihren Zirkel auch jeden Abend und bat die Gesellschaft immer, zum Souper dazubleiben. Eines Abends, als ich bei ihr in Gesellschaft war, kam ein vertrauter Adjutant des Kaisers herein und flüsterte mir zu, daß man in der ganzen Stadt nach mir gesucht habe, weil ich zum Souper bei der Gräfin kommen solle" (das war die gebräuchliche Bezeichnung der Sultana — das Fräulein, auf russische Weise geschrieben, ist die gebräuchlichere). „Ich bat, man möge mich für diesmal entschuldigen, da ich zum Souper bei der Zarin eingeladen sei, der ich nicht gut den Grund meines Fortgehens mitteilen konnte. Der Adjutant hatte sich noch nicht lange entfernt, als man plötzlich einen großen Lärm hörte. Die beiden Flügeltüren wurden geöffnet, und der Zar trat ein. Er grüßte die Zarin und ihren Kreis höflich, rief mich mit jener lächelnden und gnädigen Miene, die er immer zeigte, nahm mich beim Arme und sagte zu der Zarin: ‚Entschuldigen Sie, Madame, wenn ich heute abend einen ihrer Gäste entführe; es ist dieser Preuße, den ich in der ganzen Stadt habe suchen lassen.' Die Zarin lachte; ich machte ihr eine tiefe Verbeugung und ging mit meinem Führer fort. Am folgenden Morgen machte ich meine Aufwartung bei der Zarin, die, ohne das am verflossenen Abend Vorgefallene zu erwähnen, lächelnd sagte: ‚Kommen Sie immer zum Souper zu mir, wenn nichts da ist, was Sie verhindert.'"

21. Februar, Hordt in Zarskoje Selo. „Bei Gelegenheit des Geburtstages des Zaren" (der uns endlich einmal ein Datum gibt[2]) „fanden große Festlichkeiten statt, die eine ganze Woche dauerten. Sie begannen mit einem feierlichen Tedeum, bei welchem der Zar zugegen war, aber nicht die Zarin. Sie hatte an diesem Morgen, dem Willen ihres Gemahls gehorchend, ‚die Gräfin' mit dem Kordon des St. Katharinenordens geschmückt. Sie wurde jetzt ‚durch Unpäßlichkeit' an ihre Gemächer gefesselt und verließ dieselben nicht während der acht Tage, solange die Festlichkeiten dauerten. Dies geschah in dem Palast von Zarskoje Selo und bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des armen Peter[3]. Von diesem Tage an erkannte seine Zarin, daß sie mittels ihres Peter nie Selbstherrscherin werden würde; nicht sie, sondern eine pockennarbige, unschöne Person mit dem Kordon des St. Katharinenordens — sei ihr derselbe gesegnet! Von diesem Tage an brütete die Zarin über ihren Kränkungen und Gefahren — Kränkungen, die man ihr zugefügt, sehr viele — und jetzt Kränkungen, die sie erleiden soll, wer kann sagen, wie viele. Sie erkennt klar, daß sie den Zaren verloren hat, daß er beständig ein mürrisches Wesen gegen sie beobachtet" (nicht ohne Grund), „und daß Sibirien oder Schlimmeres in der Zukunft möglich ist. Die Zarin war eine Zeitlang hilflos elend und ließ sich allmählich in eine Verschwörung ein — unter dem Beistand der Fürstin Daschkof" (einer Schwester der Stumpfnasigen), „Panins" (des Erziehers unseres Sohnes, ‚eines echten Sohnes, ich will darauf schwören, was der Papa auch in seinen wilden Augenblicken denken mag!'), „Gregor Orlofs" (ihres gegenwärtigen Liebhabers) „und anderer Personen von geringerer Bedeutung — und diese Verschwörung reifte vorzüglich während der nächsten vier Monate!" —

[1] Hermann V. 176.
[2] Michaelis II. 627, „21. Februar 1728".
[3] Hermann V. 253.

Hordt hört das Lob seines Königs. „Am nächsten Tage“ (niemand kann erraten, an welchem Tage) „speiste ich bei Hofe. Ich saß dem Zaren gegenüber, der von nichts anderem sprach als von ‚seinem guten Freunde, dem König von Preußen‘. Er kannte die kleinsten Einzelheiten seiner Feldzüge, alle seine militärischen Anordnungen, die Uniform und die Stärke aller seiner Regimenter; und er erklärte laut, daß er in kurzem alle seine Truppen auf denselben Fuß setzen werde“ (was er auch in kurzem tat, zum großen Widerwillen seiner Truppen). — „Als er von der Tafel aufstand, erwies der Zar selbst mir die Ehre, zu sagen: ‚Kommen Sie morgen, speisen Sie mit mir ‚en petit apartement‘ (behaglich unter uns, wo wir oft Würfel spielen und nach Belieben trinken und rauchen). ‚Ich will Ihnen etwas Merkwürdiges zeigen, was Ihnen gefallen wird.‘ „Ich kam zu der gewöhnlichen Stunde und fand Generalleutnant Werner“ (verschollen seit seinem Unfall bei Kolberg im vorigen Winter, aber vom wohlwollenden Zaren wieder ans Tageslicht hervorgeholt). „Ich schloß große Freundschaft mit diesem ausgezeichneten General, der ein sehr angenehmer Mensch war, und verkehrte beständig mit ihm, bis er hier Abschied von mir nahm.“ (Da die zarische Güte Werner erlaubte, heimzukehren, und mich zu meinem Bedauern hier festhielt [1].)

Die Verträge mit Preußen, erst der Friedensvertrag (am 5. Mai), in welchem alle unsere Eroberungen zurückgegeben wurden, und dann der Allianzvertrag, in welchem ihr und wir selbst uns gewissermaßen noch dazu weggaben, waren keineswegs so populär in Petersburg wie in Berlin. Vom 5. Mai an können wir uns Peter als vielleicht ziemlich rasch im Sinken begriffen vorstellen. Man füge hinzu das verhängnisvolle Element ‚die Kirche in Gefahr‘ (ein Zar, der insgeheim ein Abtrünniger), den Unwillen seiner Garden selbst über ihre straff anschließenden preußischen Uniformen und über ihre nicht minder straffen preußischen Exerzierübungen (worauf der Zar außerordentlich streng besteht) und die Verschwörung der Zarin, die sich in der Stille nach allen Seiten ausbreitet wie unterirdische mit Schießpulver gefüllte Minen! —

Herr Büsching sieht die Katastrophe (Freitag, 9. Juli 1762). „Es war am Tage vor Peter und Paul, welches ein großer Festtag in Petersburg ist, und ich fuhr zwischen neun und zehn Uhr morgens aus, um die Kranken zu besuchen. Auf meinem Wege von dem ersten Hause, wo ich einen Besuch gemacht hatte, hörte ich einen fernen Lärm wie von einem aufsteigenden Gewitter und fragte meine Leute, was es wäre. Sie wußten es nicht; aber es schien ihnen Volksgeschrei zu sein, und alle möglichen Gerüchte gingen um. Einige sagten: ‚Der Zar habe plötzlich beschlossen, sich in Petersburg krönen zu lassen, ehe er zum Kriege gegen Dänemark aufbreche.‘ Andere sagten: ‚Er habe die Zarin zur Regentin während seiner Abwesenheit ernannt, und sie solle zu diesem Zwecke gekrönt werden.‘ Diese Gerüchte waren zu einfältig. Inzwischen kam das Geräusch bemerklich näher, und ich befahl meinem Kutscher, nicht weiterzufahren, sondern nach Hause zurückzukehren.

„Als ich nach Hause kam, rief ich meine Frau und sagte ihr, daß etwas Außerordentliches vorgehe, aber daß ich nicht erfahren könne, was. Daß es mir ein Volksauflauf scheine, der uns jeden Augenblick näher kam! Wir eilten in das Eckzimmer unseres Hauses, öffneten das Fenster, welches auf die Kirche der Heil. Maria von Kasan hinblickt“ (wo soeben ein Akt der Danksagung von sehr eigentümlicher Art stattgefunden hat!) — „und wir sahen dann bei dieser Kirche eine unzählbare Volksmasse, uniformierte und halbuniformierte Soldaten der Gardeinfanterie mit dem Volke vermischt. Wir bemerkten, daß die Menge sich um eine gewöhnliche zweisitzige, von zwei Pferden gezogene Mietkutsche drängte, in welcher nach einigen Minuten eine aus der Kirche kommende, schwarz gekleidete Dame, die den St. Katharinenorden trug, Platz nahm. Hierauf fingen die Kirchenglocken an zu läuten, und die Priester mit ihren Gehilfen, die Kreuze trugen, bildeten eine Prozession und schritten vor der Kutsche her.

[1] Hordt II. 133—145, 151.

Wir erkannten jetzt, daß es die Zarin Katharina war, und sie grüßte die Menge nach rechts und links, indem sie dahinfuhr [1]."

Ja, Doktor, jene schwarz gekleidete Dame ist die Zarin, und sie hat heute morgen eine Fahrt von vier Meilen hierhergemacht und sehr viele Geschäfte in der Stadt besorgt — einen Tag vor der festgesetzten Zeit. Heute morgen zwischen zwei und drei erwachte sie in ihren fernen Gemächern in Peterhof, um zu sehen, wie Alexei Orlof, öfter der Orlof mit der Schramme genannt (ihres Liebhabers Gregor Bruder), an ihrem Bette niederkniete mit den Worten: ‚Madame, Sie müssen kommen; es ist nicht ein Augenblick zu verlieren!' — und als er sie erwachen sah, verschwand, um die Wagen in Bereitschaft zu setzen. Um sieben kam sie, nebst dem mit der Schramme und ihrem Kammermädchen und ein paar Kammerdienern in der hiesigen Gardekaserne an — wo Gregor Orlof und andere Beteiligte sie erwarten, in der rechten Stimmung, mit scharfen Waffen zu spielen. Sie hat etwas vor den Garden gesprochen, etwas geweint (manche derselben sind erst halb angekleidet): ‚Die heilige Religion, das russische Kaiserreich zu Preußens Füßen geworfen; mein armer Sohn soll enterbt werden. O weh! oh!' Worauf die Garden (deren Offiziere bereits durch Orlof gewonnen waren) zornig in das gehörige Hurra, Hurrarufen ausbrachen. — Und hier, seit etwa neun Uhr morgens, sind wir eben in der Kirche der Heil. Maria von Kasan gewesen (‚O meine Freunde, die orthodoxe Religion vor allem anderen!') und haben Tedeums und die anderen göttlichen Ämter abgehalten für die dreimal glückliche Revolution und Befreiung, welche uns und euch jetzt gewährleistet ist. Und der Herr Doktor sieht die Zarin unter dem Glockengeläute der Heiligen Marienkirche und den Jubelrufen der Soldaten und des Volkes nach rechts und links grüßen. Und die Priester mit ihren Gehilfen und Kruzifixen (‚Schauet sie an, ihr Gläubigen; ist irgend etwas der wahren Religion zu vergleichen?') schreiten vor ihrer Mietskutsche her.

Auf dem einen Tritt der Kutsche", fährt der Herr Doktor fort, „stand Grigorei Grigorewitsch Orlow," so schreibt er ihn, „und gerade vor derselben ritt mit gezogenem Schwerte der Feldmarschall und Hetman Graf Kirila Grigorjewitsch Rasomowski, Oberst der Ismailowschen Garde. Generalleutnant" (demnächst Generalfeldzeugmeister) „Villebois galoppierte herbei, sprang unter unseren Fenstern vom Pferde und stellte sich auf den anderen Tritt der Kutsche. Die Prozession zog an unserem Hause vorbei und begab sich erst nach dem neuen Steinpalast, dann nach dem alten hölzernen Winterpalast. Die gemeinen Russen schrien spottend zu uns herauf: ‚Euer Gott'" (womit sie den Zaren meinten) „‚ist tot!' Und andere: ‚Es ist aus mit ihm; wir wollen nichts weiter mit ihm zu tun haben!'

Um diese Stunde des Tages exerziert Zar Peter in Oranienbaum (etwa vier Meilen von hier entfernt und von Peterhof etwa zwei- oder drittehalb) eifrig seine braven Holsteiner (2000 oder mehr, ‚die Blüte aller meiner Truppen') und hat noch stundenlang nachher nicht die geringste Ahnung von allen diesen Vorgängen. Katharina war noch am Mittwoch herübergekommen, um ihn zu besuchen, und hatte Oranienbaum zu Opernaufführung, Illumination, und was sonst noch, entzündet. Donnerstag (gestern) hatten Zar und Zarin sich getroffen bei dem Feste eines russischen Großen, der zwischen ihren beiden Residenzen wohnt. Heute wollte der Zar nach Peterhof kommen. Morgen, 10. Juli (dem hohen Festtage von Peter und Paul), hatten der Zar, die Zarin und der versammelte Hof zu den Festlichkeiten dort erscheinen sollen — unter ihnen die von der Zarin gelegte Pulvermine der Verschwörung, welch letztere einen Tag früher auf die gegenwärtige, glückliche Art explodiert war! Als der arme Zar heute nach Peterhof kam und seine Zarin verschwunden fand, verstand er es nur zu gut. Er sah überdies „große Rauchwolken plötzlich in der Gegend von Petersburg aufsteigen". — „Ha, sie läßt drüben Kanonen für sich abfeuern, Salven und Huldigungen!' — Und eilte halb wahnsinnig nach Oranienbaum zurück. Der alte Münnich unternahm es,

[1] Beiträge VI. 465; vgl. Rulhière S. 95; Hermann V. 287.

ihn auf eine, zwei oder sogar drei verschiedene Weisen zu retten: ‚Geben Sie mir nur Befehle und stehen Sie mit entblößtem Schwert dafür ein!' — Aber Peters Verstand flog haltlos nach allen Seiten umher, und er konnte sich zu nichts entschließen.

Peter und seine Zarin sahen sich nie wieder. Am Sonnabend (morgen) dankt er ab, fährt nach Peterhof hinüber und erwartet dafür eine Zusammenkunft mit seiner Gemahlin, Freiheit, sich nach Holstein zurückzuziehen, und ‚jede Rücksicht, welche mit seiner Lage vereinbar ist'. Aber statt dessen findet er dort auf der Treppe brutale Leute, die ihm die Orden vom Rocke und endlich die Kleider vom Leibe reißen und ihn forttransportieren nach Ropscha, einem etwa eine halbe Meile entfernten einsamen Dorfe, wo er sich ruhig halten soll, bis Orlof und Konsorten folgendes erwogen haben: ‚Nach Holstein? Er hat dort in der Nähe gerade eine antidänische russische Armee. Er wird nicht sicher sein in Holstein — wo wird er sicher sein?' Sonnabend, den 17., am siebenten Tage von Peters Aufenthalt in Ropscha kamen die Orlofs (Orlof mit der Schramme und vier andere Missetäter, einer davon ein Fürst, einer ein Schauspieler) herüber und ermordeten den armen Peter auf verräterische und sogar stümperhafte und widerwärtige und ganz abscheuliche Art. ‚Ein Glas Burgunder' (vergifteter Burgunder), ‚Hoheit?' sagten sie, beim Diner mit Seiner armen Hoheit. Und dann, da es mit dem Burgunder mißlang und entdeckt wurde, folgte ein Ringen und Zerren, mit Füßen Stampfen, Schreien und endlich Erdrosseln. Fürwahr, der Teufel wird diese fünf seiner Auserwählten belohnen. — — Aber wir lassen Herrn Büsching warten. Es ist noch immer erst Freitag morgen, am 9. des Monats, und die Mietskutsche der Zarin ist eben nach Art eines Kometen mit einem Schweif in andere Straßen gefahren:

„Nachdem dieser schreckliche Aufruhr unser Viertel verlassen, eilte ich zu dem dänischen Gesandten, Graf Haxthausen, der in meiner Nähe wohnte, um ihm die wichtige Nachricht zu bringen, daß der Zar tot sein solle. Der Graf war eben im Begriff, eine Masse von Papieren zu verbrennen, weil er fürchtete, der Pöbel werde sein Haus plündern; aber jetzt fuhr er nicht damit fort und dankte dem Himmel für die Rettung seines Vaterlandes. Sein Legationssekretär, mein Freund Schumacher, gab mir alles Geld, das er in der Tasche hatte, um es unter die Armen zu verteilen, und ich kehrte nach Hause zurück. Gleich darauf fuhr an unserem Hause eine gewöhnliche, zweispännige Kutsche vorbei, mit einer Schnelligkeit, als wären die Pferde wild geworden. Darin saß der Oberhofmeister von Panin mit dem Großfürsten" (dem berühmten künftigen Zaren Paul), „welcher noch in seinem Nachthemd war" — armer, erschrockener, kleiner Knabe! —

„Nicht lange nachher sah ich, wie einige von der Gardeinfanterie in der offenen Straße in der Nähe des Winterpalastes ihre neuen Uniformen nach preußischem Schnitt, die sie ausgezogen hatten, zu Spottpreisen verkauften, während andere unter lustigem Gesang ihre neuen nach preußischem Muster gearbeiteten Grenadiermützen auf ihren Gewehren oder ihren Bajonetten umhertrugen [1]. Ich sah, wie mehrere Soldaten, die in Aufträgen oder sonst draußen waren, die Kutschen, denen sie begegneten, in Beschlag nahmen und darin fortfuhren. Andere eigneten sich die Eßwaren zu, welche von Hökern in Körben umhergetragen wurden. Aber in diesem ganzen wilden Tumult wurde niemand getötet; und nur in Oranienbaum wurden einige holsteinische Soldaten von dem russischen Pöbel in seinem Übermut verwundet.

Am 11. Juli erreichte die Unordnung unter den Soldaten ihren Höhepunkt, war aber doch viel geringer, als man hätte erwarten können. Viele Soldaten drangen in die Häuser der Ausländer ein und forderten Geld. Als ich eine Anzahl derselben in mein Haus kommen sah, steckte ich rasch eine Menge Rubel und halbe Rubel in die Tasche und ging ihnen in Begleitung eines Dieners mit heiterem Gesicht entgegen" — und es wurde mir kein Schaden zugefügt.

Sonnabend, 17. Juli, war der Todestag des Zaren. An demselben 17. wurde die

[1] Bei Hermann (V. 291) der Bericht des sächsischen Gesandten.

Kaiserin davon benachrichtigt, und am folgenden Tage wurde seine Leiche von Ropscha in das Kloster St. Alexander Newsky bei Petersburg gebracht. Hier lag sie drei Tage auf dem Paradebette, ja, ein kaiserliches Manifest befahl sogar, daß man ihr die letzten Ehrenpflichten erweisen solle. Am 20. Juli fuhr ich mit meiner Frau dorthin, und um die Leiche genauer sehen zu können, gingen wir zweimal durch das Zimmer, wo sie lag" (bemerktet ihr, daß sie ein ungewöhnlich breites Halstuch hatte?). „Wegen der raschen Verwesung mußte sie am folgenden Tage beerdigt werden. Und es war ein rührender Umstand, daß dies gerade derselbe Tag war, auf welchen der Zar seine Abreise von Petersburg zum Feldzuge gegen Dänemark festgesetzt hatte [1]."

Katharina hat die Selbstherrschaft über Rußland, man muß es mit Schaudern gestehen, nicht gratis erlangt. Hoffen wir, daß sie einmal, ehe sie zu der schrecklichen Alternative gedrängt wurde, selbst davor geschaudert haben mag, sie für einen solchen Preis zu erkaufen. Man wird beim Gedanken an ihre frechen blutbefleckten Orlofs wie sie von einer Art Entsetzen verfolgt, welches alle Schönheitsmittel der Welt nie ganz verdecken werden. Und doch, an Ort und Stelle in Petersburg, in jenem Augenblick —! Man lese den nachstehenden Auszug aus Smelfungus über einen verwandten Gegenstand:

„In Büschings Magazin finden sich einige Liebesbriefe von dem alten Marschall Münnich an Katharina, unmittelbar nach diesem Ereignis geschrieben, welche psychologisch merkwürdig sind. Liebesbriefe, denn sie tragen diesen Charakter, obgleich der Mann zweiundachtzig Jahre alt ist und solche Erschütterungen und Wechselfälle auf dieser Erde erlebt hat. Noch lebendig, wie es scheint, und voller Ehrgeiz. Unaussprechlich schön ist diese junge Frau für ihn, strahlend wie die ochsenäugige Juno, wie Diana mit dem Silberbogen — so groß ist ihre Macht, die Habsucht, den Ehrgeiz, die Begehrlichkeit eines unersättlichen alten Menschen zu befriedigen. O göttliche, junge Kaiserin, Aurora einer glänzenden Sommerszeit, rosenfingerige Tochter der Sonne — gewähre mir die Regierung von diesem, die Verwaltung von jenem und sieh, was ich daraus machen werde" (ich, ein erfinderischer alter Herr) „zu Ihro Majestät Ehre und Ruhm und zu meinem eigenen Vorteil [2]! — —. Unzählige Personen von weniger Bedeutung als Münnich haben ihre Biographien und sind bei dem lesenden Publikum und in Barbierläden bekannt, wenn das von Nutzen für sie wäre! Sehr bedeutend, dieser Münnich, als Soldat zum Beispiel. Und jedenfalls hatte er sehr seltsame Abenteuer. Überhaupt ein origineller, deutscher Charakter, etwa von der Art Belleisles und in mancher Beziehung Belleisle nicht ganz unähnlich! Kam ursprünglich aus den Sümpfen von Oldenburg oder der unteren Wesergegend — der Sohn eines Deichgrafen dort. Mögen sie ruhen im Schweigen der Vergessenheit, Belleisle und er, das ist besser, als den Lügen und der Unzufriedenheit, den Anschwärzungen und dem Mißverständnis der Nachwelt anheimzufallen.

Einst waren die Lebensbeschreibungen tonangebend, ernst wie der Tod oder wie das Leben, ernst wie die tiefste menschliche Einsicht, die sich bis zum Gesange steigert. Ein Homer, ja, ein Psalmist oder Evangelist, der Sprecher eines ehrfürchtigen Volkes, war der Biograph. Tonangebend im Verein mit Genauigkeit und Forschung bis aufs Mark. Dies oder sonst Vergessenheit, sollte die Biographie sein, jetzt und zu allen Zeiten.

[1] Büsching VI. 464—467.
[2] Büsching, Magazin für die neue Historie und Geographie (Halle, Jahrg. 1782) XVI. 413—477 (22 Briefe und nur etwa dreimal ein Wort der Erwiderung von „ma Divinité", datiert „Narva, 4. August 1762" — „Petersburg, 3. Oktober 1762").

Doch sie ist es nicht — nichts weniger als das. Mit was für Folgen ist sichtbar genug, wenn man nur sehen will. Menschliche Erstarrung in ihrem unehrlichen, trägen und ungezüchtigten Zustande ist fürwahr ein schreckliches Ding."

Katharina verharrte nicht bei ihren antipreußischen Beschlüssen. Das Manifest vom 9. Juli hatte sich zornig emphatisch gegen Preußen ausgesprochen. Am 22. Juli wurde alles dies in einer Note der Zarin an Goltz wieder zurückgenommen[1]. Sie fand, als sie die Papiere des verstorbenen Zaren durchsuchte, daß Friedrichs Briefe an ihn nichts Falsches oder Beleidigendes enthalten hatten. Vielmehr immer vortreffliche Ratschläge — unter anderem den Rat, gegen seine begabte Gemahlin eine versöhnliche Haltung zu beobachten und sie für sein Leben und seine Regierung zu seiner Bundesgenossin, nicht zu seiner Gegnerin zu machen. In Königsberg (am 16. Juli, sieben Tage nach dem 9. Juli) erließ der russische Gouverneur, der gerade im Begriffe stand, abzureisen, zu jedermanns Schrecken eine Proklamation: „Nein, alles das ist geändert, bei Todesstrafe. Euer Eid an Rußland steht noch in Kraft." Was während der nächsten zehn Tage oder bis zu seiner neuen Proklamation Königsberg in einen Zustand versetzte, den man sich vorstellen kann. Es heißt, daß die Lektüre jener Briefe den Ausschlag gegeben habe, der bis zum 22. Juli im Geiste der Zarin zweifelhaft gewesen war. „Kann es gut sein," dachte sie überdies wohl insgeheim, „unsere Regierung damit anzufangen, daß wir wieder einen törichten Krieg entzünden?" Wie Friedrich die Nachricht vom 9. Juli aufnahm und in welch eine Krise sie ihn stürzte, werden wir bald sehen. Sein Feldzug hatte am 1. Juli angefangen und hat uns schon seit einiger Zeit zur Heimkehr in s e i n e n Gesichtskreis aufgefordert.

[1] Rödenbeck II. 171.

Elftes Kapitel / Der siebente Feldzug wird eröffnet

Der Feldzugsplan ist schon lange festgesetzt: Wiedereroberung von Schweidnitz, Säuberung Schlesiens vom Feinde, Säuberung Schlesiens und aller unserer Staaten; dann können wir kampffähig gegen die österreichische Beharrlichkeit dastehen. Frieden müssen sie uns eines Tages gewähren. Der allgemeine Fluß der europäischen Angelegenheiten ist durch diese Vorgänge in Petersburg und London in neue Bahnen gelenkt. Der Friede ist offenbar nahe. Frankreich und England fangen wieder zu unterhandeln an; kein Pitt wird jetzt strenge sein. Die Flut des Krieges hat während der beiden letzten Jahre auf ihrem Höhepunkt gestanden. Und jetzt durch die Ereignisse in Rußland und die Verdrängung Pitts durch Bute ist überall Ebbe eingetreten, und ganz Europa verlangt nach Frieden. Fest am Steuerruder wie vorher darf ein Friedrich, der die Weltströmung für sich hat, am Ende doch noch hoffen, den Hafen zu erreichen.

Das österreichische Hauptquartier war den ganzen Winter hindurch unter Loudon oder seinen Stellvertretern in Waldenburg gewesen. Loudon kehrte am 7. April von Wien dorthin zurück, soll aber in diesem Jahre nicht den Oberbefehl führen; denn Schweidnitz liegt gewissen Leuten noch im Magen. „Ein gefährlicher Mensch von so übereilter Tätigkeit, Schnelligkeit und Pandurentendenzen!" Daun soll in Schlesien kommandieren. Unter ihm verschwindet Loudon für uns fortan im Dunkel und verursacht den offiziellen Leuten keinen Ärger. Die Reichsarmee soll Sachsen auf sich nehmen, dem Namen nach eine Reichsarmee, obschon 35 000 Österreicher als Seele darin sind, unter einem Serbelloni, einem Stolberg als Oberanführer — (der Sachverhalt ist, wie ich glaube: Serbelloni wurde zornig entlassen nach jenem „Überschreiten der Mulde durch Prinz Heinrich am 13. Mai"; der Prinz von Zweibrücken hatte das Jahr vorher zornig abgedankt, und ein Prinz von Stolberg ist jetzt Generalissimus des Reichs und der Verbündeten, aber die Sache ist von gar keiner Bedeutung) — einem Stolberg mit Serbelloni, Haddick, Maguire und ihresgleichen in

untergeordneten Stellungen. Cunctator Daun soll trotz seines jüngsten schläfrigen Verfahrens wieder die Gesamtleitung haben. Das ist jedenfalls ein erfreulicher Umstand für Friedrich; denn Loudon, nicht Daun war der einzige Mann, der ihm bisher vielen Schaden zugefügt hat.

Daun trifft am 9. Mai in Waldenburg[1] ein, und um zu zeigen, daß er nicht zaudert, marschiert er schon eine Woche später aus. Am 15. Mai ist er von seinen Bergen herabgestiegen, hat sich im Rücken und in der Front von Schweidnitz weit herum ins offene Land hineingeschwenkt und halbmondförmig in einer Länge von mehreren Meilen mit seinem Hauptquartier in der Nähe des Zobtenberges gelagert. Hält Schweidnitz zärtlich umspannt und beabsichtigt offenbar, Schweidnitz gegen alle Ankömmlinge zu verteidigen — ja, seine ganze Stellung deutet symbolisch an: „Ich will dafür kämpfen, preußische Majestät, wenn Sie wollen!"

Die preußische Majestät schien ihn jedoch nicht zu beachten und, was sehr auffallend war, behielt ihre alten Quartiere, „eine Kantonierung oder Postenkette von zwei Meilen Länge, das Schweidnitzer Wasser auf seiner rechten Flanke, die Oder auf seiner linken", vollkommen sicher, wie er wohl weiß, da er sich in vier Stunden sammeln kann, wenn Daun etwas versucht[2]. Und in der Tat, er lagerte dort noch fünf Wochen oder länger und zog gar nicht ins Feld — wartete auf die Ankunft von Tschernyschews 20 000, die seit dem 2. Juni von Thorn auf dem Marsche sind. In der Zwischenzeit gibt es nichts als Kleinkrieg. Die Welt wird immer grüner und blühender. Die Glatzer Gebirge zu unserer Linken drüben (das sogenannte Eulengebirge) liegen magisch blau und geheimnisvoll da. In der Ebene vor ihnen, zwei Meilen von ihren letzten Gipfeln, liegt die Festung Schweidnitz deutlich erkennbar, mit einer auserlesenen Besatzung von 12 000 Mann unter einem auserlesenen Anführer und allem, was sonst zur Verteidigung oder Uneinnehmbarkeit gehört. Und Friedrich ist insgeheim entschlossen, es zu nehmen, obgleich die Ausführung nach seinem eigenen Plane nicht beginnen kann, ehe Tschernyschew kommt. Daun hälte jene Gebirgsgegenden mit seinem linken Flügel besetzt und bewacht sie vorsichtig. Er kann sich, wenn es ihm gefällt, in die Gegend von Waldenburg zurückwenden und mit seiner überlegenen Zahl alle Durchgänge versperren und unbezwinglich dort lagern. Die Methode, mittels deren er ihn vertreiben wird, ist Friedrich selbst dunkel, aber es muß eine Methode geben. Vertrieben und zum Abmarsch gezwungen werden muß er. Ohne dies ist die ganze Belagerung von Schweidnitz geradezu unmöglich.

Am 27. Juni ist Friedrichs Hauptquartier in Tintz. Tschernyschew ist jetzt in der Nähe[3]; vor zwei Tagen (25. Juni) „überschritten Tschernyschews

[1] S. Kartenanhang Bd. VI.
[2] Tempelhof VI. 66.
[3] Das. VI. 76.

Kosaken die Oder bei Auras" — mit was für anderen Zwecken als denen, welche sie früher hatten! Am 1. Juli ist Tschernyschew selbst hier in voller Zahl und Ausrüstung. Hatte den Tag vorher auf dem Felde von Lissa gelagert, wo Se. Majestät ihn zu großer gegenseitiger Befriedigung inspizierte und manövrieren ließ. „Das Feld von Lissa"; es ist dasselbe, wo unsere armen preußischen Soldaten in der Nacht von Leuthen kampierten mit ihrem „Nun danket alle Gott" — vor fünf Jahren unter denkwürdigen Umständen. Zu was für verschiedenen Zwecken können die Felder der Erde gebraucht werden!

Friedrich hat allmählich seine Meinung über das russische Militär bedeutend geändert und sich derjenigen des verstorbenen Keith zugewandt. Ein Militär der mannigfachsten Art, von räuberischen Kosaken und Kalmücken bis zu jenen prächtigen Grenadieren, die wir auf den Wällen von Schweidnitz ausruhen sahen, nachdem sie ihre Arbeit getan. Ein vollkommen zuverlässiger Gehorsam ist in diesen Menschen. Sie sind gehorsam zu jeder und zu allen Zeiten, wo nötig bis zum Tode, und mit einer Ruhe und einer Festigkeit wie der der Felsen und der Gravitation. Das ist eine unvergleichliche Eigenschaft bei Soldaten, gut auch bei Nationen innerhalb gewisser Grenzen und eine Auszeichnung für die russische Nation. Selten, oder beinahe einzig in ihrer Art, in diesen störrischen Zeiten. Die Russen haben Friedrich lange insgeheim bewundert und ihm, ich vergesse, was für einen unaussprechbaren russischen Beinamen gegeben, welcher bedeutet „Sohn des Blitzes" oder so etwas[1]. Ohne Zweifel sind sie stolz, daß sie unter einem solchen Mann dienen sollen, da Vater Peter Feodorowitsch es gnädigst befiehlt. Selbst die Kosaken zeigen eine Munterkeit und Lebhaftigkeit und sehen erfreuliche Möglichkeiten vor sich in Ländern, welche noch nicht ausgeplündert sind. Sie bleiben bei Friedrich nur drei Wochen; denn Rußland ist ein unsicheres Land, wie wir oben gesehen haben, obgleich Friedrich, für den dies eine Lebensfrage ist, es noch nicht gesehen hat! Aber ihre Vereinigung mit ihm und die Revue, welche er im Felde von Lissa über sie abhielt, trugen allmählich ihre Früchte und dürfen in der russischen Geschichte als eine Epoche gelten, wenn sonst nichts. Sollen wir sagen, daß die arme russische Nation, die bemitleidenswerteste aller loyalen Nationen — die unter so üblen Bedingungen, unter solchen Catins und häßlichem Alpdrücken sich geduldig vorankämpft — in diesem unsinnigen Kriege gar keine Eroberungen gemacht habe? Vielleicht nicht durchaus. Sie hat Europa wenigstens bewiesen, daß sie Kampffähigkeit besitzt als eine verwandelte Nation; seit Karl XII. sie ohne Mühe bei Narwa schlug, 8000 gegen 80 000, an jenem schneeigen Morgen vor langer Zeit! —

[1] Buchholz, Neueste preußisch-brandenburgische Geschichte (1775) II. (die Seite ist nicht wiederzufinden).

Sobald Tschernyschew gekommen war und in dem Lager von Tintz an Ort und Stelle stand, fängt die Arbeit unverzüglich an — dringende, ernste Arbeit — gegen den bis dahin müßigen Daun. Am 1. Juli findet auf Friedrichs Seite ein allgemeines massenhaftes Vorrücken statt, ein allgemeiner Angriff gegen das Gebirge. Hierauf wälzt Daun, der wohl auf der Hut ist, seine ganze Heeresmacht wieder dorthin, nimmt vor dem Gebirge Stellung — auf den Höhen von Kunzendorf nämlich (Loudons alter Stellung in der Zeit von Bunzelwitz) — und breitet sich dort sorgfältig zur Verteidigung aus. „Wir wollen ihn von verschiedenen Seiten an seiner linken Flanke fassen, uns zwischen ihn und sein Magazin in Braunau einschieben!" denkt Friedrich. Als Daun dies entdeckt, zieht er sich geradeswegs ins Gebirge zurück, Kunzendorf Friedrich als Hauptlager überlassend. Seine Außenposten stellt Daun am Rande des Berglandes und so weit rückwärts als dienlich kunstreich auf und verschanzt sich hinter ihnen an allen Punkten von Bedeutung. So daß er Schweidnitz noch im Auge behält und Braunau und die Wege dorthin gut gehütet werden können. Dauns Hauptquartier ist Tannhausen. Burkersdorf und Ludwigsdorf, wenn die Leser sich derselben erinnern können, sind weiter vorn gelegene Posten. Dort sitzt Daun in seiner alten unerschütterlichen Weise und wartet der Dinge, welche kommen.

Und beinahe drei Wochen hindurch folgt eine sehr vielfältige Reihe rascher Bewegungen und beunruhigender Demonstrationen gegen Dauns Front und gegen Dauns rechte Flanke mit ernsten, umfangreichen (auf diese Weise maskierten) Bemühungen, Dauns linke Flanke zu umgehen und durch die Landeshuter Gegend nach Böhmen und Braunau vorzudringen. In Wahrheit, sehr ernste Bemühungen auf jener Landeshuter Seite. Geleitet zuerst von Friedrich in eigener Person und von General Wied (auch N e u wied genannt, ein angesehener Mann seit der Zeit von Liegnitz) als Zweitkommandierendem unter ihm. Später von Wied selbst, da Friedrich fand, daß das Unternehmen zweifelhaft oder hoffnungslos wurde. Das war Friedrichs erste Ansicht über das Daunsche Problem. Es gibt rasche Märsche hier und dort um jene westliche oder linke Flanke Dauns, plötzliches Aufflackern von heftigem Kampf, am häufigsten unter vorhergehendem schweren Klettern, aber nicht den geringsten wirklichen Erfolg gegen Daun. Daun versteht vollkommen, was im Werke ist, weigert sich, den Schein für das Wesen zu nehmen, steht eng zusammengedrängt oder gruppiert nach seinem eigenen geschickten Dafürhalten an den geeigneten Beobachtungspunkten für Braunau und noch mehr für Schweidnitz und ist sehr wachsam und unerschütterlich.

Die Höhen von Kunzendorf, welche nicht zu dem Gebirge gehören, sondern davor liegen und durch einen Streifen ebenen Landes davon getrennt sind, diese, sagten wir, hatte Daun einmal verlassen, und diese sind jetzt in Friedrichs Gewalt — bieten ihm aber bis jetzt nur eine sehr ver-

worrene Aussicht dar. Eine Linie gegenüberliegender Höhen, Burkersdorf, Ludwigsdorf, Leuthmannsdorf, die von Kanonen starren. Dahinter die vielgestaltigen Wogenkämme der Berge, welche höher und höher ansteigen bis zu dem Kamm des Eulenberges in der Glatzer Gegend, zwei oder drittehalb Meilen südwärts. Daun herrscht mit weit überlegenen Kräften ruhig über dies alles. Es ist überaus nötig, ihn zu vertreiben, könnte man nur sagen, wie! Friedrich fängt an zu begreifen, daß es mit Braunau nicht geht, daß er einen anderen Plan ersinnen muß. Den General Wied läßt er noch an der Ausführung des Braunauer Planes fortarbeiten. Vielleicht enthält derselbe noch eine Möglichkeit des Erfolges; mindestens wird er Dauns Aufmerksamkeit dorthin lenken. Und Wied beharrt gegen Braunau und bricht, da gegen Braunau nichts ausgeführt werden kann, tiefer in Böhmen ein, was Daun stolz unberücksichtigt läßt. Wieds Märsche und Versuche waren von anerkannter Tüchtigkeit, obschon es denselben nicht gelang, Daun in Bewegung zu setzen. Wieds leichte Truppen durchstreiften das Land bis beinahe nach Prag. Besonders 500 Kosaken, die ihn begleiteten, folgten ihrer alten Sitte in einem neuen Lande. Zum Entsetzen Österreichs, welches laut schrie, da es sie in seinen eigenen Eingeweiden fühlte, obgleich es so ruhig war, als sie um seinetwillen anderer Leute Länder durchzogen. Dies Unternehmen der 500 Kosaken unter Wied war, wenn es überhaupt etwas war, die ganze wirkliche Leistung, welche Friedrich von seinen Verbündeten unter Tschernyschew erlangte — keine weitere wirkliche oder tatsächliche Mitwirkung, solange sie dablieben, wenn auch eine teilweise eingebildete und scheinbare, die von Bedeutung war, wie wir sehen werden.

Friedrich ruft Wied in der dritten Woche zurück. „Mit Braunau ist es offenbar nichts; wir wollen nur noch den äußeren Schein aufrechterhalten!" Am 18. Juli ist Wied wieder in der Gegend von Kunzendorf zu einer wichtigen neuen Unternehmung oder Versuch an dem Daunschen Problem, wobei Wied eine Hauptrolle spielen soll. Wir wollen nämlich Dauns rechten Flügel schlagen und über den Haufen werfen, wenn wir können — da es mit dem linken Flügel unmöglich war. Dies war die Erstürmung der Burkersdorfer Höhen, Friedrichs neuer Plan. Derselbe erwies sich als erfolgreich und ist noch in der Kriegsgeschichte berühmt. Gilt bei allen Kennern als ein schöner Plan, schön ausgeführt und noch einmal eine wunderbare Vollendung dessen, was unmöglich schien, als es notwendig geworden war. Eine von Friedrichs schönsten Taten und die letzte seiner merkwürdigen Leistungen in diesem Kriege. Die Leser sollten nicht ohne den Schatten einer authentischen Vorstellung davon bleiben; obgleich das wirkliche Porträt oder Bild (welches auch nach langem Studium gewonnen werden kann) nur für den professionellen Soldaten ist — für welchen Tempelhof, gute Karten und sehr viel Geduld die Auskunftsmittel sind.

„Der Schauplatz ist der Wall von Anhöhen, welche parallel mit Friedrichs Stellung bei Kunzendorf von Osten nach Westen laufen und die vorderste Gesichtslinie oder den entscheidenden Anfang jenes Bergrückens bilden, der sich zwei Meilen weiter nach der Gegend von Glatz zu erstreckt. Diese sogenannten Burkersdorfer Anhöhen bilden in der Tat Dauns rechten Flügel und sind von der größten Wichtigkeit für Daun, der sich alle mögliche Mühe mit ihnen gegeben hat. Die Burkersdorfer Anhöhe" (oder Anhöhen, denn es sind deren zwei, getrennt durch den Bach Weistritz, aber wir werden die östliche oder niedrigere unberücksichtigt lassen, da sie von der anderen beherrscht wird und mit ihr steht oder fällt), „die Burkersdorfer Anhöhe ist die hauptsächlichste. Ein ziemlich ansehnlicher Berg." (Eine kleine Strecke südlich von dem Dorfe Burkersdorf, welches auch in Dauns Händen ist.) „Ein Berg, der auf zwei Seiten ziemlich steil abfällt, nämlich auf der Nordseite, welche Friedrich und Kunzendorf zugekehrt ist, und auf der Ostseite, wo das Weistritzer Wasser, hier noch ein kleiner Bach, aus dem Gebirge hervorströmt und Schweidnitz oder dem Schweidnitzer Wasser, Lissa und der Gegend von Leuthen zueilt, wo wir es in einer bedeutungsvollen Nacht gesehen haben. Die Weistritz hat in diesem Teile ihres Laufes die östliche Seite der Burkersdorfer Anhöhe abgeböscht und sich dort ein angenehmes kleines Tal geschaffen. Dies ist der eine Paß ins Gebirge. Ein Tal mit ebenem Boden, wo Daun einen furchtbaren Laufgraben und eine mit dem Boden auf gleicher Höhe stehende versenkte Batterie hat, welche imstande ist, jeden zu vernichten, der ohne Erlaubnis dort eintritt.

Östlich von der kleineren Burkersdorfer Anhöhe" (die wir gegenwärtig unberücksichtigt lassen) „und etwas weiter nach innen oder südwärts sind zwei andere Anhöhen Ludwigsdorf und Leuthmannsdorf, welche ebenfalls genommen werden müssen als Anhängsel von Burkersdorf oder zweite Linie von Burkersdorf und höchst schwierig sind, wiewohl nicht so steil wie Burkersdorf.

Das Unternehmen zerfällt daher in zwei Teile. Wied soll den Ludwigsdorf-Leuthmannsdorfer Teil ausführen, Möllendorf den Burkersdorfer. Was die Stärke der Kanonen an diesen Orten besonders bei Burkersdorf betrifft, so kennen wir Dauns Gewohnheit in diesem Punkte und brauchen nichts darüber zu sagen. Menschenverschlingende Batterien, Verhaue, Bataillone bis an die Zähne verpalisadiert, ‚die Palisaden so stark wie Masten und nur Raum für einen Flintenlauf dazwischen. Ja, sie sind in ihrer ganzen Länge mit Leisten oder kreuzweis gelegten Balkenbändern versehen, worauf man den Flintenlauf legen und zielen kann' — so sorgfältig ist Daun. Das Gelände selbst ist verwickelt, teils unzugänglich steil, überall voll von Büschen, Baumstümpfen und Hindernissen. Alles in allem gab es selten eine solche Aufgabe. Friedrich ist, wie wir sagten, auf den Kunzendorfer Höhen aufgestellt, Schweidnitz und sein altes Lager von Bunzelwitz im Rücken. Tschernyschew und andere liegen dort, und Würben und die alten Dörfer und Höhen sind wieder als Posten besetzt. Was für eine Zahl von ägyptischen Ziegelsteinen muß man auf gewissen Feldern dieser Welt brennen, Majestät, und öfter mit solch unzulänglichem Rohmaterial!"

Am 16. Juli waren Friedrichs Pläne vollendet. Angelegt, ich muß es gestehen, mit einer Wahrhaftigkeit und reichen Kraft des Geistes, welche klar in die Dinge hineinblitzt und doch sorgfältig hinsichtlich der kleinsten praktischen Einzelheiten. Freitag, 17., schwenkt Möllendorf vollständig mit Truppen und Kriegsgerät ausgerüstet nordwestwärts bei Würben herum (zum Besten gewisser Zuschauer), wird sich aber zwei Tage später in die Nähe von Burkersdorf herumgeschwungen haben, um welche Zeit auch Wied dortherum ruhig an Ort und Stelle sein wird im Hinblick auf Arbeit am 20. und 21. Möllendorf, Wied und alles ist auf diese Weise im besten Gange — als am Nachmittag jenes selben Freitags, des

17.[1], Tschernyschew ganz privatim ins Hauptquartier kommt, mit was für Nachrichten! „Eine Revolution in Petersburg" (am 9. Juli; wie wir oben sahen, oder wie Herr Büsching sah), „Zar Peter, Ew. Majestät Verehrer, ist entthront, vielleicht ermordet! Ew. Majestät Feinde beordern mich im Namen der Zarin Katharina mit meinen 20 000 unverzüglich nach Hause!" Es sind wahre Nachrichten, diese Nachrichten Tschernyschews. Eine höchst unerwartete, überwältigende Revolution in jenen Ländern des Nordens, auf die wir an dieser Stelle nicht weiter einzugehen brauchen.

Was hier für uns von Interesse ist, sind Friedrichs Empfindungen, als er davon hört, welche kein Leser sich jetzt vorstellen kann. Sehr heftiger Schrecken, Erstaunen, Mitleid und Gram um seinen unglücklichen Freund Peter und noch mehr um sein unglückliches Selbst! „Der Sisyphusstein, den wir auf den Gipfel geschleppt hatten, während in diesen drei verflossenen Monaten die Ketten alle so schön leicht saßen — ist er wieder hinweggerollt? Und das am Vorabend von Burkersdorf und unserer großen Daunschen Aufgabe!" Fürwahr, die Geschicke verfahren ganz dramatisch mit diesem König und haben den rechten Moment gewählt, ihn tödlich zu treffen. Er beschwört Tschernyschew leidenschaftlich, ihm Hilfe zu leisten — was Tschernyschew gern möchte. Doch wie kann er das? Hilfe zu leisten, wenigstens die Sache absolut geheimzuhalten — was will der verbindliche Tschernyschew tun. Und Friedrich bleibt, nachdem Tschernyschew dies versprochen, Stunde auf Stunde in den Wehen verzweifelter Überlegung und Ungewißheit — wie viele Stunden weiß ich nicht. Es wird zuversichtlich behauptet[2], Friedrich habe daran gedacht, Tschernyschew und seine 20 000 mit Gewalt zu entwaffnen. In diesem Falle hätte er das Unternehmen gegen Daun aufgeben müssen. Denn ohne Tschernyschew als positive Größe und noch viel mehr mit Tschernyschew als einer negativen Größe ist es unmöglich. Jedenfalls aber und zum Glück für sich selbst gelangte er zu einem milderen Entschluß. „Bleibt bei uns noch drei Tage, bloß zum Schein als Verbündete! Kein Dienst wird von euch verlangt außer, daß ihr die Sache völlig geheimhaltet! Am dritten Tage geht mit meinem ewigen Dank!" Dies ist sein milderer Vorschlag, zu dessen Annahme er den verbindlichen Tschernyschew mit seinen besten Bemühen zu bewegen sucht, der sich in gewaltiger Schwierigkeit befindet und sieht, daß es ihm den Kopf kosten kann, aber großmütig einwilligt. Es ist derselbe Tschernyschew, der bei einer früheren Gelegenheit in den Kellern von Küstrin einquartiert wurde. Sieh, o König — der König hatte schon vorher angefangen es einzusehen — daß auch die Russen etwas Heroisches haben und einen Helden erkennen können, wenn sie ihn sehen! Auf diese schöne Weise überbrückt Friedrich für den Augenblick den furchtbaren Abgrund oder plötz-

[1] Vgl. Tempelhof VI. 99 und Rödenbeck II. 164.
[2] Retzow II. 415.

lichen Riß des Bodens unter seinen Füßen und geht ganz wie vorher gegen Burkersdorf vor.

Von dem Angriff selbst wollen wir so gut wie nichts sagen. Er besteht aus zwei Teilen, Wied und Möllendorf, die höchst wirklich, und vielen anderen, die hauptsächlich szenisch sind — einige der letzteren so szenisch als Drury-Lane selbst, wie wir bemerken. Alle sind schlau ausgedacht und spielen schön ineinander über, sowohl die wirklichen als die szenischen. Am Abend des 20. nimmt Friedrich gemäß seinem Programm seine Stellung ein. Friedrich — der jetzt seinen Möllendorf und Wied in der Nähe dieses Dorfes Burkersdorf wieder neben sich und seinen vollständig szenischen Tschernyschew und seinen teilweise szenischen Zieten und die anderen alle an Ort und Stelle hinter sich hat — drängt ruhig Dauns Leute aus dem Dorfe Burkersdorf hinaus und sprengt außerdem, sobald es Nacht geworden, zu seinem eigenen Nutzen das alte Schloß von Burkersdorf und seine hartnäckige Handvoll von Verteidigern in die Luft, was größeren Lärm verursachte. Nachdem dies geschehen, fängt er an, sich in dieser Gegend fleißig zu verschanzen und Batterien zu bauen, und wird vor Sonnenaufgang vierzig große Kanonen, darunter eine ziemliche Anzahl Haubitzen, bereit haben. Und so sind:

Mittwoch, 21. Juli 1762, alle Preußen weit und breit in Bewegung, besonders Möllendorf und Wied (gegen O'Kelly und den Fürsten von Ligne) — dieses Preußenpaar kann als dem Kampfe nahe, ganz nahe bezeichnet werden; denn in der Tat waren diese beiden die Seele des Ganzen und alles andere Verzierung und Schein. Um 4 Uhr morgens hat Friedrichs Batterie von 40 Kanonen angefangen zu wüten. Die Haubitzen spielen fleißig gegen O'Kelly und seine Burkersdorfer Anhöhe — fügen weder O'Kelly noch seiner Anhöhe viel Schaden zu, so hoch war dieselbe; machen aber einen gewaltigen Lärm gegen O'Kelly — andere Kanonen bestreichen jene Palisaden und kunstreichen Verschanzungen besonders in dem Weistritztale und reißen ein Kavallerieregiment, welches dort aufgestellt war, ganz in Stücke, so daß O'Kelly es sofort in sehr zertrümmertem Zustande abberufen mußte. Warum O'Kelly es überhaupt dort aufstellte — es sei denn, daß er auf seinem durchschnittenen Gelände keinen Platz dafür hatte oder überhaupt nirgends Gebrauch davon machen konnte — ist dem verständigen Geiste noch jetzt ein Geheimnis[1]. Die Haubitzen, deren Bomben meistens in der Luft platzten, fügten O'Kelly wenig Schaden zu. Auch fand stundenlang kein wirklicher Angriff gegen Burkersdorf oder ihn statt. Aber der Lärm, das entsetzliche Todeslodern war ungeheuer und hielt O'Kelly, nebst einigen anderen in unruhigem und beschäftigtem Zustand, bis die Reihe auch an sie kam.

Denn es war befohlen, daß Wied und Möllendorf nicht zusammen an-

[1] Tempelhof VI. 107.

greifen sollten, nicht zusammen, sondern nacheinander — und zwar aus folgenden Gründen. Zusammen, man denke sich, daß Möllendorf Erfolg habe gegen O'Kelly (dessen Stellung er stürmen soll, nicht in ihrer steilen Front, wie O'Kelly denkt, sondern indem er seine westliche Flanke umgeht und ihn im Rücken nimmt), man denke sich, daß Möllendorf auf der Burkersdorfer Anhöhe beinahe erfolgreich ist — wenn Wied nicht auch Erfolg gehabt hat, so werden die Batterien und Truppen in Ludwigsdorf Möllendorfs rechte Flanke beherrschen, und zwischen zwei Feuern wird er zugrunde gerichtet werden, er und alles! Auf der anderen Seite lasse man Wied zuerst den Versuch machen. Wenn Wied mit Ludwigsdorf fertig werden kann, gut. Wenn Wied es nicht kann, so zieht er sich mit geringem Schaden zurück, und das ganze Unternehmen wird für den Augenblick aufgegeben. Das war Friedrichs weise Anordnung und der Grund, weshalb er O'Kelly so bombardiert, meistens mit leerem Donner.

Und in der Tat von 4 Uhr an diesem Morgen bis 4 Uhr nachmittags erfolgte ein Ausbruch und eine lodernde Reihe szenischer Effekte und meist leerer Donner weit und breit in jener ganzen Gegend, indem hier ein General dem Anschein nach forteilte, als wolle er einen bedeutenden Platz angreifen, dort ein anderer, als wolle er einen andern angreifen. Jedermann war geschäftig, wenn auch die 20 000 Russen noch nicht herbeieilten, aber dem Anschein nach gerade im Begriff waren, es zu tun — wobei leerer Donner so mit nicht-leerem und szenischer Effekt so mit bitterer Wirklichkeit vermischt war[1], wie man es selten gesehen. Und kein noch so weiser Daun, nicht zu reden von seinen O'Kellys und Unterbefehlshabern, vermag zu sagen, wo der wirkliche Angriff stattfinden oder nach welcher Seite er sich wenden soll. Daun selbst ist, glaube ich, noch in Tannhausen, nahe dem Mittelpunkt dieser erstaunlichen Szene, allerdings reichlich eine Meile entfernt von deren praktischen Vorgängen. Und beordert Streitmassen hierhin und dorthin zur Unterstützung De Lignes und O'Kellys unter anderen; aber wer kann sagen, wo die Unterstützung notwendig ist? Einige von Dauns Unterbefehlshabern waren sehr tätig, andere weniger. General Guasco zum Beispiel, der in Schweidnitz ist, ein tätiger Kommandant mit 12 000 auserlesenen Truppen, führte aus freien Stücken einige Regimenter hinaus, um sich an Friedrichs Hintertreffen zu versuchen. Allein es wurde ihm Einhalt geboten (durch ein gefährliches Faustschütteln aus der Ferne), und er mußte wieder heimmarschieren. Im allgemeinen sahen die zu O'Kellys Unterstützung geschickten Kräfte dem Gang der Dinge zweifelnd zu und taten nichts für O'Kelly, als sich mit ihm zurückzuwälzen, als die Zeit kam. Doch wir wollen zunächst Wied und den Ludwigsdorf-Leuthmannsdorfer Teil ins Auge fassen.

[1] Tempelhof VI. 105—111.

Wied, in drei Divisionen geteilt, rückt eifrig an den sanfteren östlichen Abhängen gegen Ludwigsdorf vor, trifft auf Bataillone, die fest, mächtig, gefährlich und entschlossen genug sind in ihren starken Stellungen, aber ist fest bemüht, noch gefährlicher zu sein als sie. Versagt alles zur Linken, zur Rechten, wird der Batterien und der in Reih' und Glied stehenden Massen auf dem Gipfel ansichtig, die ihm in der Tat schwierig scheinen, geradezu unmöglich, wenn man es in der Front versucht. Aber ein Oberst Lottum oder ein anderer scharfsichtiger Mann findet immer ein kleines Tal, eine kleine Vertiefung, kommt von der Seite und vom Rücken her gegen den Feind heran, stürmt mit gefälltem Bajonett im Sturmschritt vorwärts, um mit der Front zusammenzuwirken, und im ganzen kommen die besten Nachrichten von Wied, und wir erkennen, daß er seines Weges zum Ziele sicher ist.

Hierauf setzt Möllendorf sich zu seinem besonderen Unternehmen in Bewegung. Möllendorf hat sich während der Mußestunde auf seinem Gebiet etwas umgesehen und besonders untersucht, was für Marschlinien da sind, und ob es nicht einen Weg jene sanfteren, westlichen Abhänge hinauf gebe. Er hat keinen Weg gefunden, aber eine Art Schaffährte, die er für gangbar hält. Möllendorf rückt demnach mit seiner ganzen Energie unter Überwindung vieler Schwierigkeiten voran, kommt auf seine Schaffährte, findet an dem steileren Teile dieser Fährte, daß die Pferde seine Kanonen nicht hinaufziehen können, und befiehlt seinen Leuten, es zu tun. Zieht und schiebt mit ihnen aus allen Kräften — sieht über seine linke Schulter hin an einem gewissen Punkte die in Reih' und Glied stehenden Österreicher, die ihn hinter ihren Kanonen erwarten (was einige Augenblicke lang eine interessante Aussicht gewesen sein muß). Arbeitet sich so vorwärts, bis er eine Stelle erreicht hat, wo er seine Kanonen aufpflanzen kann, und stürmt dann unter dem Schutze derselben vorwärts — an zwei, vielleicht an drei Punkten, aber an allen mit gleichem Ungestüm — um sich der ihm vorgesetzten österreichischen Frucht zu bemächtigen. Fürwahr, ein sehr stachlichter, obschon ein kostbarer Granatapfel, den es von verschiedenen Seiten zu packen galt nach einem solchen Klettern! Die Österreicher leisten zähen Widerstand. Sie haben Verhaue, vielfältige Verteidigungsmittel, und Möllendorf besteht ein wütendes Ringen mit diesem letzten Reste, der wunderbar aushält — bis endlich die Verhaue selbst durch das Gewehrfeuer in Brand gesteckt werden und sie sich ergeben müssen. Dies war um Mittag, wie ich bemerke, und Feldmarschall Daun selbst befiehlt jetzt einen allgemeinen Rückzug. Und der eigentliche Kampf ist vorüber, obgleich Friedrichs szenische Effekte nicht aufhörten und besonders seine große Batterie bis 5 Uhr nachmittags wütete, um Dauns rückwärts gewandte Entschlüsse noch mehr zu befestigen und seine Bewegungen zu beschleunigen. Beim Einbruch der Nacht, nachdem jeder seine Befehle empfangen und während der verflossenen sechs Stunden seine Vorbereitungen gemacht hatte, ebbte Daun

völlig hinweg, in vollkommener Ordnung, mit Sack und Pack. Nach Süden zu, und ließ Friedrich seiner ledig zurück[1].

Dauns ledig auf immer, wie es sich zeigte. Jedenfalls ist er jetzt in der Lage, Schweidnitz anzugreifen, wenn es ihn gut dünkt. Von dem Benehmen Wieds, Möllendorfs und ihrer Truppen kann man nur sagen, daß es ihres Führers und seiner Pläne würdig war; was sehr viel sagen will. „Wir eroberten mehr als 14 große Kanonen," berichten sie, „nahmen mehr als 1000 Gefangene und vielleicht zweimal so viele, die während der nächsten Tage zu uns desertierten." Tschernyschew war voller Bewunderung über die Arbeit des Tages. Er marschierte früh am nächsten Morgen — ich hoffe unter dauernder Dankbarkeit von seiten eines verbundenen Friedrich.

Etwa drei Wochen vor diesen Begebenheiten bei Burkersdorf hatte Herzog Ferdinand bei Wilhelmsthal in der Nähe von Kassel in einer waldigen durchschnittenen Tal- und Hügelgegend, welche strategischen Unternehmungen günstig war, von vielen Seiten her eine schöne Bewegung organisiert. Durch die er die zu sorglosen oder zu unwissenden Franzosen zu überwältigen und einen entscheidenden Sieg über sie zu gewinnen hoffte, und deren Resultat die sogenannte Schlacht von Wilhelmsthal war, 24. Juli 1762. Mauvillon kann es einem gewissen stupiden Hannoveraner nie verzeihen, daß er seine Befehle mißverstanden und, als er auf seine Hügelhöhe kam, die der Mittelpunkt dieser ganzen Gegend war, sich mit seinem Rücken gegen den Angriffspunkt formierte und mit seinen Kanonen so gut wie ins Blaue zu schießen anfing, als wolle er die Franzosen warnen, daß sie sich lieber unverzüglich aus dem Staube machen sollten! Das taten sie denn auch unverzüglich, so gut sie konnten, und der Hauptsache nach gelang es ihnen. Es gab auf beiden Seiten den ganzen Tag nichts als Wirrsale verworrenen Marschierens, hier und dort ein Aufflackern von Kampf, und am Ende ein wirklich zähes Gefecht zwischen Granby und einem Grafen von Stainville, welcher den Rückzug deckte und nicht ohne große Mühe geschlagen werden konnte. Das Resultat war eine Art Sieg für Ferdinand, aber bei weitem nicht das, was er erwartet hatte[2].

Soubise führt die Franzosen in diesem letzten Jahre. Aber er hat einen d'Estrées bei sich (unseren alten d'Estrées von Hastenbeck), der viel dazu beiträgt, die Dinge in Ordnung zu halten — obgleich er im allgemeinen auf der verlierenden Seite steht (er muß Göttingen aufgeben, sich weiter und weiter aus Hessen selbst hinausschieben, die Weser aufgeben und findet erst jenseits Fulda mit Frankfurt im Rücken wieder eine sichere Stellung) — und doch nicht oft im Schlafe überrascht wird, wie hier bei

[1] Tempelhof VI. 100—115, vgl. Bericht von der bei Leuthmannsdorf den 21. Juli 1762 vorgefallenen Aktion (Seyfarth, Beilagen III. 302—308); anderweitiger Bericht von der usw. (das. 308—314); Archenholz usw.
[2] Mauvillon II. 227—236; Tempelhof VI. usw.

Wilhelmsthal. Es erfolgte an den Ufern der Fulda — in bezug auf die Frage: Sollen wir eher oder nicht so bald hinübergetrieben werden? — sehr viel Kämpfen und Fechten (die sogenannte Schlacht von Lutternberg, die Schlacht von Johannisberg und andere). Aber alle Leser werden lieber der Kanonade von Amöneburg, genauer der Kanonade von der Brückenmühle (21. September) entgegensehen, welche diese ermüdenden Todeskämpfe beendigt. Der Friede naht heran; die ganze Welt darf jetzt darauf rechnen!

Bute lechzt nach Frieden, hat insgeheim die unerhörtesten Schritte getan — schrieb an Kaunitz: „Sofort Frieden, und wir wollen dafür stimmen, daß ihr Schlesien behaltet." Worauf Kaunitz, der Kunstgriffe bei dem kunstlosen Bute argwöhnte, mit stolzem Hohn erwiederte: „Wir bedürfen in dieser Sache keiner Hilfe von Ew. Herrlichkeit!" Nach dieser Abweisung, oder vorher, hatte Bute sich an den Gesandten des Zaren in London gewandt: „Der Zarischen Majestät soll Ostpreußen garantiert werden, wenn sie darauf bestehen will, daß der König von Preußen Schlesien entsagt." Ein Anerbieten, welches der unwillige Zar mit Verachtung zurückwies, und wovon er sofort seinen königlichen Freund benachrichtigte — zu welcher Gemütserregung des königlichen Freundes, haben wir im Vorbeigehen gesehen. „Greuliche Treulosigkeit!" rief er vor kurzem in unserm Beisein aus und betrachtete Bute von dieser Zeit an als Schelm und als Schwachkopf zugleich. Vergab auch nie ganz Butes Nation, welche weit davon entfernt war, Butes Mitschuldige zu sein bei diesem unerhörten Verfahren. „Keine Allianz mehr mit England!" rechnete er. „Was für eine Allianz kann es geben mit diesem ewig schwankenden Volke. Heute haben sie ihren dreimal edlen Pitt, morgen einen dreimal armseligen Bute, und alles geht plötzlich kopfunter, kopfüber[1]!"

Wenn Bute auf diese Weise fortfährt, wird er bald den Frieden herbeiführen. Friedrich selbst steht eine Belagerung von Schweidnitz jetzt frei. Ist Schweidnitz sein, so werden die Österreicher Schlesien verlassen müssen. „Ihre Geldmittel sind erschöpft. Was können sie mit Ausnahme von Gebeten an die Jungfrau weiter versuchen? In Sachsen muß es uns sehr schlecht ergangen sein, wenn uns dort nicht genug bleibt, was wir ihnen als Austausch für Glatz anbieten können. Und Friede und der frühere Zustand der Dinge müssen eintreten!" —

Wenden wir uns daher nach Schweidnitz, ohne uns bei einem dieser untergeordneten Vorgänge aufzuhalten, und fassen wir uns auch über Schweidnitz kurz!

[1] Preuß II. 308; Mitchell II. 286.

Zwölftes Kapitel / Belagerung von Schweidnitz. Der siebente Feldzug endet

Nachdem Daun aus dem Wege gedrängt ist, wendet Friedrich sich unverzüglich gegen Schweidnitz. Befiehlt, daß das nötige Belagerungsmaterial von Neiße herbeigeschafft wird, und stellt seine Armee an den geeigneten Orten zwischen Daun und der Festung auf. Dittmannsdorf ist des Königs Hauptquartier, die Armee ist in schöner weiter Halbmondsform etwa zwei Meilen südwestlich von Schweidnitz und ebenso weit zwischen Daun und Schweidnitz ausgebreitet. Hierauf beordert er seine oberschlesischen Abteilungen herbei: „Herbei ihr alle durch die Neißer Gegend, daß ihr uns für Tschernyschews Abmarsch entschädigt; von Neiße ab könnt ihr die Belagerungs-Munitionswagen hüten!" Natürlich hat er Schweidnitz gleich anfangs abgesperrt. Tauentzien ernennt er zum Führer der Belagerung mit 10 000 bis 12 000 Mann, welche die Belagerung besorgen sollen: „Frisch an die Arbeit, ihr alle!" — Kurzum, am 7. August eröffnet er mit der gehörigen Geschicklichkeit und Vorsicht seinen ersten Laufgraben, nachdem er bis dahin wenig oder nicht unter einem Widerstand gelitten, der ziemlich ungestüm ist[1]. Er denkt den Ort in ein paar Wochen zu nehmen — „in einer Woche (huit jours)" rechnet er zuweilen — verrechnete sich aber hinsichtlich der Zeit gar sehr.

Die Belagerung von Schweidnitz nahm zwei höchst mühevolle, langweilige Monate in Anspruch und würde jetzt für jeden Leser ermüdend sein, wie sie es damals für Friedrich war, wenn wir mehr als den kürzesten Umriß davon mitzuteilen unternähmen. Der Widerstand ist heftig und sehr geschickt. Kommandant ist Guasco (derselbe, der in der Dresdner Zeit so rauh gegen Schmettau auftrat). Seine Besatzung beträgt fast 12 000 Mann, auserlesene Leute aus allen Regimentern der österreichischen Armee. Proviant und Schießbedarf sind aufs reichlichste vorhanden, und er hat unter sich als Hauptingenieur einen Monsieur Gribeauval, der das Anlegen von „Gegenminen" versteht wie kein anderer. Nach etwa vier-

[1] Tempelhof VI. 126.

zehntägigen Versuchen und einer Begebenheit in der Nachbarschaft, die wir erwähnen werden, fing man an dies Minieren und Gegenminieren mehr und mehr als die wirkliche Methode zu betrachten, und man beharrte dabei, obgleich auch die äußere Sappe ruhelos vorwärts ging und die Kanonade auf beiden Seiten unablässig fortdauerte, sechs oder sieben Wochen länger mit wunderbarer Hartnäckigkeit bei allen Versuchen des Widerstandes. Friedrichs erster Mineningenieur ist auch ein Franzose, ein gewisser Lefebvre, ein persönlicher Nebenbuhler Gribeauvals (ich glaube beinahe sein alter Schulkamerad), der ihm aber in unterirdischen Arbeiten nicht gewachsen ist. Oder vielleicht hat er auch eine schwierigere Aufgabe, die des Minierens, statt des Gegenminierens oder des Verderbens von Minen. Tempelhofs Bericht über diese beiden Leute und ihr unterirdisches Ringen hier bietet eine wirklich merkwürdige Lektüre — klar wie das Licht des Tages für diejenigen, welche studieren wollen, aber von endloser Ausdehnung (wie gewöhnlich bei Tempelhof) und kann hier nur angedeutet werden[1].

Die äußere Begebenheit, welche ich zu erwähnen versprach, ist ein Versuch von seiten Dauns (16. August), auf Friedrichs Stellung einzubrechen und die Belagerung zu stören oder sie noch unmöglich zu machen. Diese Begebenheit wird die Schlacht von Reichenbach genannt, obgleich nicht viel von einer Schlacht daran war. Und unser alter Freund, der Herzog von Braunschweig-Bevern (den wir jahrelang außer aktivem Dienst bloß als Garnisonskommandanten gesehen haben, bis die Russen Stettin sich selbst überließen), spielte hier wieder eine glänzende Rolle.

Daun — der bei Tannhausen, 2 Meilen südwestlich von Friedrich, steht und mit seinen Loudons, Lacys, Becks als Unterbefehlshabern in großer Stärke zwischen den Bergen ausgebreitet ist, könnte er sich nur entschließen, seine Kraft zu gebrauchen — hat endlich, nachdem er einen Monat lang nachgesonnen, einen Plan ausfindig gemacht. Den Plan, den südlichen Rand Friedrichs zu umgehen und gewisse Höhen auf der südöstlichen oder offenen Seite von Schweidnitz zu besetzen, unter welchen die Höhe von Költschen der Schlüssel ist[2]. Von dort kann er sich nach Belieben von Höhe zu Höhe bis nach dem Zobtenberg selbst auf jener östlichen Seite ausdehnen und Schweidnitz zu einer Unmöglichkeit machen. Der Plan, sagt man, war gut, erforderte aber Geschwindigkeit in der Ausführung — eine Sache, in welcher Daun nicht stark ist.

Auch war das Benehmen Beverns, den die Hauptschärfe des Angriffs traf, sehr gut. Bevern, der von Neiße und Oberschlesien herankam, war mehrere Tage hindurch vielen Manövern von seiten Becks ausgesetzt

[1] Tempelhof VI. 122—219; Bericht und Tagebuch von der Belagerung von Schweidnitz vom 7. August bis 9. Oktober 1762 (Seyfarth, Beilagen III. 376—479); Archenholz, Retzow usw.

[2] S. Kartenanhang.

gewesen. Beck, ein gefährlicher, flinker Mann, tut sein Äußerstes, Posten auf Posten zu besetzen und Bevern den Weg zu versperren. Besonders beabsichtigt er, sich als Hauptstreich einer Fischersberg genannten Höhe zu bemächtigen, welche bei Reichenbach liegt (in der südlichen Umgebung von Schweidnitz) und das Vorwerk ist zu der Höhe von Költschen und der ganzen Unternehmung Dauns. Bei den meisten dieser Versuche, besonders bei dem letzten, gelang es Bevern mit großem Verdienst, und zwar nicht seiner Gewandtheit allein (denn man mußte den Befehlen des Königs oft dem Buchstaben nach nicht gehorchen und nur den Geist derselben im Auge behalten), Becks Manöver zu vereiteln und schon (13. August) auf dem Fischersberg Stellung genommen zu haben, als Beck in voller Zuversicht dagegen heranmarschierte. „Der Fischersberg ist uns verloren!" mußte der enttäuschte Blick melden. „Wir müssen ihn wiedergewinnen, und meine große Unternehmung darf nicht länger aufgeschoben werden", denkt Daun bei sich, in noch größerer Enttäuschung („Zauderer, der ich bin!"). — Und drei Tage nachher erfolgte die Schlacht bei Reichenbach. Lacy als Oberanführer und Beck und Brentano unter ihm sollen mit einer ansehnlichen Streitkraft marschieren. „Nehmt mir jenen Fischersberg; er ist das Vorwerk zu Költschen und allem anderen[1]!"

Montag, 16. August, ziemlich früh des Morgens erschien Lacy mit seinen Becks und Brentanos in großer Stärke auf der Westseite des Fischersberges. Sie setzten sich dort in den drei Dörfern Peilau (Ober-, Nieder- und Mittel-Peilau, etwas südlich von Reichenbach) in Kanonenschußweite von Bevern fest — in welcher Absicht war klar genug. Hinter ihnen in den Schluchten des Gebirges, was nicht so klar ist, lag Daun und der größte Teil seiner Armee, die beabsichtigten, sich sofort nach Költschen durchzudrängen und sich des Schlüssels zu bemächtigen, wenn der Fischersberg genommen wäre. Lacy schlägt nach einer kleinen Rekognoszierung seine Zelte auf (was, wie man bemerken kann, Beck nicht tut), und alle Österreicher gehen an das Kochen ihres Mittagessens. „Werden vor morgen nichts unternehmen!" sagte Friedrich, der hier war, und begab sich auf den Heimweg, nachdem er dies Symptom des österreichischen Verfahrens wahrgenommen hatte, und ließ sich selbst dann kaum bewegen, sie weiter zu beachten, als er ihre Kanonade beginnen hörte.

Nachdem die allgemeine Umfassung soweit hergestellt und das Mittagessen in Ruhe verzehrt war, marschierte Lacy plötzlich um fünf Uhr abends in einer langen starken Linie vor dem Flecken Peilau an der Westseite des Fischersberges auf, während Beck insgeheim durch die Wälder herummarschierte, um ihn an der Ostseite zu umfassen. Und es erfolgte viel Kanonieren von seiten Lacys und Brentanos und etwas müßiges Umhereilen von Reiterei, worauf Bevern erwiderte und von seiten Lacys und Brentanos nichts weiter erfolgte. Mehr ein Theaterkampf als ein wirklicher, sagt

[1] Tempelhof VI. 144.

Tempelhof. Beck jedoch meint es ernst; hat einen höchst schwierigen Marsch durch die dichten pfadlosen Wälder, kommt endlich an und beginnt einen wirklichen Kampf, der eine Zeitlang sehr scharf war und zu etwas hätte führen können, hätte Lacy im mindesten dabei geholfen, was er nicht tat[1]. Beck kämpfte mit dem größten Feuer, wurde aber überall zurückgeschlagen. Beck versucht es an verschiedenen Orten, aber findet Sümpfe, Hindernisse und wilden Widerstand bei Beverns Leuten und findet endlich, daß der König wach ist, und daß Verstärkungen, Kavallerie, Infanterie und reitende Artillerie im Galopp herbeikommen, so daß er, Beck, sich nicht schnell genug davonmachen kann.

Die Infanterie des Königs konnte nirgends zum Schlagen kommen, obschon sie meist herbeigelaufen kam (aus einer Entfernung von einer Meile). Aber die Angriffe der Reiterei brachten den schönsten Eindruck auf Lacys theatralische Darsteller hervor, wie auch noch erstaunlicherweise die Angriffe der reitenden Artillerie. Und ein unmittelbares Davonlaufen auf allen Seiten Lacys war die Folge. Alle marschieren ab um 7 Uhr abends, als die Sonne gerade in dem Herbsthimmel unterging, und die Schlacht von Reichenbach ist zu Ende. Als Daun dies sah, zog auch er sich unverzüglich wieder durch die Schluchten des Gebirges zurück. Und während der nächsten sieben Wochen saß er beschaulich da ohne den mindesten weiteren Versuch zum Entsatz von Schweidnitz. Während jener sieben Wochen, einige Zeit nach Reichenbach, begab es sich, daß die arme Madame Daun, als sie eines Tages in Schönbrunn zum Empfang fuhr, ihren Wagen halb angefüllt sah von symbolischen Nachtmützen, die das Wiener Volk ihr eine nach der anderen hineinwarf — symbolisch die besten Lehrer, anstatt kritischer Artikel und Zeitungen, die sie noch nicht haben.

Tags darauf belehrte das Freudenfeuer der Preußen Guasco, was für ein Unglück sich zugetragen. Und nachdem er bis zum fünften Tage nachher (22. August) nichts weiter von Daun gehört hatte, erbot er sich zur Übergabe unter der Bedingung eines freien Abzuges. „Nein nie!" antwortete Tauentzien auf den Befehl des Königs. „Ihr müßt euch als Kriegsgefangene ergeben!" Worauf Guasco wieder an seine Verteidigung ging und sich — Gribeauval und er — mit bewundernswürdiger Hartnäckigkeit behauptete. Doch die Einzelheiten würden den Leser ermüden. Gribeauval und er, sagte ich. Denn von dieser Zeit an beschäftigte der Ingenieur Lefebvre, wiewohl er (ohne großes Geschick, denkt Tempelhof) auch über der Erde einige Angriffe versuchte, sich hauptsächlich mit dem Anlegen von Minen und einer großen unterirdischen Erfindung, Globes de Compression genannt, die er für das wirkliche Hauptmittel des Erfolges hielt — das übrigens erfolglos war. Ich will wenigstens erklären, was ein Globe de Compression ist, da die Globes bei dieser Gelegenheit berühmt wurden und kein Name

[1] Tempelhof VI. 146—151.

die Sache weniger ausdrücken könnte. Denn es war kein Globe und ebensowenig bestimmt zum „Zusammenpressen", sondern vielmehr zum Auseinanderpressen und mit höchster Kraft In-Stücke-Zerschmettern. In der Tat war es eine große kubische Minenkammer, ausgefüllt von einem hölzernen Kasten (bis Friedrich in seiner Eile Lefebvre belehrte, daß ein Sack dieselben Dienste tun würde), geladen mit, man beachte, 5000 Pfund Pulver. Genügend, um irgendein Schanzwerk, Bastion oder Bollwerk in die Luft zu sprengen — vorausgesetzt, daß man es an der richtigen Stelle anbringt, was der arme Lefebvre nie kann. Er versuchte mit ungeheurer Arbeit nacheinander vier oder beinahe fünf dieser sogenannten „Preßkugeln" (oder Vulkane im kleinen), indem er viele Ellen 15—20 Fuß unter der Oberfläche fortminierte (auf dem ganzen Wege von Gribeauval belästigt), bis er endlich seine fünftausend Pfund sprengte und einen „Trichter" oder Krater von vielleicht „90 Fuß Durchmesser" hervorbrachte — aber ach, „450 Fuß entfernt von irgendeiner Bastion". Der Trichter ist von keinem Nutzen für ihn, ist bloß ein Zeichen für ihn, daß er hinabsteigen und dort wieder anfangen muß, womöglich mit besserem Erfolg. Und dazu Gribeauvals Belästigungen — nie gab es etwas Ähnliches! Gribeauval hat unter dem ganzen Abhang Minengalerien oder Hauptgänge zum Gegenminieren bereit. (Minengalerien, die von Friedrich gebaut wurden, als er vor kurzem im Besitz der Festung war). Dort horcht Gribeauval auf den Schlag von Lefebvres Haken. „Zehn Schritt von uns, glaubt ihr? Sechs Schritt? Schafft eine Kammer von 30 Zentner Gewicht für ihn herbei!" Und im rechten Augenblicke sprengt er dann Lefebvres Galerie auseinander. Zuweilen dringt er auch mit Pistolen und Säbeln, oder was noch schlimmer, mit explodierenden Schwefelkugeln, Sticktöpfen und unaufhörlichen, augenblicklich entwickelten übeln Gerüchen gegen Lefebvre ein, was bedeutet: „Sie werden von neuem anfangen müssen, Monsieur!" Genug, um einen Lefebvre zum Wahnsinn zu treiben. Zweimal oder öfter brach Lefebvre, ein eifriges aber dünnfelliges Geschöpf, in laute Verzweiflungsanfälle aus, weinte, rief die Götter an und drohte mit Selbstmord. So daß Friedrich ihn trösten mußte: „Mut, es wird Ihnen gelingen! Schikanieren Sie Gribeauval, wie er Sie schikaniert!" — und schlug jenen Pulversack statt des Holzkastens vor, wie wir oben erwähnten.

Friedrichs Geduld scheint groß gewesen zu sein, aber endlich fing die Zeit an, ihm lang zu werden. Er rückte nacheinander in drei Hauptquartieren, Dittmannsdorf, Peterswaldau und Bögendorf, näher und näher[1], endlich ganz nahe (Bögendorf ist kaum eine Stunde entfernt). Und staunende Zeitungsschreiber berichteten, wie er zu Pferde die Laufgräben und Belagerungsarbeiten genau untersuchte. Merkwürdig gleichgültig gegen die umherfliegenden Kanonenkugeln („Es ist nicht leicht, einen kleinen Gegenstand mit Kanonen zu treffen!") und nur beschäftigt, Tauentzien

[1] S. Kartenanhang.

Winke, Ermahnungen und neue Befehle zu geben. Nachstehend sind drei Stücke aus Briefen aus der Zeit, ehe er nach Bögendorf kam, die nacheinander folgende Andeutungen für uns enthalten. Der König an Prinz Heinrich:

Peterswaldau (der König hat sein Quartier soeben, 10. August, hierher verlegt, Beverns Reichenbacher Affäre wegen; er bleibt nun hier noch bis zum 23. September), 13. August 1762. — — ‚Sie haben recht, wenn Sie sagen: „Wir selbst sind unsere besten Verbündeten.“ Ich bin derselben Meinung; nichtsdestoweniger ist es unsere Pflicht und ein Gebot der Klugheit, daß wir die Last so viel als möglich zu erleichtern suchen. Und ich gestehe Ihnen, daß, wenn nach allem, was ich geschrieben, die Sache diesmal mißlingt‘ (was der Fall ist), ‚ich gezwungen sein werde, zuzugeben, daß mit diesen Türken nichts anzufangen ist.‘ — — ‚Wir sind jetzt im Drange der Krise mit Schweidnitz. Die Belagerung schreitet trefflich vorwärts, aber Beck ist hier in der Nähe angekommen, Lacy hinter ihm maskiert; und ich kann Ihnen noch nicht sagen‘ (nicht vor Reichenbach und dem 16.), ‚ob der Feind ein großes Unternehmen zum Entsatz von Schweidnitz beabsichtigt, oder ob er sich damit begnügen wird, uns zu stören und zu belästigen.‘

Peterswaldau, 9. September. „Quellen und Wasserrinnen, die in unsere Minen fließen, halten uns etwas auf.“ ‚Am 12. (in drei Tagen, dachte kaum, daß es dreißig Tage werden würden!) ‚hoffe ich, Ihnen einen Kurier schicken zu können mit der Nachricht, daß alles vorüber ist! Ihr Neffe‘ (der Prinz von Preußen) ‚ist heute mit aus zum Furagieren; der Geist des Handelns fängt an in ihm zu erwachen. Wir sind bloße Pygmäen im Vergleich mit ihm‘ (in bezug auf Körpergröße); ‚stellen Sie sich Prinz Franz vor‘ (von Braunschweig, getötet bei Hochkirch, der arme Mensch), ‚nur noch größer; das ist gegenwärtig seine Gestalt.‘

Peterswaldau, 19. September. — — ‚Unsere Belagerung ermüdet alle Welt. Die Leute quälen mich mit Fragen, wann sie enden wird. Ich erhalte nie einen Brief aus Berlin ohne Bemerkungen darüber; und ich habe selbst kein anderes Auskunftsmittel als Geduld. Wir tun alles, was wir können, aber ich kann den Feind nicht daran hindern, daß er sich verteidigt, und Gribeauval, daß er ein gescheiter Kerl ist — aber bald, gewiß bald, bald werden wir das Ende sehen. Unser Wetter hier ist wie Dezember; die Jahreszeiten sind ebenso toll wie die europäische Politik. Kurz, mein lieber Bruder, man muß die Zeit vorwärts schieben; ein Tag folgt dem anderen, und endlich werden wir denjenigen erreichen, der unsere Arbeiten endet. Adieu; je vous embrasse[1].‘ — Ferner sind hier aus der Mitte der Belagerung selbst einige Umrisse und Aufzeichnungen von einer sicheren Hand, die uns eine Art Bild geben. Das Datum ist nur, „Vor Schweidnitz“, gegen das Ende der achten Woche:

23. September. „Heute morgen vor neun kam der König“ (direkt von Peterswaldau, wo er bis jetzt sein Quartier hatte — muß ziemlich früh gefrühstückt haben) „in unsere Linien. Sein Quartier soll jetzt ganz in die Nähe, nach Bögendorf in einen Meierhof dort, verlegt werden. In seiner Begleitung ritt der Prinz von Preußen und der Oberstleutnant von Anhalt“ (der Adjutant, von dem wir gehört haben). „Er besichtigte die Batterie“, deren Bau er vor kurzem befohlen; „besichtigte vieles andere, ritt gute hundert Schritte der Vorpostenkette entlang, so daß der Feind ihn bemerkte und heftig feuerte“ — was der König völlig unbeachtet ließ. „Dem Hauptmann Beauvrye“ (Hauptmann der Mineure) „machte er ein gnädiges Kompliment. Den Major Lefebvre verspottete er etwas, daß er den Mut verlöre und seine Arbeiten verpfusche; war aber nicht böse mit ihm, tröstete ihn vielmehr, zog ihn auf wegen

[1] Schöning III. 403, 430, 446.

seiner schäbigen Kleidung und machte ihm ein Geschenk von vierhundert Talern, um dieselbe zu verbessern. Lefebvre, Tauentzien und" ein anderer General „speisten heute mit ihm in Bögendorf [1]."

24. September, frühmorgens. „Der König besichtigte die Laufgräben zu Pferde, ritt dicht hinter die erste Parallele, längs der mittelsten Kommunikationslinie. Der Feind kanonierte uns erschrecklich. Eine Kugel schlug das Pferd des Pagen von Pirch zu Boden" (Pirch lag sich windend und stöhnend da — offenbar zuviel, dachte der König). „Bei Pirchs Unfall schlug auch das Pferd des Prinzen von Preußen wild aus und warf seinen Reiter in die Höhe, aus dem Sattel heraus. Die Leute meinten, der Prinz wäre erschossen, und jedermann war voller Bestürzung. Die Aufregung war groß, nur den König hörte man mit heller Stimme ausrufen: ‚Pirch, vergiß Er seinen Sattel nicht!'" —

Dieser Vorgang mit Pirch und dem Sattel ist eine weit verbreitete Anekdote und wird zuweilen als ein Beweis für die königliche Sparsamkeit genommen, ist aber vielmehr die königliche Art und Weise, Pirch wegen seines schwachen Benehmens bei dem Unfall, der ihn betroffen, zurechtzusetzen. Pirch, ein scharfsinniger, gewandter Mensch, berühmt wegen seiner tollen Possen und Streiche in jenen Pagentagen, hatte viele Abenteuer in der Welt. War eine Zeitlang eine angesehene Persönlichkeit bei den Franzosen, will ‚ihnen die preußische Exerziermethode lehren und erhielt wirklich Erlaubnis, es mit den deutschen Regimentern in unserem Dienste zu versuchen [2]'. — Starb endlich als Oberst eines derselben bei der Belagerung von Gibraltar im Jahre 1783.

25. September. „Morgens und mittags, jedesmal zwei Stunden, war der König in seinen neuen Batterien und beobachtete mit großer Befriedigung die Handhabung derselben. Heute speiste bei ihm der Prinz von Bernburg" (Brigadegeneral hier), „Tauentzien, Lefebvre und Dieskau" (Chef der Artillerie).

Der König reitet immer umher, hat jetzt in der Tat die Belagerung selbst übernommen. „In Bögendorf entließ er in der ersten Nacht die für ihn geschickte Leibwache, wollte nichts dort haben als sechs Jäger", ein beunruhigender Umstand! „Nach einigen Nächten kam immer, ohne daß er davon wußte, eine Abteilung von dreißig Dragonern, die hinter der Bögendorfer Kirche Stellung nahm, nach Kunzendorf und Giesdorf zu patroullierte und drei Feldwachen hatte."

28. September. „Gribeauval hat während der verflossenen Nacht eine Mine springen lassen" und Lefebvre wieder völlig in die Luft gesprengt! „Die Ingenieurleutnants Gerhard und von Kleist wurden von unseren eigenen Leuten verwundet, Kapitän Guyon wurde erschossen." Alles geht schlecht — auch das Wetter, glaube ich, war schlecht. „Der König war sehr ungnädig, beschuldigte und tadelte nach rechts und links." ‚Wenn es bis Januar dauern sollte, die Belagerung muß fortgesetzt werden. Keiner scheint zu seinem Geschäft geschickt; Lefebvre ist ein dummer Teufel, der nichts von Minenarbeiten versteht. Auch die Generale, wo sind sie? Jeder General soll hinfort seinen Platz in der dritten Parallele an der Spitze seiner Deckungsmannschaft einnehmen' (den allergefährlichsten Platz) ‚und seine vollen vierundzwanzig Stunden dort bleiben.' (Der Prinz von Anhalt-Bernburg kommandiert heute die Deckungsmannschaft, ist hoffentlich während dieses Donners an seinem Platz!) ‚Genommen werden kann und muß der Ort! Wir haben das Unglück, daß ein stupider Ingenieur, der nichts von seiner Kunst versteht, die Leitung hat und ein General ohne Talent zum Belagern das Kommando führt. Jedermann, scheint es, ist bei einem non plus angelangt!

[1] „Kapitän Götz", Notizbuch (ein hervorragender Kapitän hier, sein Notizbuch ist, glaube ich, noch im Manuskript), angeführt bei Schöning III. 453 ff.

[2] Voltaires erstaunter Bericht über ihn („Ferney, 7. Dezember 1774") und Friedrichs ruhige Antwort („Berlin, 28. Dezember 1774"), in Oeuvres de Frédéric XXIII. 297, 301. Rödenbeck (II. 198—200) hat eine kleine „Biographie" Pirchs.

Nicht unsere ganze Artillerie kann jenes Frontfeuern zum Schweigen bringen; nicht an einem einzigen Orte können dreißig stupide Mineure ihren Weg in das Fort finden.' „Heute und gestern sprach der König weder mit General Tauentzien noch mit Major Lefebvre; Oberstleutnant von Anhalt mußte alle Befehle erteilen." Ein elektrischer Tag!

Das Wetter wird naß. In der Tat folgen ganze Wochen von Regen, die Laufgräben schwimmen, der Dienst ist sehr hart. Von Guascos Kanonen sind viele abgebaut, kein Daun läßt von sich hören. Guasco schlägt wieder und wieder bedingungsweise Kapitulationen vor. Die Antwort ist immer: „Kriegsgefangen unter den gewöhnlichen Bedingungen." Guascos Lage wird immer schlimmer. Am 7. Oktober (während Lefebvre bei seiner letzten Globe de Compression schwitzt und keucht in der Hoffnung, dieses letztemal sein Ziel zu erreichen) traf eine zufällige Granate Tauentziens über der Erde in eins von Guascos Pulvermagazinen, zertrümmerte dasselbe und mit ihm ein großes Stück des Walles. Zwei Tage nachher hatte Guasco kapituliert, und wir sind mit dieser ermüdenden Angelegenheit fertig [1]. Guasco wurde eingeladen, beim Könige zu speisen, und wegen seiner vortrefflichen Verteidigung belobt. Seine Besatzung und er sind Kriegsgefangene, noch etwa 9000 davon auf den Beinen. Ihr Gesamtverlust hatte 3552 Tote und Verwundete betragen, der der Preußen 3033. Der arme Guasco starb in Königsberg als Gefangener, noch ehe der Friede kam.

Von den österreichischen Kämpfen in Schlesien war dies der letzte während des gegenwärtigen Ringens, das solange gedauert hat. Daun denkt nicht daran, zu kämpfen, ganz im Gegenteil. Daun beginnt in seinen Bergen Mangel zu leiden an Furage für seine Reiterei. Das Wetter spielt ihm übel mit. Wir hören, „daß er seit einiger Zeit 12 000 Arbeiter bei Verpalisadierungen und Befestigungen in den böhmischen Pässen beschäftigt". „Waffenstillstand für den Winter", ist sein Vorschlag. Hierauf antwortet der König: „Nein, wenn ihr euch nicht ganz nach Böhmen und in die Gegend von Glatz zurückzieht." Dies verweigert Daun für den Augenblick, wurde aber einige Wochen später durch die Schloßen und den Schnee dazu gezwungen, hätte es sonst keine Nötigung gegeben. Etwa drei Wochen nachher brach Friedrich, indem er Bevern als Befehlshaber in einem mehr oder weniger wieder in Ordnung gebrachten Schlesien zurückließ, nach Sachsen auf, wohin wichtige Verstärkungen ihm vorangegangen waren, Verstärkungen unter General Wied, sobald es irgendmöglich war. Sachsen hatte er schon lange als den großen Hauptpunkt betrachtet, wenn er mit Schweidnitz fertig wäre. „Laßt uns Dresden wiedererobern, und sie werden uns noch in diesem Winter den Frieden gewähren müssen!" Daun folgte ihm ebenfalls mit Verstärkungen nach

[1] Tempelhof VI. 122—220; Tagebuch von der Belagerung von Schweidnitz vom 7. August bis 9. Oktober 1762 (Seyfarth, Beilagen III. 376—479); Tielcke usw.

Sachsen wie gewöhnlich. Kam aber nie ganz dort an oder fand doch, als er ankam, den Kampf entschieden. Und wird in dieser Geschichte weiter keiner Erwähnung bedürfen. Er starb drei Jahre später, 60 Jahre alt[1]. Ein ehrenhafter, unerschütterlicher Mann mit guter Verdauung, der den Lesern zur Zeit hinlänglich bekannt ist.

Friedrich eroberte Dresden nicht wieder; war weit genug davon entfernt — aber der Friede kam trotzdem. Kaum eine Woche nach unserer Wiedereinnahme von Schweidnitz wurden Stolberg und seine Reichstruppen, besonders seine Österreicher, unerwartet naseweis gegen Heinrich. Drangen (15. Oktober) mit großer Übermacht gegen seine Posten bei Freiberg, Pretschendorf und in jener südwestlich, nach dem Reich zu gelegenen Gegend vor. „Keine weiteren Einfälle in Böhmen, Monseigneur! Keine weiteren Belästigungen des Reichs! Hier ist andere Arbeit für Sie, mein Prinz!" Und trieben ihn trotz allen Widerstandes, den Heinrich leistete, zurück, völlig aus Freiberg heraus, Hülsen und seinen Reserven zu[2]. Erteilten ihm auf diese Art, was Soldaten eine Schlappe nennen, eine Schlappe, welche bedeutender hätte sein können, hätte jenes Stolbergsche Volk die errungenen Vorteile energischer ausgebeutet. Aber dies taten sie nicht; Heinrich war so flink. Heinrich erholte sich sofort aufs schönste von seiner Schlappe (außerdem kamen Verstärkungen des Königs heran, wie wir gesagt haben) und gab nach Verlauf von zehn Tagen ohne Verstärkungen Stolberg und Komp. einen betäubenden Schlag zurück in der Schlacht von Freiberg (29. Oktober) — die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, wäre es auch nur, weil es Prinz Heinrichs einzige Schlacht und die letzte in diesem Kriege war. Als Vorbereitung dazu und zu dem, was folgte, wollen wir wieder einen Blick auf Herzog Ferdinand und die englisch-französischen Angelegenheiten werfen — gleichfalls zum letztenmal.

Kanonade bei Amöneburg (21. September 1762). „Die Streitigkeiten über das rechte oder linke Ufer der Fulda sind längst zu Ferdinands Gunsten entschieden, der sich hierauf an die Blockade der verschiedenen festen Plätze der Franzosen in Hessen (Marburgs, Ziegenhains und besonders Kassels) machte, mit der Absicht, dieselben zu belagern und die Franzosen dauernd zu vertreiben. Um dies zu hindern oder zu verzögern, was können Soubise und d'Estrées anderes tun, als ihre zweite, kleinere Armee, die in der Gegend des Niederrheins unter einem Prinzen von Condé jetzt meistens müßig ist, herbeizurufen, damit sie sich hier in den kritischen Bezirken mit ihnen vereinigt. Hierauf folgen neue Streitigkeiten westwärts nach der Main- und Nidda-Lahn-Gegend zu, um die besagte Vereinigung zu bewerkstelligen und sie zu hindern. Die Vereinigung konnte nicht verhindert werden. Die d'Estrées-Soubiseschen Truppen und der junge Condé manövrierten und fochten gut, wenn die Gelegenheit es erheischte, so daß sie sich trotz aller Bemühungen des Erbprinzen die Hände reichten, hinfort viel

[1] „5. Februar 1766"; „geboren 24. September 1705" (Hormayr, Österreichischer Plutarch II. 80—111).

[2] Bericht von dem Angriff, so am 15. Oktober 1762 von der Reichsarmee auf die Königlich-Preußischen unter dem Prinzen Heinrich geschehen (Seyfarth, Beilagen III. 362—364). Ausführlicher Bericht von der den 15. Oktober 1762 bei Brand vorgefallenen Aktion (das. III. 350—362). Tempelhof VI. 238.

zu stark für den Erbprinzen. In der letzten Augustnacht waren sie alle beisammen (Friedberg, in der Frankfurter Gegend, etwa sechs Meilen nördlich von Frankfurt, ihr Hauptquartier) und erwogen ernstlich die jetzt nicht hoffnungslose Frage", wie oder auf welchen Wegen und durch welche Mittel sie nach Nordwesten vordringen, jene blockierten festen Plätze, besonders Kassel, erreichen und es hindern können, daß Ferdinand dieselben belagert und sie dauernd von dort vertreibt.

Dies ist eine schwierige Frage, aber auch eine Lebensfrage. ‚Rasch an Ferdinand vorbeieilen — können wir das nicht? Ziemlich weit frontwärts oder westwärts von ihm geschickt über die Lahn und ihre Nebenflüsse" — (unsere leichten Truppen stehen ihm im Rücken diesseits der Fulda, zwischen der Fulda und ihm) — „wenn wir uns auf solche Weise mit jenen leichten Truppen vereinigt haben, ist Kassel vor uns, Ferdinand hinter uns, und wir werden mit den Blockaden kurzen Prozeß machen, die Blockaden werden sich in Eile aufheben müssen!' Das war der Plan, welchen d'Estrées faßte, und er ging rasch an die Ausführung. Doch Ferdinand durchschaute ihn gleich beim ersten Schritt und ergriff noch raschere Maßregeln dagegen. Lagerungen, Gegenüberlagerungen, Übergänge über die Lahn durch d'Estrées Leute und nochmalige Übergänge ans andere Ufer erfolgten länger als vierzehn Tage hindurch, können hier aber nicht weiter erwähnt werden. Endlich um die Mitte des Septembers war die d'Estréessche Unternehmung augenscheinlich unmöglich geworden, wenn er nicht über die Ohm kommen konnte einen östlichen oder weit im Kreise herumfließenden, nordöstlichen Nebenfluß der Lahn, an deren rechtem oder östlichem Ufer, welches an diesem Punkte besser für ihn ist als die Lahn selbst, Ferdinand sich jetzt befindet." ‚Über die Ohm. Und wie kann das bewerkstelligt werden, da der vorsichtige Ferdinand vor mehreren Tagen die Ohm besetzt und sich jeden Paß derselben gesichert hat? Vielleicht durch einen Überfall, durch äußerste Schnelligkeit der Ausführung?'

„Amöneburg ist eine hübsche kleine Stadt, ungefähr sechs Meilen östlich von Marburg, an welch letzterem Orte wir in sehr alten Zeiten gewesen sind, als wir uns nach der Heil. Elisabeth, den Deutschrittern, Philipp dem Großmütigen und anderen Dingen umsahen. Amöneburg steht auf dem linken oder westlichen Ufer der Ohm, hat ein altes Schloß und in der Nähe eine Brücke, welche beiden Ferdinand, dessen linker oder südlichster Flügel hierherum auf dem anderen Ufer der Ohm steht, gehörig besetzt hat. Zuerst vor allem die Brücke, eine Brücke mit einer Mühle daran" (welche deshalb die Brückenmühle heißt). Am Ostende derselben befindet sich eine starke Schanze, und der Brückenweg davor ist versperrt und verrammelt. Dort hat Ferdinand zweihundert Mann aufgestellt. Fünfhundert mehr sind drüben in Amöneburg und seinem alten Schlosse. Wenn es nicht etwa durch Überfall und äußerste Schnelligkeit der Ausführung gelingt, ist offenbar keine Hoffnung da! Ferdinands Hauptquartier ist etwa anderthalb Meilen von dieser seiner Brückenmühle und äußersten Linken. Der Brückenmühle zunächst ist Zastrows Division, dieser am nächsten Granbys und zwischen dieser und Ferdinand mehrere andere Divisionen. ‚Versuchen wir es durch Überfall und äußerste Kraft des Ungestüms!' sagen die Franzosen. Und demnach begann

am 21. September" (dem Tage der Tag- und Nachtgleiche von 1762) „eine Stunde vor Sonnenaufgang ganz plötzlich ein lebhafter Angriff auf die Brückenmühle und auf Amöneburg mit Kanonen, mit Gewehrfeuer auf jede Art, ein Angriff, welcher trotz des munteren und völlig hartnäckigen Widerstandes nicht aufhören wollte, vielmehr im Gegenteil durch neue Kanonen, neues Gewehrfeuer immer zuzunehmen schien und Stunde auf Stunde immer lebhafter fortdauerte. So daß um acht Uhr morgens nach dreistündigem Kampf Zastrow sich mit seiner Division einmischen, sich auf dem Hügel hinter dieser Brückenmühle aufstellen und die hart mitgenommenen zweihundert" (von welchen viele verwundet, nicht wenige getötet waren) „durch frische zweihundert von seinen eigenen Truppen ablösen mußte, die wiederum binnen kurzer Zeit des Entsatzes bedurften. Denn die Franzosen, welche Zastrow in dieser Beziehung nachahmen

mußte, führten immer mehr und mehr Kanonen herbei, als wollten sie alle Kanonen ihrer Armee ins Treffen bringen. Und es erhob sich zwischen Zastrow und ihnen eine Kanonade, dergleichen an Umfang und Lärm in diesem Kriege nicht gehört worden war. Höchst wütendes Kanonen- und Gewehrfeuer und scheinbar ohne Ende. Ferdinand selbst kam herüber, um zu sehen, was es wäre, und fand, daß es ein sehr hitziges Treffen war. Zastrow mußte seine zweihundert jede Stunde ablösen. ‚Geht nicht in Reih' und Glied hin, ihr Neuen!' befahl er. ‚Gleitet, springt und klettert die Hügelfront einzeln hinunter! Formiert euch unten!' — Und gewöhnlich blieb die Hälfte der alten zweihundert nach ihrer Stunde Arbeit tot oder kampfunfähig zurück. ‚Sie wollen diese Brücke um jeden Preis von uns haben', denkt Ferdinand. ‚Doch sie sollen sie um keinen Preis haben!' Und am Ende beordert er Granby herbei an Zastrows Stelle, der jetzt über acht Stunden im Feuer gewesen ist, und reitet fort, nach seinem Hauptquartier zu sehen.

Es war gegen vier Uhr nachmittags, als Granby und seine Engländer ins Feuer kamen, und ich glaube, der französische Angriff war womöglich noch wütender als vorher. Die Verzweiflung oder etwas der Verzweiflung nur zu Ähnliches hatte sich offenbar seiner bemächtigt. Amöneburg hatten sie in Trümmer geschossen, die Mauern und das Schloß, so daß die fünfhundert die Waffen strecken mußten. Aber von der Brücke hatten sie keinen Zoll breit gewonnen und schienen auch keine Aussicht dazu zu haben. Granby setzte das frühere Verfahren weiter fort; setzte seinen ganzen Eifer und seine ganze Artillerie in Bewegung, und es bedurfte dessen. Denn es war eine wilde Arbeit. ‚Zweihundert von euch eilen wie der Wind hinunter!'" (In einer Stunde werden ungefähr hundert zurückkommen.) „In englischen Familien findet man noch jetzt unbestimmte Erinnerungen an Amöneburg. Wie wir von den Toten Wälle errichteten und hinter denselben hervorfeuerten — die Franzosen immer wütender, wir immer hartnäckiger. Granby hatte diesen Kampf noch vier Stunden länger zu bestehen bei Sonnenuntergang, Zwielicht und Dämmerung. Um acht Uhr (in welcher Stimmung, kann ich mir denken) hörten die Franzosen auf und gingen ihres Weges. Die Brücke läßt sich nicht nehmen; das Spiel ist aus. Sie hatten nach ihrem eigenen Bericht 1100 Tote und Verwundete verloren; Ferdinand vermutlich nicht weniger[1]."

Und mit diesem lauten Kanonendonner hatte (was noch niemand wissen konnte) der französisch-englische Teil des Siebenjährigen Krieges sein Ende erreicht. Die Franzosen versuchten nichts weiter, bauten sich Lagerzelte, wo sie waren, und warteten in dem strömenden Regen. Auch Ferdinand baute sich Lagerzelte und bewachte die Ohm, während seine Leute ihre Belagerungsbatterien gegen Kassel und Ziegenhain in Bewegung setzten und so gut kanonierten, als es in dem schlechten Wetter möglich war. Sie nahmen Kassel, nahmen Ziegenhain nicht ganz, wäre das von Wichtigkeit gewesen. Und noch sechs Wochen länger (bis zum 7.—14. November[2]) kam es dort zwischen den feindlichen Parteien nur noch zu Scharmützeln und kleinen Gefechten, die unsererseits keine Erwähnung verdienen. Die Kanonade an der Brückenmühle war das Ende gewesen.

Denn der allerhöchste Bute, unbekümmert um die von Westen und von Osten eintreffenden guten Nachrichten, ja vielmehr durch dieselben in Verlegenheit gesetzt, hatte schon seit einiger Zeit angefangen, entschieden

[1] Mauvillon II. 251; Heldengeschichte VII. 432—439.
[2] Die Friedens-Präliminarien wurden unterzeichnet „Paris, 3. November", wurden den französischen Generalen bekannt „7. November", Ferdinand offiziell nicht vor dem „14. November" (Mauvillon II. 257).

wegen des Friedens zu unterhandeln. „Am 5. September", drei Wochen vor der Kanonade bei Amöneburg, „ging der Herzog von Bedford, Butes Bevollmächtigter, nach Paris — in den Londoner Straßen durch ein mürrisches Volk mit beträchtlichem Zischen begrüßt," wie es scheint — „aber in Paris des Erfolges sicher. Bute nahm an keinem der nationalen Triumphe dieses Jahres teil. Die Begeisterung, welche bei der Nachricht von Havanna ausbrach", erfüllte ihn mit Bekümmernis und Sorge[1]. „Was sollen wir mit Havanna machen?" dachte er und antwortete seinerseits steif und fest: „Nichts davon; werfen wir es ihnen zurück!" — Bis einer seiner Genossen ihn überredete, daß Florida sich besser ausnehmen würde[2]. Von Manila und den Philippinen hörte er nicht einmal, ehe der Friede geschlossen war; hatte dem allerkatholischsten Carlos ein Geschenk gemacht mit jener Kolonie, obgleich derselbe, weil er dies zu unangenehm fand, unseren Soldaten nicht einmal ihr Lösegeld für Manila zahlen wollte. So ist der Bute, so und nicht anders, welchen das satirische Schicksal ausersehen hat, das heroische Tagewerk eines solchen Pitt zu krönen und zu vollenden. Wir wollen, wenn irgend möglich, nicht weiter von ihm reden! Friedrich schreibt, ehe er nach Sachsen aufbricht: „Der Friede zwischen den Engländern und den Franzosen liegt in weit größerer Ferne, als man dachte. So viele Einwände erheben die Spanier, oder vielmehr die Franzosen, die eifrig beschäftigt sind, diesen Dummkopf von einem englischen Minister, der keinen gesunden Menschenverstand hat, zu übertölpeln[3]." Seien Sie ohne Furcht, Majestät! Ein Mensch, der nach Gutdünken mit solchen Havannas und Manillas um sich werfen kann, wird gewiß den Frieden herbeiführen, wenn er dazu entschlossen ist! —

Wir sagten, daß Prinz Heinrich sich von seiner kleinen Schlappe und dem Verlust von Freiberg (15. Oktober) aufs schönste erholte, und daß der König ihm Verstärkungen unter Wied zuschickte. In der Tat, Prinz Heinrich war seinerzeit äußerst munter und zeigte sich sofort wieder auf den Höhen, anscheinend in ganz hoffnungsreicher Stimmung und viel kampfbegieriger, als noch in Wirklichkeit der Fall war. Dies schüchterte Stolberg ein, so daß er ihn nicht weiter belästigte, was er sonst hätte tun mögen. Mehr als zehn Tage verflossen, bevor Heinrich seine Anordnungen beendet hatte, und dann brach er unter dem Schutze der Nacht (28. bis 29. Oktober 1762) gegen jene Spittelwälder und St. Michelsberge und vielfältigen Uneinnehmbarkeiten in der Umgegend von Freiberg los, auf eine, wie gesagt, glänzende Weise. Die S c h l a c h t v o n F r e i b e r g erstreckt sich über 1 oder 1¼ Meilen, ganz auf der Westseite und schließlich auf der Südwestseite von Freiberg. (Die Nordseite und die Nordwestseite mit ihren vielen Batterien und befestigten Dörfern werden für unangreifbar gehal-

[1] Walpoles George III. II. 191.
[2] Thackeray II. 11.
[3] Schöning III. 480 (An Heinrich, „Peterswaldau, 17. Oktober 1762").

ten.) Und der Hauptkampf, eine Zeitlang ein sehr schwieriger Kampf, fand statt in dem Verhau des Spittelwaldes (wo Seidlitz hervortrat) und um den Fuß des St. Michelsberges. (Dessen Gipfel Stolberg oder ein törichter General Stolbergs unbesetzt gelassen; niemand war dort, als wir den Gipfel erreichten.) Von dem herab wir, da Freiberg jetzt offen vor uns liegt und der Spittelwald zu unserer Linken auch unser ist, Stolberg im Rücken fassen und ihn von innen nach außen kehren. Die Schlacht hatte nur drei Stunden gedauert, als Stolberg und seine Maguires, Campitellis und Österreicher (besonders seine Reichstruppen, die gar keine Arbeit verrichteten, außer daß sie endlich davonliefen) schon sämtlich unterwegs waren und die Hoffnung, daß ein sächsischer Sieg die in Schlesien erlittenen Niederlagen aufwägen möge, völlig verschwunden war[1].

Von Österreichern und Reichstruppen zusammen zähle ich ungefähr 40 000 in dieser Schlacht. Prinz Heinrich scheint nicht ganz 30 000 gehabt zu haben[2]. Ich will Prinz Heinrichs Depesche an seinen Bruder mitteilen (ein sehr bescheidenes Dokument) und kann mich nicht weiter auf die Sache einlassen. Es sei nur erwähnt, daß „Wegfurt", wo Heinrich die Nacht vorher seinen Marsch antritt, anderthalb Meilen oder weiter nordwestlich von Freiberg und dem Spittelwalde und ungefähr ebenso weit südlich von Hainichen liegt, dem Geburtsorte Gellerts, der nachher das Kriegsroß bekam, welches jetzt in den Kampf geht — man denke sich, welche Überraschungen für diesen Vierfüßler!

Prinz Heinrich an den König (die Schlacht ist gerade vorüber; der König auf dem Wege von Schlesien hierher; der Brief trifft ihn in Löwenberg).

‚Freiberg, 29. Oktober 1762.

Mein teuerster Bruder — Ich bin glücklich, Ihnen die angenehme Nachricht schicken zu können, daß Ihre Armee heute einen beträchtlichen Vorteil über die vereinigte österreichische und Reichsarmee davongetragen hat. Ich marschierte gestern nacht; ich war bis durch Wegfurt gekommen, indem ich den Spittelwald links liegen ließ[3], um von dem St. Michelsberge Besitz zu nehmen' (ihn, wenn nötig, zu stürmen) — ‚als ich auf die feindliche Armee traf. Ich machte zwei wirkliche und zwei Scheinangriffe. Der Feind leistete einen hartnäckigen Widerstand, aber die beharrliche Tapferkeit Ihrer Truppen errang den Sieg, und nach dreistündigem Kampfe mußte der Feind überall weichen. Ich kenne die Zahl der Gefangenen noch nicht, aber es müssen ihrer mehr sein als 4000. — Die Reichsarmee hat so gut wie gar keine Verluste gehabt; der Hauptstoß fiel auf die Österreicher. Wir haben eine große Menge Kanonen und Fahnen genommen; Generalleutnant Roth von der Reichsarmee ist unter unseren Gefangenen. Meiner Berechnung nach haben wir 2—3000 Mann verloren, unter den Offizieren keine von Bedeutung. Generalleutnant von Seidlitz leistete mir die höchsten Dienste. An einer Stelle, wo die Kavallerie nicht vorgehen

[1] Beschreibung der am 29. Oktober 1762 bei Freiberg vorgefallenen Schlacht (Seyfarth, Beilagen III. 365—376). Tempelhof VI. 235—258; Heldengeschichte VII. 177—181.
[2] „29 Bataillone und 60 Schwadronen" gegen „49 Bataillone und 68 Schwadronen" (Schöning III. 499).
[3] Tempelhof S. 237.

konnte' (am Saume des Spittelwaldes und seiner unpassierbaren Verschlingungen und Hindernisse), 'stellte er sich selbst an die Spitze des Fußvolks und zeichnete sich aufs glänzendste aus' (es war der Hauptsache nach seine Schlacht, Plan und alles, sagen einige übelwollende Privatberichte). 'Die Generale Belling und Kleist' (uns bekannte berühmte Obersten, die jetzt Generalmajor werden) 'taten ihr Bestes. Das ganze Fußvolk kämpfte bewunderungswürdig, kein einziges Bataillon wurde zurückgetrieben. Mein Adjutant' (Kalckreuth, ein berühmter Mann in den napoleonischen Zeiten lange nachher), 'welcher Ihnen dies überbringt, erhielt den Auftrag, an der Leitung des Angriffs durch den Spittelwald teilzunehmen.' (Und benahm sich gut dabei, können wir uns denken.) 'Wenn es Ihnen aus diesem Grunde gefallen sollte, ihn gütigst avancieren zu lassen, so würden Sie mich zu untertänigem Dank verpflichten. Es sind sehr viele Offiziere da, welche sich ausgezeichnet und mit Mut benommen haben, für die ich ähnliche Gesuche vorlegen werde. Sie werden mir erlauben, diejenigen zu bezahlen, welche Kanonen und Fahnen erobert haben' (hundert Dukaten per Kanone, fünfzig per Fahne, oder wie der Tarif sein mochte. — 'Sicherlich!' antwortete wohl Seine Majestät).

'Der Feind zieht sich auf Dresden und Dippoldiswalde zurück. Ich lasse ihm heute abend auf den Fersen folgen und werde das Resultat hören. Mein Adjutant ist mit allem bekannt und wird Ihnen über alles Bericht erstatten können, was Sie etwa über unsere gegenwärtige Lage zu wissen wünschen. General Wied wird, glaube ich, die Elbe morgen überschreiten.' (General Wied mit 10 000 Mann Hilfstruppen — auf die es zu gefährlich war, zu warten, oder vielleicht trieb uns ein Sporn in unserem eigenen Geiste?) 'Seine Ankunft würde' (nicht „würde gewesen sein", cela viendrait, nicht einmal viendra) 'würde mir sehr gelegen sein. Ich bin, mit aller Anhänglichkeit, mein teuerster Bruder — Ihr ergebenster Diener und Bruder — Heinrich[1].'

Morgen geht in Chiffre die folgende Depesche ab:

'Freiberg, 30. Oktober 1762.

General Wied' (der noch nicht eingetroffen ist, auch noch nicht einmal die Elbe überschritten hat) 'benachrichtigt mich, daß Prinz Albert von Sachsen' (der mit Verstärkungen, welche Daun sendet, hierher eilt) 'gestern bei Pirna über die Elbe gegangen sein muß' (kam hier nicht zum Vorschein mit seinen großen Verstärkungen, oder was hätte aus uns werden sollen!) 'und daß aus diesem Grunde er, Wied, selbst hinübergehen muß, was er morgen tun will. An demselben Tage sollen einige Bataillone vom General Hülsen zu mir stoßen, und übermorgen, wenn General Wied' (der, wie es scheint, über die Brücke von Meißen kommt) 'die Katzenhäuser erreicht haben wird, werden sämtliche Truppen des General Hülsen sich mit mir vereinigen. Unmittelbar darauf werde ich —[2].' Doch nichts weiter von dieser zweiten Depesche! Friedrichs Antwort ist der Mitteilung würdiger:

'Löwenberg, 2. November 1762.

Mein lieber Bruder — Die Ankunft Kalckreuthers' (so besteht er darauf, ihn zu nennen) 'und Ihres Briefes, mein lieber Bruder, hat mich zwanzig' (um nicht zu sagen vierzig) 'Jahre jünger gemacht. Gestern war ich sechzig, heute kaum achtzehn alt. Ich segne den Himmel, daß er Sie in Wohlsein' (bonne santé, so nennen wir die Bewahrung vor Verwundungen im Kampfe) 'erhalten, und daß die Dinge so glücklich abgelaufen sind! Sie befolgten die gute Maßregel, diejenigen anzugreifen, welche einen Angriff gegen Sie beabsichtigten, und haben durch ihre guten und tüchtigen Anordnungen alle Schwierigkeiten einer starken Stellung und eines tapferen Widerstandes

[1] Schöning III. 491, 492.
[2] Das. S. 493.

überwunden. Der Dienst, den Sie dem Staate geleistet, ist so wichtig, daß ich meine Dankbarkeit nicht hinlänglich auszudrücken vermag und warten will, bis ich es in Person tun kann.

Kalckreuther wird Ihnen erklären, was für Bewegungen ich —.' — — ,Wenn das Glück unsere Pläne auf Dresden begünstigt' (was in dieser späten Jahreszeit durchaus unmöglich ist), ,werden wir diesen Winter oder nächsten Frühling unzweifelhaft Frieden haben — und auf ehrenvolle Weise hervorgehen aus einer schwierigen und gefährlichen Lage, in welcher wir uns oft am Rande eines völligen Unterganges befanden. Und durch das, was Sie jetzt getan haben, wird Ihnen allein die Ehre gebühren, der österreichischen Hartnäckigkeit den letzten Stoß versetzt und den Grund des öffentlichen Glückes gelegt zu haben, welches die Folge des Friedens sein wird. — F.[1]'

Zwei Tage später, am 4. November, ist Friedrich in Meißen. Am 9. November kommt er nach Freiberg herüber und verlebt einen angenehmen Tag. Hält eine angenehme Umschau auf dem Schlachtfelde, wobei Heinrich und Seidlitz ihm als Führer dienen. Heinrich hat zur Förderung der Pläne gegen Dresden Kleist gegen die böhmischen Magazine ausgeschickt. „Das ist die einzige Art, wie man die Gegend von Dresden vom Feinde säubern kann!" denkt Heinrich immer. Kleist verbrennt das ansehnliche Magazin von Saatz, findet aber das große Magazin von Leitmeritz zu gut bewacht. — Ist hiernach bei solchen Schneestürmen und Hagelwetter Dresden nicht offenbar unmöglich, Majestät? Unmöglich, gibt Friedrich zu — um so bereitwilliger, als er jetzt sieht, daß der Friede auch ohnedies herankommt. Freiberg hat endlich der österreichischen Hartnäckigkeit den Hals gebrochen. „Fallt ein ins Reich!" befiehlt Friedrich jetzt Kleist, sobald Kleist von seinem Einfall in Böhmen zurückgekehrt ist. „Ins Reich, mit 6000, nach eurer alten Methode! Das wird die Reichsfürsten zum Frieden stimmen."

Kleist marschierte am 3. November und hielt das Reich in fieberhafter Aufregung bis zum 13. Dezember — während Plotho inzwischen im Reichstag verkündete: „Diejenigen Reichsfürsten, welche nach Frieden mit meinem König verlangen, können ihn haben. Diejenigen, welche Krieg vorziehen, können ihn auch haben!" Kleist, der sich auf die gehörige kunstvolle Weise verteilte, flog über das Vogtland hin nach Bamberg, bis nach Nürnberg selbst. (Das er gleichsam durch den Schall von Bockshörnern nahm, da er kein schwereres Geschütz hatte als Karabiner, und eine Woche lang besetzt hielt[2].) Was den Reichstag in keine geringe Unruhe versetzte und jedermann für den Frieden stimmte. Die Österreicher sahen das mit Vergnügen. „Wir verpflichteten uns feierlich, diese armen Leute vor Schaden zu bewahren, wenn sie sich mit uns vereinigten. Und siehe, es ist dreimal und viermal unmöglich geworden. Mögen sie von selbst wie reife Birnen in den Frieden hineinfallen. Wir können uns dann umwenden und sagen: ,Euch vor Schaden bewahren? Ja, wenn ihr nicht abgefallen wäret!'"

[1] Schöning III. 495, 496.
[2] Heldengeschichte VII. 186—194.

Am 24. November schließen alle Österreicher Waffenstillstand mit Friedrich, Waffenstillstand bis zum 1. März. — Alle Österreicher, und was eigentümlich ist, ohne irgendwelche Erwähnung des Reiches. Das Reich liegt widerstandslos zu den Füßen Kleists und seiner 6000. Stolberg ist noch in preußischer Nachbarschaft und kann jeden Tag aufgehoben werden. Stolberg eilt hinweg, um das Reich zu verteidigen, findet schon vor seiner Ankunft das Reich leer von Feinden — und rettet wenigstens seine eigene Haut. In einigen Monaten wird Stolberg sein Kommando niederlegen, und die letzte Reichs-Exekutionsarmee wird, nachdem sie ihre Tragikomödie solange gespielt, den Schauplatz dieser Welt verlassen.

Dreizehntes Kapitel / Der Hubertusburger Friede

Die preußischen Truppen bezogen Winterquartiere in der Meißen-Freiberger Gegend, dem alten sächsischen Gebiet, welches ihnen während der letzten drei Jahre so wohlbekannt geworden war. Raum genug in diesem Winter, „von Plauen und Zwickau nach Langensalza herum". Waffenstillstand mit jedermann und keine Störung zu erwarten vor dem 1. März. Die gewöhnlichen Rekrutierungen fanden statt oder sollten stattfinden — und ein Teil derselben übte eine unmittelbare Wirkung aus, wie wir sehen werden. Rekrutierungen, neue Ausrüstungen. „Seid jedenfalls gerüstet für den neuen Feldzug. Je gerüsteter wir sind, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, daß wir einen haben!" Friedrichs Hauptquartier ist Leipzig. Aber vor dem 5. Dezember kommt er nicht dort an. „Ich bin mehr mit Geschäften überhäuft als je!" klagt er. In Leipzig hatte er seine Neffen, seinen d'Argens, einige Wochen seinen Bruder Heinrich, endlich seine Berliner Minister, besonders Herzberg, als es sich um den wirklichen Abschluß des Friedens handelte. Heinrich war schon vorher nach Hause gegangen. „Da der Friede jetzt wahrscheinlich ist — nach Hause; und stärken wir unsere arme Gesundheit unter unseren Freunden in Berlin!"

Ehe der König nach Leipzig kam, machte er einen flüchtigen Besuch in Gotha. Vermutlich ist dies jetzt der einzige Bruchteil dieser vielfachen Wintervorgänge und Beschäftigungen, für welchen die Leser sich etwa interessieren können. Da ein Bericht darüber erhalten ist, lassen wir hier das Nötige darüber folgen. Von Meißen schreibt Friedrich an seine lichte Herzogin (immer ein lichtes, hohes und edles Wesen in seinen Augen): „Durch Ihre Erlaubnis ermächtigt" (er hat in höflicher Weise vorher angefragt), „werde ich die unendliche Befriedigung haben, Ihnen am 3. Dezember" (nach vier Tagen) „meine Aufwartung zu machen und Ihnen, Madame, die lebhaftesten und aufrichtigsten Versicherungen meiner Achtung und Freundschaft zu wiederholen." — „Einige meiner Kommissariatsbeamten haben sich schlecht betragen? Es soll eine strenge Untersuchung darüber

stattfinden[1]." Und wir sehen bald, daß sie stattfand. Aber der Besuch ist unser erstes.

Der Besuch fand demnach statt. Seidlitz, dessen man sich in Gotha seit seinem ersten schönen szenisch-militärischen Auftreten dort im Jahre 1757 wohl erinnerte, begleitete den König. Von den glänzenden Persönlichkeiten, die man einlud, ihn dort zu treffen, sind jetzt alle für mich verloren, mit Ausnahme Pütters, eines wirklich sehr gelehrten Göttinger Professors (gelehrt in Reichshistorie und dergleichen), welchen die Herzogin herberufen hatte. Bei dem undeutlichen Glanz Pütters, der für die meisten von uns matt ist wie ein Nachtlicht, das gerade ausgehen will, muß der nutzbare Teil unserer Einbildungskraft sich diesen glorreichen Abend in einer Art halbverwischter, Rembrandtscher Weise vorzustellen suchen. Denn es war nur einer — 3.—4. Dezember — da Friedrich früh am 4. fortmußte. Nachstehend ist Pütters Bericht in der dritten Person gegeben:

„Bei der Tafel wurde Pütter, der sich unter den Zuschauern befand, durch die Herzogin in die Nähe des Königs gerufen" (ob zur Rechten oder zur Linken, sagt Pütter nicht), aber „der König wandte sich gnädig um und unterhielt sich mit Pütter." Der König sagte:

König. ‚In der deutschen Geschichte ist noch vieles verborgen; da liegen noch viele wichtige Diplome in Klöstern versteckt.'

Pütter antwortete „schicklich"; das ist alles, was wir von Pütters Antwort wissen.

König (hernach). ‚Von Büchern über die Reichshistorie kenne ich nur den Père Barri[2].'

Pütter. — ‚Die Ausländer haben sich meist nur eines von Struv zu Jena geschriebenen lateinischen Werkes über unsere Geschichte bedient[3].'

König. ‚Struv, Struvius, den kenne ich nicht.'

Pütter. ‚Es ist schade, daß Barri nicht Deutsch gekonnt hat.'

König. ‚Barri war ein Lothringer; Barri muß Deutsch gekonnt haben.' — Dann, bei diesem Wink über die deutsche Sprache, wendet er sich an die Herzogin und erzählte ihr „in einem überaus aufgeräumten Tone, er habe in Leipzig einmal mit Gottsched davon gesprochen" (eine uns bekannte Unterredung), „daß die französische Sprache doch noch viele Vorzüge vor der deutschen habe, unter anderen, daß ein Wort oft in vielerlei Verstande gebraucht werden könne, wofür man im Deutschen oft mehrere Ausdrücke zusammensuchen müsse. Darauf habe Gottsched geantwortet: ‚Das wollen wir noch machen.' Diese Worte wiederholte der König etlichemal mit solchem Nachdruck, daß man wohl merkte, wie auffallend ihm die Anmaßung des Mannes vorgekommen sei" — wir wissen bereits, als was für ein gigantisches, hauptsächlich aus Wind bestehendes Wesen er diesen erhabenen Gottsched betrachtete.

[1] An die Herzogin, „Meißen, 29. November" (Oeuvres de Frédéric XVIII. 199).

[2] Barri de Beaumarchais (10 Bde. 4°, Paris 1748), eine äußerst schwache Irrlichtsäule bei Nacht, glaube ich — ausdrücklich kann ich dies bezeugen von Pfeffel, Abrégé Chronologique de l'Histoire d'Allemagne (2 Bde. 4°, Paris 1776), der bei Franzosen und Engländern Barri als patentierter Führer durch jene ungeheure Wildnis und ihre pfadlosen Labyrinthe nachgefolgt ist.

[3] Burkhard Gotthelf Struve, Syntagma Historiae Germanicae (2 Bde. fol., 1730).

Hierauf zieht Pütter sich wieder in die Reihen der Zuschauer zurück, stumm, wenigstens für uns, und unsichtbar wie der Rest dieses königlichen Abends in Gotha [1]. Hier ist jedoch ein Brief, welcher demselben zwei Tage später folgte:

Friedrich an die Herzogin von Sachsen-Gotha.

,Leipzig, 6. Dezember 1762.

Madame — Ich würde nie fertig werden, meine verehrungswürdige Herzogin, wollte ich Ihnen von allen den Eindrücken Rechnung ablegen, welche die Freundschaft, womit Sie mich überschütten, auf mein Herz hervorgebracht hat. Ich möchte dieselbe dadurch erwidern, daß ich auf alles eingehe, was Ihnen angenehm sein kann' (vor allem zunächst in bezug auf das Benehmen meiner Rekrutierungs- und Kommissariatsbeamten). ,Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen die Antworten zu schicken, welche auf die zwei mir von Ihnen übersandten Denkschriften eingelaufen sind. Es schmerzt mich tief, Madame, daß ich nicht imstande gewesen bin, Ihre Wünsche ganz zu erfüllen; aber wenn Sie die Lage kennten, worin ich mich befinde, so schmeichle ich mir, daß Sie einige Rücksicht auf dieselbe nehmen würden.

Ich habe mich hier' (in Leipzig, wie anderswo) ,mit Geschäften überhäuft gefunden, und zwar in einem Grade, wie ich es nicht erwartet hatte. Wenn es mir jedoch je möglich sein sollte, wieder hinüberzueilen und Ihnen in Person die Huldigung eines Herzens darzubringen, welches Ihnen treuer ergeben ist, als es das Ihrer nächsten Anverwandten sein kann, so werde ich gewiß die erste Gelegenheit, welche sich mir darbietet, nicht versäumen.

Die Herren Engländer' (Bute, Bedford und Comp., die ihre Präliminarien unterzeichnet und alle meine westfälischen Provinzen in einem Zustande gelassen haben, von welchem wir hören werden) ,fahren fort, mich zu verraten. Der arme Mitchell bekam einen Schlaganfall, als er davon hörte. Es ist abscheulich, aber ich will nicht mehr davon reden. Mögen Sie, Madame, alles Glück genießen, das ich Ihnen wünsche, und nicht einen Freund vergessen, der bis in den Tod mit Gefühlen der höchsten Achtung und der vollkommensten Hochschätzung sein wird — Madame, Ew. Hoheit treuester Cousin und Diener — Friedrich [2].

Seit zwei Wochen hat Friedrich nicht mehr gezweifelt, daß der allgemeine Friede jetzt wirklich bevorstehe. Am 25. November, zehn Tage vor diesem Besuch, kam ein sächsischer Geheimrat Baron von Fritsch, der auf Befehl seines Hofes insgeheim in Sachen des Friedens in Wien gewesen war, insgeheim in aller Eile zu Friedrich (Meißen, 25. November [3]). „Österreich erklärt sich bereit, einen Vertrag zu schließen; ist Ew. Majestät bereit dazu?" „Dreimal bereit, ich meinerseits, meine Bedingungen sind bekannt!" antwortete Friedrich — froher als irgendein anderer Mensch, daß dieser gequälten Erde ein allgemeiner Friede wiederkehre. Der Tanz der Furien schwingt sich hinweg, heim aus dem oberen Sonnenlicht. Die wütenden Rosse der Bellona eilen wieder für eine Zeit hienieden ihren Abgründen zu! —

Dies war ein Resultat, welches Friedrich als beinahe gewiß vorhergesehen hatte, seit die Franzosen und Engländer ihre Präliminarien unterzeichneten. Und nur eins verursachte ihm Besorgnis, der Zustand seiner

[1] Pütters Selbstbiographie S. 406, „angeführt bei Preuß" II. 277 Anm.
[2] Oeuvres de Frédéric XVIII. 201.
[3] Rödenbeck II. 193.

Rheinprovinzen und Festungen, besonders Wesels, welche seit sechs Jahren, seit dem Frühling 1757, in französischen Händen gewesen sind. Bute bedingt, daß jene Städte und Länder von seinem Choiseul geräumt werden sollen, sobald das Wetter und die Umstände es erlauben. Aber wunderbar genug hat Bute nicht die geringste Bedingung darüber gemacht, wem sie ausgeliefert werden sollen — Verbündete oder Feinde, das ist Bute einerlei. Fürwahr, eine schmachvolle Auslassung, mochte Pitt in seinem Zorne denken und das ganze Übereinkommen „einen schmachvollen Frieden" nennen, wie er es beharrlich tat, wäre auch kein anderer Artikel darin gewesen als dieser. Was auch Friedrich mit mindestens gleicher Stärke dachte und fühlte. Und in der Tat hatte gleich das erste Bekanntwerden der Sache ihn in die größte Verlegenheit gestürzt.

Denn Ihre Kaiserliche Majestät fing sofort an, Truppen in jener Gegend zusammenzuziehen. „Wir wollen die Übergabe entgegennehmen, da unsere Verbündeten uns in die Hände spielen!" Und Friedrich, der keine Truppen zur Verfügung hatte, mußte an einen anderen schnellen Ausweg denken und fand einen solchen. Er setzte nämlich seine Freikorps-Agenten und -Werber in Bewegung. „Werbt mir jene leichten Truppen Herzog Ferdinands, die sämtlich entlassen werden sollen, besonders jene sogenannte britische Legion. Sie sollen sämtlich entlassen werden. Werbt Ihr sie von neuem an! Ferdinand wird sie behalten, bis ihr es tut. Schnell!" Und es geschieht. Ein kleines Stück wirklicher Werbung unter den vielen Werbungen, die für die Zukunft betrieben wurden, wie wir oben bemerkten. Das genaue Datum derselben wird nicht erwähnt; es muß bald nach dem 3. November gewesen sein. Es waren ihrer 5—6000 Mann, und die Sache ging schnell vonstatten. Sie wurden in verschiedene Regimenter eingeteilt. Das Oberkommando wurde einem Oberst Bauer übertragen, unter diesem stand ein Oberst Beckwith, dessen Namen wir gehört haben. Diese erschienen zur Überraschung der Kaiserlichen Majestät und zur Bestürzung eines friedlichen Versailles plötzlich in den klevischen Ländern, gut postiert für Wesel und für Geldern an solchen Orten und in solcher Stärke und Beschaffenheit, wie angedeutet wurde. „Wir werden mit eurer Erlaubnis die Übergabe entgegennehmen!" Wesel ihnen eines Nachts mit dem Schwerte in der Hand zu entreißen, war Bauers Absicht gewesen. Aber es zeigte sich, daß nichts der Art notwendig sei. Die bloße Demonstration genügte. Die Franzosen verlangten weiter nichts, als in Frieden abzuziehen. Bauer mit seinen düsteren Augenbrauen ist ein gefährlicher Nachbar. Vielleicht waren die französischen Offiziere selbst Friedrich günstiger gestimmt als seinen Feinden. Genug, man kam zu einem geheimen Vertrag oder gegenseitigen Einverständnis auf Ehrenwort. Und an den elften und zwölften Tagen des März 1763 (als der Friede schon überall geschlossen war) sah Wesel endlich sehr öffentlich in großer Gala unter Feldmusik, militärischen Begrüßungen und gegenseitigen Festmählern die Franzosen alle hinaus- und

Bauer und seine Leute hereinmarschieren, zur großen Freude der armen Stadt[1].

Bald nachher — man bedauert, es zu erzählen, aber so unerbittlich war die Finanznot — wurden Bauer und seine Leute alle abgelohnt und wieder in die Welt hinausgeschleudert. Unbarmherzig abgelohnt durch einen notleidenden König. Es waren ungefähr 6000 dieser armen Kerle — Exemplare des unecht Heroischen unter Schwierigkeiten, aus allen Ländern der Welt; Beckwith, und ich weiß nicht, was für andere Exemplare des gesetzlos Heroischen, die sämtlich kassiert wurden, Offiziere und Gemeine, als sie nach Berlin kamen. Dasselbe geschah mit den früheren Freikorps und in der Tat mit allen nachfolgenden samt und sonders, „ausgenommen sieben", deren Namen die Leser nicht interessieren werden. Abgelohnt mit oder ohne Bedauern, so groß ist die Erschöpfung der Finanzen. Kleist, Icilius, Graf Hordt und andere widerstrebten und remonstrierten umsonst. Der König selbst ist unerbittlich wie die Arithmetik. „Kann 138 000 reguläre und 12 000 von anderen Truppenarten erhalten, nicht einen Mann mehr!" Der eifrige Icilius verwendete sich um einige Entschädigung für seine Offiziere, „teilweise Rückzahlung des Geldes, das sie aus ihrer eigenen Tasche hergegeben, als sie ihre jetzt entlassenen Leute anwarben". Nicht einen Deut! Des Königs Antwort ist ein Autogramm und noch vorhanden; nicht sehr orthographisch, aber sein Sinn klar wie das Licht: „Seine Offiziers haben wie die Raben gestollen, Sie Krigen nichts[2]." Lessings schönes Schauspiel Minna von Barnhelm gibt Zeugnis von einer bedeutenden öffentlichen Sympathie für diese verarmten Ex-Soldaten. Allerdings in gewisser Weise pathetisch; aber solche Dinge sind nicht zu vermeiden. Irreguläre Herren, welche die Welt als ihre Auster betrachten — besagte Auster schnappt plötzlich durch einen Zufall vor ihnen zu. Und sie müssen es auf der anderen Seite versuchen und wenig sagen! — Aber wir vergessen den Friedensvertrag selbst, der noch einige Worte erfordert.

Kleists Streifzug ins Reich brachte eine schöne Wirkung auf die dortigen Machthaber hervor. Und man ging gierig auf Plothos Anerbieten ein, wozu der Kaiser, so groß war seine Großmut, „freie Erlaubnis" gab. Wir erwähnten den Geheimrat von Fritsch und seine geheime kleine Unterredung mit Friedrich in Meißen am 25. November. Der Kurprinz von Sachsen, scheint es, veranlaßte diesen schönen Streich; seine Geschichte ist wie folgt. Seit dem 3. November haben die Franzosen und Engländer ihre Präliminarien unterzeichnet, und alle Nationen sehnen sich, dasselbe zu tun. „Laßt uns einen deutschen Vertrag zum allgemeinen Frieden machen!" sagte der Kurprinz von Sachsen, jener liebenswürdige Thronfolger, den wir zuweilen gesehen haben, der einen etwas krummen Rücken, aber eine muntere Gemahlin hat. „Von Herzen gern!" antwortete die polnische

[1] Preuß II. 342.
[2] Das. II. 320.

Majestät. „Und da ich in der Ferne bin, befördere du es, soviel du kannst, mein Sohn!" Hierauf wird Fritsch nach Wien und von dort nach Meißen geschickt, und beide Parteien antworten: „Ja." Bevollmächtigte werden ernannt. „Fritsch soll der unsrige sein. Sie sollen mein Schloß Hubertusburg zum Versammlungsort des Kongresses haben", sagte der Prinz. Und Donnerstag, 30. Dezember 1762, trafen die drei Würdenträger sich in Hubertusburg und fingen ihre Arbeiten an.

Dies ist das Schloß in der Gegend von Oschatz, welches Quintus Icilius' Leute bereitwillig zu plündern unternahmen, nachdem Saldern den Auftrag zurückgewiesen. Und sie plünderten es, wie wohlbekannt ist, am 22. Januar 1761, eine Begebenheit, von der Quintus nie das Ende hörte. Wie hoch der Betrag des Gewinnes oder der Grad der Beute und des Unheils war, welche Quintus' Leute dabei zuwege brachten, habe ich nicht erfahren können, schließe jedoch aus diesem neuen Ereignis, daß die Zertrümmerung nicht so beträchtlich gewesen war als der Lärm, oder daß jedenfalls das Schloß bald wieder in seinen früheren glänzenden Zustand hergestellt wurde. Die Bevollmächtigten, für Sachsen Fritsch; für Österreich ein von Collenbach, der uns unbekannt; für Preußen Herzberg, ein über seine Jahre hinaus erfahrener Mann, der später einen großen Namen in der preußischen Geschichte gewann — saßen hier bis zum 15. Februar 1763, d. h. sechs Wochen und fünf Tage. Wir überlassen ihre Protokolle besseren Richtern, die sie für gut erklären, und ziehen es vor, einige Worte von Friedrich selbst anzuführen, während er auf das Resultat ihrer Beratungen wartet.

Friedrich an Prinz Heinrich (zu Hause in Berlin).

‚Leipzig, 14. Januar 1763. — — Überrascht mich nicht, daß Sie Berlin zu seinem Nachteil verändert finden. Eine solche Reihe von Unglücksfällen muß sich am Ende in einem armen und von Natur unfruchtbaren Lande fühlbar machen, wo beständiger Fleiß erforderlich ist, seine Fruchtbarkeit zu unterstützen und die Produktion aufrechtzuerhalten. Ich werde jedoch zur Abhilfe dieser Not tun, was ich kann, wenigstens soweit meine geringen Mittel es erlauben.' —

‚Um Geldern und Wesel brauchen wir uns nicht zu sorgen. Alles dies ist unter der Obhut Bauers und seines neuen Freikorps. Zu Ende Februar wird der Friede unterzeichnet werden; zu Anfang April wird jeder sich zu Hause finden, wie im Jahre 1756.'

„Die Reichskreise sind im Begriff, sich zu trennen. Das macht mir wenig aus"; ‚aber es ist gut, langweilige brennende Reiser Stück auf Stück herauszuziehen. Ich hoffe, Sie amüsieren sich in Berlin; in Leipzig gibt es nichts als Bälle und Redouten, und meine Neffen unterhalten sich aufs schönste. Madame Friedrich, frühere Gartenmagd in Seidlitz' (einem Dorfe in der Neumark, wo diese Schöne Unkraut jätete — wenig an ein solches Glück denkend), ‚jetzt die Frau eines Offiziers der freien Husaren, ist die Hauptheldin dieser Festlichkeiten [1].'

Leipzig, 25. Januar 1763. ‚Danke für Ihre freundliche Sorge um mich. Ich werde sehr alt, lieber Bruder; in kurzem werde ich für die Welt ohne Nutzen und mir

[1] Schöning III. 528.

selbst eine Last sein. Es ist das Schicksal aller Geschöpfe, sich mit der Zeit abzunutzen — aber man muß trotz alledem sein Privileg, in Narrheit zu verfallen, nicht mißbrauchen.

Sie sprechen noch ohne volles Vertrauen auf unsere Unterhandlungen' (die drüben in Hubertusburg vor sich gehen). 'Allerdings ist das Kapitel der Zufälle unerschöpflich, und vieles mag sich noch zutragen, was der beschränkte menschliche Geist nicht vorhersehen kann. Aber nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge und dem Grade von Wahrscheinlichkeit zu urteilen, worauf die Menschen ihre Hoffnungen bauen, glaube ich, daß, ehe der Monat Februar ganz aus ist, unser Friede vollendet sein wird. Bei einem dauernden Übereinkommen müssen viele Dinge geordnet werden, die sich jetzt leichter ordnen lassen, als es je wieder möglich sein wird. Geduld! Hast ohne Förderung ist ein schädliches Verfahren [1].'

Am 5. Februar unterzeichnete das Trio in Hubertusburg die Präliminarien. Zehn Tage nachher wurde der Friedensvertrag selbst unterzeichnet und besiegelt. Alle anderen Verträge über denselben Gegenstand waren gleichzeitig zum Abschluß gediehen. England und Frankreich, die seit dem 3. November des vorigen Jahres fertig waren, unterzeichneten und schlossen ihren Vertrag am 10. Februar; das Reich am 11. Februar; Preußen, Österreich und Sachsen am 15. Februar, und der Dritte Schlesische oder Siebenjährige Krieg war vollkommen zu Ende [2].

Er hatte an Menschenleben — niemand kann sagen, wieviel gekostet. Nach Friedrichs Berechnung waren an wirklichen Mitkämpfern 853 000 von allen Nationen auf den verschiedenen Schlachtfeldern umgekommen. Der fünfte Teil davon oder 180 000 ist sein eigener Anteil. Und durch Elend und Verwüstung hat die Bevölkerung Preußens im allgemeinen sich um 500 000 vermindert, beinahe der zehnte Mann fehlte. Das ist der Verbrauch an Menschenleben. Andere Punkte sind im Vergleich hierzu nicht der Aufzählung wert. Wenn man statistische Angaben darüber wünscht, so hat man die zuverlässigsten Vermutungen darüber von demselben Kopfe, der in dieser Beziehung eine Autorität sein sollte [3]. Es war ein Krieg, ausgezeichnet durch — Archenholz wird euch mit melodischem Nachdruck sagen, was für ein außerordentlicher, großer und dreimal größerer Krieg es war. Es hat seitdem andere, weit größere Kriege gegeben — wenn Umfang ein Maß der Größe wäre, was keineswegs der Fall ist. Ich glaube, daß Personen, die ich nennen könnte, in diesem Kriege ein hohes Heldentum bewiesen haben. Eine Person kenne ich, deren Heldentum wirklich als ein höheres oder in seiner Art fast als das höchste bezeichnet werden muß, und ich meine, daß sie in bezug auf kriegerische Kunst und Tugend, Fähigkeit und Leistung bis jetzt noch keinen Nebenbuhler gehabt hat, noch auch wahrscheinlich bald haben wird. Die Preußen, wie wir einmal erwähnten, benutzen

[1] Schöning III. 529.
[2] Eine Kopie des Vertrages in Heldengeschichte VII. 624 ff.; in Seyfarth, Beilagen III. 479—495; in Rousset, Wenck usw.
[3] Oeuvres de Frédéric V. 230—234; Preuß III. 349—351.

ihn noch als ihr Schulmodell in jener Beziehung. Und wir — wenigstens ihr und ich — danken wohl Gott, daß wir jetzt damit zu Ende sind!

Von den Friedensverträgen in Hubertusburg, Paris und anderen Orten brauchen wir nur wenig zu sagen. Man findet sie in unzähligen langweiligen Büchern, und von den 158 Artikeln, welche man dort zählen kann, würde nicht ein einziger gegenwärtig für uns von Interesse sein. Die wesentliche Bedeutung des Ganzen liegt jetzt in drei Punkten, welche in jenen Dokumenten gar nicht erwähnt oder berücksichtigt sind, obgleich wir hier wiederholt darauf angespielt und hingedeutet haben.

Die Entscheidung zwischen Österreich und Preußen bemüht sich, in allen Dingen einfach den Zustand vor dem Kriege herzustellen, und tut dies in allen äußeren oder handgreiflichen Beziehungen nach einem Orkan des Kampfes, desgleichen die zivilisierte Welt seit dem Dreißigjährigen Kriege nicht erlebt hatte. Einem Orkan, der unzweifelhaft aus den höllischen Regionen entsprang und die obere Welt von Süden nach Norden und von Osten nach Westen sieben Jahre lang verdunkelte, um dann mit einem allgemeinen Stand wie vorher zu enden. Ja fürwahr, der Orkan war höllisch; aber auch der Himmel hatte in der Stille seine Zwecke dabei. Auch ist der bloße Verbrauch der teuflischen Wut der Menschen, wie bei einem gegenseitigen Zusammenstoß feindlicher Elektrizitäten unter Zurückführung zum Gleichgewicht und Wiederherstellung von Null und Ruhe, nach sieben Jahren nicht das einzige und das Hauptresultat, welches gewonnen wurde. Unausgesprochen und von keinem Mitlebenden zu jener Zeit geträumt sind bei einem Überblick aus dieser Entfernung folgende dreifache Resultate sichtbar. Wir wollen sie nacheinander anführen:

1. Es ist unmöglich, diesem Manne Schlesien zu entreißen, unmöglich, ihn in die orthodoxen alten Grenzen einzuzwängen. Er und sein Land sind handgreiflich über dieselben hinausgewachsen. Österreich entsagt der Aufgabe. „Wir haben Schlesien verloren!" Ja, und was ihr noch kaum wißt — und was, wie ich bemerke, Friedrich selbst noch weniger weiß — Deutschland hat Preußen gefunden. Preußen, scheint es, kann nicht erobert werden, obgleich die ganze Welt es versucht. Preußen hat seine Feuertaufe zur Befriedigung der Götter und Menschen bestanden und ist hinfort eine Nation. An- und zugehörig zu dem armen, aus den Fugen gerissenen Deutschland gibt es hinfort eine der Großmächte der Welt, eine wirkliche Nation. Und eine Nation, die sich nicht auf erloschene Traditionen, Perückentum, Papsttum und unbefleckte Empfängnisse gründet, nein, sondern auf lebendige Tatsachen — Tatsachen der Arithmetik, Geometrie, Gravitation, Martin Luthers Reformation und dasjenige, woran sie wirklich glauben kann — zum unendlichen Vorteil besagter Nation und des armen Deutschlands. Eine Nation zu sein und das zu glauben, wovon ihr überzeugt seid, statt euch zu stellen, als glaubtet ihr, wozu die Teufel um euch her euch bestochen und eingeschüchtert haben

— was für ein Vorteil für alle Beteiligten! Wenn Preußen seinem Sterne folgt — was es wirklich zu tun versucht, trotz gelegentlichen Strauchelns!

Um Deutschlands willen hofft man immer, daß Preußen es tun werde, und daß es seine verschiedenen Kinderkrankheiten überstehen möge, ohne Tod. Obgleich es traurige Stürze und Krisen gehabt hat und vielleicht gerade jetzt sich in einem seiner schlimmsten Flußfieber befindet, dem Flußfieber der parlamentarischen Beredsamkeit oder der Wahlurne. Eine der gefährlichsten Krankheiten des nationalen Wachstums, gegenwärtig äußerst vorherrschend in der Welt — in der Tat unvermeidlich, aus Gründen, welche einleuchtend genug sind. „Sic itur ad astra"; alle Nationen sind überzeugt, daß der Weg zum Himmel im Abstimmen liegt, im beredten Bewegen der Zunge in den Parlamentshäusern. Krankheiten, wirkliche oder eingebildete, erwarten Nationen wie Individuen und lassen sich nicht zurückweisen, sondern müssen bestanden und durchgemacht werden, so gut es eben geht. Masern und Bräune, ihr könnt sie auch bei Nationen nicht verhindern. Ja, selbst Moden, die Mode der Krinolinen zum Beispiel (wie unendlich viel mehr die der Wahlurne und des vierten Standes!), könnt ihr selbst die verhindern? Ihr müßt Geduld dabei haben und hoffen!

2. In bezug auf England. Seine Jenkins'-Ohrfrage ist endlich erledigt. Nicht allein Freiheit auf der See, sondern, wenn es dazu nicht zu weise wäre, Herrschaft zur See. Das Hüteramt der Freiheit für alle anderen. Herrschaft zur See für diesen weisen Zweck. Amerika soll englisch sein, nicht französisch! Was für ein Resultat ist das, wenn auch kein anderes da wäre! Fürwahr, eine bedeutende Tatsache in der Weltgeschichte! Eine Tatsache, die, wie ich glaube, nach meinem besten Dafürhalten und Vergleichung aller Wahrscheinlichkeiten und Umstände hauptsächlich Pitt zu danken ist. Und ist am Ende nicht jedermann mehr oder weniger dankbar dafür? O meine englischen Brüder, o meine Yankee-Halbbrüder, wie vergeßlich sind wir gegen diejenigen, welche uns Wohltaten erwiesen haben!

Dies sind die Resultate für England. Und nach ihnen, wären sie und die anderen Elemente einmal zur Reife gediehen, muß das arme Land in ein Handeltreiben, Kolonisieren, Niederlassen in der Fremde und Goldgraben hineingeraten, wie es selbst die betrunkensten Träume von Jenkins übersteigt (angenommen, daß Jenkins dem Trunke ergeben war) — und in Wahrheit von einem allgemeinen Aufruhr von Maschinerien, Eldorados und „beispiellosem Wohlstand" erfüllt werden, welcher in den jetzt gekommenen Tagen einen großen Lärm verursacht. Ein Wohlstand, der offenbar nicht erhabener Art ist. Der inzwischen das einstmals achtbar reinliche und wohlanständige Antlitz Englands mit Kotflecken, Rußflecken, verschiedenartigem Unflat und Greueln bedeckt hat und dem erstaunten Herzen, welches einst bessere Einsicht hatte, die Allmacht rasch erworbenen Reichtums predigt. Seine Ohren und seine Seele mit Geschrei

und metallischem Klingen, wahnsinnigem Lärm und wahnsinniger Eile meistens nach irgendwohin erfüllt. Und wohl in denjenigen seiner Söhne, welche überhaupt noch nachdenken, tiefere und verhängnisvollere Fragen wachruft, als je zuvor in der englischen Geschichte aufgetaucht sind. Wie in dem vorhergehenden Falle müssen wir auch hier Geduld haben und hoffen.

3. In bezug auf Frankreich. Es scheint, daß das edle alte Deutschland mit seiner Frömmigkeit und unbezwinglichen stummen Tapferkeit, solchem menschlichen und göttlichen Reichtum inmitten der Trümmer alter und neuer Wirrsale, nicht in vier Stücke zerschnitten werden und nach der Pfeife von Versailles oder irgendeiner anderen Pfeife tanzen soll. Ganz im Gegenteil! Für Versailles selbst, mag Versailles es lesen oder nicht, ist die Handschrift an der Wand erschienen: „Du bist in der Wage gewogen und zu leicht befunden worden!" (endlich selbst „zu leicht befunden"). Frankreich, geschlagen, entblößt, gedemütigt, sündig und unbußfertig, von bloßen Sündern und im besten Falle von geistreichen Narren (fous pleins d'esprit) regiert — bricht zusammen wie ein Geschöpf, dem seine Glieder den Dienst versagen, sinkt in bankerotte Ruhe, in namenlose Gärung und allgemeine Fäulnis. Fault, niemand ahnt, welchem Ziele entgegen — fault entgegen jener dreifach außerordentlichen, spontanen Verbrennung, welche im Jahre 1789 aufloderte. Und hat allmählich oder durch Aussprengung über die ganze Welt hin dieses unerwartete Losbrechen aller gefesselten Teufeleien (unter anderen gefesselten Dingen) und diese wilde Feuersbrunst der Anarchie veranlaßt, in der es das Schicksal unseres armen Geschlechtes ist — ich weiß nicht, wie viele Jahrhunderte noch — zu leben. „Verbrenne dich, mein schönes Kind!" hatten die Schicksalsgöttinnen zu dieser belle France gesagt, die es immer so liebt, zu glänzen und zu überglänzen: „Selbstverbrennung — wirst du auf diese Art nicht glänzen, wie keins von den andern noch geglänzt hat?" Glänzend, ja fürwahr, bis du zum caput mortuum geworden bist, mein schönes Kind (wenn du nicht neue Weisheit erlangst!). — Aber um nicht weiter abzuschweifen:

Mittwoch, 16. März, nachdem alle sächsischen Angelegenheiten — unter andern auch die „acht sächsischen Schulmeister", welche in Preußen als Muster dienen sollten — erledigt waren, verließ Friedrich Leipzig, gleichsam mit dem Siebenjährigen Krieg sicher in seiner Tasche. Fuhr nach Moritzburg zum Diner mit dem liebenswürdigen Kurprinzen und seiner noch liebenswürdigeren Gemahlin. „Eurer Hoheit verdanken wir diesen Friedensschluß!" Ein Diner, von welchem die Leser wieder hören mögen. In Moritzburg, wo einst mit den Lacys ein solches Rasseln und Kämpfen stattfand. Hierauf eilte er nach Schlesien und brachte dort acht Tage mit Anordnungen und Inspektionen zu.

Mittwoch, 30. März, kommt Friedrich auf seinem Heimwege von Schlesien in Frankfurt an der Oder an. Besichtigt dort das Schlachtfeld von Kunersdorf (seine Gedanken dabei kann man sich vorstellen), eilt früh am Nachmittag wieder vorwärts, hat an einem der Halteplätze (einem Ort namens Taßdorf) eine Unterredung, von welcher wir hören werden, und fährt zwischen 8 und 9 Uhr abends nicht durch die Empfangsfeierlichkeiten und die gedrängten Straßen nach dem Schloß in Berlin. „Begibt sich sofort in die Gemächer der Königin." Die Königin, die Prinzessinnen und der Hof sind alle seit einiger Zeit triumphierend zurückgekehrt. Speist dort mit Ihrer Majestät der Königin und diesen heiteren Wesen zu Abend — ein schönes Abendessen, und hätte es aus nichts bestanden als aus Kresse und Salz. Und genießt nachher einmal wieder einen gesunden Schlaf unter seinem eigenen Dache[1]. Am folgenden Tage „machte der König Geschenke an" — gewissermaßen an alle. „Die Königin erhielt 15 000 Taler, die Prinzessin Amalie 4000 Taler" und so weiter — und sah alle treuen Herzen um sich her froh, froher vielleicht, als sein eigenes war.

[1] Rödenbeck II. 211, 212; Preuß II. 345, 346 usw.

Einundzwanzigstes Buch

Nachmittag und Abend von Friedrichs Leben
1763—1786



Erstes Kapitel / Einleitendes

Die zwölf Herkulesarbeiten dieses Königs sind hier beendet. Was in der Weltgeschichte von ihm gefordert wurde, ist getan. Es bleiben für Friedrich noch dreiundzwanzig fernere Lebensjahre übrig, welche für die preußische Geschichte so bedeutungsvoll sind als möglich, aber die europäische Geschichte nicht wesentlich angehen, da Europa die Bahn eingeschlagen hat, worauf wir es jetzt erblicken. Auf dem großen Welttheater ist der Vorhang für einen neuen Akt gefallen. Friedrichs Rolle, wie die aller andern, ist gegenwärtig ausgespielt. Während des Restes seiner Regierung finden in der Tat nirgends weltgeschichtliche Ereignisse statt, bei welchen man verweilen könnte. Daß Amerika englisch, daß Preußen eine Nation sein soll, ist entschieden. Die Franzosen befinden sich am Ende ihrer Versuche, Deutschland in vier Stücke zu zerschneiden, in Erstarrung, Hoffnungslosigkeit und Fäulnis versunken, einer Zukunft entgegengärend, die sie nicht kennen. Der Selbstverbrennung entgegen im Jahre 1789 und viele Jahre nachher.

Dort, Leser, dort ist euer nächster Meilenstein in der Geschichte der Menschheit! Jenes allgemeine Aufbrennen des Luges und Truges wie im Feuer der Hölle. Der Eid von fünfundzwanzig Millionen Menschen, welcher seitdem der Eid aller Menschen geworden ist: „Wir wollen lieber sterben, als länger unter Lügen leben!" — Das ist der neue Akt in der Weltgeschichte. Der neue Akt — oder wir können es einen neuen Teil nennen. Drama der Weltgeschichte, dritter Teil. Wenn der zweite Teil vor 1800 Jahren anfing, so glaube ich, daß dies der dritte Teil sein wird. Dies ist das wahrhaft himmlisch-höllische Ereignis, das seltsamste, welches seit tausend Jahren stattgefunden. Denn es bezeichnet den Ausbruch der ganzen Menschheit in Anarchie, in den Glauben und die Praxis der Regierungslosigkeit — das heißt (wenn man aufrichtig sein will): in eine unbezwingliche Empörung gegen Lügenherrscher und Lügenlehrer, was ich menschenfreundlich auslege als ein Suchen, ein sehr unbewußtes, aber doch ein todernstes Suchen nach wahren Herrschern und

Lehrern. Das ist die einzige Tatsache der Weltgeschichte, welche gegenwärtig der Beachtung wert ist, und man kann nicht sagen, daß Friedrich damit weiter viel zu tun gehabt habe.

Auch ist der Fortschritt einer französischen und europäischen Welt, die schweigend einem solchen Ende entgegenreifen und faulen, kein Gegenstand, bei welchem man zu verweilen wünscht. Erst wenn die Selbstverbrennung beginnt und vielfarbig mit lautem Getöse die ganze Welt auf viele hundert Jahre in anarchische Flammen einhüllt, dann ist das Ereignis da, ein Ereignis, welches alle Menschen beachten und untersuchen und erforschen sollen als das seltsamste, was sich je zugetragen. Jahrhunderte davon liegen noch vor uns, mehrere traurige, schmutzig-aufgeregte Jahrhunderte, die wenig nütze. Vielleicht noch zwei Jahrhunderte, vielleicht noch zehn eines solchen Entwicklungsganges, ehe das Alte vollständig ausgebrannt ist und das Neue in erkennbarer Gestalt erscheint. Das tausendjährige Reich der Anarchie — kürzt es ab, gebt euer Herzblut hin, es abzukürzen, ihr heroisch Weisen, die da kommen! Denn es ist die Vollendung aller Anarchien, welche sind und waren — was, wie ich hoffe, immer ihren Tod (ihren zeitweiligen Tod) bedeutet. Den Tod der Anarchie oder eine Welt, die noch einmal ganz auf Tatsachen, besseren oder schlechteren, aufgebaut wird und in welcher der lügende, phrasenhafte Lehrer des falschen Scheins, dessen Name Legion ist, und der noch (meist wenig seiner selbst bewußt) lärmend von einem Gestade zum andern schwärmt, eine erloschene Größe geworden ist, von der man wohl *weiß*, daß sie hinabgegangen ist ins Nichts! —

Es gab vorher Anarchien, kleine und größere. Aber bis zu der französischen von 1789 war keine lange denkwürdig. Alle waren im Vergleich damit Zwerge und keiner besonderen Erwähnung wert. Im Jahre 1772 wurde die Anarchie von Polen, nachdem sie etwa dreihundert Jahre lang eine ansehnliche Anarchie gewesen war, vernichtet — was man vernichtet nennen kann — indem damals zuerst entscheidende Mittel dagegen angewandt wurden. Eine sicherer Vernichtung entgegengeführte Anarchie. Im Jahre 1775 wiederum begann jenseits des Meeres eine andere viel ansehnlichere Anarchie, die wenig träumte, daß man sie eine Anarchie nennen könne, die sich im Gegenteil Freiheit, Menschenrechte nannte und sich selbst in endlosen Siegesliedern besang, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt. Eine Anarchie, welche seitdem das Universum herausgefordert hat, ihresgleichen aufzuweisen. Und die endlich emporgeflammt ist als ein unabhängiges Phänomen, beispiellos in ihrer häßlichen *selbstmörderischen* Art — und sehr des Ausbrennens bedarf, damit eine neue Ordnung unter wahrhaftigeren Bedingungen anfangen könne. Aber weder die *Teilung Polens* noch der *amerikanische Unabhängigkeitskrieg* haben viel allgemeine Bedeutung. Noch lohnt es sich, in der Geschichte dabei zu verweilen, es sei denn als Vorläufern von 1789.

Von uns hier mögen sie, sofern Friedrich damit zu tun hat, eine mehr oder weniger vorübergehende Erwähnung verdienen. Aber die Weltgeschichte, eilig, wie sie ist, um bei dem allgemeinen Scheiterhaufen und schließlichem Verbrennen des Lugs und Trugs in dieser armen Welt anzukommen, wird weniger und weniger zu sagen haben von kleinen Tragödien und warnenden Symptomen.

Es ist merkwürdig, daß der geschäftige und beständig wachsame und berechnende Friedrich, in Tätigkeit gehalten durch seine Gefahren von österreichischen Übergriffen, russisch-türkischen Kriegen, bayrischen Erbfolgen und anderen Unruhen und Anarchien in seiner Nähe, in Frankreich keinen Grund zu Befürchtungen fand. Nichts dort zu bemerken fand als von Zeit zu Zeit in sorgloser Weise seinen bettelhaft verfallenen Zustand, der in den Künsten, den Waffen und den Finanzen so seltsam gesunken ist — für ihn meistens ein Gegenstand des Mitleids, denn er hat noch Liebe für Frankreich — und nicht das geringste Anzeichen jener unermeßlichen, alles verschlingenden Französischen Revolution erkennt, die in der Luft lag. Weder Voltaire noch er sehen eine solche Begebenheit im mindesten voraus. Voltaire und er sehen zu ihrer Befriedigung, daß der Aberglaube sichtbar schwindet. Friedrich mißbilligt sogar Voltaires leidenschaftliches Verfahren gegen L'Infâme. „Wozu denn diese Leidenschaft? Anderer Unsinn, diesem ganz gleich, wird sicher hinterher kommen. Tragt Sorge für eure eigene Haut!" Voltaire und er, und besonders Voltaire, sind tief durchdrungen von den Greueln und dem Elend, welche für die Menschheit aus einem fanatischen päpstlichen Aberglauben oder Glaubensbekenntnis von Unglaublichkeiten hervorgegangen sind, welche (es sei denn aus der Kehle nach außen hin, von der verwirrten Zunge nach außen hin) die Orthodoxen selbst nicht glauben können, sondern nur vorgeben und sich bemühen, zu glauben. Dies nennt Voltaire „L'Infâme", und dies — was für einen Namen können wir ihm geben? Ein Mensch, welcher an Falschheiten glaubt, ist sehr elend. Ein Mensch, der sie nicht glauben kann, sondern nur vorgibt und sich bemüht, zu glauben, und doch mit der Macht des Schwertes bewaffnet ringsum Drohungen und Schläge ergehen läßt, um alle seine Nächsten zu zwingen, daß sie tun wie er selbst: was soll man mit solch einem Menschen machen? Die menschliche Natur nennt ihn ein Ärgernis der menschlichen Gesellschaft, das gefesselt, geknebelt und beseitigt werden muß. Die menschliche Natur, wenn sie sich in einem erschreckten und gefährdeten Zustande befindet, während das Schwert dieses Menschen um sie klirrt, nennt ihn „infam" und eine Mißgeburt des Chaos. Er ist in der Tat die auserwählte Mißgeburt jener Region, der Patriarch aller Mißgeburten, so wenig er sich dies träumen läßt. Er träumt vielmehr, er sei ein Engel des Himmels, der arme Elende, und hält sich in heiteren Augenblicken für einen solchen. Bedlam hat keinen wahnsinnigeren Insassen.

Und ich denke oft, daß es noch einmal nötig sein wird, ihn festzubinden (so schwach er jetzt auch vergleichsweise ist und so abgeneigt die Menschen dem Fesseln und Binden sind). — So viele hilflose, schwache Seelen wandern umher, die ihre rechte Hand nicht von der linken unterscheiden können und ihm zur Beute fallen. „L'Infâme" nenne auch ich ihn — obgleich ich gut genug weiß, wie wenig er in seinem armen, verwirrten, betäubten und verdummten Geiste sich bewußt ist, daß er den Namen verdient. Ein größerer Feind Gottes und Freund des Bösen wandelt in unseren Tagen nicht auf der Erde.

Anarchie in der Gestalt religiöser Sklaverei war es, was Voltaire und Friedrich rings um sich her sahen. Anarchie in der Gestalt der Empörung gegen die Autorität hatten Friedrich und Voltaire sich nie als möglich träumen lassen, und nicht die geringste Vorstellung davon lebte in ihrem Geiste. An einer oder vielleicht an zwei Stellen findet man bei Voltaire eine grimmige und zugleich frohe Ahnung, die er nicht als Prophezeiung gibt, aber als eine innere Zuversicht in einem Augenblick der Hoffnung empfindet, wie diese priesterlichen Lügen-Hierarchien ganz in Stücke gerissen werden, wahrscheinlich ganz plötzlich, sobald das Volk einmal zur Einsicht über sie kommt. Ja, mein vielleidender M. de Voltaire, in Stücke gerissen oder in die Luft geschleudert, wie beim Erwachen des Vesuvs eines Tages — Erwachen des Vesuvs nach zehn Jahrhunderten des Schlummers, wenn sein Krater ganz von Gras und Büschen überwachsen und, wie ich höre, von zahlreichen „Wölfen bewohnt ist", die er nach warnendem, von keinem Wolf oder Busch beachtetem Grollen massenhaft, zehn Morgen auf einmal, auf schreckliche Weise in die Luft schleudern wird[1]! Einen derartigen Gedanken über die priesterlichen Lügen-Hierarchien habe ich irgendwo bei Voltaire gefunden. Aber über die sozialen und bürgerlichen Lügen-Hierarchien (die ebenfalls verdammt sind, wenn sie es wüßten, und in der Tat jüngere Begleiterscheinungen der priesterlichen sind und in gewissem Sinne Söhne und Erzeugnisse derselben und der Teilnahme an ihren Plagen nicht entgehen können) findet sich keine Andeutung bei Voltaire, obgleich Voltaire zuletzt nur fünfzehn Jahre von dem Ereignis entfernt war (1778—1793), noch auch bei Friedrich, obgleich er beinahe den Beginn des Ereignisses erlebte.

Da Friedrichs Geschichte von nun an die Geschichte eines preußischen Königs ist, ist sie von besonderem Interesse für Preußen. Uns interessiert sie hauptsächlich als die Biographie eines ausgezeichneten Mitmenschen. Friedrichs Biographie, seine Physiognomie, wie er ruhig auf seinem eigenen Erntefeld, unter seinem eigenen Volke, alt wird, hat noch ein Interesse, und jeder dahin gehörende Charakterzug wird uns willkommen

[1] Der erste moderne Ausbruch des Vesuvs A. D. 1631, nach einem langen Zwischenraum der Ruhe.

sein. Aber dies ist so ziemlich alles, was jetzt für uns von Bedeutung ist. Und nicht einmal hiervon sehr viel, da Friedrich, der in seiner Art einzige König, als Mensch keine solche Tiefe und Eigentümlichkeit in tragischer, humoristischer, religiös-frommer oder anderer Beziehung besitzt, um von diesem Gesichtspunkt aus viel Malerei zu rechtfertigen. Äußerste Kürze geziemt uns unter diesen Umständen. Und in der Tat, es gibt — (was uns bereits in verschiedenen Teilen dieses Unternehmens begegnete; denn die Natur ist in ihrer stillen Weise immer eine Art Künstlerin in solchen Dingen) — noch andere Umstände, welche uns in bezug auf Einzelheiten keine Wahl lassen. Brauchbare Einzelheiten über Friedrichs späteres Leben sind, wenn wir sie auch geben wollten, nicht vorhanden. Massen ungeordneter Trödelwaren, die vor euch ausgeschüttet werden, trockner Schutt, der mit ungemeinem Fleiße hundert Jahre lang angehäuft wurde, bis ihr vor dem auf den Schutt-Pelion getürmten Schutt-Ossa die Sterne und Azimute aus den Augen verliert. Ganze Gebirge, die anscheinend aus nichts bestehen als aus verglühten Kohlen und Kehricht. (Wiewohl Bruchstücke und Reste darin verborgen liegen, könntet ihr sie nur finden!) — Das sind die Einzelheiten, welche brauchbar sein werden! Anekdoten gibt es in Masse, aber von ungewisser Qualität, und vor allem von zweifelhafter Echtheit. Man erinnert sich kaum irgendeiner Anekdote, die vollständig glaubwürdig scheint oder uns Friedrichs Physiognomie auf überzeugende Weise wiedergibt. Ein so nachlässiges Geschöpf ist die preußische Klio gewesen — mit allen möglichen losen Aufgaben auf der Erde und in der Luft beschäftigt und so gut wie unbekümmert um diese höchst dringende Aufgabe in ihrem eigenen Hause. Friede sei mit ihr! Warum sollen wir noch ein anderes hartes Wort gegen sie aussprechen, indem wir auf alle Ewigkeit Abschied von ihr nehmen. —

Die praktische Tatsache ist, daß dasjenige, was wir von nun an zu liefern haben, mehr die Natur eines losen Anhangs von Dokumenten hat als die einer fertigen Erzählung. Lose Dokumente, die — wir wollen dies hoffen — dem Leser durch Fleiß verständlich und erträglich gemacht werden können. Mehr vermögen wir nicht für ihn zu tun. Keine fortlaufende Erzählung ist uns von nun an möglich. Um der Schlußepoche Friedrichs willen wollen wir uns zum letztenmal mit jenem wüsten, verwickelten Schauspiel befassen, worunter das Andenken Friedrichs, welches in allen seinen Epochen hell und lesbar hätte sein sollen, begraben liegt, und wollen, wie vorher, eine Sammlung und Anordnung versuchen. Was uns selbst menschlich anmutet, mag sich vielleicht als von allgemein menschlichem Interesse erweisen. Bei dem wildesten Chaos von Trödelwaren und Mängeln der Herausgeber kann (vorausgesetzt, daß die Herausgeber nur die Wahrheit sagen, was bei diesen armen Menschen der Fall ist) d i e s getan werden. Trennt das Lebende von dem Toten! Wählt dasjenige aus, was einige Bedeutung hat, laßt sorgfältig aus, was keine hat!

So werdet ihr gewissermaßen das Andenken eines Helden wie ertrunkene Ehre an den Locken emporziehen und es in die Sichtbarkeit hinein retten.

Daß Friedrich bei seiner Heimkehr so schnell als möglich dem Wirrwarr von Freudenbezeugungen und Beifallsrufen in den Straßen entfloh, sich geradeswegs in seine Schloßkapelle in Charlottenburg begab, die Musiker herbeirief, oder schon hatte herbeirufen lassen, und sich dort ganz allein, ohne von jemand gesehen zu werden, in seinen Mantel gehüllt dasitzend, Grauns oder eines anderen großartiges Tedeum aufführen ließ in Meeren von Melodien — besänftigend und heilsam für die verwandelte Seele, die manche Dinge in sich umherwälzte — ist ein populärer Mythos von schöner und angemessener Art, aber nichts als ein Mythos ohne wirkliche Begründung, obgleich eine lose und scheinbare dafür existierte[1]. Unzweifelhaft hatte Friedrich seine eigenen Gedanken, als er nach einer solchen Fahrt durch die Abgründe wieder in Berlin einzog und sich selbst und sein Land noch da fand, wiewohl einsam und in einer Welt wilder Schiffbrüche. Er war nicht ohne Frömmigkeit, aber dieselbe nahm nicht die Form äußerer Devotion an, und seine Gewohnheiten hatten nichts Klerikales.

Was vollkommen bekannt ist und weit mehr bekannt zu sein verdient, ist die unmittelbare praktische Behendigkeit, womit er die Ausbesserung jener gewaltigen Trümmermasse begann, und der erstaunliche Erfolg, welcher seine Bemühungen krönte. Seine Methode, seine schnellen Erfindungen und Maßregeln in Hinsicht auf dies Geschäft sind für Preußen noch denkwürdig, und für andere Länder möchte es von Nutzen sein, wenn sie besser bekannt wären, als sie es sind. Uns (und das ist das einzige, was wir hier damit tun können) werden sie zeigen, daß dies noch der alte Friedrich ist mit seiner alten Tätigkeit und Schnelligkeit, die in Wahrheit ungeschwächt, lebhaft im Frieden wie im Kriege fortdauern bis an das Ende seines Lebens und seiner Regierung.

Die Schnelligkeit, mit welcher Preußen sich erholte, war außerordentlich. Nach wenig mehr als einem Jahre (1. Juni 1764) waren die Münzangelegenheiten wieder in völliger Ordnung. 1765 hatte der König, anderer Dinge nicht zu gedenken, „in Schlesien 8000, in Pommern 6500 Häuser" wieder aufgebaut[2]. Preußen hat sich als Nation Verdienste erworben, und trotz aller seiner Wunden und Trümmer ist und war es noch in einem gesunden Zustande, fähig, sich bald wieder zu erholen. Preußen hat sich gegen eine überwältigende Übermacht verteidigt — das tapfere Preußen. Aber die wahrhafte Seele seines Verdienstes war, daß es verdient hatte, von einem solchen Könige geführt zu werden. Ohne diesen König würden seine ganze Tapferkeit, Disziplin und Kriegsbereitschaft

[1] Bei Preuß II. 346 alle Einzelheiten.
[2] Rödenbeck II. 234, 261.

Preußen wenig genützt haben. Kein Wunder, daß Preußen gegen seinen großen Friedrich, gegen seine hohenzollernschen Herrscher im allgemeinen noch seine Loyalität bewahrt. Ohne diese Hohenzollern war Preußen, wie wir vor langer Zeit sahen, die unglücklichste der deutschen Provinzen gewesen und hätte nie den Anspruch erheben können, überhaupt als eine Nation zu existieren. Ohne diesen besonderen Hohenzollern würde es wieder zertreten worden sein, nachdem es anscheinend erfolgreich gewesen war. Einen Friedrich den Zweiten als König über sich errungen zu haben, war Preußens größtes Verdienst.

Ein zufälliges Verdienst, meint der Leser? Nein, Leser, du magst mir glauben, es ist keineswegs ganz ein solches. Ja, ich glaube vielmehr, könnten wir die Rechnungsbücher des aufzeichnenden Engels während einer Reihe von Jahrhunderten durchblättern, daß es in keinem Punkte zufällig ist. Es gibt Nationen, bei welchen ein Friedrich möglich ist oder sein kann, und wiederum gibt es Nationen, bei welchen er nicht möglich ist und nicht möglich sein kann. Menschlichen Wert in seinem wahren Umfang tatsächlich zu verehren und menschlichen Mangel an Wert in gleichem Verhältnis zu verabscheuen, versteht ihr diese Kunst überhaupt? Ich fürchte, nicht — oder daß ihr sie wieder gar sehr vergeßt. Meint ihr, daß ihr menschliches Verdienst wirklich *genug* liebt, daß ihr menschliche Schurkerei (die für euch vor Gericht gebracht und als Schurkerei gebrandmarkt wird) selbst genug verabscheut? Ohne jene Ehrfurcht und ihren entsprechenden Gegenpol des Abscheues bleibt einfach keine Möglichkeit übrig. Das, mein Freund, ist das Ziel und die Summe aller Tugenden in dieser Welt, für *einen* Menschen wie für eine Nation von Menschen. Es ist die höchste Kraft und der Ruhm einer Nation, ohne welche in der Tat alle andern Kräfte und Gewaltigkeiten von Gold und Silber und Arsenalen und Warenhäusern keine Kraft sind. Keine, meiner Meinung nach — und meistens das gerade *Gegenteil*.

Nationen, welche diese Eigenschaft verloren oder sie nie besessen haben — wie können sie hoffen, daß ein Friedrich bei ihnen möglich ist? Geschlecht auf Geschlecht zermalmen sie selbstzufrieden ihre Friedriche unter den Hufen des Viehes auf ihren Heerstraßen. Und halten es sogar für ein vortreffliches Verfahren und rühmen sich ihrer Freiheit und Gleichheit. Höchst gewiß ist es, daß dort kein Friedrich zur Herrschaft kommen wird; allmählich wird auch kein Friedrich dort geboren werden. Solche Nationen können keinen König zum Führer haben; sie können nur diesen oder jenen schmählich schwindelnden Führer von Kupfer, konstitutionellen vergoldeten Scharlatan oder andere gleich unheilsame Geschöpfe haben statt eines Königs. Und die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern auf schreckliche und tragische Art, wovon in den Penny-Zeitungen und der periodischen Literatur dieses Geschlechts wenig zu lesen steht. O meine Freunde! — Doch wir haben eine Arbeit vor uns, die unser wartet.

Zweites Kapitel / Wiederherstellung eines zertrümmerten Preußens

Daß Friedrich, verhüllt in eine Wolke olympisch-unergründlicher Gedanken, in der Schloßkapelle in Charlottenburg gesessen habe, während der ambrosianische Lobgesang als Einleitung zu einem neuen Leben vor ihm aufgeführt wurde, war ein loser Mythos; aber die zugrunde liegende Tatsache ist vollkommen gewiß. Wenige Adamssöhne hatten mehr Grund zu frommer Dankbarkeit gegenüber der Vergangenheit, zu frommer Tapferkeit gegenüber der Zukunft. Welcher König oder Mensch hatte sich je von solchem erstickenden Wirrsal der Zerstörung, solcher verschlingenden Wut einer feindlichen Welt befreit gesehen? Und die von ihnen geschaffenen Trümmer lagen furchtbar und erschreckend ringsumher. Friedrich ist jetzt über sein einundfünfzigstes Lebensjahr hinaus. Ungewöhnlich alt für seine Jahre, fühlt sich als ein alter Mann, gebrochen durch Jahre und Mühen. Und hier liegt sein Königreich in verwüstetem, zerhauenem Zustande, bis auf Haut und Knochen abgenutzt. Wie soll der König ohne Hilfsquellen es heilen? Das ist jetzt die anscheinend unmögliche Aufgabe. „Fange damit an — dadurch allein kann sie je aufhören, unmöglich zu sein.“ Friedrich fängt an, kann man sagen, am Morgen des ersten Tages. Arbeitet an seiner Aufgabe, wie er es auf dem Marsch nach Leuthen tat, und findet, daß sie von Tag zu Tag, von Monat zu Monat möglicher wird, je mehr er sich darum bemüht.

„Warum es nicht der Natur überlassen?“ denken viele mit der Unheilswissenschaft[1] an ihrer Seite. Wohl war das der leichteste Plan, aber es war nicht der Plan Friedrichs. Das ihm übriggebliebene Geld, 25 Millionen Taler, die bereitliegen für einen Feldzug, welcher nicht stattfindet, verteilt er an die Bedürftigsten. „Alle seine Artilleriepferde“ werden für Feldgespanne ausgeschieden und denen gegeben, welche auf andere Art

[1] Dismal Science — ein Ausdruck, den der Verfasser zuerst in den Latter-Day Pamphlets auf die Nationalökonomie anwandte und der seitdem häufig in seinen Werken wiederkehrt. D. Übers.

keine bekommen können. Man denke sich, was für eine schöne Menge von Roggen und Gerste statt bloßen Haspelstrohs, Armut und Verwüstung durch diese Handlung allein gewonnen wurde. Die Natur ist bereit, viel zu tun, wird aus eigenem Antriebe die öden Trümmer mit einer Hülle von Gras und Kräutern bedecken. Aber ihr größter Sieg ist es, wenn sie euch selbst dahin bringt, mit ihr Hand in Hand zu gehen und die Verwüstung in neuen Reichtum zu verwandeln, in neue Weisheit und neuen Mut, welche alle Arten von Reichtum in sich fassen, im Vergleich mit denen Kalifornien eine bloße Null ist, Null oder sogar eine furchtbare Minusgröße. Friedrichs Verfahren in diesen Dingen halte ich für nicht viel weniger lehrreich als jenes andere, welches so berühmt ist im Kriege. Aber kein Dryasdust, nicht einmal ein Dryasdust der Unheilswissenschaft hat es untersucht und die Menschen in seinen Einzelheiten und Resultaten damit vertraut gemacht. Seine Schlesische Landbank (eine Aktiengesellschaft, welche Geld lieh auf die Bürgschaft von Land) war an sich eine ungeheure Hilfe, hätte ich Raum, sie näher zu erklären[1]. Friedrich, sagen uns viele, war ebenso groß im Frieden als im Krieg. Und fürwahr, auf dem ökonomischen und materiellen Gebiete wird dies durch meine eigenen Eindrücke, die peinlich in der Dunkelheit und den Widersprüchen der Doktoren der Unheilswissenschaft gesammelt wurden, gar sehr bestätigt. Ein Staatswirt ersten Ranges (wie sein Vater gewesen war), der nicht nur sein Volk verteidigte, sondern es viel reicher machte, als möglich schien, und fleißig jährliche und immerwährende Saaten darin ausstreute, welche noch bis auf diesen Tag blühen.

Mirabeaus Monarchie Prussienne, in acht dicken Oktavbänden — einige zwanzig Jahre nach dieser Zeit abgefaßt oder hastig zusammengeflickt — enthält die beste zu erlangende tabellarische Übersicht über Friedrichs Ökonomie, militärische und andere praktische Methoden und Hilfsquellen. Es sind solide genaue Tabellen und verständige, verständliche Beschreibungen, ausgeführt von Mauvillon fils, demselben genauen Major Mauvillon, der uns in Herzog Ferdinands Krieg zu begleiten pflegte. — Und was Mirabeau betrifft, so besteht das Werk ferner aus einer gewissen kleinen, mit großen Lettern gedruckten Abhandlung, welche in den Bauch eines jeden Bandes eingeschoben ist und, unter achtungsvollem Tadel und Bedauern über Friedrich, beredt das dem Papa Mirabeau teure Evangelium des Freihandels empfiehlt. Der Sohn selbst ist dazu bekehrt, weit erhaben über das Lügen, selbst dem Papa zu Gefallen. Aber man kann sehen, daß der Gedanke an Papa seiner Darstellung ein neues Feuer verleiht. Es sind beredte, derbkräftige Abhandlungen, die des jüngeren Mirabeau über den Freihandel. — Sie enthalten in gedrängter Form alles, was uns siebzig Jahre später von sämtlichen Orgeln und Postillionshörnern, Maultrommeln und Pfeifen für und wider diesen selben erhabenen

[1] Preuß III. 75; Oeuvres de Frédéric VI. 81.

Gegenstand zu hören vergönnt war. „Gott ist groß, und der Freihändler ist sein Prophet. So sagt der Herr: Kaufe auf dem billigsten Markt, verkaufe auf dem teuersten!“ Worauf der bekümmerte menschliche Geist hört, so gut er kann, und nach siebzig Jahren sich selbst und Mirabeau traurig fragt: „Herr Graf, würde es in Preußen zum Beispiel überhaupt einen Handel, überhaupt eine Nation gegeben haben, wäre es immer ‚frei‘ sich selbst überlassen gewesen? Bloßer Sand und Pfützen und ein Staat von Wölfen und Auerochsen würden dort gewesen sein, Herr Graf. Haben Sie die Güte, diese Litanei zu beenden und eine andere anzufangen!“ —

Wir sagten, Friedrich begann seine Aufgabe am Morgen des ersten Tages, und das ist wörtlich wahr, das oder sogar noch mehr. Nachstehend sehen wir, wie Friedrich unter den Trümmern Stellung nimmt, eilig genug zu beginnen. Diese Begegnung mit ihm und unserem alten Freund Nüßler ist eins der Stücke, welche wir geben können dank Herrn Büsching und seinen Beiträgen, zum letztenmal. Nüßler ist jetzt eine Art Landedelmann, hat ein hübsches Gut östlich von Berlin, ist „Landrat des Nieder-Barnimer Kreises“, wo, wie wir hörten, die Kosaken ihn ausplünderten. Er, wie jedermann, hat furchtbar in diesen Unruhen gelitten. Hier ist Büschings willkommener Bericht.

Landrat Nüßler und der König (30. März bis 3. April 1763).

„Am 30. März 1763 kam Friedrich bei seiner Rückkehr nach Berlin durch Taßdorf“ — Taßdorf, in dem Nieder-Barnimer Kreise (etwa acht Meilen von Frankfurt und mehr als drei Meilen von Berlin) — „und wechselte dort die Pferde. Während dieser kleinen Pause wurde er aus der umher versammelten Menge angeredet von Nüßler, dem Landrat des Kreises, der eine höchst jammernswerte Geschichte zu erzählen hatte. Nüßler wünschte dem König Glück zu seinen herrlichen Siegen und zu dem endlich errungenen glorreichen Frieden: ‚Möge Ihre Majestät in Gesundheit und Glück zu unser aller Segen noch viele Jahre über uns regieren!‘ — Und empfahl seiner gnädigen Sorgfalt den äußerst herabgekommenen und besonders von den Russen schrecklich verwüsteten Kreis, für welchen“ (fährt Büsching fort) „dieser tätige Landrat noch keine wirksame Hilfe hatte erlangen können.“ Im allgemeinen waren für die von den Russen verwüsteten Provinzen bereits 300 000 Taler bewilligt von einer hilfreichen Majestät, die selbst augenblicklich nicht überreich war. Und hiervon bekommt Nieder-Barnim unzweifelhaft seinen Anteil. Aber was will das bei einer solchen Verwüstung besagen? Ein bloßer vorläufiger Tropfen statt des Eimers und der Eimer, die wir nötig haben! — Büsching, ein langweiliger, obgleich ein solider und genauer Mann, breitspurig und doch immer in Eile, immer sich gehen lassend, hat hier nichts Dramatisches. Weit

davon entfernt, aber die Tatsachen selbst stellen sich natürlich in dieser Form dar in drei Szenen:

1. Taßdorf (noch einige Stunden von Berlin), der König, Nüßler und ein Haufen Volks; Nüßler allein wagt zu sprechen.

König (aus seinem Wagen, indes die Stallknechte sich beeilen). ‚Was fehlt Ihm für Seinen Kreis?'

Landrat Nüßler. ‚Pferde zur Bestellung der Äcker, Roggen zu Brot und Sommersaat.'

König. ‚Roggen zum Brot und Sommersaat will ich geben, aber mit Pferden kann ich nicht helfen.'

Nüßler. ‚Auf Vorstellung des Geheimen Rats von Brenkenhof' (dem Minister, der diese Dinge in Händen hat) ‚hat es Ew. Majestät gefallen, den Provinzen Neumark und Pommern Proviant und Artilleriepferde zu schenken. Aber für das arme Nieder-Barnim will niemand sprechen. Wenn Ew. Majestät sich daher nicht gnädigst desselben erbarmen, so ist Nieder-Barnim verloren!' — („Noch sehr viel mehr sagte er in Gegenwart einer großen Menschenmenge, die sich um des Königs Wagen gesammelt hatte, während die Pferde gewechselt wurden, und sprach mit solcher Kraft und Offenheit, daß der König überrascht wurde und fragte:) —

König. ‚Wer ist Er?' (hat den verdienstvollen Mann vergessen).

Nüßler. ‚Ich bin der von Nüßler, welcher für Ew. Königliche Majestät die große Grenzsache in Schlesien zustande gebracht hat!'

König. ‚Ja, ja! Nun kenne ich Ihn wieder. Bringe Er alle kurmärkischen Landräte zusammen; ich will sie sprechen!'

Nüßler. ‚Sie sind schon bis auf zwei in Berlin zusammen.'

König. ‚Schicke Er an diese sogleich Stafetten ab, daß sie eilends nach Berlin kommen, und am Donnerstag' (übermorgen) ‚komme Er mit allen übrigen Landräten zu mir auf das Schloß! Da will ich Ihn näher sprechen und sagen, was ich dem Lande helfen kann und will.' (Des Königs Wagen rollt ab, unter tiefen Verbeugungen und Segenswünschen von seiten Nüßlers und aller andern.)

2. Donnerstag, 1. April; Nüßler und die versammelten Landräte im Berliner Schloß. Zu ihnen tritt der König ein.

Nüßler (den sie zum Wortführer ernannt haben). — — ‚Ew. Majestät haben uns den Frieden gegeben; Sie werden uns auch die Wohlfahrt des Landes wiedergeben. Wir stellen es in Höchstderoselben Gnade' (es gibt, so scheint es, keine Grenze für Höchstderoselben Macht), ‚was Sie uns zur Entschädigung für die Plünderung der Russen angedeihen lassen wollen.'

König. ‚Sei Er stille, und lasse Er mich reden! Hat Er Krayon? Ja! Nun so schreibe Er auf, und diese Herren sollen Ihm diktieren, wieviel Roggen für Brot, wieviel Sommersaat, wie viele Pferde, Ochsen, Kühe ihre Kreise höchst nötig gebrauchen!

Überlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir! Sie müssen aber alles so genau als möglich einrichten, weil ich nicht viel geben kann' (exit der König).

Nüßler (zu den Landräten). ‚Meine Herren, haben Sie die Güte, mich nach dem Landschaftshause zu begleiten, dort wollen wir alles in Erwägung ziehen.'

„Und unter Nüßlers Vorsitz, dem alle gerne folgten, und der als zeitweiliger Sekretär die Verhandlungen aufzeichnet, wird während dieses und des folgenden Tages alles übersichtlich zu Protokoll gebracht."

3. Sonnabend, 3. April, wieder im Schlosse. Nüßler und die Landräte. Zu ihnen tritt der König ein.

Nüßler. ‚Wir überreichen Ew. Majestät den anbefohlenen Aufsatz. Er enthält nur das Allernötigste, dessen die Kreise bedürfen. Er betrifft auch nur die Stände, welche Kontribution geben. Der Adel und andere arme Leute, welche von den Russen rein ausgeplündert worden, sind nicht mit in dem Aufsatz begriffen. — Es hat aber der Adel durch den Krieg und durch die Plünderung sehr viel gelitten.'

König. ‚Welche Edelleute hat Er in Seinem Kreise?'

Nüßler (nennt sie und setzt hinzu): — — ‚Ich selbst, Ew. Majestät, habe als Landrat am meisten gelitten; ich konnte die von den Russen ausgeschriebenen viertausend Scheffel Mehl nicht liefern, worauf sie —'

König. ‚Ich kann nicht allen geben. Hat Er aber arme Edelleute in Seinem Kreise, die sich gar nicht helfen können, so will ich diesen etwas geben.'

Nüßler („hat keine ganz in dieser Lage befindliche im Nieder-Barnimer Kreise; kennt aber mehrere in dem Lebuser Kreise, nennt sie dem Könige und sagt, indem er sich an die Landräte dieses und eines anderen Kreises wendet"). ‚Meine Herren, Sie können einige andere in dem Lebuser und Sie, Herr Landrat, welche in dem Teltower Kreise nennen, da Se. Majestät es erlaubt.' — — „Kurz, nachdem Se. Majestät sich über alles informiert und erklärt hatte, führt Nüßler die Landräte wieder nach dem Landschaftshause und bringt sämtliche Vorgänge zu Protokoll.

Am folgenden Tage speiste Nüßler nebst den anderen Landräten bei dem Kammerpräsidenten von der Gröben. Während des Essens traf von dem Geheimen Kabinettsrat Eichel" (Sr. Majestät unermüdlichem Rat der Schatzkammerpergamente) „eine ernste Bitte um Hilfe bei von der Gröben ein. Eichel konnte sich nicht mit der gehörigen Genauigkeit alles dessen erinnern, was Se. Majestät ihm befohlen, über diese Sache aufzuschreiben. ‚Sie, Herr von Nüßler, werden so freundlich sein, hinzugehen, nicht wahr?' Und Nüßler ging hin und gab Eichel vollständigen Aufschluß über alles." — —

Den Ärmsten unter dem Adel, berichtet Büsching (was auch sonst wohl bekannt ist), schenkte der König ansehnliche Summen. Einem Kreise 80 000 Taler, einem anderen 60 000, 40 000 und so fort. „Mittels dieser Geschenke und der unermüdlichen Bemühungen Nüßlers kam der Nieder-Barnimer Kreis wieder auf die Füße, da kein Untertan absolut zugrunde gerichtet war, sondern alle sich fähig zeigten, wieder in die Höhe zu kommen[1]."

Dieses Büschingsche Fragment ist nicht in dem Stil der älteren Dramatiker oder für die Theater in Bankside[2]. Aber es berichtet eine Begebenheit, die sich in Gottes Schöpfung zutrug und ein eigentümliches Interesse für den praktischen Geist besitzt, besonders in anarchischen Ländern, die in der Laufbahn beispiellosen Wohlstands, des „Goldfindens und nichts damit Kaufens" weit fortgeschritten sind.

In bezug auf diese selben Angelegenheiten unternimmt der König bald eine Inspektionsreise, auf welcher wir ihn begleiten wollen. Aber zunächst ein Wort, und eines wird genügen, über den verschlechterten Münzfuß. Der Friede war kaum unterzeichnet, als Friedrich hinsichtlich des Münzfußes Anordnungen traf. In der dritten Woche nach seiner Heimkehr erschien ein heilsamer Erlaß darüber (21. April), denn der König wünschte ohne Zeitverlust zu handeln, aber doch mit der gehörigen

[1] Büsching, Beiträge (§ Nüßler) I. 401—405.

[2] In Bankside am rechten Ufer der Themse befanden sich mehrere der ältesten Volkstheater von London, die für den vorwiegend „sensationellen" Charakter ihrer Aufführungen bekannt sind. D. Übers.

Vorsicht. Nicht mit einem großen Sprung, welcher die Handelsverhältnisse bis zur Gefahr des Umsturzes hätte erschüttern können, sondern mit zwei Sprüngen und einer Zwischenstation dazwischen. Die Zwischenstation, eine neue Münzart von viel reinerer Mischung (und das Maß der Reinheit ist zum Besten derer, welche Rechnungen zu berichtigen haben, angemerkt), soll nächsten Pfingstmontag beginnen. Von Pfingstmontag an soll die verbesserte neue Münze allein gesetzlich gültig sein bis auf weitere Bekanntmachung. Diese kommt denn auch binnen eines Jahres am 29. März 1764. „Reines Geld nach dem Münzfuß von 1750" — ehrliches Silbergeld, die Leser mögen sich des Candidatus Theologiae Linsenbarth erinnern und seines Beutels voll Batzen, die ihm am Packhof konfisziert wurden — „soll am 1. Juni des laufenden Jahres fertig sein[1]." Von welchem Tage an wir nichts weiter von dieser traurigen Angelegenheit hören. Abgetan in etwa vierzehn Monaten. Hier ist inzwischen die Inspektionsreise.

Kriegsrat Roden und der König (6. bis 13. Juni 1763).

Am 2. Juni 1763 reiste Friedrich von Potsdam nach Westfalen ab; kam an jenem Tage bis Magdeburg. Er will die Angelegenheiten in jener Gegend wie in anderen, nach so langer und trauriger Abwesenheit, mit seinen eigenen Augen sehen. In seiner Begleitung befinden sich Friedrich Wilhelm, Prinz von Preußen, ein hoch gewachsener junger Mann von 19 Jahren, Generaladjutant von Anhalt und einige preußische Militärs. Von Magdeburg an begleitet ihn der große Herzog Ferdinand, der jetzt wieder Gouverneur von Magdeburg und ein ruhiger preußischer Offizier ist, obgleich er treffliche Pensionen von England und Ruhm in der ganzen Welt erworben.

Die königliche Reise geht über Halberstadt, welches in dem Kriege viel litt, von dort nach Minden (4. Juni), und am folgenden Tage besichtigt Friedrich das Schlachtfeld dort (unzweifelhaft unter Ferdinands eigener Führung), ein interessanter Gegenstand für Friedrich und für ihn, obschon er für uns stumm bleibt. Nachdem dies geschehen, brechen sie auf nach Lippstadt, werden dort an demselben Nachmittag unter freudigem Geläut aller Glocken und mit allen Ehren empfangen und durchfahren gegen Sonnenuntergang (Hamm ist das vor ihnen liegende Nachtquartier) das Schlachtfeld von Vellinghausen — wo Ferdinand unzweifelhaft wieder wie ein pflichtgetreuer Lehrling seinem alten Meister die Umstände soweit als nötig oder erlaubt erklären wird. Die Unterhaltung denke ich mir lebhaft und mannigfaltig. Ferdinand erwähnt einen tüchtigen Geschäftsmann namens Roden, den er in diesen Gegenden gekannt hat. „Roden?" der König merkt sich ihn sorgfältig. Und in der Tat werden wir Roden sogleich sehen, und seine kleine Unterredung mit dem Könige (eigen=

[1] Rödenbeck II. 214, 234.

händig von ihm berichtet) ist unser Hauptzweck bei dieser Reise. Von Hamm aus erreichen sie am nächsten Morgen (6. Juni) Wesel um 11 Uhr morgens (nur zwölf Meilen). Wesel ist ganz in Gala wie Lippstadt oder noch mehr als Lippstadt; und während der nächsten vier Tage sind sie dort sehr geschäftig. Da Roden unser Hauptzweck ist, wollen wir uns an Roden halten.

Wesel, Montag, 6. Juni. „Nach der Mittagstafel", sagt eine authentische dritte Person[1], „ließ der König den Kammerdirektor Meyen rufen, der ihm die Etats vorlegen mußte, mit welchen er nicht zufrieden war." Und kurz „nachdem er Meyen befohlen, die Etats umzuarbeiten" —können wir jetzt den Herrn Kriegsrat Roden einführen, einen Unterbeamten dem Range nach, der aber wohl besser als Meyen über diese Etats zu urteilen versteht. Roden selbst soll jetzt Bericht erstatten. Folgendes ist die königliche Unterredung mit Roden, uns genau von ihm aufbewahrt. Ich wünschte, sie hätte die Mühe des Lesers besser belohnt. Aber ihre in allen Punkten vollkommene Glaubwürdigkeit wird ihr zur Empfehlung dienen.

„Montag, 6. Juni 1763, um 11 Uhr vormittags, kam Se. Majestät in Wesel an", sagt Roden (die authentische dritte Person bestätigend). „Ich machte dem Generaladjutanten Oberst von Anhalt meine Aufwartung, um mich zu melden. Er wies mich an den Kriegsrat Cöper" (‚mein Segreter Cöper' ist ein Name, den wir früher gehört haben), „der mir sagte, ich solle mich bereit halten, sobald das Mittagessen vorüber sei. Das Mittagessen war kaum vorüber" (um 2 Uhr nachmittags oder so), „als der Herr Kammerdirektor Meyen mit seinen Etats hineingerufen wurde. Se. Majestät wäre nicht mit denselben zufrieden, wurde Meyen benachrichtigt, und er soll sie gründlicher umarbeiten. Sowie Herr Meyen heraustrat, wurde ich hineingerufen. Se. Majestät stand mit dem Rücken gegen das Feuer und sagte:

König. ‚Komme Er näher' (Roden kommt näher). ‚Prinz Ferdinand' (von Braunschweig, den wir gewöhnlich Herzog und groß nennen, um ihn von einem kleinen preußischen Prinz Ferdinand zu unterscheiden) ‚hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo kommt Er her?'

Roden. ‚Von Soest' (einer ehrwürdigen, steinalten kleinen Stadt in der Gegend von Vellinghausen).

König. ‚Hat Er meinen Brief gekriegt?'

Roden. ‚Ja, Ihro Majestät.'

König. ‚Ich will Ihm Beschäftigung geben. Hat Er einen Bleistift?'

Roden. ‚Ja' (und er zog sein Notizbuch und seine Schreibmaterialien hervor, „die er eine Viertelstunde vorher in einem Laden gekauft hatte").

König. ‚Höre Er. Durch den Krieg sind viele Häuser verdorben. Ich will, daß sie wieder instand gesetzt werden, wofür ich — denen, die sich nicht helfen können, besonders Soest, Hamm, Lünen und teilweise Wesel als denen Orten, so am meisten gelitten — Geld geben will. Nun muß Er mir eine genaue Liste von dem machen, was an diesen Orten geschehen muß. So' (hierbei, denken wir uns, erhebt der König seinen Finger und diktiert; Roden mit seinem funkelnagelneuen Bleistift und Notizbuch schreibt):

1. „Wieviel zertrümmerte Häuser in jeder dieser Städte sind, welche die Eigentümer selbst imstande sind, wiederaufzubauen. 2. Wie viele, welche die Eigentümer

[1] Rödenbeck II. 217.

nicht aufbauen können. 3. Die leeren Stätten derjenigen Eigentümer, welche vielleicht tot oder anderswohin gegangen sind, müssen an andere gegeben werden, die willens sind, darauf zu bauen. Aber in bezug hierauf muß auch das Gesetz das Seine tun, und die Abwesenden und die Erben müssen zitiert und befragt werden, ob sie selbst bauen wollen. Und wenn sie nicht wollen, können die Stätten an andere gegeben werden." Nachdem Roden dies geschrieben —

König. ‚In acht Tagen muß Er damit fertig sein' (Was für ein schneller König! Wird nach sechs Tagen in Kleve sein. Dort kann Er mich treffen) — ‚länger kann ich Ihm nicht geben.'

Roden (nach einem Augenblick der Überlegung). ‚Wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, Estafetten für die am weitesten entfernten Städte zu benutzen — da ich selbst in der Zeit nicht alle Städte bereisen kann — so hoffe ich fertig zu sein.'

König. ‚Das erlaube ich; und will Ihm die Estafettengelder zurückbezahlen. — Sage Er mir, wie es kommt, daß die Bevölkerung in diesen Gegenden abgenommen hat. Rekruten habe ich nicht gekriegt.'

Roden. ‚Ihro Majestät halten zu Gnaden — das Regiment Schenkendorf bekam jedes Jahr aus seinem Distrikt in der Grafschaft Mark hier so viele Rekruten, als es zu seiner Ergänzung bedurfte.'

König. ‚Da mag er recht haben; aber aus dem Kleveschen hatten wir keine Rekruten, obgleich die Österreicher welche bekamen' (in etwas sarkastischem Ton).

Roden. ‚Aus Kleve haben die Österreicher, soviel ich weiß, keine Rekruten bekommen.'

König. ‚Er konnte das nicht wissen, da Er bei der verbündeten Armee war' (bei Herzog Ferdinand als Proviantmeister und dergleichen, wobei Ferdinand erkannte, daß Er ein Mann von Kopf war).

Roden. ‚Es haben auch viele Epidemien stattgefunden, besonders in Soest — nach der Schlacht von Vellinghausen wurden alle Verwundeten dorthin gebracht, und die Hospitäler wurden dort eingerichtet.'

König. ‚Epidemien haben sie auch ohne eine Schlacht kriegen können' (er mag nicht gern schlecht von dem Soldatenhandwerk sprechen hören). ‚Ich will der klevischen Kammer befehlen lassen, Ihm keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern das Gegenteil. Gott bewahre Ihn.' Exit Roden. — „Darauf retirierte ich mich", sagt er — wird aber in kurzem wieder zum Vorschein kommen.

Sonntag, den 12. Juni, ist von heute der sechste Tag; längere Zeit als bis Sonntag abend kann dem schnellen Roden nicht gestattet werden, auch bedarf er deren nicht.

Freitag, den 10. Juni, verließ Friedrich Wesel, ging über den Rhein nach Kleve zu. Reiste über Krefeld. In Krefeld besichtigte er ein anderes Schlachtfeld unter guter Führerschaft, sonstige Bemerkungen oder Umstände werden nicht mitgeteilt. Und tags darauf, Sonnabend, den 11., traf er mit d'Alembert zusammen, der, vom Könige eingeladen, mit größerer Gemächlichkeit nach Potsdam reist. An jenem selben Sonnabend erreichte der König, nachdem er viele Geschäfte besorgt, Kempen, von dort Geldern. Von dort eilte er nach Kleve selbst, wo er an diesem Abend eintreffen wollte. In Geldern, sagen wir, traf er mit d'Alembert zusammen — worüber später mehr. Und endlich „am Sonnabendabend um 1/29 zog der König in Kleve ein" unter außerordentlichen Freudenbezeigungen, stieg aber nicht aus, fuhr gerade durch, durch das Nassauer Tor und nahm Quartier „in dem benachbarten Landhause Bellevue bei dem holländischen General von Spaen dort" — einst ein verbindlicher Bekannter als Leutnant Spaen in unsern alten mühevollen kronprinzlichen Zeiten. Saß damals für uns ein Jahr in Spandau, während der arme Katte seinen Kopf verlor. Der König, wie ich höre, unterhielt sich mit ihm bei dieser Gelegenheit sehr freundlich, schwieg aber über die alten Potsdamer Geschichten [1]. —

[1] Oben III. 23.

An dem festgesetzten Tage ist auch Roden in Kleve als pünktlicher Mann mit seinem Berichte fertig, oder er beendigt ihn gerade, ist aber zur Audienz bei Sr. Majestät bereit. Und demnach —

„Kleve, Montag, 13. Juni, um 9 Uhr morgens" (berichtet er) „hatte ich eine Audienz bei des Königs Majestät." — (Sollen wir annehmen, noch in Spaens Villa? Herzog Ferdinand, der Prinz von Preußen und die anderen haben sich in anderen geeigneten Häusern einquartiert; auch d'Alembert, der von nun an auf seinem eigenen Wege direkt nach Potsdam reisen soll und uns bei unserer Ankunft dort empfangen wird.) — „Ich überreichte ihm meinen Bericht, nebst den Tabellen. Se. Majestät las denselben in meiner Gegenwart sorgfältig durch und prüfte alles genau. Geruhte, mir seine Befriedigung mit meiner Arbeit auszudrücken. Beschloß, für diese Arbeit des Wiederaufbauens 250 000 Taler zu bewilligen. Erteilte demgemäß die erforderlichen Befehle an seine Kammer und befahl mir, mit der Kammer das Nötige zu verabreden. Nachdem dies geschehen, sagte Se. Majestät:

König. ‚Ich finde, daß Er ist, wie Er mir beschrieben wurde. Er ist ein fleißiger arbeitsamer Mann; ich muß Ihn mehr in meiner Nähe haben. — Er soll in der Berliner Kammer angestellt werden. Er soll einen guten, einen sehr guten Gehalt haben. Sein Patent will ich Ihm umsonst geben, auch einen Vorspannpaß für zwei Wagen' (ein schnelles Programm der Sache steigt, obgleich diese selbst noch fern liegt, in der königlichen Einbildungskraft auf!). ‚Nun fahre Er fort mir so treu zu dienen wie bisher.'

Roden. ‚Das ist das Ziel aller meiner Bemühungen.' (Exit — ich höre nicht, wohin eben jetzt; aber er wird später Ober-Kammerpräsident in jener Gegend.)

„Der Herr Kriegsrat Cöper war zugegen und schrieb alle zu erlassenden Befehle auf [1]."

Diese verstreuten Notizen aus erster Hand, und was die Phantasie des Lesers sich daraus herleiten mag, sind alles, was wir über diesen Teil von Friedrichs Arbeiten sagen können, der natürlich für preußische Leser von größerem Interesse ist als für englische. Er hat selbst einen klaren und beredten Bericht darüber gegeben — zwei ausführliche Kapitel „Des Finances", „Du Militaire" [2] — eine äußerst angenehme Lektüre, sollte man in bezug darauf noch wißbegierig sein. Es ist etwas fließend Beredtes in Friedrichs Bericht über diese dem leblosen Chaos gelieferte Schlacht, etwas Frohlockendes und Triumphierendes, das man bei seinen anderen Siegen nicht an ihm bemerkt. In bezug auf die Leuthen und Roßbach ist er immer kalt wie Wasser, und niemand könnte entnehmen, daß er das mindeste Vergnügen empfindet, indem er darüber berichtet. Nicht so hier. Und in der Tat ist er hier so schön als irgendwo, und der Leser, als ein rechter Adamssohn, ist stolz, den menschlichen Verstand und Heroismus jene Art Löwen erschlagen und tun zu sehen, was in gewissen traurigen Zeiten einstimmig für unausführbar und unversuchbar erklärt wird, frohlockt mit ihm und flüstert vielleicht seinem eigenen armen Herzen, das beinahe erstickt unter dem endlosen Wirrsal von Blaubüchern und parlamentarischer Beredsamkeit, welche gegenwärtig Himmel und Erde be-

[1] Preuß II. 442; Rödenbeck II. 217, 218, in bezug auf d'Alembert sehe man Oeuvres de Frédéric XXIV. 190.

[2] Oeuvres de Frédéric VII. 73—90, 91—109.

lasten, zu: „Meliora spero." Mirabeau waren die folgenden Einzelheiten aus erster Hand, aber schon aus dreiundzwanzigjähriger Entfernung nicht bekannt[1], als er mit der Abfassung jener rauh kräftigen Abhandlungen über die Pflicht des Laissez-faire beschäftigt war.

„Um eine Vorstellung zu gewinnen von dem allgemeinen Umsturz," sagt der König in Hinsicht auf 1763, „und wie groß die Verwüstung und Entmutigung war, muß man sich Länder denken, die vollständig verheert, in welchen selbst die Spuren der alten Wohnungen kaum zu entdecken waren; Städte, von welchen einige von Grund aus, andere zur Hälfte durch Feuer zerstört waren — 13 000 Häuser, von welchen jede Spur verschwunden war. Kein Feld in Saaten, kein Korn zur Ernährung der Einwohner, 60 000 Pferde erforderlich, wenn die Arbeit des Pflügens besorgt werden sollte. In den Provinzen eine halbe Million Menschen weniger als 1756 — d. h. von einer Bevölkerung von nur fünfeinhalb Millionen fehlte der neunte Teil. Adel und Bauern waren von so vielen verschiedenen Armeen geplündert, ausgesogen und ausgegessen worden. Nichts war ihnen geblieben als das Leben und elende Lumpen.

Die Kaufleute gaben keinen Kredit, selbst nicht für die notwendigsten Bedürfnisse des täglichen Lebens." Und überdies, was wir nicht gedacht hätten, „es gab keine Polizei in den Städten. Die Gewohnheiten der Billigkeit und Ordnung hatten einer anarchischen Unordnung Platz gemacht. Die Justiz- und Finanzkollegien waren durch die häufigen Einfälle so vieler Feinde zur Untätigkeit gebracht. An vielen Orten gab es keinen Richter, ja nicht einmal einen Steuereinnehmer. „Das Schweigen der Gesetze hatte bei den Menschen einen Sinn für Zügellosigkeit geweckt, grenzenlose Habgier war die Hauptrichtschnur ihres Handelns. Der Adel, die Kaufleute, die Grundeigner und die Arbeiter steigerten alle wetteifernd die Preise für ihre Waren, schienen nur um die Förderung ihres gegenseitigen Ruins bemüht. Das war am Ende des Krieges das verhängnisvolle Schauspiel, welches diese einst so blühenden Provinzen darboten. So pathetisch die Beschreibung auch sein mag, sie wird nie den rührenden und traurigen Eindruck erreichen, welchen der Anblick selbst erweckte.

Friedrich fand, daß es unmöglich sei, unter solchen Umständen der bloßen Hilfe der Zeit zu vertrauen. Am Ende des Dreißigjährigen Krieges war bei dem völligen Mangel an Geld ‚die Zeit' in einem ähnlichen Falle das einzige Heilmittel des Großen Kurfürsten gewesen, und man fand, daß die Zeit damals ‚etwa hundert Jahre' bedeutete. Friedrich erkannte, daß er sofort mit aktiven Hilfsmitteln eintreten und nach allen Seiten das Unmögliche möglich machen müsse. Glücklicherweise hatte er wie gewöhnlich die Gelder für einen neuen Feldzug bereit, wäre ein solcher nötig gewesen. Mit diesen Geldern fing er an, die Städte und Dörfer wieder aufzubauen. „Aus den Kornkammern" (Regierungsvorräten, die nach alter Sitte von fetten Jahren für magere angesammelt worden waren) „wurden Vorräte zur Ernährung des Volks und zur Aussaat für das Land genommen. Die für die Artillerie, das Gepäck und den Transport bestimmten Pferde" (60 000 Pferde, haben wir gehört) „wurden verteilt unter diejenigen, welche keine hatten, um zur Landwirtschaft benutzt zu werden. Schlesien wurde für sechs Monate, Pommern und die Neumark für zwei Jahre von allen Abgaben befreit. Eine Summe von 20 389 000 Talern wurde den Provinzen zur Aushilfe in der Not und als Entschädigung für die Erpressungen, welche der Feind ihnen zugefügt hatte, ausgezahlt.

So groß diese Ausgabe sein mochte, so notwendig und unerläßlich war sie. Der Zustand dieser Provinzen nach dem Frieden von Hubertusburg erinnerte an denjenigen,

[1] Erschienen zuerst im V. Bande der Oeuvres Posthumes de Frédéric II. (Band VI von Preuß' Ausgabe der Oeuvres), „Berlin 1788" — mehr als ein Jahr, nachdem Mirabeau abgereist war.

worin sie sich befanden, als der Friede von Münster den berühmten Dreißigjährigen Krieg beschloß. Damals leistete der Staat keine Hilfe, weil ihm die Mittel fehlten, und was geschah? Ein ganzes Jahrhundert verfloß, ehe die Nachfolger des Großen Kurfürsten die Städte und Dörfer wieder zu dem machen konnten, was sie früher gewesen waren. Dieses eindringliche Beispiel diente dem König als Mahnung, daß, wenn man dem öffentlichen Unglück abhelfen wolle, der Beistand schnell und wirksam sein müsse. Wiederholte öffentliche Gaben erweckten von neuem den Mut des armen Landmannes, der an seinem Schicksal zu verzweifeln anfing. Durch die geleistete Hilfe erwachte neue Hoffnung in allen Klassen des Volkes. Die Aufmunterung zur Arbeit erzeugte Tätigkeit. Die Vaterlandsliebe erhob sich in verjüngter Kraft. Kurz" (binnen zwei Jahren in entschieden hoffnungsvoller Weise und binnen sieben Jahren ganz und gar), „die Felder wurden wieder bebaut, die Gewerbe hatten ihre Arbeit wieder begonnen, und die neu verstärkte Polizei besserte allmählich die Laster, welche in den Zeiten der Anarchie Wurzel geschlagen hatten [1]."

Zu Friedrichs nicht unbeträchtlichen Verlegenheiten bemerke man nur noch diese letzte Zugabe. „Während des Krieges waren seine ältesten Räte und alle Minister des Großen Direktoriums" (des Mittelpunkts der preußischen Verwaltung) „nacheinander gestorben. Und es war in einer so unruhigen Zeit unmöglich gewesen, sie zu ersetzen. Die Schwierigkeit bestand darin, Personen zu finden, welche zur Ausfüllung aller dieser verschiedenen Ämter befähigt waren." (Einige würden schnell genug dazu bereit gewesen sein, Ew. Majestät, aber ihre Eile würde zu keiner Schnelligkeit geführt haben!). — „Wir durchsuchten die Provinzen und fanden die guten Köpfe dort ebenso selten wie in der Hauptstadt. Endlich entschieden wir uns für fünf Hauptminister" — die sich als erträglich und sogar als gut ausweisen. Drei derselben waren die von Blumenthal, Massow, Hagen, unseren Lesern unbekannt; der vierte und fünfte waren der von Wedell, einst Diktator bei Züllichau als Kriegsminister, und ein von der Horst, der das hatte, was man teilweise das Ministerium des Innern nennen könnte, und der uns vielleicht noch ein oder das andere Mal wieder begegnen mag.

Auch war der Krieg nicht alles, sagt der König. „Zufällige Feuersbrünste an verschiedenen Orten" waren, während wir uns um die Herstellung dessen bemühten, was der Krieg verwüstet hatte, „von beispielloser Häufigkeit und richteten ferneren unermeßlichen Schaden an. Folgendes ist eine Liste der von 1765—1769 verbrannten Orte. In Ostpreußen die Stadt Königsberg, zweimal; in Schlesien die Städte Freystadt, Oberglogau" (erinnern die Leser sich des Regiments Manteuffel zu Fuß und seines: „Wir wollten ihm was —"), „Parchwitz, Naumburg am Queiß und Goldberg; in der Mark Nauen; in der Neumark Callies und ein Teil von Landsberg; in Pommern Belgard und Tempelburg. Diese Zufälle erforderten unaufhörlich neue Ausgaben, um den Schaden, den sie angestiftet, gutzumachen."

[1] Oeuvres de Frédéric VI. 74, 75.

Friedrich war durchaus kein Freihändler, oder doch nur da, wo es ihm paßte. Und seine beständigen Hilfsleistungen und Geschenke, Ratschläge, Ermutigungen, Befehle und Verbote, weise Beaufsichtigung und Antriebe sind Tatsachen, worüber ich gern die Meinung eines einsichtigen Mirabeau (junior oder senior) vernähme, nachdem er sie gut studiert hat! Zum Beispiel: „On rendit les Prêtres utiles, die Priester, katholische Priester wurden nutzbar gemacht, indem man alle reichen Abteien zwang, Fabriken anzulegen. Hier waren es Weber, die Damast und Tischzeuge verfertigten, dort Ölmühlen" (Leinsamenöl) oder „Kupferarbeiter und Drahtzieher, je nachdem es für die Örtlichkeiten und die Naturprodukte paßte — Flachse und Metalle, mit Wasserkraft, Märkten usf." Was für eine hübsche Erweckung der reichen Abteien aus dem Schlafzustand, worin sie sich befanden!

Noch lieber möchte ich erklären, wie man es in Unterschlesien anfing, „die Zahl der Landwirte um 4000 Familien zu vermehren. Man wird sich wundern, wie es möglich war, das vom Ackerbau lebende Volk in solchem Umfang zu vervielfältigen, in einem Lande, wo bereits kein Feld mehr brach lag. Die Ursache war folgende. Viele Landbesitzer hatten, um ihr Gebiet zu erweitern, sich unbemerkt die Ländereien ihrer Vasallen angeeignet. Hätte man diesen Mißbrauch fortbestehen lassen, so würde mit der Zeit eine große —" (doch der erforderliche Kommentar würde zu lang werden; wir wollen nur das Resultat mitteilen): „Im Laufe der Zeit würde jedes Dorf seinen Herrn gehabt haben, aber es würde kein steuerzahlender Bauernstand übriggeblieben sein." Der Grundherr, der Beherrscher dieser landlosen Leute, hätte (wie die Majestät gut genug weiß) zum B e z a h l e n gezwungen werden können, wäre das alles gewesen; aber es war nicht alles. „Etwas zu besitzen, das ist es, was den Bürger an sein Vaterland fesselt. Diejenigen, welche nichts besitzen und nichts zu verlieren haben — was für ein Band fesselt sie?" Ein vergleichsweise schwaches. „Indem dies alles der Klasse der Grundherren vorgestellt wurde, erkannten sie, daß es ihr eigener Vorteil sei, wenn sie einwilligten, daß die Bauern wieder in ihren früheren Zustand versetzt würden."

„Zur Befriedigung so vieler außerordentlicher Ansprüche", fügt der König hinzu (indem er ein neues Kapitel im Auge hat, das Kapitel über d a s M i l i t ä r, eine Volksklasse, die nach seiner Ansicht nicht weniger schrecklich verfallen war als die b ü r g e r l i c h e und ebenso oder noch mehr einer augenblicklichen Herstellung bedurfte), „mußten neue Hilfsquellen entdeckt werden. Denn außer dem, was für die Wiederherstellung der Provinzen erforderlich war, waren neue Festungswerke notwendig, und alle unsere Kanonen mußten, weil sie durch langen Gebrauch in der Mündung zu weit geworden waren, umgegossen werden; was eine beträchtliche neue Ausgabe verursachte. Dies führte uns zu der Verbesserung der Steuer" — der wir einen besonderen Abschnitt widmen müssen.

Von Friedrichs neuem Steuersystem.

Während seiner neulichen Inspektionsreise nach Kleve wartete d'Alembert aus Paris verabredetermaßen dem Könige auf[1] — traf mit ihm zusammen in Geldern (11. Juni), wie wir oben bemerkten. D'Alembert kam nach Potsdam am 22. Juni und blieb dort bis Mitte August. Er war dem König schon vorher einmal begegnet im Jahre 1755, der in ihm einen „bon garçon" fand, wie wir damals sahen. D'Alembert blieb seit jener Zeit immer ein angenehmer, schätzenswerter kleiner Mann für Friedrich. Ist jetzt etwa sechsundvierzig Jahre alt und hat vor kurzem den schönen russischen Posten eines „Hofmeisters des Zarewitsch" (Zarewitsch Paul, eines armen kleinen Jungen von acht oder neun Jahren, den wir oder Herr Büsching für uns vor nicht langer Zeit „in seinem Nachtkleid" unter Panins Schutz dahingaloppieren sahen) ausgeschlagen. Jetzt schlägt er auf zarte, nachgiebige Weise den schönen preußischen Posten eines Ständigen Präsidenten oder Nachfolgers Maupertuis' aus, da er seine frugale Pension in Paris und die Bodenkammer dort, die er ganz für sich hat, entschieden vorzieht. Er bleibt, besonders nach diesem zweimonatigen Besuch von 1763, einer der Hauptkorrespondenten des Königs während der nächsten zwanzig Jahre[2]. Ein Mann von sehr klarem Verstande, zuweilen ein wenig schreiend in seiner Art und Weise, aber immer klug, verständig, höflich und voller aufrichtiger Anerkennung Friedrichs als eines seltenen Wesens in dieser Welt. Hier ist ein Wort d'Alemberts an Madame du Deffand in Paris, zehn oder zwölf Tage nach der Zusammenkunft in Kleve, und am dritten Tage nach seiner Ankunft in Potsdam:

„Potsdam, 25. Juni 1763. Madame — — Ich will mich nicht auf Lobpreisungen dieses Fürsten", König Friedrichs, meines jetzigen Gastfreundes, „einlassen. In meinem Munde möchte das verdächtig sein. Ich will bloß zwei Züge von ihm erwähnen, die Ihnen seine Art zu denken und zu fühlen andeuten werden. Als ich" (wahrscheinlich in Geldern bei unserer ersten Zusammenkunft) „mit ihm von dem Ruhme sprach, den er erworben, antwortete er mit der größten Einfachheit, daß man von diesem Ruhme große Abzüge machen müsse, daß der Zufall fast den Hauptanteil daran habe, und daß er weit lieber Racines Athalie habe zustande bringen mögen als diesen ganzen Krieg. — Athalie ist sein Lieblingswerk, das er am häufigsten wieder liest; ich glaube nicht, daß Sie hierin seinen Geschmack mißbilligen werden. Der andere Zug, den ich Ihnen mitteilen will, ist folgender. Als an dem Tage" (15. Februar vorigen Jahres), „da er den für ihn so ruhmwürdigen Frieden schloß, jemand sagte: ‚Dies ist der schönste Tag in Ew. Majestät Leben!' antwortete er: ‚Der schönste Tag im Leben ist derjenige, an welchem man daraus scheidet.' — — Adieu, Madame[3]."

[1] In Oeuvres de Frédéric XXIV. 377—380 (d'Alemberts hübsche kleine Briefe im Hinblick auf Potsdam, „Paris, 7. März bis 29. April 1763", und zwei kleine Notizen während seines Dortseins, „Sanssouci, 6. Juli bis 15. August 1763").

[2] D'Alembert starb „29. Oktober 1783", „geboren 16. November 1717" — ein Findelkind, wie wohl bekannt ist; seine „Mutter eine Schwester des Kardinals Tencin", „sein Vater", beiläufig, „ein Offizier der Artillerie".

[3] „Oeuvres Posthumes de d'Alembert (Paris 1799) I. 197", angeführt bei Preuß II. 348.

Die Zusammenkunft in Kleve war unzweifelhaft ein sehr hübscher Zwischenfall, dem zwei hübsche Monate folgten. Und wenn es wahr ist, daß Helvetius' Berufung eine Folge davon war, so kann der 11. Juni 1763 Anspruch darauf machen, für eine Epoche in Friedrichs späterem Leben zu gelten. Der vermögende und erfindungsreiche M. Helvetius, der das Buch De l'Esprit schrieb und wegen dieser Tat verbannt wurde (verloren im Londoner Nebel während jener Monate), war auch ein gewaltiger Steuereinnehmer gewesen. D'Alembert war als philosophischer Bruder befreundet mit Helvetius. Es ist auch gewiß, daß König Friedrich um diese Zeit fand, er werde jährlich zwei Millionen Taler mehr nötig haben. — Wo sie herbekommen, schien die Unmöglichkeit. Ein General Krokow, der lange in französischem Dienst gewesen war und sich viel in des Königs Umgebung befand, empfahl oft das französische Steuersystem. Es ist der Krokow von Domstädtl aus jener für einige von uns denkwürdigen Belagerung von Olmütz. — „Ein wunderbares Steuersystem", sagt Krokow oft in dieser Zeit der Bedrängnis. „Wer versteht es von Grund aus?" mochte der König wohl fragen. „Helvetius besser als irgendein anderer!" konnte d'Alembert mit Recht antworten. „Fordern wir Helvetius auf, sein Exil in London zu verlassen und hier ein Asyl anzunehmen, wo er von dem größten Nutzen für mich sein kann!" schließt Friedrich.

Helvetius kam im März 1765 und blieb bis zum Juni 1766[1]. — Binnen welcher Zeit ein französisches Steuersystem, wozu er den Plan entworfen, gerade eingerichtet und zu Helvetius' Befriedigung einen Monat lang in Tätigkeit gewesen war. Helvetius ging darauf seines Weges und kehrte nie wieder zurück. Er nahm als Mensch und Steuereinnehmer des Königs dauernde Dankbarkeit mit sich, aber keineswegs in seiner Eigenschaft als Steuereinnehmer die der preußischen Nation. Ganz Preußen, soweit es unter dies Helvetiussche Steuersystem kam, sprach ein einstimmiges Verdammungsurteil darüber aus in allen möglichen Mundarten, immer lauter und lauter. Hier ist zum Beispiel die Äußerung Herrn Hamanns, der selbst eine Art Steuerbeamter war (in Königsberg in Ostpreußen) und unter bescheidenen Verhältnissen ein Schriftsteller von wirklichem Verdienst und Originalität, von dem man annehmen kann, daß er die Sache verstand. „Und so", sagt Hamann, „hat der Staat seine eigenen Untertanen für unfähig erklärt, sein Finanzsystem zu handhaben und auf diese Weise sein Herz, d. h. die Börse seiner Untertanen, einer Gesellschaft fremder Schwindler anvertraut, die mit allen seinen Zuständen unbekannt sind[2]!"

Dies dauerte Friedrichs ganzes Leben hindurch und gab besonders in seinen ersten Entwicklungsphasen zu keinem geringen Murren Veranlassung. Es scheint eine der erfolglosesten Finanzunternehmungen gewesen zu

[1] Rödenbeck II. 254; Preuß III. 11.
[2] „Hamann an Jacobi" (s. Preuß III. 1—35), „Königsberg, 18. Januar 1786."

sein, woran er teilnahm. Es verursachte seinen Untertanen endlose kleine Widerwärtigkeiten, rief viele Klagen hervor und zum erstenmal wirkliche Unzufriedenheit — nur hauttiefe, aber aufrichtige und allgemeine Unzufriedenheit mit dem irregeleiteten Vater Fritz. Viele lärmende Scheltworte vernahm man darüber im Inlande und besonders im Auslande: „Wuchernder Geizhals", „Habgieriger Tyrann" usf. Aber nach Abzug von alledem gibt jedermann jetzt zu, daß Friedrichs Absichten vortrefflich und richtig waren. Aber niemand leugnet trotzdem, daß die Mittel unüberlegt, im Verhältnis zu der Mühe, die sie veranlaßten, von keinem Nutzen, und daß ihre Anwendung unpassend war, falls nicht die Notwendigkeit dazu zwang.

Es ist Friedrich verboten, oder er verbietet sich selbst, wie wir bereits öfter erwähnten, neue Abgaben aufzuerlegen. Und nichtsdestoweniger urteilt er jetzt nach tiefer, eingehenden und unzweifelhaft genauen Berechnungen, daß es für die Bereitschaft gegen neue kriegerische Angriffe — von welchen, wie er eben gesehen hat, die Existenz des Staates selbst abhängen kann — notwendig ist, daß an Truppengattungen und Kriegsgerät soundso viel zur Hand und allen Nachbarn sichtbar sein sollte und insgeheim im Staatsschatze nie weniger als eine bestimmte Summe. Die Arithmetik erklärt, daß zu diesem Zweck etwa zwei Millionen Taler jährliche Einkünfte mehr erforderlich sind, als wir jetzt haben. Und wo sind unter diesen Umständen die Mittel, eine solche Summe aufzutreiben?

Friedrich erlegt keine neuen Abgaben auf. Aber es mag strengere Methoden geben zur Erhaltung der alten. Es mögen, und in der Tat es müssen Mittel gefunden werden! Friedrich hat seine Finanzminister zu Rate gezogen und die Frage separatim diesen weisen Häuptern vorgelegt. Sie antworten einstimmig: „Es gibt keine Mittel[1]." Friedrich wendet sich daher an Helvetius, der nach gehöriger Überlegung und nach Untersuchung vielen dokumentarischen und tabellarischen Rohmaterials der Meinung ist, daß die preußische Steuer, wenn man sie mit der Pünktlichkeit, Genauigkeit und wachsamen Schärfe des französischen Verfahrens erhöbe, wirklich den erforderlichen Überschuß eintragen würde. „Richtet mir dann das Verfahren ein und bringt es hier zur Anwendung, unter französischen Beamten, wenn das unerläßlich ist." Helvetius bedachte sich auf die geeignetesten Beamten, die er kannte. In Frankreich gibt es sehr viele müßige Hände bei dem gegenwärtigen Zusammensturz der Finanzen dort. Helvetius scheint in dieser Angelegenheit mit bestem Fleiß ausgewählt, angeordnet und eingerichtet zu haben. Von de Launay, dem Hauptingenieur des Unternehmens, gab ganz Preußen zu, nachdem es zweiundzwanzig Jahre hindurch auf unfreundliche Art mit ihm bekannt gewesen, daß er eine geeignete und schätzbare Person sei. Ein Mann von verständigem Benehmen,

[1] Rödenbeck II. 256.

nicht geringer Einsicht, Klugheit und sehr großem Geschick in der Verwaltung der Geschäfte.

Man kann sich denken, daß der Hauptingenieur de Launay bei der Wahl der subalternen Beamten, der Heizer und der Steuermänner dieser neuen Dampfmaschine, die von Frankreich her bemannt werden mußte, durch Helvetius zu Rate gezogen wurde. Vier Departementschefs standen unmittelbar unter de Launay oder kaum unter ihm, waren eher jüngere Brüder. Wer diese auswählte, hörte ich nicht; aber es ist klar, daß sie keine Leute von höherer Qualität waren. Zwei dieser vier — alle hatten sehr hohe Gehälter, von de Launay abwärts, „höher als ein preußischer Staatsminister!" murrte das Publikum — gerieten während des ersten Jahres miteinander in Streit und hatten ein Duell, welches für einen verhängnisvoll ausfiel, so daß jetzt nur drei übrigblieben. „Drei mit de Launay werden genug sein", meinte Friedrich und teilte den erledigten Gehalt unter die Überlebenden, worauf sie wenigstens keine Duelle mehr miteinander hatten.

Was die subalternen Beamten anging, die Visitateurs, Controlleurs, Jaugeurs, Plombeurs, oder die seltsamste Klasse von allen, die sogenannten „Keller-Ratten" (Commis Rats-de-Cave), so wurden sie von einem ihrer Arbeit selbst abgeneigten Publikum so verabscheut und geschmäht, daß man nicht beurteilen kann, wie weit ihre Schurkereien gingen, noch auch, wie hoch innerhalb erstaunlich weiter Grenzen ihre genaue arithmetische Zahl war. Ungefähr 500 in ganz Preußen, sagt ein ruhiger Preuße, der die Sache untersucht hat[1]. 1500 sagt Mirabeau, 3000 sagen andere übertreibende Personen, oder selbst 5000. De Launays Bericht ist: zu keiner Zeit über 200. Aber wir können uns alle vorstellen, wie verdrießlich sie und ihr Geschäft waren. Niemand ist jetzt von der Steuerpflicht ausgenommen. Von euch allen und von jedem einzelnen, Adel, Geistlichkeit, Volk, wird eine strenge Rechnungslegung verlangt über euer Bier und euern Wein, euern Kaffee, euer Salz, euern Verbrauch und eure Einkäufe aller steuerbaren Gegenstände. — Ja, ich glaube, an Kaffee und an Salz, ganz gewiß an Kaffee, wird das, was ihr nach euerm Stande und der Zahl eurer Familienmitglieder gebraucht, für euch berechnet, um Mühe zu sparen. Solche und solche Quantitäten wird es euch belieben, in unserer Gegenwart zu kaufen oder Steuer dafür zu bezahlen, einerlei, ob ihr sie kauft oder nicht. In allen Häusern, zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht stand es diesen „Keller-Ratten" (Commis Rats-de-Cave) frei — (auf Befehl einer höhern, ich weiß nicht, wieviel höhern Ratte ihrer eigenen Gattung, und ohne daß ihr mit Aussicht auf Erfolg appellieren konntet außer an den König, wo eure Appellation gewiß Beachtung fand, wenn ihr unschuldig waret, aber offenbar sehr gefährlich war, wenn ihr nur nichtschuldig befunden wurdet) — stand es diesen Keller-Ratten frei, sage

[1] „Beguelin, Akzise- und Zollverfassung S. 138" (Preuß III. 18).

ich, nach Bannware zu suchen. Alle eure Schränke, Kommoden und Truhen müßt ihr diesen edlen Wesen öffnen; in der Nachtmütze, das Licht in der Hand zusehen, wie sie eure Sachen hierher und dorthin durcheinanderwerfen, während sie nach etwas suchen, was vielleicht nicht da ist. Ja, man sagte und argwöhnte, aber ich habe mir nie Gewißheit darüber verschaffen können, daß diese giftigen Franzosen imstande sind, ein Stück Bannware hineinzuschmuggeln, um euch das Strafgeld abzunehmen, ob ihr nun Bannware habt oder nicht.

Die Leser können sich denken, obschon Friedrich es anscheinend nicht konnte, was für eine Welt von Verdrießlichkeiten dies alles hervorrief, und wie bei der beständigen Belästigung aller Erbitterung, Herausforderung und zänkische Beredsamkeit sich unter hoch und niedrig ausbreitete. Der König erfuhr etwas hiervon, aber bei weitem nicht alles. Sein Zweck war von entscheidender Wichtigkeit, und nachdem er über seinen Plan einmal zum Entschlusse gekommen war, führte er ihn seiner Gewohnheit gemäß aus, ohne sich um kleine Reibungen zu kümmern. Die Anekdotenbücher sind voller Einzelheiten meist komischer Art über diesen Gegenstand. Wie die französischen Ratten über gute harmlose Leute herfielen, unschuldige einfache Pastorenhäuser und Bauernhäuser, und auf komische Weise durch den heimischen Mutterwitz oder durch direkte Berufung an den König in die Flucht gejagt wurden. Weitere Einzelheiten, so authentisch sie auch sein mögen, würden an dieser Stelle nicht rätlich sein. Es gibt wohl nicht mehr als zwei authentische Vorgänge, soviel ich weiß, die jetzt für englische Leser von irgendwelchem, auch nur vorübergehendem Interesse sein könnten. Der erste betrifft eine Karikatur von König Friedrich als einem Kaffee mahlenden Geizhals. Ich erzähle denselben ohne wesentliche Abänderung in den Worten des Herrn Preuß, die einem Augenzeugen entnommen sind. Den zweiten, der sich auf eine Prinzessin oder Ex-Prinzessin des königlichen Hauses bezieht, muß ich noch etwas aufschieben. Herr Preuß sagt:

„Einmal während der Zeit der Regie" (die von 1766—1788 bis zum Tode des Königs dauerte; es läßt sich kein anderes Datum angeben, obgleich 1768 etwa für unseren Zweck gelten mag), „als der König durch die Jägerstraße geritten kam, sah er in der Nähe des Fürstenhauses einen großen Haufen Volks versammelt. ‚Sehe Er, was es gibt!' schickte der König jemand aus seinem Gefolge, einen Heiducken oder Reitknecht, um sich zu erkundigen, was es wäre. ‚Sie haben etwas über Ew. Majestät aufgeklebt', berichtete der Reitknecht. Und Friedrich, der inzwischen herangeritten war, warf einen Blick auf das Ding. Es war eine Karikatur von ihm selbst: Der König in sehr melancholischem Aufzuge sitzt auf einem Schemel, eine Kaffeemühle zwischen den Knien, mahlt eifrig mit einer Hand, während er mit der anderen die Bohnen aufsucht, die etwa herunterfallen. ‚Hänge Er es niedriger!' sagte der König, seinem Reitknecht mit

dem Finger winkend. ‚Niedriger, damit sie den Hals nicht dabei zu recken brauchen!‘ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, die sich augenblicklich verbreiteten, als aus dem ganzen Haufen ein allgemeines Hurrarufen sich erhob. Man riß die Karikatur in tausend Stücke und strömte dem Könige nach mit lautem ‚Lebehoch, unser Friedrich auf immer!‘ indem er langsam wegritt[1].“ Das ist ihres Friedrichs Verfahren in bezug auf Karikaturen. Heffner, Kapellmeister in Upsala, berichtet diesen denkwürdigen Vorfall. Er war damals in der Schloßkapelle des Königs und sah es mit eigenen Augen.

Die allgemeine Tendenz des Königs war zu allen Zeiten und seine Praxis gewöhnlich, wenn wir davon hören, die Partei des Volkes zu ergreifen. So daß dieses französische Verfahren allmählich sehr gemildert wurde und die Regie — so nannte man dies verhaßte, neu ausgeklügelte System der Steuerverwaltung — viel erträglicher wurde. „Ihre Leiden existierten nur vom Hörensagen bei den jüngeren Leuten“, berichtet Dohm, der diesen Gegenstand sehr weitläufig behandelt[2]. De Launay wurde einige Monate nach Friedrichs Tode ehrenvoll entlassen und die ganze Regie abgeschafft.

Mit mürrischer Befriedigung fügt der authentische Dohm, der die Regie außerordentlich mißbilligt, hinzu, daß sie nicht einmal erfolgreich war, und tut durch Beweise und Berechnung bis auf den letzten Heller dar, daß sie statt zwei Millionen Taler jährlich durchschnittlich weniger als eine Million einbrachte. Der begehrte Überschuß von zwei Millionen und viel mehr kam allerdings ein, sagt er. Aber dies rührte her von dem großen Wohlstande Preußens im allgemeinen nach dem Siebenjährigen Kriege, von dem Erwachen der mannigfachen Industrietätigkeit, welche seitdem immer mehr zugenommen hat. Dohm erklärt ferner, daß der Zweck an sich gewissermaßen phantastisch und nichtig war, da niemand Friedrich angegriffen habe. Aber er unterläßt es, zu beweisen, daß niemand dies getan haben würde, wäre Friedrich nicht zu seinem Empfange bereit gewesen. Wir wollen nur bemerken, was ganz unbestreitbar ist, daß Friedrich durch die Regie oder durch andere Ursachen den kleinen Überschuß, den er nötig hatte, erlangte und für alle Kriege, die hätten kommen können (und in gewisser Weise kamen), gerüstet dastand. Daß er die Regie, im Verhältnis, wie sie ihm weniger unentbehrlich wurde, mehr und mehr milderte und bereit war, wenn er die Karikaturen und Oppositionsplakate zu hoch angeschlagen fand, den armen lesenden Leuten so viel Mühe zu sparen als möglich.

Ein französischer Augenzeuge bemerkt: „Sie hatten kein Talent, diese Regie-Menschen, als das des Schreibens und Rechnens; waren überdies äußerst eingebildet und der lächerlichsten Torheiten fähig. Einmal zum Bei-

[1] Preuß III. 275 („aus dem Berliner Konversationsblatt von 1827, Nr. 253“).
[2] Christian Wilhelm von Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit (Lemgo und Hannover 1819) IV. 500 ff.

spiel verurteilten sie einen gemeinen Soldaten, der ein paar Pfund Tabak versteckt hatte, zu einer Strafe von 200 Talern. Als dies dem König zur Bestätigung vorgelegt wurde, schrieb er an den Rand: ‚Ehe ich dies Urteil bestätige, möchte ich wissen, wo der Soldat, der in fünf Tagen 8 Groschen kriegt, die 200 Taler herbekommen soll, um diese Strafe zu bezahlen[1]!'" Unzählige Beispiele eines ähnlichen Einschreitens von seiten des Königs werden berichtet. „Einen Taler per Kopf auf die Einfuhr von fettem Rindvieh, eine Taxe auf Schlachtfleisch?" schreibt er einmal an de Launay. „Nein, das würde auf die ärmeren Klassen fallen; dazu muß ich nein sagen. Ich bin von Amts wegen der Sachverwalter der Armen" (l'avocat du pauvre). Anderswo heißt es: der Sachverwalter der Armen und der Soldaten (avocat du pauvre et du soldat), „und muß ihre Sache vertreten[2]."

Wir wollen jetzt unsere zweite Anekdote mitteilen, die für uns Fremde jetzt weniger Denkwürdiges hat, obschon sie damals in der Berliner Gesellschaft unzweifelhaft von den zweien die berühmtere war, da sie eine hohe Hofdame, beinahe die höchste anging, eine Dame, welche selbst in jenen Jahren nur zu berühmt war. Die Heldin ist die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig, des Königs eigene Nichte, eine hübsche Frau, die vier Jahre ihres langen Lebens (14. Juli 1765 bis 18. April 1769) Kronprinzessin von Preußen war. Gemahlin jenes hochgewachsenen jungen Herrn, den wir öfter umhertanzen sahen, den wir zuletzt sahen, als er bei Schweidnitz vom Pferde geworfen wurde am Tage von Pirchs Sattel dort. — Hörte aber im vierten Jahre auf, es zu sein[3] (aus guten Gründen auf beiden Seiten), und lebte hinfort in abgeschiedenen, verdunkelten Verhältnissen in Stettin, wo der Schauplatz unserer Anekdote liegt. Man versichert, dieselbe sei vollkommen wahr. Aber ich kann bei keinem Berichterstatter das Jahr entdecken, wann der Vorfall stattfand, noch auch, ob es in Stettin oder in Berlin war. Wiewohl mein Autor mutmaßt in „Stettin", nachdem die Dame geschieden war:

„Diese Prinzessin hatte direkt von Lyon ein sehr schönes Kleid bestellt, welches richtig ankam, an sie in Stettin adressiert. Da diese Art Stoff mit sehr schweren Zöllen belegt war, hatte der Zollbeamte die Unverschämtheit, das Kleid zurückzubehalten, bis die Zahlung geleistet wurden. Die Prinzessin ließ diesem Menschen in edler Entrüstung befehlen, das Kleid unverzüglich zu schicken, und sie werde den Eingangszoll bezahlen. Er gehorchte. Aber" — man höre das Resultat: „Kaum wurde die Prinzessin seiner ansichtig, als sie ihr Lyoneser Kleid ergriff, dem Zollbeamten einige tüchtige Ohrfeigen gab und ihm befahl, ihr Zimmer und ihr Haus zu verlassen.

Der Zollbeamte, der sich für eine Person von Bedeutung hielt, entfernte sich im höchsten Zorn, ließ ein langes Protokoll über den Vorfall aufsetzen und schickte dasselbe an den König mit der beredten Klage", ‚daß man ihn bei der Ausübung des ihm anvertrauten Amtes entehrt habe'. Friedrich erwiderte wie folgt: An den Douanier in Stettin. ‚Der Verlust der Akzisesteuer soll auf mich selbst

[1] Laveaux (2. Ausgabe) III. 228.
[2] Preuß III. 20.
[3] Rödenbeck (abgekürzt) II. 241, 257.

fallen. Die Prinzessin soll das Kleid, die Ohrfeigen soll derjenige behalten, der sie bekommen hat. Was die angebliche Entehrung betrifft, so spreche ich den Beschwerdeführer vollständig davon frei. Nie kann die Berührung einer schönen Hand das Gesicht eines Steuerbeamten entehren. — F.[1]"

Nordische Touristen, Wraxall und andere, die dieses Weges kamen, sprechen von der Prinzessin bis auf die neuere Zeit als von einem Phänomen des Ortes. Eine stolze und gebieterische Dame, wie es scheint, die es verschmähte, durch ihre Ungnade niedergebeugt zu werden. Sie überlebte ihre ganze Generation und die nächste und die dann folgende bis in unsere eigene Zeit hinein. Starb am 18. Februar 1840 in einem Alter von 96 Jahren. Verlebte einundsiebzig Jahre in jenen verdunkelten Stettiner Verhältnissen, und dieser Vorfall mit dem Lyoner Kleide und den einem unverschämten Steuerbeamten gegebenen Ohrfeigen ist das einzige Abenteuer, welches uns von ihr aufbewahrt ist! —

Was ihre Ehescheidung anging, so war sie entschieden nicht ohne Schuld; aber nicht sie allein und auch nicht von beiden zuerst. Ihr Kronprinz Friedrich Wilhelm, nachher als König der Dicke genannt und von der Nachwelt wenig geachtet — ein ungestümes, ziemlich dunkles und materielles Geschöpf, wiewohl nicht böswillig oder unehrlich — war selbst ein schrecklicher Sünder in jener Beziehung und hatte das schlechte Spiel gegen seine arme Cousine und Gemahlin angefangen. Leser, die sich mit verschiedenartiger Lektüre abgeben, sind vielleicht bekannt mit einer gewissen „Gräfin von Lichtenau" und ihren sogenannten Memoiren. — Nicht gern, sondern gezwungen, fische ich eine Probe und nur eine einzige aus jener Urkunde menschlicher Schmutzlachen und Verkehrtheiten auf:

„Von dem ersten Jahre unserer Zuneigung an", sagt diese kostbare Gräfin, „war ich schon die Vertraute seiner" (des Prinzen von Preußen) „geheimsten Gedanken. Eines Tages" (im Jahre 1767, dem zweiten seines ehelichen Lebens, ich war damals fünfzehn Jahre alt, die schlanke Tochter eines französischen Hornbläsers im Dienste Sr. Majestät) „war der Prinz in sehr ernster Stimmung und gestand mir offen, daß er sich einige Kränkungen meines Geschlechtes vorzuwerfen habe" — ach ja, einige wenige — „und schwor, daß er mich nie verlassen werde, und daß, wenn der Himmel mich eher von hinnen rufen sollte als ihn, niemand als er meine Augen schließen werde. Er hatte ein Federmesser in den Händen, als er dies sagte, stieß die Spitze desselben in seine linke Hand und schrieb mit seinem Blute" (das unreine Geschöpf) „auf ein kleines Stück Papier den Eid, welchen seine Lippen eben in so feierlichem Tone ausgesprochen hatten. Vergeblich würde ich versuchen, die Gefühle zu schildern, welche mich bei diesem Anblicke ergriffen. Der Prinz sah, was ich empfand, und bat mich, seinem Beispiele zu folgen. Ich beeilte mich, ihn zufriedenzustellen, und schrieb, wie er getan hatte, mit meinem Blute das Versprechen, bis ans Grab seine Freundin zu bleiben und ihn nie zu verlassen. Dieses Versprechen muß nach seinem Tode unter seinen Papieren gefunden worden sein" (ist es noch in den Archiven? wir wollen nicht hoffen!). — „Wir beide blieben diesem Eide treu. Das Band der Liebe freilich brachen wir. Aber es geschah nach gegenseitigem Übereinkommen, und damit wir uns um so fester durch die Bande unver-

[1] Rödenbeck (abgekürzt) III. 229.

letzlicher Freundschaft vereint fühlen möchten. Andere Mätressen beherrschten seine Sinne; aber ich" — ach Gott, nichts mehr hiervon[1]!

Des Königs eigener Bericht über die Sache ist klar genug. Seine Worte sind: „Vor nicht langer Zeit" (etwa zwei Jahre vor diesem Vorfall mit dem Federmesser) „erwähnten wir die Heirat des Prinzen von Preußen mit Elisabeth von Braunschweig." (Von zwei Seiten her seine Cousine, da die Prinzessin Charlotte von Preußen seines und meines Vaters Schwester und ihr Vater seiner Mutter Bruder ist — wenn ihr es nachrechnen wollt.) „Dieser Ehebund, von dem jedermann glückliche Folgen erwartet hatte, entsprach nicht den Wünschen des königlichen Hauses." Nur eine Prinzessin wurde geboren (später die Gemahlin des verstorbenen Herzogs von York) — sie kam in ebenjenem Federmesser-Jahre — und die Aussichten auf fernere Nachkommenschaft waren schlecht. „Der Gemahl jung und sittenlos, einem schwelgerischen Leben ergeben, von dem seine Verwandten ihn nicht entwöhnen konnten, machte sich fortwährend der Untreue gegen seine Gemahlin schuldig. Die Prinzessin, die in der Blüte ihrer Schönheit war, fühlte sich durch eine solche Vernachlässigung ihrer Reize tief gekränkt. Ihre Lebhaftigkeit und die gute Meinung, welche sie von sich hatte, brachten sie auf den Gedanken, das ihr zugefügte Unrecht zu rächen, indem sie Gleiches mit Gleichem vergalt. Sie fiel rasch in Ausschweifungen, welche denen ihres Gemahls wenig nachgaben. Familienstreitigkeiten brachen aus und wurden bald öffentlich bekannt. Die daraus hervorgehende Antipathie raubte jede Hoffnung auf Nachkommenschaft." (Wäre dieselbe unter so traurigen Verhältnissen wünschenswert gewesen!) „Prinz Heinrich" (junior, Bruder dieses hoffnungsvollen Prinzen von Preußen), „welcher mit allen Eigenschaften begabt war, die man sich bei einem jungen Manne wünschen kann" (wie meine Tränen um ihn bezeugen), „war durch die Blattern dahingerafft worden[2]. Die Brüder des Königs, die Prinzen Heinrich und Ferdinand gestanden offen, daß sie ihre Ansprüche auf die Thronfolge nie zugunsten irgendeines Bastards aufgeben würden. Kurz, es blieb endlich nichts weiter übrig, als eine Ehescheidung einzuleiten[3]."

Eine Ehescheidung fand hiernach in schöner privater Weise statt. Die Verhandlungen wurden geführt bei streng verschlossenen Türen. Alle fünf Richter legten einen Eid ab, das, was sie hören würden, mit sich ins Grab zu nehmen[4]. Die Ehescheidung wurde vollzogen am 18. April 1769, und drei Monate nachher wurde ein neues Ehebündnis geschlossen. Prinzessin Friederike Luise von Hessen-Darmstadt war die glückliche Gemahlin. Sie gebar in gehöriger Weise einen Friedrich Wilhelm, der „König Friedrich

[1] Mémoires de la Comtesse de Lichtenau (à Londres, chez Colbourn Libraire, Conduit-Street, Bond-Street, 2 tomes, klein 8°, 1809) I. 129.

[2] „26. Mai 1767", 19 jährig; Eloge über ihn von Friedrich („ein noch mit Tränen beflecktes Manuskript") in Oeuvres de Frédéric VII. 37 ff.

[3] Oeuvres de Frédéric VI. 23.

[4] Preuß IV. 180—186.

Wilhelm III." wurde (ein viel duldender, vortrefflicher, obschon unbedeutender Mann), sowie verschiedene andere Prinzen und Prinzessinnen, trotz aller Störungen seitens der Lichtenauschen Schwesterschaft. Die hochsinnige Elisabeth wurde nach Stettin verbannt. Der Betrag ihrer Pension wird nicht erwähnt. Ihre Familie hatte nach den unglücklichen Beweisen, welche ihr mitgeteilt wurden, ihre Zustimmung und Sanktion gegeben. Und sie blieb dort müßig oder als ihre eigene Arbeitgeberin während der nächsten einundsiebzig Jahre. — Genug fürwahr von ihrem Lyoner Kleid und von dem Steuersystem überhaupt!

Der Bau des Neuen Palais in der Nachbarschaft von Sanssouci wird begonnen und vollendet (1763—1770).

Wenn d'Alemberts Besuch der Keim des Steuersystems war, so ist es merkwürdig, wahrzunehmen — und ob dies nun der Fall ist oder nicht, es wird uns hier chronologisch dienstlich und erwähnenswert sein — daß gleichzeitig eine kleine Angelegenheit vor sich ging, welche noch für jedermann sichtbar ist. Nämlich daß in denselben Stunden, als Friedrich und d'Alembert sich gegenseitig in Geldern begrüßten (11. Juni 1763), der Grundstein gelegt wurde zu dem, was man das Neue Palais nennt. Zu einem neuen Palais von Sanssouci, einem prächtigen Gebäude in dem kuriosen Louis-Quinze oder sogenannten „Rokoko"-Stil der Zeit. Einem nie, weder von Friedrich noch von seinen Nachfolgern, vielbewohnten Palast, der noch in jener ornamentalen Potsdamer Gegend steht. Weshalb er gebaut wurde, besonders bei dem damaligen niedergedrückten Zustande der Finanzen, haben manche schwer gefunden zu erklären. Es scheint, daß man den Bau dieses neuen Palastes schon beschlossen hatte, ehe der Krieg ausbrach, und Friedrich sagte sich wohl: „Wir wollen ihn jetzt bauen, um den arbeitenden Klassen in Berlin zu helfen — vielleicht auch zum Teil" (denken einige, und warum sollten sie nicht?) „um der Menschheit zu zeigen, daß wir noch bares Geld haben und durchaus nicht so zugrunde gerichtet sind, als sie sich einbilden."

„Dieses Neue Palais", sagt ein neuerer Tourist, „ist heutzutage für den Fremden ein gefälliger, sinnvoller Gegenstand. Es hat ein ungezwungenes, sorgloses Aussehen, gefällig schön in Anblick und Lage, geräumige Flächen ringsum. Es ist nicht in einem wüsten, aber noch weniger in einem straffen Zustande und hat (in seiner Verlassenheit) eine Ruhe und besonders einen vollständigen Mangel an nutzlosen Lakaien und gaffenden Müßiggängern, der höchst angenehm ist. Es steht stumm da in seiner Einsamkeit, in seinem stattlichen Schweigen und seiner Vernachlässigung, wie ein Tadmor der Wildnis im kleinen. Der große Hof für die Ställe und Wagenremisen in der Nähe war verschlossen — wahrscheinlich niemand darin als ein schlafender Stallknecht. Selbst den Kustos des gewaltigen Gebäudes" (so selten gibt es Trinkgelder für ihn) „konnte ich nicht ohne

Mühe wecken. In der grauen Herbstluft war kein Laut um diesen neuen Palast König Friedrichs als das Rauschen der dürren braunen Blätter und der erblichenen oder erbleichenden Erinnerungen, welche in uns auftauchten.

„Ich möchte sagen," fährt er fort, „es erinnert etwas an die Stadt Bath. Es hat den Zuschnitt einer abgenutzten Schönheit aus früherer Zeit; einer Schönheit, die noch existiert, aber unter seltsam veränderten Umständen, und die demgemäß eine Art pathetische Würde hat. Es zeigt treffliche solide Maurerarbeit mit übertriebener Neigung, sich in Zinnen, Krümmungen und Schnörkeleien auszudehnen; viele Statuen auf dem Dache — drei darunter in einer Art Gruppierung oder zusammengehöriger Haltung. ‚Diese,' sagte die fleißige Skandalchronik, ‚merke sie dir. Diese bedeuten Maria Theresia, Pompadour und Catin du Nord.'" (Nichts als Musen, glaube ich, oder von der Nymphen- oder Hamadryadengattung, ohne üble Nebenbedeutung.) „Kurz, man kann es die steinerne Apotheose einer alten französischen Schönheit nennen. Beträchtlich von Wind und Wetter mitgenommen" — (das braune Moos breitet sich sichtbar hier und dort aus, und der festgegründete Bruchstein erzählt dir: ‚Ich habe hundert Jahren widerstanden!') — „ein alter von Wind und Wetter mitgenommener Bau, dessen dreieckiger Hut nicht in frischem Zustande ist, dessen goldene Tressen verblichen sind, und dem es im allgemeinen seltsam und gewissermaßen tragisch vorkommt, sich, ein flüchtig vorübereilendes Geschöpf, in einen Bürger der architektonischen Beständigkeit und ernsten Ewigkeit verwandelt zu finden!"

Von dem Potsdamer Palast bis zu dem Neuen Palais von Sanssouci mag es eine halbe Stunde sein. Ebener Boden parallel mit dem Fuße der Hügel, lauter Obstgärten, Rasenflächen, Wasserwerke, Kunstgärten, Gartenhäuser und Villen, darunter eine Villa für Lord Marishal. Diese halbe Stunde Entfernung ist, wenn man das königliche Gartenhaus von Sanssouci auf seinem Hügelgipfel als Scheitelpunkt nimmt, die Basis eines gleichschenkligen oder beinahe gleichschenkligen Dreiecks, mehr flach als gleichseitig. Bis zu dem königlichen Gartenhause von Sanssouci mag es von diesem Neuen Palais etwa zwanzig Minuten gegen Nordost sein, und von dem Potsdamer Palast ist es noch etwas weniger. Und diese ganze Strecke dazwischen ist ein fortgesetzter Garten, nicht in dem englischen Sinne, obschon sie ihre eigenen Schönheiten mehr künstlicher Art besitzt und jedenfalls Erinnerungen für euch hat und Spuren von Personen, welche der Menschheit noch unvergessen sind. — Hier ist eine Bemerkung über Lord Marishal, welche die Leser uns nicht verdenken werden, da die Chronologie des würdigen Mannes in diesen letzten Epochen seines Lebens sich in einem so nebelhaften Zustande befindet:

Lord Marishal war, wie wir wohl wissen und wie Pitt weiß, im Jahre 1761 in England — augenscheinlich wegen der Kintore-Erbschaft und teilweise vielleicht wirklich deswegen. Aber er ging und kam zu Zeiten, die jetzt ungewiß sind, war seit-

dem wieder in Spanien, reiste mühsam umher[1] und kam nicht wieder zur Ruhe in seiner Regierung von Neuchâtel vor April 1762. Es existiert ein Brief des Königs, welcher wenigstens diesen Punkt feststellt:

‚Breslau, 10. April 1762. Meine Nase ist die unverschämteste Nase in der Welt, mon cher Mylord' (Königin-Mutter-Schnupftabak, Spaniol, aus erster Quelle durch Marishal besorgt, vorzüglichste Qualität, aber in den Kriegsstürmen schwierig zu schicken). ‚Ich bin beschämt über die Mühe, die ich Ihnen verursache! Ich bitte vielmals um Verzeihung — und würde ganz verlegen sein, wüßte ich nicht, welche Nachsicht Sie haben mit den schwachen Seiten Ihrer Freunde, und daß Sie seit langer Zeit eine ganz besondere Nachsicht haben mit meiner Nase. Es freut mich sehr zu wissen, daß Sie glücklich in Ihren Regierungsbezirk zurückgekehrt, wieder in Sicherheit in Colombier, in Neuchâtel sind.' Dies ist vom 10. April 1762. Dort blieb Marishal, wie ich finde, noch ein Jahr länger ruhig in seinem Colombier, obgleich er der Geschäfte ziemlich müde war. Bis der König heimkehrte, der seine Gesellschaft liebt und willens ist, einen alten Mann dauernd seines Dienstes zu entlassen.

Es war im Sommer 1762 (etwa drei Monate nach dem obigen Briefe des Königs), als Rousseau seinen berühmten Auszug nach Neuchâtel unternahm und den alten Gouverneur so zuvorkommend fand, so erfreut, dem armen hautlosen Geschöpf seinen Schutz angedeihen lassen zu dürfen. Und was merkwürdig ist, es muß an zweien jener Morgen, gegen das Ende der Belagerung von Schweidnitz gewesen sein, als die Lage der Dinge so unerträglich wurde und mitunter in „Verweisen nach allen Seiten" elektrisch explodierte, daß Friedrich jenes eigentümliche Paar lakonischer Billette von Rousseau in Neuchâtel erhielt, befördert, eins nach dem andern, von Lord Marishal. Erstes Billett, datiert von „Motiers-Travers, Neuchâtel, September", niemand kann erraten, an welchem Tage, „1762". ‚Ich habe viel Schlechtes von Ihnen gesagt und bereue es nicht. Jetzt haben alle mich verbannt, und es ist Ihre Schwelle, auf welcher ich niedersitze. Töten Sie mich, wenn Sie Lust dazu haben!' Und dann (nicht nach seinem Tode, sondern nach einem Geschenk von 100 Kronen) zweites Billett, „Oktober 1762": — — ‚Bringen Sie mir das Schwert aus den Augen, welches mich blendet und mir Schmerzen verursacht; es hat nur zu gut seine Pflicht getan, während das Zepter aufgegeben ist.' Warum machen Sie keinen Frieden[2]! — Welche seltsame Lektüre für einen König, der sich in solcher Lage befindet, unter den verschiedenartigen Meldungen, die über Nacht einlaufen. Mehr als sechs Wochen vor diesen beiden Billetten hatte Friedrich, als er von Lord Marishal über Rousseau hörte, geantwortet: ‚Ein Asyl? Ja, gewiß. Der unglückliche Zyniker!' Am 1. September schickte er auf demselben Wege 100 Kronen für ihn mit dem Rat, sie in natura zu geben, ‚damit er sie sonst nicht etwa zurückweise', was Friedrich für sehr möglich hält. In Worten erwiderte er auf die Rousseauschen Billette nicht. ‚Ein garçon singulier', sagt Friedrich — wunderlicher Mensch, ja fürwahr, Ew. Majestät, und ist auch einer so beißenden Schmeichelei fähig, die er als Knurren an den Mann bringt. Ich glaube, Se. Majestät könnte ihn mit einer Art Geschmack nehmen wie Königin-Mutter-Schnupftabak.

Es fand noch eine andere Ortsveränderung, eine Veränderung, welche sich als vorübergehend erwies, in des alten Marishal Leben statt. Zurück nach seinem heimischen Aberdeenshire. Die beiden kinderlosen Brüder, Grafen von Kintore, waren nacheinander gestorben, der letzte am 22. November 1761. Der Titel und die Erbschaft, die letztere nicht beträchtlich, fielen, wir wissen, nach welchen Vorbereitungen, an den alten Marishal. Aber seine Keithschen Verwandten wollten ihn überdies auch noch persönlich in ihrer Nähe haben. Ja, hiernach wollten sie, daß er sich

[1] Des Königs Briefe an ihn in Oeuvres de Frédéric XX. 282—285.
[2] Oeuvres complètes de Rousseau (Genf 1782—1789) XXXIII. 64, 65.

verheiraten und neue Keiths hervorbringen sollte. In einem Alter von 78 Jahren entschieden ein unbequemes Ding! Der alte Marishal verließ Potsdam im „August 1763[1]", als die Gerüste und großen Steinblöcke des Neuen Palais in jener Gegend weithin sichtbar waren und der angenehme d'Alembert gerade im Begriff stand, nach einer anderen Richtung abzureisen, was Friedrich sehr bedauerte — besonders die Abreise des alten Marishal, wie noch jetzt in schöner Weise offenbar ist.

Friedrich an Lord Marishal (während der letzten sechs Monate in Schottland).

‚Sanssouci, 16. Februar 1764.

Es überrascht mich nicht, daß die Schotten sich darum schlagen, Sie in ihrer Mitte zu sehen, und Nachkommenschaft von Ihnen haben und Ihre Gebeine aufbewahren wollen. Sie haben zu Ihren Lebzeiten dasselbe Schicksal wie Homer nach seinem Tode. Städte, die sich streiten, welche von ihnen Ihr Geburtsort ist. Ich selbst würde mich mit Edinburgh darum streiten, Sie zu besitzen. Hätte ich Schiffe, so würde ich eine Landung in Schottland veranstalten, um meinen cher Mylord zu entführen und hierher zu bringen. Ach, unsere Elbboote können es nicht tun. Aber Sie machen mir Hoffnungen, die ich mit Begier ergreife! Ich war der Freund Ihres verstorbenen Bruders und war ihm verpflichtet; ich bin Ihnen mit Herz und Seele ergeben. Das sind meine Ansprüche, das sind meine Rechte. — In bezug auf Nachkommenschaft (faire l'étalon ici) wird man Ihnen hier keinen Zwang antun. Weder Pfaffen noch Advokaten sollen Sie hier belästigen. Sie sollen hier leben im Schoße der Freundschaft, der Freiheit und der Philosophie. Kommen Sie zu mir! — — F.[2]

Der alte Marishal kam zwar bald. Ich kenne den Monat nicht, aber „sein Landhaus wurde für ihn gebaut", sagen die Bücher, „im Jahre 1764". Er hatte d'Alembert gerade abreisen sehen; im nächsten Jahre wird er Helvetius ankommen sehen. Er lebte hier, ein großer Schatz für Friedrich, bis zu seinem Tode, 25. Mai 1778, in einem Alter von 92 Jahren.

Das Neue Palais wurde erst 1770 beendet. Und in demselben Jahre war auch die große allgemeine Aufgabe der Wiederherstellung Preußens nach Friedrichs Meinung gelöst. Das Neue Palais sieht während seines Wachstums wie in seiner Vollendung auf alle diese Unternehmungen und Vorgänge nieder. In seiner Wiege sieht es d'Alembert abreisen, Lord Marishal abreisen, Helvetius ankommen und Lord Marishal ankommen; in seinem Knaben- oder Mannesalter die Steuer und die französischen Rats-de-Cave entstehen, den Kronprinzen Friedrich Wilhelm in seine Hand nach einer geeigneten Sorte Tinte stechen, Friedrich Wilhelms geschiedene Gemahlin ihrem Zollbeamten zwei Ohrfeigen zur Bezahlung geben. Ja, derselbe Friedrich Wilhelm, später „Friedrich Wilhelm II. oder der Dicke", starb darin — während seine Lichtenau und seine zweite Gemahlin, das Juwel der Frauen, ihn dort in seiner letzten Krankheit pflegten[3].

Das angestrengteste Bemühen, Preußen wiederherzustellen, war, wie Friedrich zu verstehen gibt, im Jahre 1766 der Hauptsache nach vor-

[1] Ein Brief von ihm an den König („Londres, 14. August 1763") in Oeuvres de Frédéric XX. 293.
[2] Oeuvres de Frédéric XX. 295.
[3] „Starb 16. November 1797."

über. Bis zu diesem Datum ganz besonders, und in weniger strengem Sinne bis 1770, mag dies als sein wichtigstes Geschäft betrachtet werden. Aber es war zu keiner Zeit sein einziges Geschäft, noch auch zuletzt an Interesse mehreren anderen gleich, die ihm in den Weg traten, wie das nächste Kapitel zeigen wird. Hier folge zunächst ein kleines nekrologisches Fragment, welches vielleicht der Beachtung wert ist. Die Leser können diese verhängnisvollen Begebenheiten über den in Frage stehenden Zeitraum verteilen und sich denken, daß jede derselben wie der Schall einer Totenglocke an Friedrichs Herz schlug, womit er auch immer beschäftigt sein mochte. Eine Stunde schlug nach der anderen an der Uhr der Zeit und zeigte an, wie der Nachmittag verging und der Abend hereinbrach. Diese verhallenden Schritte scheidender Gäste, der lieben, der weniger lieben und der gleichgültigen oder der feindlichen, mochten für Friedrich eine verschiedene Bedeutung haben. Aber jeder bedeutete: „Dahin, also dahin; so gehen wir alle dahin!"

„Totenregister in Friedrichs Kreise bis 1771."

Den Tod der polnischen Majestät (5. Oktober 1763) und dann (2. Dezember desselben Jahres) den Tod seines Kurprinzen oder Nachfolgers, mit welchem wir vor kurzem in Moritzburg dinierten, werden wir weiter unten erwähnen. Am 28. November 1763, in der Zwischenzeit zwischen beiden, war der elende Brühl gestorben. Am 14. April 1764 starb die elende Pompadour — ‚uns nicht bekannt, Je ne la connais pas'. — Ein unglücklicher Schmetterling, war sie zwanzig Jahre lang in geflügeltem Zustande gewesen; jetzt ist sie vierundvierzig Jahre alt. Der abgestumpfte Louis, sagt man, blickte aus dem Fenster, als ihre Bahre entfernt wurde, ‚froidement', ohne irgendwelche sichtbare Bewegung. Diese alle gehen sowohl Friedrich als uns wenig an; wir wollen uns auf Freunde beschränken.

„Gestorben im Jahre 1764. Algarotti in Pisa" (23. Mai 1764, zweiundfünfzig Jahre alt), „mit welchem Friedrich bisher immer korrespondiert hatte" (für ihn selbst von Interesse, obschon nicht für uns) „und hinfort nie wieder korrespondieren wird. Friedrich errichtete ihm ein Denkmal. Ein Denkmal, das man noch auf dem Campo-Santo von Pisa sehen kann: ‚Hic jacet Ovidii aemulus et Neutoni discipulus.' Freunde haben hinzugefügt: ‚Fredericus Magnus poni fecit'; und auf einer anderen Seite des Denkmals: ‚Algarottus non omnis[1].'

— Im Jahre 1765. Achtzig Jahre alt, am 18. November, Gräfin Camas, ‚Ma bonne Maman'" (Witwe seit 1741). „Eine vortreffliche alte Dame — glänzend in ihrer Jugend. Eine Deutsche von Geburt, namens Brandt, an die der König so hübsche Briefe zu schreiben pflegte." In diesem Jahre starb auch Kaiser Franz; aber ihn wollen wir uns vorbehalten, da er nicht zu dieser auserwählten Liste gehört.

— „Im Jahre 1766. In Nancy, am 23. Februar, achtundsechzig Jahre alt, König Stanislaus Leszczynski. ‚Seine Kleider fingen Feuer'" (Funkensprühen oder Flackern gegen einen Schlafrock von Damast oder dergleichen), „und die vieldulende, unschuldige, alte Seele schloß schmerzlich ihre titulare Laufbahn.

— Im Jahre 1767. Am 22. Oktober die Herzogin von Sachsen-Gotha, siebenundfünfzig Jahre alt. Auch ein trauriger Schlag in der immer kleiner werdenden Liste der Freunde. — Ich weiß nicht, ob Friedrich diese hohe Dame je wieder sah,

[1] Preuß IV. 188.

nach dem Besuch, bei welchem wir vor kurzem zugegen waren. Seine Briefe an sie sind noch in den Archiven von Gotha. Nicht ihre an ihn. Diese letzteren sind sämtlich verloren, mit Ausnahme von zweien, die noch in ihrer Art schön sind[1].

— Im Jahre 1770, Bielfeld, der phantastische Mensch aus alter Zeit. Hatte Friedrichs Kreis längst verlassen — hielt sich, glaube ich, in Altenburg auf — ohne Bedeutung für Friedrich und uns. Sein Todes j a h r wird genügen, ohne daß wir nach dem Tag oder Monat suchen.

— Im Jahre 1771. Zwei schwere Todesfälle kommen in diesem Jahre. Am 28. Januar 1771 stirbt in Berlin unser geschätzter alter Freund Exzellenz Mitchell. Noch hier als englischer Gesandter, aufrichtig geschätzt als Mensch und Gesellschafter, obschon als Minister, wie mir scheint von mehr und mehr unscheinbarer Tätigkeit. Dieser Todesfall leitet das Jahr schmerzlich ein. Ein noch schmerzlicheres Ereignis bezeichnet sein Ende. Der treue d'Argens stirbt, 26. Dezember 1771, während eines Besuches in seiner heimischen Provence — und hinterläßt, wie man noch sehen kann[2], eine große und traurige Lücke in Potsdam." Aber wir brauchen nicht weiter fortzufahren, wenigstens nicht jetzt.

Lange vor diesen allen hatte Friedrich Freunde verloren. Mit trauriger, aber ruhiger Empfindung weist er oft auf diese tragische Tatsache hin, daß alle die Seelen, die er am meisten liebte, dahin sind. Seine Winterfeldts, seine Keiths, viele geliebte Gestalten hat der Krieg dahingerafft. In Monbijou, in Bayreuth war es nicht der Krieg — aber auch sie sind dahin. Wird denn die ganze Welt ein Mausoleum, und ist nichts Göttliches mehr in ihr als die Gräber der dahingeschwundenen Geliebten? Friedrich macht keinen Lärm über solche Dinge. Geliebte und Ungeliebte müssen auf gleiche Weise dahingehen.

Wir müssen noch den plötzlichen Tod des Kaisers Franz berühren, eine Begebenheit, die von politischem Interesse war, wenn von keinem anderen. Im August 1765, in Innsbruck, während der Hochzeitsfestlichkeiten seines zweiten Sohnes Leopold (Großherzogs von Toskana, der später, nach Josephs Tode, Kaiser wurde) — wankte Kaiser Franz plötzlich, als er abends bei der Kur umherging, strauchelte, als wolle er fallen, fiel in die Arme seines Sohnes Joseph und war tot. Reichlich ein Jahr vorher war dieser selbe Joseph, sein ältester Sohn, zum König der Römer erwählt worden. „Erwählt am 26. März, gekrönt am 3. April 1764", was Friedrich begünstigte, da er zu seinen früheren Feinden in freundschaftliche Beziehungen zu treten wünschte[3].

Nach dieser Tragödie von Innsbruck wurde Joseph natürlich Kaiser — teilweise Kaiser. Denn seine verwitwete Mutter, auf die es allein dabei ankam, hatte in diesem Sinne entschieden. Die arme Dame war anfangs ganz von Schmerz überwältigt. Sie ließ das Totenzimmer ihres Gemahls in eine Kapelle verwandeln. Sie gründete überdies ein Kloster in Innsbruck, wo zwölf Kanonissinnen für die Ruhe seiner Seele beten sollten; wollte selbst dort Äbtissin werden und die irdische Welt verlassen, ließ sich aber zuletzt überreden, die Regierung fortzusetzen und ihren Sohn Joseph zum Koadjutor zu nehmen[4]. In welcher Eigenschaft wir dem jungen Manne wieder begegnen werden.

[1] In Oeuvres de Frédéric XVIII. 165, 256.
[2] Friedrichs zwei Briefe an die Witwe (ebend. XIX. 427—429).
[3] Rödenbeck II. 234.
[4] Hormayr, Österreichischer Plutarch (§ Maria Theresia) IV. II. 6—124; Maria Theresias Leben S. 30.

Drittes Kapitel / Unruhen in Polen

Am 11. April 1764, ein Jahr nach seinen siebenjährigen Herkulesarbeiten, schloß Friedrich einen Allianzvertrag mit der neuen Zarin Katharina. England hatte ihn verlassen; Frankreich war sein Feind, besonders Pompadour und Choiseul, und verweigerte eine Aussöhnung, obgleich insgeheim darum nachgesucht wurde. Er war ganz ohne einen Verbündeten. Die Russen hatten ihm in dem verflossenen Kriege furchtbaren Schaden zugefügt und waren im Falle eines neuen Krieges am meisten zu fürchten. Der Vertrag war ebensosehr eine Sache der Notwendigkeit als der Wahl. Ein Übereinkommen, gute Nachbarschaft zu halten und sich freundschaftlich Dienste zu leisten, gegenseitige Garantie gegen dritte Personen. Falls einer von beiden mit einem Nachbarn in Krieg geraten sollte, praktischer Beistand bis zu 12 000 Mann, oder statt dessen Geld. Der Vertrag sollte von dem Tage an, an welchem er unterzeichnet wurde, acht Jahre dauern.

Da Friedrich nicht in Krieg geriet und Katharina in Krieg geriet mit den Türken und gewissenlosen Polacken, fiel die Last der Erfüllung ausschließlich auf Friedrich. Und er war dabei äußerst pünktlich — jetzt und sein ganzes späteres Leben begierig, mit solch einem Lande, unter einer solchen Zarin, auf gutem Fuße zu bleiben. Das war die Grundregel seiner Politik nach jener russischen Seite. „Gut, daß ich mit diesem Lande in keinen Streit geraten kann. Sollte ich mit anderen in Streit geraten, so könnte es mir schreckliches Unheil zufügen! Seien wir auf der Hut, seien wir pünktlich, großherzig und höflich gegen diese grandiose Zarin und ihre gewaltigen Ländergebiete und Ideen!" Das war Friedrichs beständige Regel im öffentlichen und im Privatverkehr. Auch glaubt man nicht, daß seine *Korrespondenz mit der Kaiserin Katharina*, wenn künftige Geschlechter dieselbe einmal im Druck sehen, den geringsten Grund des Anstoßes gegen jenen hochfliegenden weiblichen Potentaten des Nordens offenbaren wird. Ebensowenig wird je bekannt werden, was der schweigsam beobachtende Friedrich über sie dachte. Es sei denn, was wir bereits wissen oder beinahe wissen. Daß er, wenn überhaupt jemand, klar genug sah, wer sie war, und es gut fand, alles, was nicht auf Ge-

schäfte Bezug hatte und möglicherweise Anstoß hätte erregen können, vollständig zu unterdrücken. Denn wir sind ein alter König und haben durch bittere Erfahrungen gelernt. Keine Spitznamen, keine beißenden Verse oder Worte mehr, die ein Vogel der Luft davontragen könnte. Wiewohl auch diese arme Dame ihre Mängel hat — wären wir nicht alt und klug — und in gewissen Punkten (wenn man die Devotion und den Branntwein mit Wasser abzieht) völlig so schwach ist, als einige andere waren. Der Vertrag wurde, wenn es nötig war, erneuert und blieb in jeder Beziehung gültig und in Kraft, solange Friedrich herrschte.

Am Ende der ersten acht Jahre fand Friedrich, nachdem er diese passive Regel streng befolgt, sich als Gegengewicht gegen seine Verluste plötzlich mit einem sehr eigentümlichen Stück Gewinn begabt. „Einem ungerechten Gewinn!" schrien alle Menschen. Was ihm denselben zu Gewinn und Verlust zugleich machte. Ein Gewinn, welcher noch jetzt sein Verdienst ist und einen ungeheuren Lärm in der Welt veranlaßt hat und bis auf den heutigen Tag veranlaßt. Jedermann weiß, daß wir Westpreußen meinen — die Teilung Polens, das blutigste Gemälde im Buche der Zeit, der Fall Sarmatiens, das ohne Schuld unbeweint zugrunde geht[1] — und daß wir bei einem sehr verwickelten Teil unserer armen Geschichte angelangt sind.

Kein verständiger Mensch — besonders wenn ihm, wie es bei mir der Fall ist, die Sache längst völlig tot und gleichgültig geworden ist — würde über die polnische Frage zu schreiben wünschen. Fast hundert Jahre lang hat die polnische Frage in der Welt sehr viel Lärm verursacht, und immer wieder kommt sie von Zeit zu Zeit bei talentvollen Herausgebern zur Sprache als etwas, das angeblich nicht tot und begraben, sondern fähig ist, wieder aufzustehen und sich durch gute, heimische und fremde Bemühungen in Ordnung zu bringen. Es ist nicht rätlich, über die strengen Grenzen des Zwanges hinaus jetzt darüber zu schreiben! Um so mehr als ihre Geschichte, die Geschichte, welche wir darüber haben, keine verständliche Reihe von Ereignissen, sondern eine Reihe lärmender Verwünschungen ist, welche die ganze Natur erfüllen, so daß dem Leser nichts bleibt als Dunkelheit und diejenigen Heilmittel gegen die Verzweiflung, die er selbst herbeirufen oder ersinnen kann.

„Rulhières Buch über diesen Gegenstand", sagt eine Notiz, die ich hier anführen will, „ist das einzige verständlich sprechende Buch, welches die Menschheit bis jetzt befragen kann[2], und sie wird es keineswegs genügend finden. Rulhières Buch hat seine beträchtlichen Verdienste, aber es ermangelt absolut derjenigen einer Geschichte und kann von keinem Geiste als ein verständliches, kosmisches Bild jener chaotischen Masse von Vorgängen betrachtet werden. Chronologie, Topographie, Ge-

[1] Anspielung auf die Verse Thomas Campbells in den „Pleasures of Hope":
Oh bloodiest picture in the Book of Time!
Sarmatia fell, unwept, without a crime. D. Übers.

[2] Rulhière, Histoire de l'Anarchie de Pologne (4 Bde. 12°, Paris 1807).

nauigkeit im einzelnen in Hinsicht auf Zeit und Ort, die Szene und die Aktoren der Szene bleiben unverständlich. Rulhière selbst kannte Polen, hatte es wenigstens von Warschau aus viele Jahre hindurch angesehen und kannte davon alles, was ein nachforschender Legationssekretär unter solchen Verhältnissen erfahren konnte, was vielleicht am Ende nicht sehr viel ist. Seine Erzählung versinkt in schönen Meeren der Beschreibung und der Reflexion, hat weder Daten, noch nennt sie Quellen und rückt mit unerträglicher Langsamkeit vorwärts, dreht sich in der Tat mehr um ihre Achse, als sie vorrückt, und bringt eher den Effekt einer melodienreichen Sonate hervor als einer klaren und angenehm unterweisenden Geschichte.

Ich vergesse, wie lange Rulhière als Legationssekretär in Polen gewesen war. Aber das Land, der König und die leitenden Persönlichkeiten waren ihm mehr oder weniger persönlich bekannt. Die Ereignisse mit allen ihren Einzelheiten waren ihm bekannt. ‚Warum schreiben Sie nicht eine Geschichte der Anarchie und des Schiffbruchs, worin sie untergegangen sind?' sagten die offiziellen Leute zu ihm, als er nach Hause zurückkehrte. ‚Zur Unterweisung des Dauphin!' (der in kurzem Ludwig XVI. sein soll). ‚Könnte er nicht vielleicht Nutzen daraus ziehen? Auf den Höhen der Welt hat man oft Erfahrung nötig. Hier sind die Archive, hier ist Gehalt, hier sind alle Mittel, deren Sie etwa bedürfen. Schreiben Sie!' Es ist bekannt, daß er mit einer Pension von 5000 Franken angestellt wurde, Zutritt zu allen Archiven, Dokumenten und Mitteln erhielt, die sich im Besitz der französischen Regierung befanden, und zwar mit dem besonderen Auftrage, diesen Gegenstand zum Besten des jungen Dauphin zu bearbeiten. Auch wundert es mich nicht, in Anbetracht aller Verhältnisse, daß Rulhière bei seiner so schwierigen Aufgabe äußerst bedachtsam zu Werke ging, daß sein Buch nicht so beständig oder so rasch wuchs als der Dauphin selbst, und daß in Wahrheit der arme Dauphin nie den geringsten Nutzen davon hatte — da er im Jahre 1793 guillotiniert wurde und das für ihn bestimmte Buch erst vierzehn Jahre nachher ans Licht trat, und zwar ebenfalls in einem posthumen und noch unbeendeten Zustande.

Rulhière hat die Stimmen des Gerüchts gehört, kennt eine unendliche Anzahl von Begebenheiten, worüber man sprach, hat aber nicht unterschieden, welche von Wichtigkeit und welche bedeutungslos waren. Er behandelt das Wesentliche und das Bedeutungslose auf gleiche Art, selten mit befriedigender Genauigkeit, gibt traurig selten ein Datum und nie einen Gewährsmann oder Quellen an — und malt uns statt eines wirklichen irdischen Schauplatzes der Ereignisse mit Entfernungen, Meilensteinen, bestimmter Aufeinanderfolge der Begebenheiten, der Ursachen und der Wirkungen ein rosiges Wolkenland, welches, wenn es überhaupt wahr ist, was es seiner Ansicht nach sein soll, wenig mehr enthält als symbolische oder allegorische Wahrheiten und keinen klardenkenden Dauphin oder Menschen befriedigen kann. Rulhière bemüht sich auch, authentisch zu sein, und läßt keinen Verdacht gegen seine Gerechtigkeit bei euch aufkommen. Es ist wirklich schöne, lebhaft gefärbte Malerei bei Rulhière, und man hofft immer, daß er einen in die Geheimnisse der Begebenheiten einweihen wird. Aber es ist eine traurige Tatsache, daß dies nie geschieht. Er verliert sich bloß in malerische Einzelheiten, philosophische Beredsamkeit und Eleganz; führt euch nach einem Schloß Choczim, einem Kloster Czenstochau, einer Bai von Tschesme und läßt weitläufige Feuerwerke los, die wenig oder gar keine Kugeln enthalten. Er führt euch auf ziellosen Märschen, Einfällen oder Ausfällen durch die litauischen Torfmoore, auf kühne Abenteuer und lebensgefährliches Entrinnen bloßer Pulawskis, Potockis und ihresgleichen — hatte die Sache selbst nicht verstanden, wie ihr seht. Wie hoffnungslos, sie euch verständlich zu machen!"

Englischen Lesern bleibt jedoch kein anderer Ausweg. Denn die anderen Bücher, die ich gesehen habe — Histoire des Révolutions en Pologne[1], Histoire des

[1] 1778 (à Varsovie et se trouve à Paris) 2 vols. 8⁰.

Trois Démembrements de la Pologne[1], Letters on Poland[2] und viele sonst sind gar nicht der Erwähnung wert. Angenehm inmitten ihres tollen Tanzes ist Hermanns neuer langweiliger Band[3], voller Gemeinplätze, langweilig, aber zuverlässig und treu, gewährt uns wenigstens Daten und verschont uns mit Lärm. Mit Hilfe Hermanns und der anderen kann man, nachdem sie bis aufs caput mortuum destilliert sind, einige mit Daten versehene Tatsachen (Grund-Tatsachen wagen wir sie nicht zu nennen) gewinnen. Aus diesen mag ein trüber Umriß der Geschehnisse dem nachdenkenden Geiste nach und nach begreiflich werden.

Der König von Polen stirbt, und es folgt eine gewaltige Anarchie in diesem Lande.

Der arme alte König von Polen — den wir beim Fallen des Vorhanges in Pirna vor sieben Jahren mit nachdrücklicher Eile und vielsagendem Schweigen samt seinem Brühl nach Warschau davoneilen sahen, und der dort seitdem gewartet hat in dem erhabenen Vertrauen, daß seine mächtigen irdischen Freunde Österreich, Rußland, Frankreich, von der Gerechtigkeit des Himmels gar nicht zu sprechen, dem preußischen Angreifer eine gehörige Strafe von entscheidender und schrecklicher Art auferlegen würden — ist wieder enttäuscht worden. Der arme alte Herr bekam keine Entschädigung für seine vielfachen Verluste und Leiden in Pirna und anderswo, auch nicht die geringste Erwähnung einer solchen bei dem endlichen Abschluß des Siebenjährigen Krieges, an dem er einen so tragischen Anteil gehabt hatte. Keine Linderung war ihm in dieser Welt vorbehalten. Seine Kümmernisse in Polen waren mannigfach gewesen, nichts als Anarchie, Verwirrung und Widersprüche war sein königliches Erbteil dort. In etwa vierzig verschiedenen Reichstagen hatte er versucht, die Geschäfte zu ordnen. Es ist nutzlos zu fragen, was für welche. Denn die Reichstage flogen samt und sonders in Nie pozwalam auf und konnten weder für ihn noch für sonst jemand gute, schlechte oder gleichgültige Geschäfte ordnen. Ein unkluges, meist müßiges Volk, dessen Hauptbeschäftigung ein beständiges Streiten mit seinem müßigen törichten Könige und mit sich selbst ist und dessen wirkliches Haupt Rußland noch lange ist, sofern Polen ein Haupt hatte.

Von Februar bis August 1763, gerade während der Vertrag von Hubertusburg alle Welt durch die Rückkehr des Friedens segnete, und viele Monate, nachdem der Friede für alle zurückgekehrt war, befand die polnische Majestät sich in arger Bedrängnis. Bedrängnis in bezug auf Kurland und

[1] Anonym (von einem Ferrand, der mir sonst nicht bekannt) 3 Bde. 8°, Paris 1820.

[2] Anonym (von einem Reverend Mr. Lindsey, wie es scheint (Letters concerning the Present State of Poland, together with etc. (1 Bd. 8°, London 1773). Diese Letters oder wenigstens den Reverend Lindsey, ihren Verfasser, „Hofmeister des Neffen König Stanislaus'" und einen Menschen mit schmerzhaft lauter, loser Zunge, werden wir vielleicht später noch erwähnen.

[3] Hermann, Geschichte des russischen Staats V. (schon angeführt in bezug auf die Peter-Katharina-Tragödie), scheint hauptsächlich aus den sächsischen Archiven bearbeitet nach Depeschen, welche an Ort und Stelle und gleichzeitig geschrieben wurden.

in bezug auf seinen armen Sohn Karl, der sich durch die Gunst und Erlaubnis der verstorbenen Zarin, unserer gnädigen Beschützerin und Bundesgenossin, zu dem schwierigen Posten eines Herzogs von Kurland erwählt glaubte und vor drei oder vier Jahren hingegangen war, um von demselben Besitz zu nehmen — jetzt aber durch russische Übergriffe und Gewaltsamkeiten daran gestört wurde. Sie schienen ihm ganz und gar nicht freundlich gesinnt, diese neuen Peter und neuen Katharinen. Sie haben ihren Biron aus Sibirien zurückgerufen; erklären, daß der alte Biron wieder Herzog ist, oder doch, daß der junge Biron es ist und der sächsische Karl durchaus nicht, und haben Schritte getan, die Zarin Katharina hat Schritte getan, ihn gewaltsam einzusetzen mit russischen Soldaten. Karl erklärt: „Ihr sollt mich eher töten, ehe ihr oder er in diesen Mitauer Palast kommt!" Und allein mit Hilfe seiner Hausbeamten und bewaffneter Kavaliere behauptet er sich in besagtem Palast tapfer und zornig etwa sechs Monate, während die russischen Bataillone ihn auf allen Seiten einschließen und immer drohender auftreten, aber dem Beginn wirklichen Blutvergießens abgeneigt sind[1]. Eine Begebenheit, welche in jenen Gegenden sehr berühmt ist und noch mit lauter Stimme in den polnischen Büchern redet, die in der Tat von diesem Punkte an immer lärmender werden, bis sie in unartikuliertem Geschrei enden, wie wir nur zu gut hören werden.

Nachdem die sechs Monate verflossen sind, schickt die Kaiserin Katharina einen Gesandten nach Warschau (namens Keyserlingk), der in völlig befehlendem Tone erklärt, daß die Zarische Majestät solcher Widerspenstigkeit müde ist. Müde überhaupt der vielfältigen Widerspenstigkeiten der polnischen Majestät und der polnischen Republik. Und endlich das Grausamste von allem, daß sie Truppen an der Grenze hat, daß Kurland nicht der einzige Ort ist, wo sie Truppen hat. Welch ein Stoß für den armen alten Mann! „Widerspenstigkeiten?" Ist er nicht diese ganze Zeit hindurch Rußlands geduldiger Fußschemel gewesen? War sein anarchisches Polen und er nicht hierin eines Sinnes, wenn in nichts sonst? „Auf nach Sachsen," entscheidet er leidenschaftlich, „und überlassen wir dies alles sich selbst!" In Sachsen ist seine arme alte Königin schon lange tot, vieles ist tot. Sachsen und das Leben überhaupt, welch ein Golgatha! Er schickt unverzüglich eine Botschaft an Karl: „Gib Kurland auf; ich gehe nach Hause!" — Und besorgte hastig seine Packereien und sagte Warschau und einige Wochen später dieser ganzen verworrenen Welt Lebewohl. Starb in Dresden am 5. Oktober 1763.

Die polnische Majestät war erwählt worden am 5. Oktober 1733 und starb, wie wir sagten, am 5. Oktober 1763. Er war König von Polen („König", merkt es euch!) genau 30 Jahre. Wurde erwählt, erinnern die Leser sich noch wie? Hinterläßt ein zugrunde gerichtetes Sachsen um sich her, ein

[1] Rulhière II. (Buch V) 81 und vorher; Hermann V. 348 ff.

zugrunde gerichtetes Leben, das ihn stumm fragt: „Hättest du es nicht besser machen können?" Der elende Brühl folgte ihm in vier oder fünf Wochen nach. Ja, in etwa zwei Monaten war ihm sein Sohn und Nachfolger „Friedrich Christian" (mit dem wir in Moritzburg dinierten) nachgefolgt[1], der einen kleinen Knaben von 13 Jahren als neuen Kurfürsten hinterließ, „Friedrich August" genannt. Vormünder sollten während seiner Minderjährigkeit die Regierung führen, besonders als Hauptvormund seine Mutter, von welcher wir jetzt aus zwei Gründen etwas sagen müssen. Der erste Grund ist, daß sie wirklich ein glänzendes, ausgezeichnetes Wesen ist, ausgezeichnet ganz besonders in der Welt Friedrichs. Dessen Briefe an sie zahlreich sind und zu den merkwürdigsten gehören, die er überhaupt schrieb, wovon wir gern einige Proben geben möchten. Und der zweite Grund, daß wir bei dieser Gelegenheit in die einleitenden polnischen Anarchien aus erster Hand einen Einblick gewinnen und vorübergehend und in der Ferne etwas davon sehen können, wie mit unseren eigenen Augen.

Marie Antonie, oder Marie Antoinette, Kurfürstin von Sachsen, ist noch eine glänzende Dame und gehört zu den tätigsten ihres Geschlechts. Sie ist jetzt in ihrem 36. Jahre — „geboren 17. Juli 1724 als zweites Kind Kaiser Karls VII." — eine lebende Erinnerung für uns an jene alten mühevollen Zeiten. Ihr Papa war, als sie ihm geboren wurde, 27 Jahre alt. Dies war seine zweite Tochter. Drei Jahre nachher erhielt er einen Sohn (geboren 1727, gestorben 1777), welcher im Jahre 1745 zu Friedrichs Verdruß den „Frieden von Füssen" schloß, wenn die Leser sich erinnern — und der, da er kinderlos stirbt, einen anderen Krieg (den sogenannten „Kartoffelkrieg") zu Friedrichs und unserer Unterhaltung veranlassen wird. Dies kleine Geschöpf war also gerade herangewachsen während jener verhängnisvollen Kaiserzeit (1742—1745, damals 18—21 Jahre alt), während jener Triumphe, Fluchten und Möblierten-Zimmerverwirrungen. Ihre Mama, die wir als eine kleine fette, religiösen Übungen ergebene Kugel kennengelernt haben, war vier Jahre jünger als der Papa. Die Mama starb am „11. Dezember 1756", als ganz Deutschland wieder in Krieg aufloderte; sie war elf Jahre lang Witwe gewesen.

Marie Antonie heiratete Friedrich Christian, den sächsischen Kurprinzen am „20. Juni 1747", sie 23, er 25 Jahre alt. Die Chronologie als solche, wenn man nur darauf achten will, steht etwas fern von allem anderen. Das junge Paar war Vetter und Cousine, da ihre Mütter Schwestern waren. Die polnische Majestät, ihr Onkel, jetzt 58 Jahre alt, hatte uns sehr gern, die arme träge Seele; liebte es, nachmittags in unserer Gesellschaft zu sein, und „war schon um 2 Uhr immer in seinem Schlafrock". In bezug hierauf war die Zunge des Hofskandals nicht ganz müßig — nach Hanburys Bericht, den wir schon früher erwähnten. Ich meinerseits halte

[1] Der Prinz starb am 17. Dezember (Brühl am 18. November) 1763.

dies alles für nichts als Windbeutelei. Die junge Prinzessin war schön; daß sie sehr klug, graziös und lebhaft war, können wir selbst noch sehen. Kein Wunder, daß die arme polnische Majestät, die immer um 2 Uhr in ihrem Schlafrock war, ihre Gesellschaft gern hatte — um so mehr, als ich hoffe, daß sie ihm auch erlaubte, etwas zu rauchen.

Ihr Gemahl war bucklig; und mit Ausnahme jener kleinen, immer vollkommen artigen Vorgänge bei Schmettaus Belagerung (1759), bei der Hubertusburger Friedensverhandlung und bei dem Diner in Moritzburg habe ich nie viel von ihm gehört. Er wurde Kurfürst am 5. Oktober 1763, genoß aber seine Würde wenig länger als zwei Monate. Unsere Prinzessin hatte ihm sieben Kinder geboren — drei Knaben, vier Mädchen — das älteste etwa 13jährig, ein Knabe, welcher ihm nachfolgte, das jüngste Mädchen kaum drei. Der Knabe ist derselbe, welcher Gellert das Reitpferd schickte und Stafetten unterwegs hatte, als Gellert auf dem Sterbebette lag. Dieser Knabe erreichte ein Alter von 77 Jahren und sah seltsame Dinge in der Welt. Er hatte Napoleon und die Französische Revolution gesehen, war der erste sogenannte „König von Sachsen", sah Jena, den Rückzug von Moskau, sah die Völkerschlacht von Leipzig (16.—19. Oktober 1813) und sah seinen großen Napoleon in Bankerott enden. Er hinterließ keinen Sohn. Ein Bruder von 72 Jahren folgte ihm auf ein paar Jahre als König nach; und auch diesem würde wieder ein Bruder nachgefolgt sein, hätte er nicht (dieser dritte, jetzt 60jährige Bruder) zugunsten seines Sohnes, des gegenwärtigen Königs von Sachsen, entsagt. Genug, genug!

Am 28. August 1763, während die heimgesuchte polnische Majestät in Warschau in weiter Ferne seine Packereien besorgte — hatte Maria Antoinette in Dresden Friedrich eine von ihr selbst kombinierte Oper zugeschickt, die soeben auf ihrem dortigen Hoftheater zur Aufführung gekommen war. Hier ist Friedrichs Antwort — auf was für eine Oper, weiß ich nicht, aber auf einen dieselbe begleitenden Brief, der sehr hübsch war.

Friedrich an die Kurprinzessin (in Dresden).

,Potsdam, 5. September 1763.

Madame ma Soeur — Das Zeichen des Andenkens, welches Ew. Königliche Hoheit mir schicken, ist um so schmeichelhafter für mich, als ich unendlich bedauere, kein Zuschauer und Hörer der ‚schönen Sachen' (der Oper Thalestris, Worte und Musik vollständig für uns verloren) ‚gewesen zu sein, die ich in der Stille bewundert habe.

Ich möchte Ihnen gern aus diesen Gegenden ebenso hübsche Sachen schicken. Aber, Madame, ich muß Ihnen einen Wink geben, der Ihnen nützlich sein kann, wenn Sie sehen, daß er befolgt wird. In Sachsen werden jedoch meine Briefe geöffnet — was mich nötigt, dies durch einen expressen Kurier zu schicken, und ihn habe ich, damit niemand Argwohn schöpft, beauftragt, Ihnen Früchte aus meinem Garten zu überbringen. Sie werden die Güte haben' (wenn jemand horchen sollte), ‚zu sagen, daß Sie mich in Moritzburg darum gebeten hätten, als ich das Glück hatte, Sie dort zu sehen' (vor sechs Monaten, bei der Heimkehr aus dem Siebenjährigen Kriege). ‚Der Wink, welchen ich geben wollte, ist folgender:

Man wird in Petersburg böse über die Hartnäckigkeit, mit der Ihre Freunde sich weigern, den Herzog Biren anzuerkennen' (Biren, der aus Sibirien zurückgekehrt und durch russische Anstellung wieder Herzog von Kurland ist, als hätte Rußland das Recht dazu. Wogegen die polnische Majestät und sein Prinz Karl sich aufs äußerste wehren). ‚Ich rate Ihnen, die Mächtigen in Ihrem Kreise zu überreden, daß sie sich dazu herbeilassen' (sie haben es getan, haben es tun müssen, obschon Friedrich noch nicht davon weiß), ‚denn es wird übel für sie auslaufen, wenn sie auf ihrer Hartnäckigkeit bestehen. Man sagt sich bereits, daß um diese Zeit mehr als eine Million russische Untertanen als Flüchtlinge in Polen sind, welche die Republik, ich vergesse, auf welches Kartell hin, ausliefern muß. Es sind Befehle an gewisse Heeresabteilungen erlassen, gewisse Orte zu besetzen und diese Russen mit Gewalt zurückzubringen. Kurz, Sie werden Ihre Angelegenheiten auf immer verderben, wenn Sie nicht Mittel finden, denjenigen, über welchen man Beschwerde führt, zu einer Änderung seines Benehmens zu veranlassen. Empfangen Sie, Madame, diese Mitteilung als ein Zeichen der Achtung und Hochschätzung, womit ich — — F. [1]'

Dieser Wink war, ohne daß der König davon wußte, bereits auf weniger freundliche Weise von der Notwendigkeit selbst erteilt worden und hatte die polnische Majestät und ihre Brühls und ‚gewaltigen Leute' samt und sonders aus jenem polnisch-russischen Wirrsal in aufgeregtem und tragisch leidenschaftlichem Zustande heimgeschickt. Als die Kurprinzessin das nächste Mal schreibt, ist sie plötzlich Kurfürstin geworden.

Die Kurfürstin Marie Antonie an Friedrich.

‚Dresden, 5. Oktober 1763.

Sire — Ew. Majestät hat mir eine so große Zusicherung Ihrer Güte und Ihrer Freundschaft gegeben, daß ich jetzt an Ihr Versprechen appellieren will. Sie haben uns auch versichert, daß Sie mit Freude dazu beitragen wollten, uns Polen zu erhalten. Der Augenblick zur Erfüllung dieses Versprechens ist gekommen. Der König ist tot.' (Starb heute, sehen Sie, ob ich mit sentimentalen Klagen Zeit verliere!) — ‚Mit ihm müssen diese russischen Beschwerden' (unsere Hartnäckigkeit in bezug auf Kurland und dergleichen) ‚erloschen sein. Um so mehr als wir' (die jetzt Regierenden) ‚willens sind, alles zu tun, was eine vollständige Aussöhnung mit jener Macht befördern kann.

Sie können alles, was Sie wollen; Sie könnten auch zu dieser Aussöhnung beitragen! Sie können dieselbe günstig für uns gestalten. Sie werden mir diesen Beweis jener schmeichelhaften Zuneigung geben, auf welche ich bis jetzt so stolz gewesen bin.' — ‚Rußland kann die Vermittlung nicht mißbilligen, welche Sie geruhen möchten, zu diesem Zwecke vorzuschlagen, da unsere Absichten so aufrichtig freundschaftlich sind und jeder Grund des Streites mit dem dahingeschiedenen König gestorben ist. Nachdem Rußland ausgesöhnt ist, könnten unsere Absichten auf die polnische Krone sofort erklärt werden.' Oh, tun Sie es, Majestät — ‚meine Dankbarkeit wird nur mit meinem Leben enden! — M. A. [2]'

Friedrich, der mit den Unterhandlungen zu seinem Vertrage mit Rußland beschäftigt ist (abgeschlossen am 11. April des folgenden Jahres) und weiß, daß man willens ist, nicht einen Sachsen, sondern einen Piasten zu haben, und vielleicht sogar, was für einen Piasten (Stanislaus Poniatowski, den emeritierten Liebhaber), der ganz ihnen gehören wird und gar nicht Sachsen — mußte durch jene Bitte seiner schönen Freundin in diesem Augenblicke ein wenig in Verlegenheit gesetzt werden. ‚Wollen etwas warten, noch nicht antworten', würde der gewöhnliche Geist gedacht haben. Aber das war nicht Friedrichs Auskunftsmittel. Er antwortet umgehend, wie immer in solchen Fällen — und streift in der folgenden geschickten Weise, ohne sie zu verletzen, ja eher mit Küssen, die schöne Hand ab, die ihn am Knopfe festhält:

[1] Oeuvres de Frédéric XXIV. 46.
[2] Das. XXIV. 47.

An die Kurfürstin Marie Antonie (in Dresden).

‚Berlin, 8. Oktober 1763.

Madame ma Soeur. — Ich bringe Ew. Kurfürstlichen Hoheit zunächst meine Beileidsbezeugungen und meine Glückwünsche dar zu dem Tode des Königs, Ihres Schwiegervaters, und Ihrer Nachfolge im Kurfürstentum.

Ew. Kurfürstliche Hoheit werden sich erinnern, was ich vor nicht langer Zeit über die polnischen Angelegenheiten schrieb. Ich fürchte, Madame, daß Rußland Ihnen mehr entgegen sein wird, als Sie denken. M. de Woronzow‘ (der berühmte Großkanzler von Rußland, rettete sich geschickt bei der jüngsten Peter-Katharinischen Revolution, ist seitdem wegen seiner Ansichten über unseren Gregor Orlof in Ungnade gefallen und befindet sich infolgedessen jetzt auf seinem Wege nach Italien, „aus Gesundheitsrücksichten“), ‚der hier eben angekommen ist[1], teilte mir auch einige Umstände mit, welche als üble Vorbedeutung in dieser Sache gelten müssen. Wenn Sie es mir nicht verdenken, daß ich offen mit Ihnen rede, so scheint es mir, daß es passend sein würde, wenn Sie einen diskreten Diplomaten an den russischen Hof schickten, um den Tod des Königs anzuzeigen. Von diesem würden Sie erfahren, was Sie von Ihrer Zarischen Majestät zu erwarten haben.‘ (Kaiserin nennt er sie immer, da er weiß, daß sie diesen Titel vorzieht). ‚Es scheint mir, Madame, daß es ein übereiltes Verfahren sein würde, wollte ich Sie überreden, sich auf ein Unternehmen einzulassen, welches ich ohne die Billigung jener Fürstin für absolut gewagt halte. Was mich angeht, Madame, so besitze ich keinen solchen Einfluß dort, wie Sie annehmen. Ich handle unter der Regel aller Zartheit und Rücksicht gegen einen Hof, der sich von meinen Feinden trennte, als ganz Europa mich vernichten wollte. Aber es liegt vollständig außer meiner Macht, die Denkweise der Kaiserin zu bestimmen.

Geradeso verhält es sich mit den Streitigkeiten über den Herzog von Kurland. Man kann keine Vermittlung versuchen ohne die Einwilligung beider Parteien. Ich glaube nicht, daß ich mich irre, wenn ich annehme, daß der russische Hof nicht gewillt ist, diese Angelegenheit durch fremde Vermittlung zu erledigen. Was ich darüber gehört habe‘ (was jedoch nur auf unbestimmten Nachrichten beruht), ‚ist, daß die Kaiserin sich vielleicht entschließen würde, Brühl das Fürstentum Zips abzukaufen‘ (Zips an der ungarischen Grenze, der Leser möge sich dies Fürstentum, welches gegenwärtig in Brühls Händen ist, merken — Brühl hat Polen durch seine Ländergier großen Verdruß bereitet und muß nun alle seine Ländereien wieder herausgeben, arme Seele!) ‚und es Prinz Karl zur Entschädigung zu geben: aber dies würde eine Unterhandlung mit dem Wiener Hof nötig machen, welche die Sache in neue Schwierigkeiten verwickeln könnte.

Ich beschwöre Sie, Madame, ich wiederhole es, tun Sie keinen übereilten Schritt, damit Sie nicht, wie ich fürchte, Europa von neuem in die Unruhen stürzen, denen es soeben entgangen ist. Was mich betrifft, so habe ich seit dem Frieden so vieles in meinen eigenen Grenzen zu tun gefunden, daß ich, ich versichere es Ihnen, Madame, keine Zeit gehabt habe, an eine Reise ins Ausland zu denken. Ich muß mich darauf beschränken, Ew. Kurfürstlichen Hoheit tausend Wünsche für Ihr Wohl darzubringen und Sie der Hochachtung zu versichern, mit welcher ich bin — F.[2]‘

Nach einigen ferneren Briefen voll beredt drängender Bitten seitens der Dame und ernster Ratschläge und höflicher Abwehr von seiten Friedrichs schreibt der letztere:

[1] „Hatte seine Audienz am 7. Oktober“ (gestern): Rödenbeck II. 224.
[2] Oeuvres de Frédéric XXIV. 48.

Friedrich an die Kurfürstin.

'Potsdam, 3. November 1763.

Madame ma Soeur — In diesem Augenblicke erhalte ich einen Brief der Kaiserin von Rußland, dessen Inhalt mir Ihren Hoffnungen, Madame, nicht günstig scheint. Sie verlangt, daß ich meinen Gesandten in Polen instruiere, in völligem Einverständnis mit Graf Keyserlingk zu handeln, und fügt die folgenden Worte hinzu: „Ich erwarte von der Freundschaft Ew. Majestät, daß Sie den Durchzug sächsischer Truppen durch Ihr Gebiet oder den Einmarsch derselben in Polen nicht gestatten werden, da sie dort vollkommen als Fremde werden betrachtet werden."

Wenn nicht Ihre Briefe, Madame' (Madame hatte gesagt, daß sie an die Kaiserin geschrieben und ihr versichert habe usw.), 'die Gefühle der Kaiserin ändern, so sehe ich nicht, auf welche Weise der Kurfürst den polnischen Thron gewinnen kann. Und Sie würden demnach, ob ich nun den Wünschen der Kaiserin in diesem Punkte nachgebe oder nicht, ebensowenig Königin werden, während ich selbst mich bei einer Macht kompromittieren würde, mit der ich auf gutem Fuße bleiben muß. Ich bin überzeugt, daß Ew. Kurfürstliche Hoheit meine schwierige Lage begreifen, und daß Sie, wenn es Ihnen nicht gelingt, die Gedanken der Kaiserin in diesem Punkte zu ändern, nicht von mir verlangen werden, daß ich mich nutzlos mit einem Nachbar überwerfe, welcher die größte Rücksicht von mir verdient.

Dies alles ist eine Folge der Politik, welche Se. verstorbene Majestät, von Graf Brühl bewogen, in Hinsicht auf die Interessen des Prinzen Karl in Kurland befolgte. Und Ew. Kurfürstliche Hoheit wird sich erinnern, daß ich Ihnen oft vorgestellt habe, welche Nachteile für ihn daraus hervorgehen mußten.

Ich will hoffen, Madame, daß andere Gelegenheiten sich finden mögen, wo es in meiner Macht stehen wird, Ew. Kurfürstlichen Hoheit die Hochachtung und Ergebenheit zu beweisen, mit welcher ich bin — — F.[1]'

Die Kurfürstin an Friedrich.

'Dresden, 11. November 1763.

Sire — Ich bin noch nicht entmutigt. Ich schmeichele mir gern mit Ihrer Freundschaft, Sire, und werde nicht leicht der Hoffnung entsagen, daß Sie mir einen wirklichen Beweis derselben geben werden in einer Sache, die mich so nahe angeht. Niemand besitzt einen größeren Einfluß über die Kaiserin von Rußland als Ew. Majestät; wenden Sie denselben dazu an, Sire, sie zu unseren Gunsten zu stimmen. Sie werden uns dadurch unendlich verpflichten.' — — Warum sollte sie absolut gegen uns sein? Was hat sie von uns zu fürchten? Wenn sie uns wegen der kurländischen Affäre zürnt, die könnte in geeigneter Weise erledigt werden. — „Truppen nach Polen, Sire?" 'Mein Gemahl denkt so wenig daran, Truppen dorthin zu schicken, daß er Befehle zur Rückkehr derjenigen gegeben hat, welche schon dort sind. Er will die Krone nur der freien Wahl der Nation verdanken. Wenn die Kaiserin sich absolut weigert, ihm dabei zu helfen, so möge sie wenigstens nicht gegen ihn sein. Versuchen Sie es, Sire[2].' — Friedrich antwortet vier Tage später oder umgehend. — Aber wir wollen den Rest in der Form einer Unterredung geben.

Friedrich (nach vier Tagen). — — 'Wenn ich Kronen zu vergeben hätte, Madame, so würde ich die erste auf Ihr Haupt setzen als dasjenige, welches am würdigsten ist, sie zu tragen. Aber ich befinde mich in einer ganz anderen Lage. Ich bin soeben aus einem schrecklichen Kriege hervorgegangen, den meine Feinde mit beinahe beispielloser Wut gegen mich geführt haben. Ich bemühe mich Freundschaft zu halten mit allen meinen Nachbarn und mich mit keinem zu überwerfen. In bezug auf die polnischen Angelegenheiten bittet mich eine Kaiserin, mit der ich in gutem Ein-

[1] Oeuvres de Frédéric XXIV. 52.
[2] Das. XXIV. 53.

verständnis leben muß und gegen die ich große Verbindlichkeiten habe, ihre Maßregeln zu unterstützen. Sie, Madame, der ich gern einen Gefallen erweisen möchte, wenn ich könnte, wünschen, daß ich den Sinn dieser Kaiserin umstimme. Versetzen Sie sich nur in meine schwierige Lage!' — — ‚Nach allem, was ich aus Rußland höre, scheint es mir, daß dort alle Beschlüsse gefaßt sind und daß die Kaiserin entschlossen ist, die Partei ihrer Anhänger in Polen mit den Truppen zu unterstützen, welche sie an der Grenze in Bereitschaft hält. Ich meinerseits, Madame, wünsche mich womöglich nicht in diese Sache zu mischen, die bis jetzt noch nicht verwickelt ist; es aber jeden Tag werden kann, wenn die Nachbarn Polens einen zu lebhaften Anteil daran nehmen. Übrigens bin ich bei allen Gelegenheiten bereit, Ew. Kurfürstlichen Hoheit Beweise meiner — —[1].'

Die Kurfürstin (nach zehn Tagen). — — ‚Warum sollte die Kaiserin so gegen uns sein? Wir haben ihren Haß nicht verdient. Im Gegenteil, wir suchen ihre Freundschaft. Sie erklärt jedoch, daß sie die Freiheit der Polen bei der Wahl ihres Königs aufrechterhalten will. Sie, Sire —[2].' — Aber wir müssen es kurz machen, obschon es noch monatelang so fortgeht. Groß ist die Beharrlichkeit der Kurfürstin. — ‚Da mein armer Gemahl tot ist, könnte nicht unser armer Sohn, könnte nicht sein Onkel Xavier es versuchen? O Sire!' Unser letztes Wort soll der nachstehende Brief Friedrichs sein, da die wirkliche Wahlzeit jetzt herannaht:

Friedrich. ‚Ich mache es wie die Hunde, die miteinander gekämpft haben, bis sie entkräftet sind. Ich sitze da und lecke meine Wunden. Ich bemerke, daß die meisten europäischen Mächte dasselbe tun, glücklich genug, wenn, während zur Linken und zur Rechten Könige fabriziert werden, der öffentliche Frieden nicht dadurch gestört und jedem gestattet wird, in Ruhe an seinem Herde bei seinen Hausgöttern zu wohnen[3].' Adieu, glänzende Madame!

Kein Leser, der sich mit der polnischen Geschichte bekannt gemacht hat, kann wohl zweifeln, daß Polen damals tot war oder im Sterben lag und vollkommen verdient hatte, zu sterben. Die Anarchie ist in dieser Welt nicht erlaubt. Unter schönen Namen mag sie den Völkern und den Herausgebern von Zeitungen angenehm sein; aber dem Schöpfer dieses Universums ist sie ewig verhaßt, und ihr Bestehen wurde von Anfang an verboten. Sie durchläuft ihre Bahn, applaudiert oder nicht applaudiert von sich selbst und ihren Nachbarn — wie lange Zeit, kann niemand wissen, zuweilen eine lange Zeit, aber immer innerhalb bestimmter Grenzen, und endlich schlägt ihre Stunde. Mit Polen war es schon vor zwei Jahrhunderten weit gekommen, als der arme Johann Kasimir seine polnische Krone niederlegte, nachdem er es zwanzig Jahre damit versucht hatte, und in jener merkwürdigen Rede an den Reichstag von 1667 von der Republik Abschied nahm.

Dieser Johann ist „Kasimir V.", der letzte Sprößling des schwedischen Hauses Wasa — mit dem wir zur Zeit des Großen Kurfürsten ein wenig bekannt wurden, und den wir zuletzt in einem dreitägigen Kampfe (Warschau 28.—30. Juli 1656) von Karl Gustav von Schweden und dem

[1] Oeuvres de Frédéric XXIV. 54: „Potsdam, 16. November 1763."
[2] Das. XXIV. 55: „Dresden, 26. November 1763."
[3] Das. XXIV. 69: „Sanssouci, 26. Juni 1764."

Großen Kurfürsten[1], den beiden Vorfahren Karls XII. und unseres gegenwärtigen Friedrich, besiegt sahen. Er ist nicht „Kasimir der Große" unter den polnischen Königen, aber er ist in unseren Tagen Kasimir der allein Bemerkenswerte. Ich glaube, ich besaß einmal diese seine Abschiedsrede in einem Auszug, aber sie ist wieder in die allgemeine Tote-Hunde-Grube gefallen, und ich will keine Woche daran wenden, sie aufzufischen. Der Kern der Rede, so erzählen uns unzählige Bücher und tote Hunde[2], ist eine „Wehklage über die polnische Anarchie" und eine „Prophezeiung", deren man sich sehr leicht erinnert. Der arme alte Herr hatte unzweifelhaft sein Teil Schmutz bei jenen Polacken zu essen und Widerwärtigkeiten zu schlucken bekommen, bis er fühlte, daß sein Magen nicht mehr könne, und er den Beschluß faßte, damit zu Ende zu kommen. Unserer Meinung nach muß die Abschiedsrede in verkürzter Form wesentlich folgendermaßen gelautet haben:

„Hochherzige polackische Herren! Ihr seid eine glorreiche Republik und habt das Nie pozwalam und seltsame Methoden der Geschäftsführung und des Benehmens gegen Eure Könige und andere. Wir haben oft zusammen gekämpft und sind zusammen geschlagen worden von unseren Feinden und voneinander, und endlich habe ich meinerseits genug davon. Ich beabsichtige nach Paris zu gehen wegen religiös-literarischer Zwecke und wegen der Gesellschaft der Ninon de L'Enclos. Ich wollte Euch sagen, ehe ich fortgehe, daß es nach allen Urkunden, alten und neuen, über das Walten des allmächtigen Gottes in dieser Welt nie zuvor eine menschliche Gesellschaft gegeben hat, und ich glaube nicht, daß es hinfort eine geben wird, welche unter solchen Bedingungen zusammenhalten kann. Glaubt mir, Ihr polnischen Edeln, die Ihr niemanden über Euch anerkennt außer dem im Himmel, wenn Eure glorreiche Republik noch länger auf solche Weise verwaltet wird, so wird nichts Gutes daraus kommen, sondern Übel. Der Tag wird kommen" (dies ist die Prophezeiung fast mit seinen eigenen Worten), „der Tag ist vielleicht nicht ferne, da diese glorreiche Republik in Stücke zerrissen und hierhin und dorthin gesteckt werden wird in die Taschen habgieriger Nachbarn, Brandenburgs, Rußlands und Österreichs, und auf Null reduziert und vom Antlitz der Erde vertilgt werden wird.

Ich spreche diese Worte mit tiefem Schmerz, Worte, die Ihr wahrscheinlich nicht glauben werdet, die nur das Schicksal Euch eines Tages zwingen wird, zu glauben, wenn es wahre Worte geworden sind. Ihr denkt wahrscheinlich, daß sie nicht wahr sind. Mich oder meine persönlichen Interessen gehen sie wenigstens nicht an. Ich spreche sie aus der Tiefe meines Herzens und nur auf Geheiß der Freundschaft und der Überzeugung, indem ich in diesem Augenblick die Ehre habe, Euch und Eurer

[1] Vgl. Bd. I.

[2] Histoire des Trois Demembrements u. a. m., mitgeteilt in Biographie Universelle VII. 278 (§ Kasimir).

Republik ein langes Lebewohl zu sagen. Guten Morgen, zum letzten Male!" Und so geht er fort — nach Rom (er war früher Kardinal gewesen), nach Paris und in die Gesellschaft von Ninons Zirkel für die wenigen Lebensjahre, die ihm noch beschieden waren[1].

Dieser arme Johann hatte seine bitteren Erfahrungen gemacht, man nehme nur ein Beispiel. Im Jahre 1652 war das unglaubliche Gesetz des Liberum Veto eingeführt worden, trotz Johanns und seines Widerstrebens. Liberum Veto, die Macht eines einzigen Mannes, den Verhandlungen des polnischen Parlaments Einhalt zu tun, indem er hörbar aussprach: „Nie pozwalam, ich verbiete es!" — Nie vorher oder seitdem gab es unter den Sterblichen ein so unglaubliches Gesetz. Ein Gesetz, welches nichtsdestoweniger mehr als zweihundert Jahre lang in den polnischen Gesetzbüchern stand als eine der polnischen Nation willkommene, immer fließende Quelle der Anarchie. Wie bei solch einem Gesetze überhaupt eine Führung der Geschäfte möglich war? Sie taten fürwahr wenig und während der letzten dreißig Jahre so gut wie nichts. Aber wenn das polnische Parlament in allem Ernst einen Beschluß fassen wollte und ein Veto sich dagegen erhob, so bemerke ich, daß ehrenwerte Mitglieder sich leidenschaftlich um den Veto einlegenden Bruder sammelten, ihn beschworen, widerlegten, drohten, weinten und baten. Und wenn der Fall zu dringlich und anderweitig unlösbar war, der Nie-pozwalam-Herr aber dennoch hartnäckig blieb, so durchbohrten sie ihn mit ihren Degen und brachten auf diese Weise einen einstimmigen Beschluß zustande. Gewöhnlicher war es, das Parlament aufzulösen und in einem Sturm von Schreien und Fluchen nach Hause zu gehen.

Auch das Recht der Konföderation war sehr merkwürdig. Sind die Leser mit demselben bekannt? Ein freier polackischer Herr, der sich durch irgend etwas, was in seinem Vaterlande vorgefallen oder beschlossen ist, verletzt fühlt, hat das Recht, zu schwören, ob absolut für sich allein, weiß ich nicht, aber sicher mit zwei oder drei Gleichgesinnten, daß er besagten Vorfall oder Beschluß nicht anerkennen will und hiermit gegen seine Beförderer und gegen ihn die Waffen ergriffen hat. Der glänzendste Edelstein in dem Gürtel der polnischen Freiheit ist dies Recht der Konföderation. Und es ist bis vor kurzem und wird jetzt wieder in seinem vollen Umfange ausgeübt werden. Das Recht jedes polnischen Herrn, sich mit jedem andern gegen oder für alles zu konföderieren, was ihnen beiden gut scheint, und ihre eigentümliche Ansicht der Sache zu behaupten, indem sie für dieselbe kämpfen gegen alle andern, mit Einschluß des Königs und des Reichstags. Man muß gestehen, daß nie vorher eine solche Regierungsform in der Welt bestand, eine Art der gesellschaftlichen Existenz, die mehrere Generationen hindurch eine „Regierung" unmöglich gemacht hatte.

[1] „Starb am 16. Dezember 1672, 63 Jahre alt."

Mit Hilfe Sachsens, seiner Hilfsquellen und seiner Verbindungen war es den beiden Augusten gelungen, mit dem Namen von Königen zu existieren. Mit dem Namen, aber mit wenig oder nichts mehr. Unter diesem letzten August wurden, wie wir hörten, etwa vierzig Reichstage abgehalten, und in keinem war das geringste zustande gebracht worden. Alle vierzig sind, nachdem sie ihr Bestes versucht hatten, über das Nie pozwalam gestolpert und haben in Schreien und Fluchen verschwinden müssen[1]. Was August den physisch Starken angeht, so hatte er eine solche Behandlung erfahren, daß der arme August, wenn die Leser sich erinnern, zu dem Entschlusse gekommen war, Polen zu teilen, große Stücke davon wegzugeben als Kaufgeld für die Einwilligung seiner Nachbarn, sich in der Mitte des Reiches erblich festzusetzen. Und er würde dies getan haben, hätten Grumbkow und er nicht so tief ins Glas gesehen und hätte nicht der Tod durch Entzündung des Fußes den armen Mann plötzlich dahingerafft. An eine Teilung Polens hatten praktische, mit den Verhältnissen bekannte Leute schon mehr als einmal gedacht. Polen, „ein Haus, das chronisch durch die Ziegel raucht", und gewöhnlich jedesmal, wenn es seinen König wechselt, einen europäischen Krieg herbeiführt, muß von seinen Nachbarn in Gewahrsam genommen werden.

Jüngsthin hat man, wie wir bemerkten, wenig von Konföderationen gehört. In der Tat, während der letzten dreißig Jahre, wie Rulhière weitläufig auseinandersetzt, hat es keine Regierung gegeben und folglich auch keiner Rebellion bedurft. Es gab wenig oder gar keine nationalen Geschäfte irgendwelcher Art, da die vierzig Reichstage alle den Weg gingen, den wir sahen. Die Wahl der Richter, sagt Rulhière und lehrt es uns wieder und wieder durch ermüdende Beispiele, ist in den verschiedenen Provinzen Polens immer ein interessanter Akt gewesen. Nicht weil man billige oder ehrenhafte Richter zu bekommen hoffte, sondern Richter, welche der wünschenswerten Seite zugeneigt waren. In einem von endlosen Prozessen, Schulden, feudalen Verworrenheiten, Ansprüchen und Verpflichtungen erfüllten Lande ist es allerdings höchst wichtig, Richter von der gehörigen Sinnesweise zu finden. Und wenn man diese einmal bekommen hat oder bis zum nächsten Wahltermin verloren hat — was bleibt einem dann noch zu hoffen oder zu fürchten übrig? Rußland besorgt unsere Politik, kämpft einen Siebenjährigen Krieg über uns hin und wir, wir Glücklichen, haben keinen Kampf — nie, bis auf diese kurländische Affäre, hatten wir im geringsten unter russischer Feindseligkeit zu leiden. Wir sind jüngsthin der friedliche Schemel Rußlands geworden, über den es nach Europa hinein- und herausschreitet — was man die Türmatte Rußlands nennen kann, nützlich für seine Füße, wenn es Besuche abstattet oder empfängt. Das ist keine glorreiche Tatsache, wenn es eine Sicherheit gewährende und

[1] Buchholz (Preußisch-Brandenburgische Geschichte II. 133. 154 usw.) gibt verschiedene Proben und diese Aufzählung.

glückliche sein sollte. Auch nennt sie der polnische Adel keineswegs so. Aber es ist dafür eine Tatsache, die sich in den Zeiten der verstorbenen Zarin und des verstorbenen August vollständig bewährt hat und im Wachsen begriffen gewesen war, seit Peter der Große seine Schlacht von Pultawa gewann und statt Karls und Schwedens zur Macht emporstieg.

Die Polen geben diesem allen eine schöne Färbung und sind sehr zufrieden mit sich selbst. Die Russen betrachten sie als ein wesentlich untergeordnetes barbarisches Volk. Und bis auf diesen Tag kann man zornige polackische Herren in dieselben Phrasen ausbrechen hören: „Noch Barbaren, mein Herr; keine Kultur, keine Literatur!" — Untergeordnet, weil sie keine Verse machen, die den unseren gleichkommen! Wie es mit den Versen sein mag, will ich nicht entscheiden. Aber die Russen stehen unvergleichlich viel höher d a m i t, daß sie in einem unter den Nationen seltenen Maße die Gabe besitzen, zu gehorchen und sich befehlen zu lassen. Das polackische Rittertum rümpft bei der Erwähnung einer solchen Gabe die Nase. Das polackische Rittertum empfing arge Streiche wegen des Mangels an dieser Gabe. Und wurde endlich zu Tode gepeitscht und aus der Welt hinausgeworfen, weil es gegen jenen Mangel blind blieb und sich die Gabe nie erwarb. Mehr als alle Verse in der Welt ist sie wesentlich für jedes Rittertum, jedes Volk und jeden Menschen. „Die feine polnische Gesellschaft hat sich während der letzten dreißig Jahre einer höchst friedlichen Existenz erfreut", sagte Rulhière[1]. „Hat sich vorzüglich den Annehmlichkeiten des Lebens hingegeben und hatte hübsche Abendgesellschaften und sehr viel Koketterien"; war erfüllt von Wohlwollen, von Menschenfreundlichkeit und von den neuen Ideen — besonders der angenehmen Idee des „Laissez-faire" hingegeben, und daß alles von selbst in Ordnung kommen wird." „Was für eine Entdeckung!" sagt jeder liberale polnische Geist. „Wie haben die Menschen sich Jahrtausende damit quälen können, das Schiff zu steuern, ohne zu wissen, daß es viel besser ist, das Steuerruder fahren zu lassen und sich ehrlich zu gegenseitigen Vergnügungen und Annehmlichkeiten hinzusetzen!"

Zu diesem Zustande schön phosphoreszierender Fäulnis war Polen herangereift während der hilflosen Regierungen jener armen Auguste — die Zeit der Erfüllung konnte jetzt nicht mehr weit entfernt sein, sollte man meinen. Es würde das Gemälde vollenden, könnte ich auf den Zustand dessen eingehen, was man in Polen „Religion" nennt. Dissentertum verschiedener kläglicher Art ist weit verbreitet, und demselben gegenüber steht eine Art jesuitischer Fanatismus, welcher in jener Zeit nicht seinesgleichen hat. Dieser letztere hat sich von Zeit zu Zeit in wahrhaft barbarischen und blutigen Ausbrüchen entladen, besonders in einem vor vierzig Jahren in Thorn, der Friedrich Wilhelm und die ganze protestantische Welt mit Ent-

[1] Rulhière I. 216 (eine merkwürdige Stelle).

setzen erfüllte[1]. Die polnische Orthodoxie jener Zeit und vielleicht auch noch der unsrigen ist ein beachtenswertes Ding. Ein neuerer Tourist erzählt mir, daß er in den Straßen von Berlin ein betrunkenes menschliches Wesen einhertaumeln sah, ein baltischer Matrose, wie es schien, der soeben ankam, der schmutzigste oder einer der schmutzigsten Menschen, der, während er dahintaumelte, beständig mit den Händen an seine Brust schlug und in triumphierenden Selbstgespräch ausrief: „Polack, Katholik!" Ich bin ein Pole und ein Rechtgläubiger, ihr untergeordneten zweibeinigen Wesen! — In bezug auf den jesuitischen Fanatismus in Thorn und anderswo kann man den armen Augusten keinen Vorwurf machen, da sie sich immer der anderen Seite zuneigten, soviel sie durften oder konnten. In der Tat verdienen sie in keiner Beziehung ganz besondere Vorwürfe; es war von Anfang an: „wie das Volk, so der König" — und sie, das war ihr Schicksal, haben die Zeit der Erfüllung herangeführt.

Die sächsischen Kurfürsten sind wieder Anwärter auf diesen beneidenswerten Thron. Wir haben gesehen, wie die schöne Kurfürstin Friedrich eifrig um Hilfe bei diesem Plane bat, und wie Friedrich auf eine geschickt graziöse Art dieselbe völlig ablehnte. Erbliche Sachsen sind diesmal nicht die rechten Leute, scheint es; eine grandiose Zarin hat anders entschieden. Warum sollte sie nicht? Sie und alle Welt wissen sehr wohl, daß Rußland bereits eine lange Zeit tatsächlich Herr über Polen gewesen ist. Es ist glaubhaft genug, daß Rußland beabsichtigt, dies zu bleiben, und auch, daß es dazu imstande sein wird, ohne viel neue Mittel zu diesem Zweck verwenden zu müssen.

Soviel man mit bestem Fleiß aus Rulhière mutmaßen und schließen kann, scheint die Einmischung der russischen Katharina vor allem zunächst auf das grandiose Prinzip der Menschenfreundlichkeit gegründet gewesen zu sein. Überraschend für den liberalen Geist, aber doch dem Anschein nach wahr. Rulhière sagt es nirgends, aber das wird allmählich unsere eigene Auffassung von der Sache. Es gibt keinen anderen Ausweg aus schierer Unbegreiflichkeit hinaus. Das Prinzip der Menschenfreundlichkeit, sagen wir, welches die Voltaire und die Weisen jener Epoche als Pflicht und als Ruhm zugleich verkünden: „O ihr Könige, warum wollt ihr der Menschheit nicht Gutes tun?" Katharina, eine Art weiblicher Louis-Quatorze, war einem solchen Unternehmen gewachsen. Unseren entlassenen Liebhaber auf einen Thron zu setzen — den armen Menschen auf diese Art zu trösten — und dem lang entzweiten Lande unter ihm einen gesegneten Frieden zurückzugeben — was für ein Unternehmen! Den albernen Poniatowski, ein leeres, windiges Geschöpf, welches nach Macassaröl und den feineren Empfindungen des Herzens duftete, ihn erhob sie zum Könige von Polen. Aber dem lange entzweiten Lande den Frieden zurückzugeben, das war etwas, was sie nicht tun konnte. Länder, welche sich in solchem Zustande

[1] Vgl. Bd. II. 17 f. (und viele alte Pamphlete darüber).

befinden, zu beruhigen, ist oft ein äußerst schwieriges Ding. Die Zarin bemühte sich eifrig darum, mehr als fünf Jahre, ohne die Geduld zu verlieren. Die Zarin bemerkte nach jedem neuen Bemühen mit Erstaunen, daß sie dem Erfolg ferner war als je zuvor. Mit Erstaunen und allmählich mit Gereiztheit, die sich zum Zorne verdichtete und anwuchs.

Es ist kein Grund da, zu glauben, daß die grandiose Frau ein dem Untergang verfallenes Polen auf die unbarmherzige, katzenhaft-diabolische Art behandelte oder zu behandeln beabsichtigte, welche ihr mit ermüdender lauter Wiederholung in jenen verworrenen Büchern zur Last gelegt wird. Daß sie mit dem armen Lande gespielt habe wie die Katze mit der Maus, bald ihre schreckliche Tatze erhoben und die arme Maus in Wogen himmlischer Freude und grenzenloser Hoffnung freigelassen, dann aber das unglückliche Geschöpf immer wieder in die Finsternisse des Todes zurückgerissen habe, ehe sie es verzehrte und ihm ein Ende machte. Der erste Grund ist, daß die Zarin, wie wir sie anderswo sehen, nie im mindesten eine Katze oder ein Teufel war, sondern nur eine Frau, die schon tatsächlich im Besitz Polens war und keiner großen Verschlagenheit bedurfte, um es wirklich in ihrem Besitz zu erhalten. Der zweite Grund ist, daß sie nicht die Gabe der Prophezeiung hatte und die polnischen Ereignisse der nächsten zehn Jahre nicht vorher wissen, viel weniger sie vorher gestalten und wie ein Teufel oder sonstwie der obigen Voraussetzung gemäß zur Ausführung bringen konnte.

Meine eigene Mutmaßung, muß ich sagen, hat sich nach vielem Lesen jener Rulhières und verworrener Bücher vielmehr dahin gestaltet, daß die Zarin — die ein grandioses Geschöpf war von beträchtlichem, teils natürlichem, teils erworbenem Edelmut, von vieler Großtuerei und von einigen wirklich großen Eigenschaften und Talenten — in der Tat eine Art weiblicher Louis-Quatorze ist. (Wenn der Leser sich jenen königlichen Herrn vergegenwärtigen und ihn in Rußland in Unterröcke stecken und seine unschicklichen Frauen in unschickliche Männer verwandeln will.) Und daß die Zarin, vollkommen entschieden, wie sie war, Polen in ihrem Besitze zu erhalten, bei sich beschlossen hatte, sich in bezug auf Polen sehr hochherzig zu benehmen und sowohl bei den aufgeklärten philosophischen Klassen als in ihrem eigenen stolzen Herzen Ruhm zu erwerben durch die Art und Weise, wie sie diesen verworrenen Gegenstand behandelte. „Auf der einen Seite", denkt sie (oder wir wollen uns vorstellen, daß sie so denkt) „ist hier Polen, ein Land, welches an heilbarer oder unheilbarer Anarchie erkrankt ist. Gegenwärtig geplagt durch eine dem philosophischen Geist verhaßte religiöse Intoleranz, ein Land, wo während der verflossenen vierzig Jahre" (obschon es ganz gegen das polnische Gesetz ist) „ein hassenswürdiger Fanatismus Platz gegriffen hat, und von wo die Hilferufe der unterdrückten Dissidenten" (Dissidenten besonders protestantischer und griechi-

scher Konfession) „immer herzzerreißender herüberschallen. Und auf der anderen Seite ist hier Poniatowski, der, der —!“

Die Leser haben den schönen, übrigens aber äußerst nichtssagenden jungen Polacken Stanislaus Poniatowski, den Exzellenz Williams vor 8 oder 9 Jahren dem Anschein nach als „Legationssekretär“, nicht dem Anschein nach als etwas ganz anderes mit sich nahm, nicht vergessen. Der schöne Stanislaus wurde gebührendermaßen der Liebhaber der Großfürstin und ist im Laufe der Natur vor einiger Zeit (das Datum ist mir ungewiß) gebührendermaßen ein verabschiedeter Liebhaber geworden. So daß sich die Frage erhob: Was soll man mit diesem eleganten hohlen Geschöpf und seinen sentimentalen Blähungen und erhabenen Leiden und Enttäuschungen anfangen? „Machen wir ihn zum Könige von Polen!“, sagte die Zarin, die sich immer sehr großmütig gegen ihre verabschiedeten Liebhaber erwies. (Viel großmütiger, wie mir scheint, als Ludwig XIV. gegen die seinigen.) Und man hat in der Tat berechnet, daß dieselben sie an barem Gelde etwa 130 Millionen Taler kosteten; denn sie waren zahlreich und habgierig. Aber man hörte darüber nie das geringste Schelten oder ein böses Wort[1]. — „Zum König von Polen mit allem Zubehör und geben wir ihm eine angesehene Stellung in der Welt! Wir wollen das Dissidentengeschäft für ihn erledigen und die viel leidende Anarchie Polens zur Befriedigung Voltaires und der führenden Geister der Menschheit heilen. Er soll eine Ausrüstung von russischen Truppen erhalten, das arme Geschöpf, und zur Unterdrükkung der Anarchie instand gesetzt werden und sich dort für uns als ein nützlicher und dankbarer Vizekönig erweisen. Eine Ausrüstung von 10 000 Truppen und einen weisen, russischen Geschäftsführer, und die Erledigung der Dissidentenfrage soll der erste Ruhm seiner Regierung sein!“

Ich fordere die unbefangenen Leser auf, in ihren weitschweifigen unbestimmten Rulhières und unverständlichen schreienden polnischen Geschichten nachzuprüfen, ob diese Ansicht sich ihnen nicht als eine mögliche menschliche Erklärung aufdrängt. Glaubhafter als die katzenhaft-diabolische, welche zudem ein weder durch Katzen noch durch Teufel erreichbares Vorherwissen erfordert. Polen muß kein zu starkes Land werden und Rußland nicht den Rücken kehren. Nein fürwahr; auch hat es damit, es sei denn durch wunderbare Aufhebung der Naturgesetze, gar keine Gefahr. Aber ebensowenig braucht Polen völlig lahm, machtlos und nutzlos für Rußland dazuliegen und auf seinem Krankenbett durch Dissidentenfragen und Anarchie gefoltert zu werden, welche durch einen starken Herrscher heilbar sind, von dem Voltaire und die führenden Geister der Menschheit viel erwarten.

Was wir mit völliger Gewißheit sagen müssen, und was uns hier allein angeht, ist e r s t e n s , daß Katharina diese Methode der Krönung, Ausrüstung und Einsetzung Stanislaus' befolgte, daß sie eine Erledigung

[1] Castéra (Vie de Catherine II) hat einen ausführlichen Anhang über diesen Teil seines Gegenstandes.

(und sie meinte eine Zeitlang mit Erfolg) der Dissidentenfrage und anderer heilbarer Anarchien versuchte, aber solche Legionen von unheilbaren aufrührte, die von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr unter ihren Händen anwuchsen, daß höchste Entrüstung und Staunen sie ergriffen, und daß sie während der nächsten acht Jahre mit Polen und seiner Last von Anarchien zu Resultaten gelangte, welche die ganze Welt verstummen machten. — Verstummen vor Staunen, eine Zeitlang, und dann Stürme mehr oder weniger wahnsinnigen Geschreies erweckten, die nie ganz aufgehört haben, obschon sie allmählich zu tieferen und tieferen Stufen menschlicher Verständlichkeit herabgesunken sind. Die erste Tatsache ist völlig klar. Und auch die zweite Tatsache ist nicht mehr zweifelhaft, daß König Friedrich in bezug auf alle diese Vorgänge wenig oder gar kein sichtbares Interesse an den Tag legte, bis allerorten eine wirkliche Krise herbeigekommen war. Daß er eine feste Richtschnur des Handelns befolgte, die, der Zarischen Majestät in jeder Hinsicht genau zu folgen, und seinen Minister in Warschau instruierte, den russischen Minister immer zu unterstützen, als einzige Regel seiner Politik in Polen, dessen verworrene Ereignisse, Torheiten und Anarchien über dieses darin verflochtene Interesse an einem guten Einvernehmen mit einer grandiosen Zarin hinaus weder für Preußen noch für seinen König von irgendwelchem praktischen Interesse schienen.

Friedrich wurde von dem Publikum lange für den Veranstalter der Katastrophe in Polen gehalten und infolgedessen für einen „verbrecherischen Menschen", „ein Ungeheuer von Bosheit", und was nicht sonst. Rulhière, dessen Ansicht über ihn nicht eben die freundschaftlichste oder richtigste ist, spricht ihn von dieser Abscheulichkeit frei. Er erklärt, daß er sich bis ganz zuletzt wesentlich passiv dabei verhalten habe. Dies ist, glaube ich, etwas mehr als die Wahrheit, doch nur ein wenig mehr, wie sich später zeigen mag. Unzweifelhaft wurden diese polnischen Ereignisse endlich für Preußen und seinen König interessant genug. Und es wird an dieser Stelle unsere Aufgabe sein, die wenigen darunter zu entwirren und zu enträtseln, die irgendwelche wesentlichen oder denkwürdigen Eigenschaften hatten, und sie (datiert womöglich und in verständlicher Form) mitzuteilen, sofern sie auf diesen traurigen Gegenstand ein Licht werfen, mit sorgfältigem Ausschluß der ungeheuren Masse, welche nur Dunkelheit verbreiten kann.

Der Ex-Liebhaber Poniatowski wird König von Polen (7. September 1764) und wird ohne Verlust seines Haares gekrönt.

Warschau, 7. September 1764. Stanislaus Poniatowski wurde (durch welches Verfahren einer kaiserlichen Katharina gegen eine anarchische Nation, mögen die Leser sich nach Wunsch vorstellen) zum König von Polen erwählt, was man erwählt werden nannte. Selbstverständlicherweise hatte es nicht an Zusammenberufung vorläufiger Reichstage, an vielem Reden, Demonstrieren und Wählen imaginärer Reichstagsmitglieder gefehlt — bei welchem Geschäft nur ‚zehn Personen ermordet' wurden. Es war eine sächsische Partei da, aber kein Gegenkandidat derselben oder irgendeiner anderen Nation. König Friedrich, um Hilfe gebeten von einer reizenden Kurfürstinmutter,

entscheidet sich, völlig passiv zu bleiben. Polnische Beauftragte kamen mit Bitten zu ihm. Ein gewisser Mockranowski, der als Soldat unter ihm gedient hatte (nie bemerkenswert in dieser Eigenschaft, obschon jetzt ein flammend hervorragender ‚General' und Politiker auf dem neuen Schauplatze, auf den er sich begeben hat), flehte ihn leidenschaftlich an: (Potsdam, Sommer 1764, ist alles, was an Daten da ist) ‚Donnez-nous le Prince Henri, geben Sie uns den Prinzen Heinrich zum Könige!' Eine Äußerung, die Friedrich fast erbleichen machte. ‚Haben Sie hiervon mit dem Prinzen gesprochen oder eine Andeutung gemacht?' ‚Nein, Ew. Majestät.' ‚Kehren Sie dann unverzüglich heim und nicht ein Laut davon gegen irgend jemand[1]!' Was, wie man sagt, den Prinzen Heinrich sehr aufbrachte und eine dauernde Gereiztheit bei ihm zurückließ, als er lange nachher davon hörte.

„Eine Frage erhebt sich hier", sagt eine meiner Notizen, die ich vielleicht besser hätte verbrennen sollen. „Um welche Zeit wurde wohl dieser ruhmwürdige Poniatowski der Liebhaber der Großfürstin, und wann wurde er Ex-Liebhaber? Niemand will es sagen oder kann es vielleicht sagen[2]. Es würde eine kleine Genugtuung für uns gewesen sein, und sie wird uns versagt! Ritter Williams" (das heißt Hanbury) „muß ihn im Jahre 1756 in Petersburg eingeführt haben. ‚Am 11. Januar 1757' erschien Poniatowski, da er fand, daß die Sache sich machte, dort auf eigene Faust als ‚Gesandter von Warschau'." — (Es war leicht, eine derartige Beglaubigung von einem ergebenen Warschau zu erlangen, wenn man am Hofe in Petersburg Erfolg hatte. „Das wachsame Warschau macht das zur Richtschnur bei der Verteilung seiner Ämter und ist vom Gefrierpunkte an aufwärts das sensitivste Thermometer", sagt Hermann irgendwo.) „Und dies ist unser einziges Datum, ‚Poniatowski im Geschäft', Frühling 1757; über ‚Poniatowski, dem Bankerott verfallen', fehlt jedes Datum.

Poniatowski ist 32 Jahre alt. Wie lange er aus Rußland fort war, müssen die Leser mutmaßen. In den Straßen von Warschau trat er zuerst öffentlich auf während der jüngsten Wahlzeit als ein Kapitän patriotischer Freiwilliger. — ‚Die Unabhängigkeit Polens! Soll Polen sich Befehle vorschreiben lassen?' rief Stanislaus und ein entrüstetes Publikum während einer Phase des Ereignisses. Seine Oheime, die Czartoryski, lotsten ihn hinein. Und in jenem wahnsinnigen Elemente mußte viel Geschrei und Hin- und Herlavieren stattfinden[3]. Er ist durch seine Mutter ein Neffe dieser Czartoryskis, aber seitens seines Vaters nicht von hoher Familie. ‚Soll er König von Polen werden?' argumentierten einige polnische Beauftragte in Petersburg. ‚Sein Großvater war ein Gutsverwalter der Sapiehas.' ‚Und wäre er selbst es gewesen!' sagte die Kaiserin, unerbittlich, wiewohl mit Erröten. — Es scheint, die Familie war wirklich gut, obgleich in Armut geraten, und war seit jener Gutsverwalterphase wieder emporgeblüht. Sein Vater war bekannt als ein geschäftiger, gewandter Mann während der Unruhen zu Karls XII. Zeiten und sonst. Er war vor zwei Jahren als ‚Kastellan von Krakau' gestorben, immer ein lieber Freund Stanislaus Leszczinskis, dessen Tod zwei Jahre später stattfand" (1766, wie wir gesehen haben).

„König Stanislaus hatte fünf Brüder. Zwei waren lange vor dieser Zeit gestorben, ein dritter, der noch lebte, war Bischof von Etwas und Abt von Etwas. Er verzehrte seine Einkünfte in Frieden, und wir übergehen ihn hier mit Stillschweigen. Die beiden anderen, Kasimir und Andreas, sind nennenswerter — und mehr noch der Sohn eines von ihnen. Kasimir, der Älteste, ist ‚Großkammerherr' in den jetzt kommenden Tagen, ist auch ‚Starost von Zips'" (ein Land, dessen Namen man sich merken mag!) ‚und hat einen Sohn', „der nicht bemerkenswert ist. Andreas, der zweite Bruder" (starb 1773), „war in österreichischen Diensten ‚Feldzeugmeister' und ein Mann von

[1] Rulhière II. 268; Hermann VI. 355—364.
[2] Preuß (IV. 12) scheint es zu versuchen, aber ohne Erfolg.
[3] In Hermann V. 362—380 (noch mehr in Rulhière II. 119—289) ermüdende Berichte über alle Einzelheiten.

Talent und Einfluß. Während der jüngsten Wahlzeit ist er hier in Breslau gewesen und hat eifrigst geholfen. Auch er hatte einen Sohn" (damals ein Säugling), „welcher wirklich der bemerkenswerte ‚Neffe des Königs Stanislaus' ist und noch ein Wort von uns verdient.

Dieser Neffe, wie sein Vater im österreichischen Dienste aufgewachsen, ist der Joseph Poniatowski, welcher vor fünfzig Jahren in den Zeitungen so berühmt war. Allem Anschein nach ein Mann von wirklicher Vaterlandsliebe, Energie und Wert. Er hatte versucht zu glauben" (obwohl er es, wie mir scheint, nie ganz glauben konnte), „was sein allmächtiger Napoleon ihm versprochen hatte, daß das gestorbene Polen wieder auferweckt werden solle. Und er kämpfte und stritt, er und seine Polen, höchst leidenschaftlich in diesem Glauben oder Halbglauben. Und ging unter, indem er leidenschaftlich für Napoleon kämpfte und leidenschaftlich den Rückzug Napoleons deckte, als sein Spiel verloren war. Roß und Reiter stürzten sich in die Elster" (bei Leipzig, 19. Oktober 1813, am Abend der ‚Völkerschlacht') „und versanken auf immer — und der letzte Schimmer Polens mit ihm[1]. Nicht einmal ein augenblicklicher Hoffnungsschimmer, vernünftiger oder halbvernünftiger Art blieb für Polen seit jener Zeit, obgleich es jetzt und damals sich noch auf wahnwitzige Weise daran versucht — zu meinem großen Bedauern um seiner selbst willen und um anderer willen!

Außer diesen drei Brüdern hatte König Stanislaus noch zwei Schwestern am Leben. Eine die Gemahlin eines sehr hochgeborenen Zamoyski, die andere die Gemahlin eines dito Branicki" (sprich aus Branitzki) — „desselben, den unsere deutschen Bücher Kron-Großfeldherr nennen, wenn die Krone überhaupt Soldaten hat — des erhabenen, ausschweifenden alten Branicki, von dem Rulhière beständig spricht und nie etwas anderes erzählt als Nichtigkeiten auf eine nichtige Weise. So vieles ist nichtig und nicht der Erzählung wert in diesen polnischen Verhältnissen! — König Stanislaus selbst wurde geboren am 17. Januar 1732 und spielte die Rolle eines Königs in Lappen und Flicken bis 1790 — oder sogar noch länger" (nicht eher als 1795 streifte Katharina ihm den papiernen Waffenrock ganz ab). „Er starb in Petersburg am 11. oder 12. Februar 1798." Nach einem solchen Leben.

Stanislaus wurde gekrönt am 25. November 1764. Zur Vorbereitung muß er gesalbt werden, auf seinem bloßen Schädel, mit heiligem Öl, vor der Krönung. Und sollte sich zu diesem Zwecke seinen Kopf glattrasieren lassen. Stanislaus, der einen ungewöhnlich schönen Haarwuchs hatte, schauderte vor diesem barbarischen Gedanken und wollte es absolut nicht. Worauf Aufschub und Beratungen stattfanden, und endlich wurde ein künstlicher Schädel von Pappe oder gefärbtem Leder für den armen Mann verfertigt, der die Ölung bequem, stellvertretenderweise, empfing, während die ambrosischen Locken gut darunter verpackt wurden und am folgenden Tage wieder hervorwallen konnten, als wäre nichts geschehen[2]. Keine erhabene Probe der ornamentalen Menschennatur, dieser arme Stanislaus! Völlig ornamental; sein Körper und sein Geist zur Repräsentation aufgeputzt und auf der Weltbühne schrecklich in Stücke zerrissen. Man mag versuchen, eine Träne über ihn zu vergießen, wird aber meistens finden, daß man es nicht kann.

Mehrere Jahre lang kann die Dissidentenfrage nicht erledigt werden; die Konföderation von Radom (23. Juni 1767 bis 5. März 1768) drängt sie einer Erledigung zu.

Mehrere Jahre nach dieser Begebenheit mit dem falschen Schädel findet sich in langen, selbst bei Rulhière ermüdenden Bänden nichts, was jetzt denkwürdig genannt werden kann. Die Erledigung der Dissidentenfrage erweist sich als äußerst beschwerlich für eine ungeduldige Zarin. Was die Heilung der anderen heilbaren Anarchien

[1] Biographie Universelle (§ Poniatowski, Joseph) XXXV. 349—359.
[2] Rulhière.

angeht, so findet absolut weiter nichts statt als ein Zusammenknüpfen durch A und ein Wiederauflösen durch B, ohne daß der geringste Fortschritt bemerkbar ist. Die ungeduldige Zarin drängt eifrig zu einer Erledigung der Dissidentenfrage, wobei König Friedrich, die wichtigsten protestantischen Höfe und die hervorragendsten europäischen Geister an allen Orten sie unterstützen, doch sie begegnet endlosen Schwierigkeiten. Findet bei der einheimischen Orthodoxie einen unerwartet hartnäckigen Widerstand, indem die Bischöfe im allgemeinen einen staunenswürdigen Fanatismus zeigen, der höher und höher wächst, bis zuletzt Bilder der Jungfrau zu weinen anfangen — wie sie gewöhnlich in solchen Fällen tun, wenn sie sich in der Nähe von Brauereien und anderen bequemen Orten befinden[1] — und ein Karmelitermönch Wunder verrichtend im Lande umherzieht, und kurz, ein äußerst häßlicher Ausschnitt der religiösen Menschennatur sich dem betrübten Leser offenbart. König Friedrich meint, daß ohne diese Dissidentenfrage die Dinge zu dem alten sächsischen Zustand zurückgekehrt sein würden und Polen vielleicht noch eine gute Weile länger hätte weiter verfaulen können wie vorher.

Was das Zusammenknüpfen und Wiederauflösen angeht, welches man das Heilen der anderen Anarchien nennt, so kann und braucht kein Leser etwas darüber zu sagen. Es scheint ein höchst peinliches Zusammenknüpfen zu sein, besonders durch die Czartoryskis. Dann ein unverzügliches Wiederauflösen durch bösartige Oppositionsparteien von verschiedener undeutlicher Färbung. Das Knüpfen, das Auflösen und die bösartigen Oppositionsparteien sind alle gleich undeutlich und ohne Interesse für die Menschheit. Ein gewisses betrunkenes, ziemlich brutales Schattenbild eines Fürsten Radziwill, welcher die Czartoryskis haßt und dem Trunke, verschwenderischem Ehrgeiz und Ausschweifungen schrecklich ergeben ist, kommt viel bei diesen Begebenheiten zum Vorschein. Wird durch irgendeine Konföderation verbannt und seiner Ländereien beraubt, wird dann durch neue Konföderationen zurückgerufen und wieder eingesetzt — schlimmer womöglich als zuvor. Die Geschichte ist zwar Wirklichkeit, liest sich aber wie eine von lappländischen Hexen unter dem Vorsitz des Diabolus hervorgerufene Phantasmagorie (und ganz gewiß führt der Teufel den Vorsitz, wie man bei jeder neuen Erscheinung erkennt) — und ist nicht des Verständnisses wert, auch wenn dasselbe leicht wäre.

Viel halbverständliches, ganz vergessenswürdiges Zeug über König Stanislaus und seine Nöte und seine Zweideutigkeiten und verräterischen Torheiten[2], die jetzt für keinen Menschen von Interesse sind. Stanislaus ist zu einer Zeit mit den Oheimen Czartoryski in Streit, zu einer anderen in freundschaftlicher Beziehung. Kein Mann, von dem die Heilung der Anarchien zu erwarten ist, wenn nicht etwa der bloße Wunsch dieselbe durchsetzen könnte. Selbst hinsichtlich der Dissidentenfrage muß er angespornt werden. Ein König mit liberalen Ideen, ja, dem aber solche Flammen des Fanatismus unter der Nase brennen. In bezug auf den Dissidenten- und alle anderen Heilprozesse ist er schlaff, ausweichend und auf Augenblicke widerspenstig gegen die russischen Vorschläge. Ein verlorener Schwachkopf — vergeßt ihn mit oder ohne Träne! Er macht sich noch viel mit sogenannter Galanterie zu schaffen und eilt in seinen Harem, wenn die Dinge draußen schlecht gehen[3]. Man denke sich die Bösartigkeit der Zeitungsschreiber, die einmal folgenden Auszug aus einem Briefe druckten, um ihm an gewissem Orte zu schaden: ‚Oh, komm zu mir, meine Prinzessin! — Teurer als alle Kaiserinnen! — Die kaiserlichen Reize, was waren sie im Vergleich mit den Deinen, für ein Herz, welches —', nebst anderem ähnlichen Zeug für die Ohren der Zarin.

[1] Nicolai, in seinen Reisen durch Deutschland, setzte eine Untersuchung einer jener weinenden Jungfrauen durch (irgendwo in Österreich, glaube ich) und fand, wie er sagt, daß sie abhing von der unterirdischen Filtrierung des Dampfes einer unweit gelegenen Brauerei.

[2] Hermann V. 400 usw.; Rulhière, passim.

[3] Hermann V. 402 ff.

Im Winter 1766 wurde die Kaiserliche Majestät, ich vergesse, ob nach oder vor jenem wundertätigen Karmelitermönch, über diese ermüdenden Schlaffheiten und Windungen hinsichtlich der Dissidentenfrage ungeduldig und gab ausdrücklichen Befehl, ‚Erledigt sie unverzüglich!' Konföderationen und die andere Maschinerie wurden zu diesem Zwecke in Bewegung gesetzt. Konföderationen der Protestanten und Dissidenten selbst, in Thorn und ähnlichen Orten (durch russische Künste ins Leben gerufen) und in weit größerem Umfange in Litauen. Konföderationen von großem Umfang, befehlshaberisch und drohend augenscheinlich mit der Absicht, diese armen Leute wieder in ihre Rechte einzusetzen (die ihnen nach dem alten polnischen Gesetz ausdrücklich zukamen, wenn das von irgendeiner Bedeutung wäre), aber in Wirklichkeit mit der Absicht, den betrunkenen Radziwill zurückzuführen, der versprochen hatte, diese Maßregel durchzusetzen. Und so schicken

am 23. Juni 1767 diese vielfältigen polnisch-litauischen Konföderationen, vierundzwanzig im ganzen, mit ihren erhabenen Marschällen und Würdenträgern und mehr als 80 000 dabei beteiligten Edelleuten, Deputierte zu einer Zusammenkunft nach Radom, einer bequem gelegenen kleinen Stadt nicht weit von Warschau (12 Meilen südlich von Warschau), und vereinigen sich dort zu einer allgemeinen ‚Konföderation von Radom[1]', mit dem betrunkenen Radziwill an der Spitze, der, froh, wieder in seine weitläufigen Ländereien und Weinkeller eingesetzt zu werden, und jedenfalls bereit, den Czartoryskis und anderen Verdruß zu bereiten, sich verpflichtet hat, jene große Maßregel im Reichstage durchzusetzen und alle Nie pozwalam und sonstigen Hindernisse, die sich etwa dagegen erheben, zu Boden zu schlagen. Dies ist die einst weltberühmte, jetzt recht schattenhaft gewordene Konföderation von Radom, welche — durch die vorläufige Erklärung unter ihrer Hand und ihrem Siegel, daß die Gesetze des Landes wieder in Kraft treten und „freie Polacken, die in bezug auf Religion verschiedene Meinungen haben (Nos dissidentes de religione)", wie das alte Gesetz es ausdrückt, gleiche Bürgerrechte genießen sollen — als schönes Werkzeug zur Erlangung dieses Stücks menschlichen Fortschritts diente und es im Reichstage und den bald eintretenden Hindernissen zum Trotz durchsetzte.

Nicht als hätte der Reichstag nicht noch einer anderen kräftigen Behandlung bedurft; denn die Flamme des Fanatismus brannte mit furchtbarer Glut, und viele der armen Bischöfe wurden fast wahnsinnig über diese offene Beraubung der Mutter Kirche, dies Hinwegreißen des Schwertes aus den Händen Peters. So daß die Kaiserliche Majestät sich entschließen mußte, ein Dutzend oder dreizehn der hitzigsten Bischöfe auszusuchen und sie ruhig unter Schloß und Riegel nach Rußland zu schaffen, bis die Sache durchgeführt war. Durchgeführt wurde sie, gewiß zur unendlichen Linderung der Menschheit — ich kann nicht genau sagen, an welchem Tage. Der 13.—14. Oktober (als das Dutzend Bischöfe eingesperrt wurde) bezeichnete eine entscheidende Epoche, der 19. November 1767 (als das Komitee unter Radziwills und Rußlands Zwang Bericht darüber erstattete) eine andere. Von Anfang bis Ende kostete es dem Reichstage eine Arbeit von etwa fünf Monaten. Der Reichstag versammelte sich am 4. Oktober 1767 unter der Kontrolle Radziwills als Großmarschall, während Rußland als drohendes Phantom Radziwill kontrollierte. Der Reichstag verschwand nach verschiedenen Vertagungen und nach einer langen Vertagung am 5. März 1768, und von erwähnenswerter Arbeit hatte er nur diese in bezug auf die Dissidenten durchgeführt. Daß er beigetragen „zu der souveränen Verachtung, mit welcher alle Klassen auf den König Stanislaus herabblicken", kann kaum als eigentümliche Arbeit oder als eigentümlich erwähnenswert bezeichnet werden.

An dieser Stelle wollen wir, um das Gemüt des Lesers zu erleichtern, und weil die Zeit dafür jedenfalls gekommen ist, einen kleinen Zeitungs-

[1] Hermann V. 420.

artikel von sehr hoher Hand einschalten, dessen Autorschaft man noch lange nachher wenig ahnte — nämlich von König Friedrichs eigener Hand. Er berührt weder die Dissidentenfrage noch die sonstigen polnischen Unruhen. Aber er erwähnt unter der Hand die Gerüchte, welche sich in Preußen darüber erheben, und mag indirekt mehr über des Königs Ansichten von jenen Dingen mitteilen, als man vielleicht meint. Wie es scheint, hatte der König gehört, daß die Leute in Berlin von „einem nahe bevorstehenden Kriege" redeten und munkelten, worauf — „am 5. März 1767 ein neugieriges Berliner Publikum in der Vossischen Zeitung Nr. 28" las wie folgt:

„Wir hören von Potsdam, daß am 27. Februar gegen Abend der Himmel sich plötzlich bewölkte; schwarze Wolken, welche einen beispiellos wütenden Sturm weissagten, bedeckten den ganzen Horizont. Der Donner brach hervor, begleitet von gezackten, wunderbar glänzenden Blitzen, und unter seinem verdoppelten Rollen fiel ein solcher Hagelsturm nieder, wie man seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Von zwei an den Pflug gespannten Ochsen, mit welchen ein Bauer nach Hause eilte, wurde einer durch ein Hagelstück am Kopfe getroffen und auf der Stelle getötet. Viele Leute wurden in den Straßen verwundet; einem Brauer wurde der Arm zerschmettert. Eine Anzahl Dächer sind durch das Gewicht des Hagels eingebrochen; alle nach der Windseite zu gelegenen Fenster sind davon in Stücke zerschlagen. In den Straßen fand man Hagelklumpen von der Größe von Kürbissen, die zwei Stunden nach dem Aufhören des Gewitters noch nicht ganz geschmolzen waren. Diese seltsame Begebenheit hat einen großen Eindruck gemacht. Wissenschaftliche Leute sagen, die Luft habe nicht Kraft genug, diese soliden Massen zu tragen, wenn sie zu Eis erstarren. Die kleinen Hagelkörner, durch die Heftigkeit des Sturmes in den Wolken hin- und hergeworfen, hätten sich mehr und mehr vereinigt, je tiefer sie fielen, und jene ungeheure Größe erst erreicht, als sie der Erde verhältnismäßig nahe gewesen. Auf welche Weise es aber auch geschehen sein mag, sicher ist, daß Vorfälle dieser Art selten, ja beinahe beispiellos sind [1]."

Eine andere Seltenheit ist: Der „Professor Johann Daniel Titus von Wittemberg", der an jener berühmten Universität Naturphilosophie lehrt (man mag sich vorstellen, mit welchem Erfolg), schrieb eine Monographie über dieses ungewöhnliche Phänomen [2]!

Es erfolgt die Konföderation von Bar auf der entgegengesetzten Seite (28. März 1768) und als erstes Resultat ihrer Leistungen (6. Oktober 1768) ein türkisch-russischer Krieg.

Die Konföderation von Radom und ihr siegreicher Reichstag hatten kaum ihr Triumphlied angestimmt, als auf der entgegengesetzten Seite eine flammende Konföderation von Bar erfolgte, welche in aufeinanderfolgenden Entwicklungsphasen die Anarchien Polens endlich ausbrennt und in Asche legt. Die Konföderation von Bar und dann als Nachkommenschaft derselben, für und wider, eine solche Brut von Konföderationen, orthodoxen, heterodoxen, großen, kleinen, kurzlebigen und langlebigen, von allen Farben und Graden lärmender Wut, jede derselben mindestens fähig zu Mord und Brandstiftung innerhalb eines gewissen Kreises, wie die Erde nie zuvor gesehen. Jetzt kam die Zeit jener unentwirrbaren Märsche (Einfälle

[1] Vossische Zeitung, wie oben; Oeuvres de Frédéric XV. 204.
[2] Rödenbeck (II. 285) gibt den Titel: „Bedenken bei dem vorjährigen potsdamschen Hagel (Wittenberg 1768)."

und Ausfälle) durch die litauischen Sümpfe, jener todverachtenden, beispiellosen Unternehmungen, Scharmützel, Ersteigungen von Mauern und Ritten am Rande des Abgrundes seitens der Pulawski, Patocki und anderer — worin Rulhière sich verliert und inmitten ungeduldiger Leser sich um seine Achse dreht.

Denn die russischen Truppen (von einem zitternden Stanislaus und seinem Senat im Einklang mit dem Vertrage von 1764 herbeigerufen) und auf schlaffere Art Stanilaus' eigene Soldaten schritten ein, wie der Stand der Dinge es verlangte — im allgemeinen, wie mir schien, in der Absicht, den öffentlichen Frieden zu erhalten und Mord und Brandstiftung zu unterdrücken. Und unzweifelhaft zerstreuten die kleinen Haufen geübter Russen ein wütiges polackisches Rittertum in kurzester Zeit nach allen Seiten. Aber in bezug auf den öffentlichen Frieden bewirkten sie keine Besserung, sondern gerade das Gegenteil. Es ist gewiß, daß das konföderierte Rittertum schrecklich umhergetrieben wurde. Es mußte endlich jenseits der türkischen Grenze Schutz suchen und begann den Großtürken in verzweifelten Worten um Hilfe zu bitten: ‚Bruder der Sonne und des Mondes, gab es je eine so günstige Gelegenheit für dich, mit den Russen fertig zu werden? Das polackische Rittertum ist orthodox, aber es ist auch antirussisch!' Die Türken fingen an hierauf zu hören und machten dadurch die Sache dringend und ernsthaft. Hier folgen genauer abgegrenzt einige Charakterzüge und Entwicklungsphasen — falls nicht der Leser vorzieht, darüber hinwegzugehen.

Bar, März 1768. Die Konföderation von Radom hätte als wirksame Vorbereitung und Hauptagentin in jenem Reichstage der Emanzipation des andersgläubigen menschlichen Geistes lange in Polen und der Welt berühmt bleiben können. Aber es folgte ihr unverzüglich als Zusatz eine Konföderation von Bar, die den Ruhm Radoms, ja, sogar den aller früheren und späteren Konföderationen völlig verdunkelte! Da die Konföderation von Bar und ihre Taten oder vielmehr Leiden und tragischen Missetaten und Untaten noch wie schwankende Gespenstererscheinungen oder historische Schatten von unbestimmter geisterhafter Gestalt in dem menschlichen Gedächtnis schweben, so fragt man wenigstens: Wenn sie auf diesem Planeten erschienen sind, so sage uns, wo? Bar liegt in der Woiwodschaft Podol (was wir Podolien nennen), einige 80 Meilen südöstlich von Warschau, unweit des Dnjestr. Nicht sehr weit von jenem Mysterium des Dnjestr, den zaporogischen Kosaken, von jenen Stromschnellen oder Katarakten (Quasi-Katarakten mit Inseln darin, wo jene kosakischen Räuber unangreifbar wohnen). Jenseits des Dnjestr liegt die Türkei und ihre berühmte Festung Choczim. Das ist eine bequeme Station für polnische Herren, die eine gesetzliche Rebellion beabsichtigen.

Am 8. März 1768, nur drei Tage, nachdem der Reichstag seine schöne Tat vollendet und sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, kam die Nachricht in Warschau an, daß Podolien und der ganze Süden im Aufstande seien und sich mit dem größten Eifer konföderierten, voll leidenschaftlicher Wut gegen eine solche Entscheidung des Reichstags, die der heiligen Religion und vielem anderen zuwider, und daß die besagte Entscheidung für ihre Existenz wird kämpfen müssen, nun das Abstimmen vorbei ist. Diese interessante Nachricht ist wahr und fährt fort an Intensität und Umfang zu gewinnen, da eine Konföderation nach der anderen ins Leben tritt und dann eine andere und noch eine andere, Tag um Tag. Bis wir endlich hören, daß am 27. des Monats, 27. März 1768, in Bar, einer kleinen Stadt an der südlichen oder türkischen Grenze, alle diese mehr oder weniger furchtbaren Konföderationen sich durch Delegierte vereinigt und zu einer ‚Konföderation von Bar' verschmolzen haben. Welche sich allerdings während der Monate, die nun folgten, furchtbar genug erwies, besonders für die Konföderierten selbst!

Wir denken nicht daran, eine Geschichte der Konföderation von Bar zu schreiben; fern bleibe uns ein solcher Versuch! Sie besteht aus vielen Konföderationen, und aus

jeder derselben entspringen wieder, dafür und dawider, viele andere. Wie die lernäische Hydra oder sogar Hydren in der Mehrzahl. Ein vielköpfiger Hund — und wie viele Junge er hatte! Ich kann noch nicht einmal ihre Zahl angeben, möchte es auch nicht! Ein Junges, die Konföderation von Krakau, ist dadurch ausgezeichnet, daß es häufig oder gewöhnlich ‚betrunken war‘. Und ihre Verhandlungen hatten daher natürlich oft einen betrunkenen Charakter[1]. Ich glaube, ich habe irgendwo gelesen, daß ihre Gesamtzahl sich auf 125 belief. Der Ruf und das wütende Bellen Bars und seiner Jungen dringt ringsum in alle Länder. Solch ein wütendes lautes Anbellen des Mondes und dann unter Rußlands Behandlung solch ein schrilles Kläffen und Schreien hatte man zuvor nicht in der Welt gehört, obgleich man es vielleicht seitdem wieder gehört hat.

Die Kriegstaten des armen Bar waren äußerst unbedeutend. Alle von ein und derselben Art und über ein so weites, meist unbekanntes Gebiet verstreut, daß es unmöglich ist, auch nur ihre Namen anzuführen, hätte man noch soviel Raum dazu. Man kann sie bei dem beredten Rulhière lesen, aber kein Mensch kann sie in seinem Gedächtnis bewahren. Anarchie ist keine Sache, die sich beschreiben läßt. Eine lernäische Hydra, mehrere lernäische Hydren, in chaotischem Werden begriffen, denen die Köpfe abgeschlagen werden und zugleich neue Köpfe in solcher Menge hervorwachsen — wo ist der Zoologe, der einen Bericht davon geben kann? Bedeutende Kämpfe fanden durchaus nicht statt. Aber Einschüchterung, Plünderung, Morden und Ermordetwerden gab es in furchtbarem Maßstabe. Schlösser, Klöster und zur Verteidigung geeignete Häuser werden besetzt. Man marschiert mit antilopenartiger Schnelligkeit durch die sumpfigen, öden und endlosen litauischen Ebenen, welche vor der Einbildungskraft eine Unendlichkeit von Moor, in festem und flüssigem Zustande, ausbreiten. Das sind vielleicht die schönsten Taten, obgleich sie nie zu etwas führen. Es gibt Helden, welche durch diese Märsche berühmt waren.

Die Pulawskis zum Beispiel — ihrer vier, dem Advokatenstande angehörig — zeigten große Tätigkeit und ein Talent für Kriegführung aus dem Stegreif von dieser Art. Die Magnaten der Konföderation hatten sich, wie ich zu meinem Erstaunen fand, derselben allesamt entzogen, sobald es zum Schlagen kam. ‚Ihr Advokatenvolk mit euern Priestern und orthodoxen Bauern besorgt das Kämpfen. Unsere Sache ist das Beraten!‘ Und mit Ausnahme Potockis (und dieser war schlimmer als gar keiner) ist augenblicklich nicht ein einziger von diesen Magnaten in Polen zurückgeblieben. Die anderen sind alle über die österreichische Grenze gegangen nach Teschen und nach Bilitz, einer bequem gelegenen kleinen Stadt und Domäne in jenem Herzogtum Teschen. Und sitzen dort als ‚Regierungsausschuß‘. Vergleichsweise in großer Gemächlichkeit, könnten sie sich nur untereinander verständigen, was nicht der Fall ist. Bilitz ist eine der vielen Domänen des Magnaten Sulkowski. — Erinnern die Leser sich des Sulkowski, der einmal gegen König Friedrich ‚Krieg erklärte‘ und samt seinem Kriege durch General Goltz in aller Kürze aufgehoben und in Glogau eingesperrt wurde, damit er sich etwas abkühle? Dies ist derselbe Sulkowski, jetzt eifrig beteiligt an diesen Vorgängen. Ein reicher Magnat, froh, seine Freunde als Regierungsausschuß bei sich zu sehen, der jedoch sehr viel Verdrießlichkeiten dabei erleidet und verursacht da das Element sich wieder als zu heiß erwies!

Ich sagte, es seien vier berühmte Pulawskis dagewesen[2]. Ein Vater, früher Advokat in Warschau, mit drei Söhnen und einem Neffen. Aber obgleich sie äußerst tätige Leute waren, gelang es ihnen nicht, auf irgendwelche Weise zu nützen. Der Vater Pulawski hatte den schönen Gedanken, die englische Konstitution einzuführen,

[1] Bei Hermann (V. 431—448) und besonders bei Rulhière (II. 8 und ff.) Einzelheiten im Überfluß.
[2] Hermann V. 465.

Polen ganz in einen englischen Anzug zu stecken und so ein neues Polen daraus zu machen. Aber konnte es nie durchsetzen. Dieser arme Herr starb in einem türkischen Gefängnis. Er wurde in Konstantinopel auf die verleumderische Anklage und Bemühung eines rivalisierenden Landsmannes eingekerkert. Seine Söhne und Neffen, arme Menschen, hatten alle mehr oder weniger ihren Ruhm in der sogenannten Sache der Freiheit, waren aber sonst von keinem Nutzen in dieser Welt, soviel ich höre. Kasimir, der älteste Sohn, ging nach Amerika und starb dort für die sogenannte Sache der Freiheit. Fort Pulawski in dem Hafen von Savannah erhielt seinen Namen zum Andenken an diesen Kasimir. Er hatte Czenstochau verteidigt, und er war es auch, der jenen wundersamen Plan faßte, König Stanislaus eines Nachts plötzlich in den Straßen von Warschau aufzuheben[1] und ihn als die Ursache aller unserer Leiden (keineswegs etwa zu töten, sondern) gefangenzuhalten. O meine Pulawskis, Männer nicht ohne Mannheit, in was für ein Irrenhaus von einer Zeit seid ihr und ich hineingeworfen und mit was für „Dingen der Freiheit" gibt sie sich ab!

Bar, einen elenden Ort ohne Verteidigungsmittel außer einem trockenen Graben und einigen kläglichen Erdwällen, hatten die Konföderierten nicht die geringste Aussicht, verteidigen zu können. Kaminiec, die einzige Festung der Provinz, bekamen sie nie in ihre Hände, da sie dort einem Haufen königlicher Soldaten begegneten, der zu Stanislaus hielt und auf die Konföderierten feuerte, als diese herankamen. Bar nahm eine kleine, mit einigen königlichen Truppen vereinigte russische Abteilung, durch Kapitulation und zog (das Datum wird nicht gemeldet) auf siegreiche Weise dort ein. Das Kriegsepos der Konföderierten, welches Rulhière so ausführlich besingt, ist ganz ohne wirkliche Bedeutung.

In bezug auf das ‚Kloster Czenstochau', eine berühmte aber ebenfalls resultatlose Kriegstat Pulawskis, konnte ich aus meinem Rulhière nicht erkennen (was eine sehr aufklärende Tatsache für mich war), daß das Datum von Czenstochau erst 1771 war. Eine Kriegstat bei dem Kloster Berdiczow, beinah ein genaues, ebenfalls resultatloses Faksimile desselben Pulawsi, fand ich unter Hermanns Führung sogleich und hoffe, daß der Leser damit einverstanden sein wird, wenn ich dieselbe statt jener anderen erwähne. Das Kloster Berdiczow, welches in dem Palatinat von Kiew liegt und welches eine wundertätige Heilige Jungfrau hat, die in jenen östlichen Gegenden weit und breit nicht minder verehrt wird als die vom Kloster Czenstochau in den westlichen: dieses Kloster Berdiczow und seine wundertätige Jungfrau verteidigt Pulawski (Kasimir, jetzt vom Hafen von Savannah) mit etwa 1000 Mann auf wirklich hartnäckige Weise. In dem Kloster selbst waren die Geschenke der Gläubigen seit Jahrhunderten angehäuft, und die reichsten Leute in jenen Provinzen, sowohl Konföderierte als andere, hatten ihre Kostbarkeiten dorthin geschafft, als in einen uneinnehmbaren sicheren Ort in jenen unruhigen Zeiten. Die Russen waren demnach aufs höchste begierig, es einzunehmen, hatten aber keine Kanonen. Pulawski und seine 1000 waren ebenso verzweifelt entschlossen, es zu verteidigen. Pulawski und seine 1000 feuerten aufs lebhafteste, bis ihre Kanonenkugeln ganz aufgebraucht waren, und fingen dann an, mit Eisenstücken und allen möglichen harten Stoffen zu feuern, freuten sich besonders, wenn sie mit einem Haufen Glas laden konnten. Und wollten absolut nicht nachgeben, bis eine Hungersnot ausbrach — obgleich die angebotenen Bedingungen gut waren, hätte man sie gehalten. So daß Pulawski, wie es scheint, zwei Klöster verteidigte. Zwei, jedes mit einer wundertätigen Heiligen Jungfrau, eins im Osten und dann eins im Westen. Diese Verteidigung von Berdiczow, für die ich kein weiteres Datum finde, gehört ganz gewiß dem Jahre 1768 an, und Pulawski wurde hier durch Hunger gezwungen, sich zu ergeben. Im Jahre 1771, bei dem wundertätigen Kloster Czenstochau im Westen, führte Pulawski eine Tat aus oder

[1] „3. November 1771."

willigte in deren Ausführung — nämlich den Versuch, den armen König Stanislaus in den Straßen wegzuputzen (3. November, um 10 Uhr abends), ‚wunderbar' vergeblich, wie die meisten Leute wissen — welche Schmähungen und Drangsale über den Verteidiger von Czenstochau brachte. Schmähungen und Drangsale, aber Czenstochau auf den Ruf von Schmähungen oder selbst des Hungers übergeben, das wollte Pulawski nicht. Nicht er für seinen Teil, sondern er überließ es feierlich seinen Leuten, dies zu tun, und entfernte sich auf entlegenen unsicheren Pfaden, die, wie wir bereits sahen, in dem Hafen von Savannah enden. Die Verteidigung von Czenstochau im Jahre 1771 soll uns nicht weiter beschäftigen. Wahrlich, diese zwei kleinen Verteidigungen von Klöstern durch Pulawski sind beinahe das einzige, ich sage nicht Ruhmwürdige, aber Achtungswerte oder Menschliche, was den armen Wanderer in jenem polnischen Tale von Josaphat, wovon ein großer Teil Torfmoor ist, belohnt. Weshalb ich, wie vorher annäherungsweise die Örtlichkeiten, so hier annäherungsweise die Daten, zu Nutz und Frommen wißbegieriger Leser bezeichnet habe.

Die Russen sind seit 1764, seit dem Beginn jener Zeit des Stanislaus, verpflichtet, den Frieden in Polen zu erhalten. Und sie sind es, die sich mit diesen Vorgängen zu befassen haben, sie besonders oder beinahe ganz, da der arme Stanislaus kaum irgendwelche Macht hatte, weder militärische noch andere, und überdies vielleicht dem Einschreiten abgeneigt war. Von seiten Stanislaus' fand mehr Untersuchen und Parlamentieren, Mäkeln und Intrigieren statt als Kämpfen. „Am 11. Juni 1768", sagt eine sächsische Notiz aus Warschau, „wurde Mockranowski, Stanislaus' General" (derselbe, der bei Friedrich war), „nach Bar geschickt, um sich jene Konföderierten anzusehen. Mockranowski meint nicht, daß ihrer mehr seien als 8000. Etwa 3000 haben durch die Hand der Russen ihren Tod gefunden. Man könnte mit den 8000 unterhandeln, wären nur die Russen nicht so furchtbar strenge und besonders so darauf erpicht, ihnen Geld abzupressen. Die Konföderierten haben bei den Türken Klage geführt. Die Türken verhalten sich zweideutig, geben ihnen keinen bestimmten Grund zur Hoffnung. ‚Was für Hoffnungen habt ihr denn?' fragte ich. ‚Wenig oder gar keine, ausgenommen auf den Himmel', antworteten mehrere. ‚Es ist für unsere Religion und unsere Freiheit.' Eine Religion, welche durch diese Duldungs-Lästerung der Dissidenten, eine Freiheit, welche durch die russische Garantie der Erhaltung des Friedens unter uns in Stücke geschnitten ist. ‚Was können wir tun als auf Gott und unsere eigene Verzweiflung vertrauen[1]?'" ‚Tapfere Worte, alter Pistol[2]' — aber sehr arm an Verstand und unter den gegenwärtigen Umständen nicht ausführbar. Hier folgt noch etwas viel Bedenklicheres:

Juni—Juli 1768. „Die Bauern der südlichen Gegenden in den Palatinaten von Podol, Kiew und Braclaw, von den Polen Ukraine oder Grenzland genannt, gehören meistens der griechischen und anderen schismatischen Konfessionen an. Ihre Herren bekennen eine orthodoxe Religion und sind nicht ausgezeichnet durch die milde Behandlung solcher Bauern, welche überdies jüngst durch Bürgerkrieg und Plünderung übel mitgenommen wurden. Um die Sache zu vervollständigen, fangen die Konföderierten, aufgereizt durch fanatische Priester, in gewissen Gegenden an, diese armen Bauern zu bekehren oder ihnen mit dem Bajonett den Schwur abzupressen, daß sie den ‚unierten griechischen Kultus' annehmen wollen, was eine Art Mittelstation zu sein scheint auf dem Wege zur vollkommenen Orthodoxie. In einem Dorfe, welches auf diese Weise bekehrt wurde, war die Anzahl der Truppen gering. Das Dorf kochte über, trat Orthodoxie und Militär auf leidenschaftliche und blutige Art unter die Füße und erschrak aufs höchste, nachdem dies geschehen war. Erschrak aufs höchste, nicht bloß das Dorf, sondern der schismatische Geist jener Gegenden

[1] „Essens Bericht, 11. Juni 1768" (bei Hermann V. 441).

[2] Anspielung auf den aus Shakespeares Heinrich IV. und Heinrich V. bekannten Diener und Genossen Falstaffs. D. Übers.

überhaupt, da er Rache für einen solchen Ausbruch der Wut fürchtete. Aber die schrecklichen Russen flüsterten ihnen zu: ‚Wir sind hier, um euch in eurer Religion und euren Rechten, eurem Gewissen und eurer Haut zu schützen.' Auf diesen Wink der schrecklichen Russen erhob sich der schismatische Geist und das Volk samt und sonders und ‚ließen mit der Wildheit von Kannibalen ihrer Gier nach Plünderung die Zügel schießen!' — —

Ja, die russische Regierung" (gewisse, hart bedrängte russische Beamte) „hatte die zaporogischen Kosaken aufgefordert, von ihren Dnjestrinseln herüberzukommen und bei der Verteidigung ihrer Religion" (der wahren griechischen natürlich) „zu helfen. Was sie auch sofort taten und dadurch nicht nur den letzten Schimmer der Konföderation dort auslöschten, sondern, viele Tausende stark, in Begleitung der empörten Bauern — etwa 20 000 Bauern unter dem Befehl dieser Zaporogier, die plündernd und brennend umherzogen — das Land überwältigten. Daß sie die jüdischen Schenken ihres Branntweins beraubten und ihn tranken, war ein Zwischenfall von geringer Bedeutung. Sie verfuhren sehr wütig gegen Juden, Edelleute, Grundbesitzer und katholische Priester. ‚An einem Baume' (der Baum hätte bezeichnet werden sollen) „fand man einen Vertreter jeder diese Klassen hängen, mit einem Hunde daneben als passende Gesellschaft.' In einer kleinen Stadt, der Stadt Human" (so genannt in jenem fremden Dialekt), „fingen sie auf irgendeine Herausforderung, die sie empfingen, zu morden an. Und wenn viel Branntwein da war, so kann man sich denken, daß sie nicht viele Umstände machten. Nach der niedrigsten Berechnung belief sich die Zahl der erschlagenen Juden und Katholiken auf mehr als 10 000[1]. Rulhière sagt ‚50 000, nach einigen Berichten 200 000'." Ich vermute, daß dies Ende Juni seinen Höhepunkt erreichte. Dies führt direkt zu der Katastrophe, wie man sofort sehen wird.

Fremde Staaten scheinen sich nicht viel darum zu bekümmern. In der Tat, welcher vernünftige Mensch konnte wünschen, sich einzumischen, oder hoffen, es mit Erfolg zu tun? Frankreich und Österreich sind beide Polen günstig oder wenigstens Rußland abgeneigt. Choiseul hat kein Geld, kann nichts tun als intrigieren und überall Unruhen erregen. Eine fromme Kaiserin geht mit der heiligen Kirche und mißbilligt diese Tolerierung der Dissidenten. Man bemerkt, daß während des ganzen Jahres 1768 die Konföderierten von Bar über die österreichische Grenze nach Österreichisch-Schlesien hineinkommen dürfen und sich dort in Sicherheit befinden. Dürfen Waffen kaufen, Vorbereitungen machen und Befehle erteilen. In Sulkowskis Bilitz, im Herzogtum Teschen, sitzt der oberste Regierungsausschuß, und kein Kaunitz oder Beamter kümmert sich darum. Am Anfang des nächsten Jahres (1769) wird er scheinbar etwas weniger freundlich behandelt und muß nach Eperies an die ungarische Grenze gehen[2] (als an einen anständigeren, aber weniger hervorragenden Ort). Solche Unruhen erheben sich jetzt. Denn es ist ein türkischer Krieg ausgebrochen, der nicht für die Konföderation allein von Bedeutung ist. Im März 1769 hatte der immer intrigierende Choiseul — man denke sich mit welcher hinreißenden Wirkung — eine Art Agenten oder Besucher nach Teschen geschickt. Vergennes hat in der Türkei seit dem ersten Beginn dieser Begebenheiten Tag und Nacht seinen diplomatischen Blasebalg gegen jede brennende Kohle spielen lassen. (‚Ich, der ich selbst diesen Türkenkrieg entzündete!' prahlt er nachher.) Erst nächstes Jahr (1770) schickte Choiseul seinen Dumouriez in die Gegend von Bilitz. Erst das Jahr darauf, als Choiseul selbst außer Amtes war[3], kam sein Vioménil[4]. Und keiner von beiden konnte durch

[1] Hermann V. 344; Rulhière III. 93.

[2] Hermann V. 469—471; in Rulhière (IV. 241—289) ein Bericht über Dumouriez und seine Fechtkünste und Spionage; noch mehr über Vioménil, der „französische Freiwillige" hatte und einige wirkliche Gefechte im kleinen Maßstab lieferte.

[3] Entlassen „2. Dezember 1770" — durch Ludwigs neue Pompadour.

[4] Siehe Büsching, für Eperies II. 1427, für Bilitz VIII. 885.

seinen Kopf allein ohne Gelder, ohne Truppen etwas anderes tun als durch schöne Bemühungen das Schlechte schlimmer machen.

Es ist nutzlos, eine solche Geschichte weiter fortzuführen. Hier ist ein Einblick, zwei Jahre später, und es soll unser letzter sein. „Bei Lublin, 25. September 1770. Es ist furchtbar, wie es in dieser Gegend hergeht, bei der Stadt Labun zum Beispiel. Die Leichen bleiben ohne Begräbnis, sie werden von den Hunden und Schweinen gefressen." — — „Überall herrscht die Pest; aber wir fürchten nicht so sehr die Ansteckung als den Hunger. Man kann 100 Dukaten für ein Huhn oder ein Stück Brot bieten und hat keine Aussicht, es zu bekommen. General von Essen" (ein Russe, wollen wir hoffen) „hat aus Laticzew und dann aus einem anderen Orte fliehen müssen, da die Pest ihn überall verfolgte."

Sich an die Türken zu wenden — betrübte polnische Patrioten werfen sich in der Hoffnung der Verzweiflung ihnen zu Füßen: ‚Rette uns, o erhabene Gnade, wirf einen Strahl des Mitleidens auf uns, Bruder der Sonne und des Mondes. Oh, züchtige unsere teuflischen Unterdrücker!' — das war eins der ersten Auskunftsmittel der Konföderierten von Bar. Die Türken hörten darauf, nicht gerade unaufmerksam, obschon sie sich stellten, als wären sie ziemlich taub. M. de Vergennes, von dessen diplomatischem ‚Blasebalg' wir soeben hörten — (in der Tat, an Eifer in diesem tückischen Element während seiner jungen Jahre hat man selten seinesgleichen gesehen; lange nachher kennen wir ihn als einen fleißigen alten Mann, in den Tagen der Französischen Revolution) — M. de Vergennes gibt ihnen seine eifrige Unterstützung, eifrig bemüht, die Türken gegen die antifranzösischen Parteien loszulassen. Die Türken scheinen eine Zeitlang ihre Häupter zu schütteln, und ihre Antworten sind zweideutig. Eine Zeitlang, aber nicht lange. Hier kommt schnell genug in verkleideter Gestalt die Katastrophe selbst, ihr klagenden Polen.

Juli bis Oktober 1768. Jene zaporogischen und anderen Kosaken, samt den 20 000 Bauern, die an beiden Ufern des Dnjestr plündernd umherzogen, hatten die kleine Stadt Balta verbrannt, welche auf dem Südufer liegt und den Türken gehört. Ein sehr ernster Vorfall, denken alle Politiker, denken besonders die fremden Exzellenzen in Warschau, als die Nachricht ankommt. Der Brand von Balta, der durch die umständlichsten russischen Entschuldigungen nicht zu löschen ist, fiel wie eine feurige Kohle in Konstantinopel nieder und setzte, sagt Vergennes, das Volk und den Diwan in Flammen. Ein Beweis, daß das Volk und der Diwan schon in einem sehr entflammbaren Zustand gewesen waren. Kein weiser Diwan, wiewohl ein eifriger. Überfluß an Wut in diesem Volke; aber ein trauriger Mangel an jeder anderen Fähigkeit. Sie beeilten sich, in ihrer leidenschaftlichen Stimmung, Krieg zu erklären (6. Oktober 1768 [1]), ohne viel zu bedenken, wie sie ihn führen sollten. Erklärten sich im Spätherbst — als wollten sie den Russen hinreichende Zeit geben zu Rüstungen, während diese armen Türken selbst noch gar nicht gerüstet waren und sogar die Zeit für Operationen im Felde vorüber war.

König Friedrich, der noch einen Gesandten bei der Pforte hat, bemühte sich, seinen alten türkischen Freunden in dieser übereilten Krise abzuraten, aber ohne Erfolg. Sie wollten auf nichts hören als auf Vergennes und ihre eigene Wut. Friedrich findet, daß dieser Krieg seitens seiner alten türkischen Freunde höchst unsinnig ist. Und ihre Übereilung (er hat ihre Langsamkeit hinreichend kennengelernt, als ihre Aussichten besser waren) und die Art und Weise, wie sie den Krieg führen, sind für ihn gleich überraschend. Er sagt: „Katharinas Generale waren mit den ersten Elementen der Lagerkunst und der Taktik unbekannt. Aber die Generale des Sultans offenbarten eine

[1] Hermann V. 608—611.

noch staunenswertere Tiefe der Unwissenheit, so daß man, um eine richtige Vorstellung von diesem Kriege zu gewinnen, sich eine Anzahl halbblinder Leute denken muß, die dadurch, daß sie eine Anzahl völlig Blinder fortwährend schlagen, endlich eine vollständige Herrschaft über sie gewinnen[1]." Dies kann Österreich, wie Friedrich weiß, nicht zugeben. Dies wird Österreich und Rußland und mit ihnen Friedrich selbst in — Friedrich schaudert daran zu denken, worein es ihn verwickeln wird, während die Sache sich allmählich entfaltet. Die Anfänge dieses Krieges waren vielleicht fast komisch für den alten Soldatenkönig. Aber als derselbe allmählich in die völlige Zerschmetterung der stupiden Blinden durch die ehrgeizigen Halbblinden auslief, wurde er zu hinlänglich ernsten Betrachtungen darüber aufgefordert.

Erst sechs Monate sind verflossen, seit der polnische Patriotismus, der in seinen eigenen Augen so von Orthodoxie und von Liebe zu der glorreichen Freiheit strahlt, sich in Bar konföderierte und in jenen außerordentlichen Strudel oder jene Kloake von Elend und Wahnsinn geriet, in welche wir einen Blick geworfen haben. Und jetzt hat er eine breite Heerstraße des Fortschritts — breit und abschüssig — betreten und wird schnell bei dem ihm gesetzten Ziel anlangen. Alles war so übereilt auf seiten der Polen und der Türken. Die blinden Türken haben sich aus bloßem Fanatismus und leidenschaftlicher Erregung in dies Abenteuer hineingestürzt und fahren fort, sich Jahr auf Jahr in großem Maßstabe in eine Reihe chaotischer Plattheiten und tragischer Unglücksfälle hineinzustürzen, die komisch gewesen sein würden, wären sie nicht so widerwärtig und blutig gewesen. Beständige und ungeheure Mißgriffe auf türkischer Seite, welche Unglücksfälle von gleicher Größe zur Folge hatten, im Laufe zweier Feldzüge ihren polnischen Freunden auf höchst unerwartete Weise ein Ende machten und wahrscheinlich ihnen selbst ein Ende gemacht haben würden, hätte nicht das verlorene Polen ihnen als Übergangspunkt gedient.

Nicht vor dem 26. März 1769, sechs Monate, nachdem sie in solcher Eile Krieg erklärt hatten, entfalteten die blinden Türken „ihr Banner Mohammeds", d. h. fingen sie im Ernste an sich zu sammeln und zu rüsten. Auch erwiesen die Russen sich nicht als glänzende Strategen, obgleich sie eher im Felde waren. Ein Prinz Galitzin, ein fast halbblinder Mensch, befehligte sie, bis Romanzow, unser alter Bekannter von Kolberg, der viel besser sah, an seine Stelle trat. Galitzin suchte gleich beim Beginn des Feldzuges Choczim, die erste türkische Festung jenseits des Dnjestr, zu überrumpeln. Jedoch ohne allen Erfolg, nicht wegen der Tapferkeit der Türken, sondern wegen seines eigenen, schlechten, halbblinden Verfahrens (Mangel an Munition, Mangel an Brot oder, ich will vergessen, was). Was in Rußland ein gewaltiges Murren hervorrief, bis die Dinge nach einigen Monaten durch die Gunst des Glücks und die Blindheit der Türken einen Um-

[1] Oeuvres de Frédéric VI. 23, 24.

schwung erfuhren und Galitzin, als er zum zweiten Male auf Choczim losging, fand, daß kein Türke dort war, und daß Choczim ihm jetzt auf ungewöhnlich leichte Art in die Hände fiel.

Statt fernere Einzelheiten eines solchen Krieges mitzuteilen — dessen Schatten oder Reflex, wie er sich in dem österreichischen Geiste spiegelt, für Friedrich und für uns eine Bedeutung hat, dessen Wesen an sich im übrigen aber nicht die mindeste hat — wollen wir hier mit einem Stück russischer Satire darüber schließen, deren Lektüre sich noch der Mühe verlohnt. Das Datum ist offenbar Frühling 1769, der Schauplatz der soeben erwähnte. Galitzin muß von Choczim zurückweichen. Ein großer Lärm — „Was für ein Galitzin! Was für ein ganz anderer türkischer Krieg als der, den wir zuletzt führten[1]!" — kein Romanzow ist noch an seiner Statt ernannt. Und hier ist ein kleines Manuskript, das damals frisch und neu in der russischen Gesellschaft zirkulierte und seitdem (obschon meistens in ungewissem Zustande, in alten Spaßbüchern und dergleichen) durch die ganze Welt gegangen ist, als ein echter Bissen Kaviar aus jenen nördlichen Gegenden.

Ein in der russischen Gesellschaft zirkulierendes Manuskript. „Galitzin konnte aus Kummer über Choczim nicht schlafen und hörte, als er eines Nachts in seinem Zelt umherwanderte, einen Soldaten der Schildwache draußen an der Türe seinen Traum erzählen."

‚Ein seltsamer Traum', sagte der Soldat. ‚Mir träumte, daß ich in einer Schlacht war, daß der Kopf mir abgehauen wurde, daß ich starb, und daß ich natürlicherweise in den Himmel kam. Ich klopfte an die Tür. Peter kam mit einem Bund Schlüssel und rasselte so damit, daß er Gott aufweckte, der hastig in die Höhe fuhr und fragte: „Was gibt es?" „Nun," sagte Peter, „es ist ein großer Krieg auf Erden zwischen den Russen und den Türken." „Und wer befehligt meine Russen?" fragte das höchste Wesen. „Graf Münnich", antwortete Peter. „Gut; dann kann ich wieder einschlafen!" — Aber dies war nicht das Ende meines Traumes', fuhr der Soldat fort. ‚Ich schlief ein und träumte wieder gerade dasselbe wie vorher, nur daß es nicht Münnichs Krieg war, sondern der Krieg, den wir jetzt führen. Als nun Gott fragte: „Wer befehligt meine Russen?" antwortete Peter: „Prinz Galitzin." — „Galitzin? Dann hol' mir meine Stiefel!" sagte das' (russische) ‚höchste Wesen[2].'

[1] Der Türkenkrieg von 1736—1739 unter Münnich (vgl. Bd. II.).

[2] W. Richardson (damals in Petersburg als Hauslehrer der Kinder von Exzellenz Cathcart, später Professor in Glasgow und in seinem Alter ein Mann von Ruf), Anecdotes of the Russian Empire, in a Series of Letters written a few years ago from St. Petersburg (London 1784) S. 110, das Datum dieses Briefes ist „17. Oktober 1769".

Viertes Kapitel / Die Teilung Polens

Die polnischen Vorkommnisse fingen an eine beträchtliche und keineswegs angenehme Aufmerksamkeit bei Friedrich zu erregen. Von Anfang an hatte er wie gewöhnlich alles mit sehr klarem Blick beobachtet und fand, wie es scheint, die Sache nicht von tragischer, sondern von kostspielig-possenhafter Natur, mehr geeignet, das Zwerchfell zu erschüttern als das Herz eines nachdenkenden Zuschauers zu rühren. Er schreibt ein langes Gedicht darüber — betitelt: „Krieg der Konföderierten[1]" (in dem alten Stil des Palladion, eine Nachahmung der unerreichbaren Jeanne d'Arc) — ein langes Gedicht, das sich jetzt mit Muße in seinen Gedanken gestaltet, entschieden in diesem Tone gehalten ist und laut lacht über den wütigen Fanatismus, die aufbrausenden Hohlheiten und Kindereien dieser lärmenden unglücklichen Nachbarn. Es ist der alte unangenehme Stil des Palladion und der Pucelle, aber weit lesenswerter, da es unter seinem Gelächter weit mehr scharfen Verstand und mehr wirkliche historische Erkenntnis verbirgt, als man in irgendeinem anderen Buche über diesen wahnsinnigen Gegenstand findet.

In so hohem Maße ist für diesen König solch ein „Krieg der Konföderierten" bis jetzt ein Gegenstand des Gelächters, aus dem lärmendsten, unsinnigsten Irrenhaus-Spektakel zusammengesetzt und gewürzt mit einer verhältnismäßigen Masse von Mord und sehr viel Verwüstung und Brandstiftung. Aber jetzt, da ein türkisch-russischer Krieg daraus entspringt oder schon entsprungen ist, mischen höchst ernste Betrachtungen sich in die zum Lachen stimmenden ein. Vertragsmäßig muß dieser Krieg dem König entweder 12 000 der Zarin gestellte Hilfstruppen oder 480 000 Taler jährlich kosten[2], welch letztere er zu bezahlen vorzieht, keineswegs ein angenehmer Umstand, aber keineswegs der schlimmste. Angenommen, daß er zu russischen Eroberungen gegen die Türken, zu österreichischen Verwickelungen und zu, man weiß nicht, was, führt und die Welt um uns her wieder in Flam-

[1] „La Guerre des Confédérés" (Oeuvres XIV. 183 ff.); „vollendet November 1771."

[2] Oeuvres de Frédéric VI. 13.

men setzt! Kurz, wir können glauben, daß Friedrich ernstlich willens war, mit seinen nächsten Nachbarn auf gutem Fuße zu stehen und zuvorkommend zu sein gegen Österreich und die Zuvorkommenheiten seines jungen Kaisers.

Erste Zusammenkunft zwischen Friedrich und Kaiser Joseph (Neiße, 25.—28. August 1769).

Im Jahre 1766 machte der junge Kaiser, der das Kriegsdepartement verwaltet, sonst aber wenig mit der Regierung zu tun hat und ein großer Reisender und enthusiastischer Soldat ist, eine Pilgerfahrt nach den böhmischen und sächsischen Schlachtfeldern des Siebenjährigen Krieges. Auf einem derselben, ich weiß nicht, ob auf allen, errichtete er Denksteine, wovon man noch einen auf dem Felde von Lobositz sehen kann. Von einem anderen auf dem Schlachtfeld von Prag und den ehrfurchtsvollen Artilleriesalven zum Andenken Schwerins dort hörten wir vor langer Zeit. Als er bei dieser Gelegenheit nach Torgau kam, hatte der Kaiser „seinen besonderen Wunsch ausgedrückt, bei seiner Rückkehr des Königs Bekanntschaft zu machen". Wozu der König seinerseits so bereit war als irgendeiner. Nur daß Kaunitz und die Kaiserin es in der Zwischenzeit für unpassend erklärten und verhinderten. „Die gemeldete Zusammenkunft wird nicht stattfinden," läßt Friedrich den Zeitungen mitteilen, „da sie, wiewohl nur aus Höflichkeitsrücksichten, wegen einiger Punkte des Zeremoniells aufgegeben ist[1]."

Der junge Kaiser brauste etwas auf und ließ Friedrich wissen, daß er eine Zeit finden werde, um diese Unhöflichkeit gutzumachen, die seine Pädagogen ihm aufgezwungen hatten. Und jetzt nach drei Jahren im August 1769, bei Gelegenheit der schlesischen Manöver, soll der Kaiser von seinen böhmischen Geschäften herüberkommen und ihn wirklich besuchen. Die Zusammenkunft soll stattfinden in Neiße am 25. August 1769 und drei Tage dauern. Natürlich stellte der König sich pünktlich ein. Jedermann stellte sich pünktlich ein, war in gewisser Weise froh und kordial. — Keine Zeremonie; der Kaiser ist in offiziellem Inkognito da, als bloßer Graf von Falkenstein, um die Manöver Sr. Majestät zu sehen. Mit ihm kamen vier oder fünf Generale, Loudon unter ihnen. Lacy war schon vorher eingetroffen. Friedrich ist in dem Schloß des Ortes, wo er die Ankunft seiner Gäste erwartet. In Friedrichs Umgebung befinden sich: Prinz Heinrich, der Prinz von Preußen, der Markgraf von Ansbach, Friedrichs Neffe (Lady Cravens Markgraf, der einzige, der noch übriggeblieben[2]) und einige Generale und militärische Beamte, unter welchen Seidlitz die bemerkenswerteste Gestalt ist. Und so am Freitag, 25. August, kurz nach Mit-

[1] „Friedrich an einen seiner auswärtigen Gesandten" (die gewöhnliche Art, in den Zeitungen Ankündigungen zu machen). Preuß IV. 22 Anm. D. Übers.
[2] Vgl. Bd. I. 177 f.

tag — aber es wird besser sein, die beiden folgenden Briefe von einem Augenzeugen herzusetzen, die in der Tat die einzige wirkliche Erzählung enthalten, welche gegeben werden kann:

Nr. 1. Der Ingenieur Lefebvre an den Ständigen Sekretär Formey (in Berlin).

„Neiße, 26." (teilweise 25.) „August 1769.

Mein hochwürdiger Freund. — Ich beeile mich, Sie zu benachrichtigen, daß der Kaiser heute, 25. August 1769, um 1 Uhr nachmittags, hier in Neiße eingetroffen ist. Der König hatte den Morgen zu einem Probemanöver benutzt als Vorbereitung zu dem Manöver, welches stattfinden sollte. Als gemeldet wurde, daß der Kaiser komme, trat der König an das Fenster des großen bischöflichen Saales, und als er ihn aus dem Wagen steigen sah, wandte er sich um und sagte, ‚Je l'ai vu.' Se. Majestät ging dann, um ihn an der großen Treppe zu empfangen" (war kaum einige Stufen hinabgestiegen), „wo sie sich umarmten. Und dann führte Se. Majestät seinen erhabenen Gast bei der Hand in die für ihn bestimmten Gemächer, die alle offen und bereit standen" — welche jedoch der erhabene Gast nicht bewohnen wird, es sei denn in seiner dankbaren Einbildungskraft, da er für den Augenblick inkognito ist, ein bloßer Graf Falkenstein, und meint, daß der Gasthof zu den drei Königen passender sein wird.

„In den Gemächern angelangt, umarmten sie sich von neuem und saßen in anderthalbstündiger Unterhaltung zusammen." —

(Die Unterredung, von welcher Lefebvre nichts wußte, begann auf folgende Weise:

Kaiser. ‚Nun sehe ich meine Wünsche erfüllt, da ich die Ehre habe, den größten König und Feldherrn zu umarmen.'

König. ‚Ich sehe diesen Tag als den schönsten meines Lebens an; denn er wird die Epoche der Vereinigung zweier Häuser bezeichnen, welche zu lange Feinde gewesen sind, und deren gegenseitiges Interesse es erfordert, sich einander eher beizustehen als aufzureiben.'

Kaiser. ‚Für Österreicher gibt es kein Schlesien mehr [1].'

Die Unterredung dauerte, wie es scheint, anderthalb Stunden.)

— „Der Kaiser" (fährt unser Ingenieur fort) „hatte den Prinzen von Sachsen-Teschen" (seinen erhabenen Schwager, Herzog von Teschen, Sohn der verstorbenen polnischen Majestät, rühmlichen Angedenkens) „mitgebracht. Nachher kamen Feldmarschall Lacy, Graf von Dietrichstein, General von Loudon" und drei andere, die uns nicht interessieren. „Bei des Königs Tafel waren der Kaiser, der Prinz von Preußen" (der ausschweifende junge Kronprinz mit der polygamischen Richtung), „Prinz Heinrich, der Markgraf von Anspach" (des Königs Neffe, der Markgraf Lady Cravens, schließlich, in der Gegend von Hammersmith), „die obengenannten Generale der österreichischen Suite und die Generale Seidlitz und Tauentzien. Der Rest des Hofes befand sich an zwei anderen Tischen." Von dem Diner selbst will eine außenstehende Person nichts sagen.

Der Kaiser bat den König ausdrücklich, ihn unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in einem Gasthof" (den drei Königen) „wohnen zu lassen, und wollte nicht in den Wagen steigen, welcher ausdrücklich bereitgestanden hatte, ihn dorthin zu fahren. Er zog es vor, zu Fuß zu gehen" (der stolze übermütige Inkognito) „trotz des Regens; es war, als käme ein Infanterieleutnant aus seinem Quartier. Einige Augenblicke nachher stattete der König ihm einen Besuch ab, und sie blieben zusammen von 5 bis abends 8. Man meinte, sie würden bei einer komischen Oper gegenwärtig sein, die gespielt werden sollte. Aber nachdem man bis 7 Uhr gewartet, empfingen die Leute den Befehl, die Aufführung zu beginnen." — Beide Majestäten

[1] Preuß IV. 23; Oeuvres de Frédéric VI. 25, 26.

sahen nachher herein, gingen aber, da es ihnen nicht gefiel, bald wieder fort. (Major Lefebvre hört hier für heute mit Schreiben auf.)

„Heute morgen, 26., fand das Manöver“ (zu dem gestern Probe war) „vor den beiden Majestäten statt, zum Schluß defilierten die Truppen in der schönsten Ordnung an ihnen vorbei. Der Kaiser begleitete den König an seine Wohnung, hierauf kehrte er in seine eigene zurück. Dies sind alle Neuigkeiten, welche ich heute habe. Die Fortsetzung mit der nächsten Post“ (wie es scheint eine Woche später). „Ich bin und werde immer sein

Ihr aufrichtiger Freund Lefebvre.“

Nr. 2. Derselbe an denselben.

„Neiße, 2. September 1769.

Monsieur und teuerster Freund. — Wir hatten, wie Sie hörten, unser erstes Manöver Sonnabend, den 26., in Gegenwart des Kaisers und des Königs und der gesamten beiderseitigen Höfe. An jenem Abend war Oper, welche die Majestäten durch ihre Anwesenheit beehrten. Am Sonntag war unser zweites Manöver; abends eine Operette. Montag, 28., war unser letztes Manöver. Am Ende desselben umarmten sich die beiden Majestäten, ohne von ihren Pferden zu steigen und nahmen unter gegenseitigen Beteuerungen beständiger und unverletzlicher Freundschaft voneinander Abschied. Der eine nahm den Weg nach Breslau, der andere den nach Königgrätz. Während der ganzen Zeit, daß der Kaiser hier war, haben sie sich beständig unterhalten und die zärtlichste Freundschaft an den Tag gelegt — was gewiß wohltätige Folgen nach sich ziehen wird.

Ich bin beinahe willens, diesen Winter in Berlin zuzubringen, damit ich das Vergnügen haben kann, Sie zu umarmen — vielleicht ebenso herzlich als König und Kaiser sich hier umarmt haben. Ich bin und werde immer sein, mit ganzem Herzen, Ihr ergebenster Freund

Lefebvre[1].“

Der Lefebvre, welcher hier schreibt, ist derselbe, der die letzte Belagerung von Schweidnitz betrieb, mit ‚Kompressionskugeln‘ und anderen schönen Erfindungen, und beinahe den Verstand verlor, weil die Sache ihm nicht gelingen wollte. Ein erfahrenes erfindungsreiches Geschöpf, geschickt als Ingenieur, war von dem verstorbenen Balbi in Friedrichs Dienste gebracht, während Balbis Einfluß (der vor langer Zeit bei Olmütz endete) noch mächtig war. Bei Schweidnitz und auch anderswo benahm Friedrich, der den armen Lefebvre schätzte, sich freundlich gegen ihn und behandelte sein erregbares Wesen mit sanfter, nicht mit rauher Hand. Einmal in Neiße (1771 das zweite Jahr nach diesen Briefen) bei einer Inspektion der seit dem letzten Manöver ausgeführten Werke umarmte er Lefebvre im Angesicht der ganzen Garnison, indem er seine vortrefflichen Leistungen lobte, was die arme Seele mit einer Freude erfüllte, von welcher man sich jetzt keine Vorstellung mehr zu machen imstande ist.

„Hélas,“ sagt Formey, „der arme Herr schrieb mir von seiner unendlichen Befriedigung, und wie er hoffte, mit seinen Bauten fertig zu werden und noch in diesem Jahre seine Entlassung zu nehmen, um hinfort der Akademie und mir anzugehören; denn er war während der verflossenen zwanzig Jahre lang Mitglied derselben gewesen.“ Mit diesen Plänen im Kopfe, meint Formey, betrieb er seine Bauten wahrscheinlich mit zu großer Eile. Sicher ist, daß eine Kaserne, die er baute, plötzlich einstürzte und mehrere Arbeiter in den Trümmern umkamen. „Feinde am Hofe drückten die Vermutung aus“, oder der Unfall selbst führte ohne einen Feind zu der Vermutung: ‚Hat er nicht ein falsches Spiel gespielt und billige schlechte Materialien benutzt?‘ Und Friedrich gab ihm Arrest in seiner Wohnung, bis die Sache untersucht wäre. Der

[1] Formey, Souvenirs d'un Citoyen II. 145—148.

erregbare Lefebvre war nahe daran, seinen Verstand zu verlieren, beinahe aus der Haut zu fahren. „Eines Tages gelang es ihm, beim Abendessen ein Messer zu verbergen, und während der Nacht brachte er sich mit demselben sechzehn Stöße bei, was endlich hinreichte. Der König sagte: ‚Er hat sich selbst schlimmer behandelt, als ich ihn behandelt haben würde‘, und bedauerte es sehr.“ Ob von Lefebvres wissenschaftlichen Leistungen, Kompressionskugeln und dergleichen noch etwas erhalten ist, weiß ich nicht. Die oben mitgeteilten beiden Briefe an Formey waren ein glücklicher Wurf und mögen bei dem Mangel an andern Nachrichten für lange Zeit genügen.

Der König fand in diesem jungen Kaiser einen sehr angenehmen Mann und würde eine große Neigung zu ihm gefaßt haben, hätte ihre gegenseitige Stellung dies erlaubt. „Er hatte eine Offenheit des Benehmens, die ihm natürlich schien“, sagt der König. „In seinem liebenswürdigen Charakter waren Heiterkeit und große Lebhaftigkeit die hervorstechendsten Züge.“ Durch gelegentliche Spalten sah man jedoch „einen grenzenlosen Ehrgeiz“ im Innern dieses jungen Mannes brennen[1] — ein alter König mag auf seiner Hut sein! Drei Tage, welche offenbar im Kalender angemerkt werden müßten; für beide nach außen glänzend, bis zu einer gewissen Tiefe aufrichtig und für den Augenblick ungemein angenehm. Man sah König und Kaiser Arm in Arm umhergehen. Bei einer der Besichtigungen wurde ein Brief an Friedrich überbracht. Er las ihn, ein Brief von Ihrer Kaiserlichen Majestät, und küßte ihn, indem er ihn Kaiser Joseph überreichte. Beim Abschied hatte er Joseph als Erinnerungszeichen ein Exemplar der Rêveries des Marschalls von Sachsen gegeben[2]. (Ein seltsames militärisches Gemengsel, diktiert, wie mir scheint, unter dem Einfluß von Opium.) Dies Buch lag seitdem beständig auf dem Nachttisch des Kaisers, und man fand es dort bei seinem Tode 23 Jahre nachher — aber er hatte keine Seite davon gelesen, alle Blätter klebten noch unter dem glänzenden goldenen Schnitt fest zusammen[3].

Personen, die durch Mühlensteine sehen können, haben lange geglaubt, daß unter der Hülle dieser Zusammenkunft in Neiße wichtige politische Unterhandlungen und Beratungen stattfanden, daß hier und in einer zweiten Zusammenkunft oder Erwiderung des Besuchs (worüber wir später berichten) die wirkliche Begründung der polnischen Katastrophe zu suchen sei. Was für politische Unterhandlungen bei der zweiten Zusammenkunft stattfanden, sollen die Leser selbst von einer vortrefflichen Autorität erfahren. Was bei der gegenwärtigen vorfiel („Gegenseitiges Ehrenwort: Sollte Krieg zwischen England und Frankreich ausbrechen, so wollen wir neutral bleiben[4]!“), ist von zu geringer Bedeutung, um den Lesern mitgeteilt zu

[1] Oeuvres de Frédéric (in Mémoires de 1763 jusqu'à 1775, ein Kapitel, welches den kürzesten und den einzigen völlig verständlichen Bericht über diese Dinge gibt, den wir bis jetzt besitzen) VI. 25.

[2] Mes Rêveries, Ouvrage Posthume, par etc. (2 Bde. 4°, Amsterdam und Leipzig 1757).

[3] Preuß IV. 24 Anm.

[4] Oeuvres de Frédéric, wie oben.

werden. Unterredungen fanden statt, die sich vorsichtig weit vom Ziele entfernt hielten und endlich demselben nahe genug kamen. Aber weder bei der einen Zusammenkunft noch bei der anderen handelte es sich um Polen, obschon es sich unzweifelhaft um den Türkenkrieg handelte — dies erstemal im stillen und mit klar ausgesprochenen Worten bei der zweiten Veranlassung.

Trotz der Mißgriffe Galitzins geht der Türkenkrieg während dieser Monate rasch genug vorwärts. Die Türken werden zu Hunderttausenden in panischer Verwirrung auseinandergesprengt — aber wir wollen hier noch nichts darüber sagen. Die polnische Konföderation — von Entsetzen ergriffen, wie man sich denken kann, über ihren helfenden Bruder der Sonne und des Mondes und seine Leistungen — wälzt sich unter leidenschaftlich machtlosen Krämpfen in immer tieferes und tieferes Elend, so daß Friedrich bisweilen an ein burleskes Gedicht über diesen Gegenstand denkt, obgleich die russischen Erfolge und der österreichische Groll und Zorn sich ihm als sehr ernste Erwägungen aufdrängen. „Gibt es denn kein Mittel, Rußland seinen Türkenkrieg trotz Österreichs und dessen Einwendungen fortführen zu lassen?" denkt Friedrich bisweilen in seiner Besorgnis um den europäischen Frieden. — „Wenn die Ukraine mit ihren Kornvorräten für die Armeen nur Rußland gehörte! Wie die Dinge liegen, kann Österreich sich dort eindrängen, die Lebensmittel abschneiden und sofort eine Speiche in Rußlands Rad schieben." Friedrich sagt uns, „er" („on", der König selbst, was ich in keinem anderen Buche finde) „schickte unter dem Namen eines Grafen Lynar (des seraphischen dänischen Herrn, der im Jahre 1757 die Konvention von Kloster Zeven zustande gebracht hatte) nach Petersburg ein von jenem Gesichtspunkt aus entworfenes Projekt oder den Entwurf eines Planes zu der Teilung gewisser polnischer Provinzen. Und Lynars Meinung war, soweit ich sehen kann, etwa wie folgt: „Rußland soll das Stück polnisches Gebiet besetzen, welches für seine Verproviantierung gegen die Türken wesentlich war, und an Österreich und Preußen gewisse andere Stücke bewilligen. Wodurch jedermann zufriedengestellt und Rußland und die Christenheit in den Stand gesetzt werden würde, jene abscheuliche Masse von mohammedanischem Fanatismus, Sensualismus und Finsternis ad libitum aus dem schönsten Teil von Gottes Schöpfung zu verdrängen!" Ein vortreffliches Projekt, wiewohl es keinen Erfolg hatte! „Petersburg, berauscht durch seine eigenen Aussichten auf die Türkei, beachtete es nicht im mindesten", sagt der König[1]. Er gibt kein Datum für diese merkwürdige Mitteilung. Auch wird dieselbe von niemand sonst erwähnt. Doch wir können uns denken, daß sie während des Winters 1769—1770 gemacht wurde. Und wir überlassen sie den Neugierigen, oder den müßig Neugierigen, da weder jetzt noch später etwas daraus wurde.

[1] Oeuvres de Frédéric VI. 26.

Potsdam, 20.—29. Oktober 1769. Kaum zwei Monate nach Neiße wird Potsdam zu plötzlichem Glanz entzündet durch einen neuntägigen Besuch der Kurfürstin Maria Antonie bei dem König. „Im Juli des Jahres", sagt eine unserer Notizen, „wurde die Kurfürstin zu einer Hochzeit nach Berlin eingeladen. ‚Würde mit dem größten Vergnügen gekommen sein, wäre der Einladungsbrief nicht zu spät angelangt. Wird jedoch ihren Plan, den Großen Friedrich zu sehen, nicht aufgeben.' Kommt nach Potsdam, 20.—29. Oktober. Bleibt neun Tage, beide sehr befriedigt von dem Besuch. ‚Herrliche Paläste, angenehme Gärten, entzückende Konzerte, reizende Prinzen und Prinzessinnen. Die angenehmsten neun Tage meines Lebens', sagte die Kurfürstin. Friedrich begnadigt auf ihre Verwendung hin einen Verbrecher. ‚Diva Antonia', nennt er sie hinfort eine Zeitlang; sie ihn ‚Plus grand des mortels', ‚Salomon du Nord' und ähnliche Namen [1]." Im nächsten Jahre machte die glänzende Dame auch einen zweiten Besuch (26. September bis 5. Oktober 1770 [2]). Keinen dritten — vielleicht weil die Zeiten zu politisch wurden und nicht dafür paßten. Der Briefwechsel dauert bis zuletzt fort und ist wirklich hübsch. Und würde auch lehrreich sein, wäre er nur gut herausgegeben. Zum Beispiel, wenn wir rückwärts blicken und das leere Dunkel der Vergangenheit durch einen augenblicklichen Lichtfunken aufhellen dürfen, schrieb Friedrich vor einem Jahr:

Potsdam, 3. Mai 1768. — — ‚Den Jesuiten ist allerorten der Laufpaß gegeben. Ein unbestimmtes Gerücht verbreitet sich, daß Se. Majestät bei jenem ersten Anathema nicht stehenbleiben, sondern eine niederschmetternde Bulle gegen den Allerchristlichsten, den Allerkatholischsten und den Allertreusten erlassen will. Wenn dem so ist, so glaube ich, Madame, daß der Heilige Vater, um seine Tafel zu füllen, den Verteidiger des Glaubens' (den armen Georg III.) ‚und Ihren gehorsamen Diener zulassen wird; denn es paßt sich für einen Papst nicht, allein dazusitzen.' —

‚Schade für die Menschheit, Madame, daß die Menschen nicht ruhig bleiben können — aber sie können es nie und nirgends. Sogar die kleine Stadt Neuchâtel hat ihre Unruhen gehabt; Ew. Königliche Hoheit wird sich wundern, wie? Ein Pastor dort' (dies geschah vor mehr als sieben Jahren, während der Regierung des alten Marishal [3]) ‚hatte in einer Predigt erklärt, daß in Anbetracht der unendlichen Gnade Gottes die Höllenqualen nicht ewig währen könnten. Die Synode schrie Zeter über einen solchen Skandal und hat sich seitdem unaufhörlich bemüht, dem Pastor den Garaus zu machen. Die Sache fiel unter meine Gerichtsbarkeit; denn Ew. Königliche Hoheit muß wissen, daß ich Papst in jenem Lande bin. Hier ist meine Entscheidung: Man lasse diejenigen Pastoren, welche einen grausamen und barbarischen Gott haben, auf ewig verdammt sein, wie sie es wünschen und verdienen; und man lasse diejenigen Pastoren, welche sich ihren Gott als milde und gnädig denken, die Fülle seiner Gnade genießen! Doch es ist meinem Spruche nicht gelungen, Madame, die Gemüter zu beruhigen. Die Spaltung dauert fort, und die Zahl der verdammenden Theologen ist größer als die der anderen [4].' — Oder wieder:

Potsdam, 1. Dezember 1766. ‚Gegenwärtig ist meine Nichte' (Tochter meiner Schwester, von Schwedt), ‚die Herzogin von Württemberg, bei mir. Dieselbe erinnert sich mit Vergnügen, das Glück gehabt zu haben, Ew. Königliche Hoheit in früheren Zeiten zu sehen. Sie ist sehr unglücklich und sehr zu bedauern. Ihr Gemahl' (Eugen von Württemberg, von dem wir viel gehört haben, zuletzt bei Kolberg) ‚behandelt sie

[1] Oeuvres de Frédéric (Correspondance avec l'Electrice Marie-Antonie) XXIV. 179—186.

[2] Rödenbeck III. 24.

[3] Man sehe die Briefe an Marishal, „Leipzig, 9. März 1761", „Breslau, 14. Mai 1762", in Oeuvres de Frédéric XX. 282, 287.

[4] „2. April 1768" (einen Monat vor diesem Briefe an Madame) „ist ein Auflauf in Neuchâtel, und Advokat Gardot" (des andersgläubigen Pastors Advokat) „wird dabei getötet" (Rödenbeck II. 303).

sehr schlecht. Er ist ein heftiger Mensch, von dem sie alles fürchten muß, der ihr viel Kummer verursacht und keine Nachsicht mit ihr hat. Ich versuche, was ich kann, ihn zur Räson zu bringen' — aber mit geringem Erfolg. Drei Jahre später, „3. Mai 1769", finden wir, daß Eugen, der einst davon sprach, seinem erhabenen regierenden Bruder den Degen durch den Leib jagen zu wollen, schließlich nach Stuttgart und zu ihm zurückgekehrt ist; dort oder in seiner Apanage Mömpelgard blieb er seitdem. Und wurde lange nachher ganz am Ende seines Lebens selbst regierender Herzog auf zwei Jahre[1]. Um diese Zeit (1766) sind „meine arme Nichte und er" dreizehn Jahre verheiratet gewesen und haben ein halbes Schock Kinder. Das älteste wird Pauls zweite Gemahlin werden und die Mutter der jetzigen Zaren.

17. Dezember 1765. — — ‚Ich habe 12 360 Häuser und Scheunen wiederaufbauen müssen und bin beinahe damit fertig. Aber wie viele andere Wunden gibt es noch zu heilen!'

22. Juli 1765. — — ‚Hochzeitsfeierlichkeiten des Prinzen von Preußen. Die Herzogin von Kingston bei dieser Gelegenheit betrunken!' — Doch wir dürfen uns nicht weiter verlocken lassen[2].

Während des folgenden Jahres findet eine zweite Zusammenkunft statt, indem Friedrich den Besuch des Kaisers während der mährischen Manöver erwidert (Lager bei Mährisch-Neustadt, 3.—7. September 1770).

Der russisch-türkische Krieg, besonders dieser zweite Feldzug desselben — „die Befreiung Griechenlands" oder, da diese nicht gelingt, die gänzliche Zerstörung der türkischen Flotte in den griechischen Gewässern und die Eroberung der Walachei wie der Moldau, kurz, das Drohen völligen Unterganges der Türken zu Lande und zu Wasser — alles dies flammt im Sommer 1770 zu solcher Höhe empor, daß eine zweite Zusammenkunft darüber für Nachbarn, welche so sehr dabei interessiert sind, wünschenswerter scheinen mag als je. Eine Zusammenkunft soll demnach stattfinden am 3. September und während der vier folgenden Tage.

Kaunitz selbst ist diesmal zugegen, wirkliche Geschäfte sind für Kaunitz insgeheim wahrscheinlich. Prinz Heinrich ist nicht dort; Prinz Heinrich ist nach Schweden gegangen, um seine Schwester zu besuchen, die er nicht wieder gesehen hat seit seiner Knabenzeit. Von diesem Besuch werden wir weiterhin reden. In des Königs Umgebung waren[3] der Prinz von Preußen (etwas glücklicher in seiner zweiten Ehe, ein kleiner Sohn und Erbe ist ihm gerade vor einem Monat geboren[4]), Prinz Ferdinand und zwei braunschweigische Neffen, der Erbprinz, von dem wir öfter gehört haben, und Leopold, ein jüngerer, von dem wir ein oder das andere Mal hören werden. Kein Seidlitz diesmal. Außer Lentulus kein nennenswerter General. Aber, was für uns besser ist als alle Generale, im Gefolge des

[1] Bestieg den Thron nach dem Tode seines Bruders Karl, „20. Mai 1795; starb 23. Dezember 1797", 75 Jahre alt.

[2] Oeuvres de Frédéric XXIV. 90—155.

[3] Rödenbeck III. 21.

[4] Friedrich Wilhelm III., „geb. 3. August 1770".

Kaisers befand sich außer Kaunitz der Prinz von Ligne, der eine Feder hat, wie man sehen wird.

„Die Befreiung der Griechen“ hatte viele Leute entzündet, darunter Voltaire, der noch von Zeit zu Zeit mit Friedrich korrespondiert. „Eine hochherzige Zarin will jenen wahren Tempel der Menschheit von neuem gründen oder wenigstens die stupiden Türken daraus vertreiben, was für eine Aussicht!“ Friedrich ist ganz kühl in bezug auf Griechenland, nicht zu erhitzt in bezug auf irgendeinen Teil des Unternehmens, obschon aufs eifrigste dafür interessiert. Abgesehen von seinem originellen Graf-Lynar-Projekt und vielen anderen Geschäften, hat Friedrich soeben Baron Holbachs Système de la Nature widerlegt[1]. In einem Briefe an Voltaire (Potsdam, 18. August 1770), wo er unter anderem auch diese Angelegenheit bespricht, fügt er hinzu: „Ich bin im Begriff, zu den Revuen nach Schlesien zu gehen. Ich werde den Kaiser sehen, der mich in sein Lager nach Mähren eingeladen hat. Das ist ein liebenswürdiger und hochverdienter Fürst. Er schätzt Ihre Werke, liest sie so fleißig, als er kann, ist nicht im mindesten abergläubisch, kurz, ein Kaiser, wie Deutschland ihn seit langer Zeit nicht gehabt hat. Weder er noch ich hegen irgendwelche Neigung für Dummköpfe und Barbaren — aber das ist kein Grund für ihre Vernichtung. Wäre es ein Grund, so würden Ihre Türken“ (die Unterdrücker Griechenlands) „nicht die einzigen Opfer sein[2]!“

In einem ausführlichen Briefe, den er im Jahre 1785 oder fünfzehn Jahre nach dieser Zusammenkunft in Neustadt auf Ansuchen an Stanislaus, König von Polen, schrieb, hat der Fürst von Ligne, der dabei zugegen war, uns einen Bericht oder eine leichte lebhafte Erinnerung daran hinterlassen[3]. Ein sprühendes, aufbrausendes und epigrammatisches Geschöpf! Hätte er sich nur auf eine treue Darstellung beschränkt und kein hübsches Feuerwerk, sondern ein unschuldiges Licht oder etwas, wobei man sehen kann, für uns angezündet! Aber wir müssen nehmen, was wir haben, und uns bemühen, dankbar zu sein. Zum großen Glück ist der Hauptgegenstand, bei dem er verweilt, Friedrich, seine Haltung und sein Benehmen bei jener Gelegenheit, was uns von allem, was dazu gehört, am meisten interessiert.

„Sie haben mir befohlen, Sire“ (dies wurde im Jahre 1785 für ihn geschrieben), „von einem der größten Männer unseres Zeitalters zu Ihnen zu reden. Sie bewundern ihn, obgleich seine Nachbarschaft Ihnen Unheil genug zugefügt hat, und empfinden, indem Sie sich in die unparteiische Ferne der Geschichte stellen, eine edle Neugier in bezug auf alles, was diesen außerordentlichen Genius angeht. Ich will Ihnen daher einen genauen Bericht über die kleinsten Worte erstatten, welche ich selbst den Großen Friedrich habe sprechen hören. — — Das Ich“ (le je) „ist mir

[1] „Examen Critique du Système de la Nature“ (in Oeuvres de Frédéric IX. 153 ff.), „beendet Juli 1770.“
[2] Oeuvres de Frédéric XXIII. 165, 166.
[3] Prince de Ligne, Mémoires et Mélanges Historiques (Paris 1827) I. 3—21.

verhaßt; aber nichts ist gleichgültig, wenn" — Gut, Ihr Bericht also, Ihr Bericht, ohne weitere Einleitung und auf etwas genauere Art, als Sie gewohnt sind! —

„Durch einen seltsamen Zufall wurde der Kaiser" (zum zweiten Male) „im Jahre 1770" (3.—7. September, wenn Sie nur datieren wollten) „in den Stand gesetzt, der persönlichen Bewunderung Ausdruck zu geben, welche er für den König von Preußen hegte. Und diese beiden großen Herrscher standen in so gutem Einvernehmen, daß sie sich besuchen konnten. Der Kaiser erlaubte mir, ihn zu begleiten, und stellte mich dem Könige vor; es war in Mährisch-Neustadt" (nicht weit von Austerlitz, welches seitdem ein berühmter Ort geworden). „Ich besinne mich nicht, ob ich mich verwirrt fühlte oder verwirrt aussah; aber worauf ich mich sehr wohl besinne, ist, daß der Kaiser, der mein Aussehen bemerkte, zum Könige sagte: ‚Er hat einen schüchternen Ausdruck, den ich vorher nie an ihm beobachtet habe; er wird gleich seine Fassung wiedergewinnen.' Er sagte dies auf eine graziöse heitere Art, und die beiden gingen hinaus, ich glaube, ins Theater. Auf dem Wege dorthin verließ der König einen Augenblick seinen kaiserlichen Freund und fragte mich, ob mein Brief an Jean Jacques" (jetzt ein ganz vergessenes Stück), „der in den Zeitungen abgedruckt war, wirklich von mir sei. Ich antwortete: ‚Sire, ich bin nicht berühmt genug, als daß man meinen Namen fälschen sollte.'" (Wie es einem gewissen anderen Namen in bezug auf denselben unerquicklichen Gegenstand geschehen war.) „Er fühlte, was ich meinte. Es ist bekannt, daß Horace Walpole den Namen des Königs benutzte, um seinen berühmten Lettre à Jean Jacques zu schreiben" (unmöglich, uns jetzt um derartige Dinge zu bekümmern), „der am meisten dazu beitrug, diesen beredten und unverständigen Mann von Genie wahnsinnig zu machen.

Als sie das Theater verließen, sagte der Kaiser zum König von Preußen: ‚Da ist Noverre, der berühmte Ballettmeister; er ist in Berlin gewesen, glaube ich.' Noverre machte darauf eine schöne Tanzmeisterverbeugung ‚Ah, ich kenne ihn', sagte der König. Wir sahen ihn in Berlin; er war sehr komisch, machte alle Welt nach, ‚besonders unsere Haupttänzerin, daß man beinahe vor Lachen platzte'. Noverre, der mit dieser Art, sich seiner zu erinnern, schlecht zufrieden war, machte eine andere schöne Verbeugung in der dritten Stellung und hoffte wahrscheinlich, der König werde noch etwas mehr sagen und ihm Gelegenheit geben zu einer kleinen Rache." ‚Ihre Ballette sind schön', sagte der König zu ihm. ‚Ihre Tänzerinnen besitzen Grazie; aber es ist eine den Wuchs verunstaltende Grazie' (de la grâce engoncée). ‚Ich glaube, Sie lassen sie ihre Schultern und Arme zu sehr erheben. Denn, Monsieur Noverre, wenn Sie sich erinnern, unsere Haupttänzerin in Berlin war nicht so.' — ‚Ebendeshalb war sie in Berlin, Sire', antwortete Noverre (satirisch alles, was er konnte).

„Ich wurde alle Tage eingeladen, beim Könige zu soupieren; nur zu oft wandte die Unterhaltung sich an mich. Trotz meiner Anhänglichkeit an den Kaiser, dessen General ich gerne bin, aber dessen d'Argens oder Algarotti ich nicht sein möchte, hatte ich diesem Gefühl nicht über das gehörige Maß hinaus nachgegeben. Wenn der König oft zu mir sprach, so mußte ich antworten und fortfahren zu sprechen. Überdies hatte der Kaiser einen Hauptanteil an der Unterhaltung und fühlte sich dem Könige gegenüber vielleicht unbefangener als der König ihm gegenüber. Eines Tages kam ihr Gespräch darauf, was man wünschen möchte in dieser Welt zu sein, und sie fragten, was meine Meinung darüber wäre. Ich sagte, ich möchte gern ‚eine schöne Frau sein bis zu dreißig Jahren, dann bis zu sechzig ein erfolgreicher und geschickter General' — und fügte, da ich nicht wußte, was ich weiter sagen sollte, aber um überhaupt nur noch etwas zu sagen, hinzu ‚ein Kardinal bis zu achtzig'. Der König, der gern über das heilige Kollegium spöttelt, machte sich hierüber lustig, und der Kaiser gab ihm Rom und dessen Anhänger zu einem billigen Preise feil. Dies Souper war eins der heitersten und angenehmsten, an welchen ich je teilgenommen habe. Die beiden Souveräne gaben sich ohne jeden Anspruch und jede Zurückhaltung, was an anderen Tagen nicht

immer der Fall war, und die Liebenswürdigkeit zwei so ausgezeichneter Männer, die sooft ihr Erstaunen ausdrückten, sich zusammen zu sehen, war das hübscheste, was man sich denken kann. Der König forderte mich auf, ihn zu besuchen, sobald er und ich drei oder vier Stunden ganz für uns selbst haben würden.

Ein Gewitter, desgleichen es nie gab, eine Flut, im Vergleich mit welcher die Flut Deukalions ein Sommerschauer war, setzte unsere Berge unter Wasser" (er kann nicht sagen, an welchem Tage von den vieren) „und ertränkte beinahe unsere Armee, während sie versuchte zu manövrieren. Der folgende Tag war aus diesem Grunde ein Ruhetag. Um 9 Uhr morgens ging ich zum Könige und blieb bis 1. Er sprach mit mir über unsere Generale. Ich ließ ihn aus eigenem Antriebe das sagen, was ich über die Marschälle Lacy und Loudon denke, und deutete in bezug auf die anderen an, daß es besser sei, über die Toten zu sprechen als über die Lebenden, und daß man nie richtig über einen General urteilen könne, der zu seinen Lebzeiten nicht einen wirklich bedeutenden Anteil am Kriege genommen habe. Er sprach mit mir von Marschall Daun. Ich sagte, ‚daß er sich meiner Meinung nach gegen die Franzosen als ein großer Mann würde erwiesen haben; aber daß er gegen ihn'" (Sie) „‚nie ganz das gewesen wäre, was er war, weil er seinen Gegner immer wie einen Jupiter mit dem Donnerkeil in der Hand bereit gesehen, seine Armee zu zerschmettern'. Dies schien dem Könige zu gefallen; er drückte mir sein Gefühl der Achtung für Daun aus; er sprach günstig von General Brentano" (einem der Herren von Maxen). „Ich fragte ihn nach dem Grunde des Lobes, das er, wie ich wußte, über General Beck ausgesprochen. ‚Nun, ich hielt ihn für einen Mann von Verdienst', sagte der König. ‚Ich halte ihn nicht dafür, Sire; er fügte Ihnen keinen großen Schaden zu.' ‚Er nahm mir öfter Magazine weg.' ‚Und ließ öfter Ihre Generale entwischen.'" (Bevern bei Reichenbach zum Beispiel; rechnen Sie ihm das zum Tadel an?). — „‚Ich habe ihn nie geschlagen', sagte der König. ‚Er kam Ihnen dazu nie nahe genug. Und ich dachte immer, Ew. Majestät gebe sich nur den Anschein, ihn zu achten, damit wir ein größeres Vertrauen zu ihm gewinnen und Sie in den Stand setzen möchten, ihm eines Tages eine um so bessere Schlappe zu geben mit Zinsen für alte Rückstände.'"

König. ‚Wissen Sie, wer mich das wenige, was ich weiß, gelehrt hat? Es war Ihr alter Marschall Traun; das war ein ganzer Mann. — Sie sprachen von den Franzosen. Machen sie Fortschritte?'

Ich. ‚In Kriegszeiten sind sie zu allem fähig, Sire. Aber im Frieden —. Ihre Führer wollen, daß sie sind, was sie nicht sind, was sie nicht sein können.

König ‚Wieso? Diszipliniert? Das waren sie schon zur Zeit Turennes.'

Ich. ‚Oh, es ist nicht das. Sie waren es nicht zu Vendômes Zeit und gewannen doch eine Reihe von Schlachten. Aber man will jetzt, daß sie Ihre und unsere Affen werden, und das geht nicht an.'

König. ‚Vielleicht nicht. Ich habe von ihren Planmachern' (faiseurs, St. Germains und den Heerverbesserern) ‚gesagt, daß sie gerne singen möchten, ohne Musik zu verstehen.'

Ich. ‚Das ist sehr wahr. Aber man lasse ihnen ihre natürlichen Noten, ziehe Nutzen aus ihrer Bravour, ihrer Behendigkeit, selbst ihren Fehlern — ich glaube, ihre Verwirrung könnte zuweilen ihre Feinde in Verwirrung setzen.'

König. ‚Allerdings, unzweifelhaft, wenn jemand zu ihrer Unterstützung da ist.'

Ich. ‚Ganz meine Meinung, Sire — einige Schweizer und Deutsche.'

König. ‚Sie sind ein tapferes und liebenswürdiges Volk, die Franzosen; man kann nicht umhin, sie zu lieben. — Aber, mon Dieu, was haben sie mit ihren Schriftstellern gemacht, und was für ein Ton ist unter ihnen aufgekommen! Voltaire zum Beispiel hat einen vortrefflichen Ton. D'Alembert, den ich in vieler Beziehung schätze, ist zu lärmend und zu sehr darauf bedacht, Effekt in der Gesellschaft hervorzubringen. — Waren es die Schriftsteller, welche dem Hofe Ludwigs XIV. seine Anmut

verliehen, oder gewannen diese selbst durch den Verkehr mit den vielen liebenswürdigen Personen, welche sie dort fanden? Er war der Patriarch der Könige' (in gewissem Sinne, Majestät!). ‚Zu seinen Lebzeiten wurde etwas zuviel Gutes über ihn gesagt, aber bei weitem zuviel Schlechtes nach seinem Tode.'

Ich. ‚Ein König von Frankreich, Sire, ist immer der Patriarch der geistreichen Leute' (Patriarche des gens d'esprit. Sie meinen das nicht sehr im Ernste, Monsieur? Sie grinsen es bloß zwischen den Zähnen hervor?).

König. ‚Damit zieht man eine schlechte Nummer. Denn was die Kunst des Regierens angeht, so sind sie' (diese gens d'esprit) ‚keinen Pfifferling wert' (ne valent pas le diable). ‚Da ist es besser, Patriarch der griechischen Kirche zu sein, wie meine Schwester, die Kaiserin von Rußland! Das bringt ihr Vorteile und wird ihr Vorteile bringen. Das ist eine Religion, die viele Länder und verschiedene Nationen umfaßt! Was unsere armen Lutheraner betrifft, deren sind so wenige, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, ihr Patriarch zu sein.'

Ich. ‚Und doch, Sire, wenn man die Kalvinisten und sämtliche kleinen Bastardsekten mit ihnen vereinigte, würde es kein so schlechter Posten sein.' (Diese Worte schienen den König lebhaft anzuregen; seine Augen waren voll Feuer. Doch es dauerte nicht lange, als ich sagte:) ‚Wenn der Kaiser Patriarch der Katholiken wäre, so würde das auch keine üble Stellung sein.'

König. ‚Da haben wir's. Eine Teilung Europas in drei Patriarchate. Ich hatte unrecht, davon anzufangen, Sie sehen, wohin das führt. Meine Herren, unsere Träume sind nicht die Träume der Gerechten, wie M. le Regent zu sagen pflegte. Wäre Ludwig XIV. noch am Leben, so würde er uns danken.'

„Alle diese der Verwirklichung fähigen und unfähigen patriarchalischen Ideen gaben ihm für den Augenblick ein gedankenvolles, beinahe mürrisches Aussehen."

König. ‚Da Ludwig XIV. mehr Urteil besaß als Esprit, so war es ihm auch mehr um die erstere Eigenschaft zu tun als um die letztere. Er brauchte Männer von Genie und fand sie. Man kann nicht gerade sagen, daß Corneille, Bossuet, Racine und Condé zu der Klasse der geistreichen Leute (des hommes d'esprit) gehörten.'

Ich. ‚Alles in allem genommen, ist das Land von der Art, daß es glücklich zu sein verdient. Man behauptet, Ew. Majestät habe gesagt, wenn man einen schönen Traum haben wolle, so müsse man —'

König. ‚Ja, es ist wahr — König von Frankreich sein.'

Ich. ‚Wären Franz I. und Heinrich IV. nach Ew. Majestät in die Welt gekommen, so würden sie gesagt haben, „König von Preußen sein".'

König. ‚Bitte, sagen Sie mir, gibt es keinen Schriftsteller in Frankreich mehr, den man zitieren kann?'

„Dies machte mich lachen. Der König fragte nach der Ursache. Ich sagte, er erinnere mich an den Russe à Paris, jenes allerliebste kleine Gedicht M. de Voltaires. Und wir besannen uns auf allerliebste kleine Sachen daraus, die uns beide lachen machten. Er sagte":

König. ‚Ich habe öfter von dem Prinzen Conti sprechen hören. Was für eine Art Mensch ist er?'

Ich. ‚Er ist ein aus zwanzig oder dreißig Menschen zusammengesetzter Mensch. Er ist stolz, er ist leutselig' — er ist dies, er ist das (in dem hin und her schaukelnden, epigrammatischen Stil, eine ganze Seite oder mehr) und ist für uns nicht Feder und Tinte wert, seit der alte Marschall Traun uns von ihm befreite, heimwärts über den Rhein, in voller Eile, die Kroaten auf seinen Fersen[1].

„Dies Porträt schien den König zu amüsieren. Man mußte ihn durch pikante Details fesseln; sonst pflegte er einem zu entwischen, keine Zeit zum Sprechen zu lassen. Der Erfolg begann gewöhnlich mit den ersten Worten der Unterhaltung, einerlei,

[1] Vgl. Bd. V. 120.

wie unbestimmt dieselben auch waren. Er fand Mittel, sie interessant zu machen, und was für gewöhnlich bloßes Reden über das Wetter ist, wurde sogleich erhaben, und man hörte von ihm nie etwas Vulgäres. Er adelte alles, und die Beispiele der Griechen und Römer oder neuerer Generale beseitigten bald alles, was bei anderen unbedeutend und gewöhnlich geblieben sein würde."

‚Haben Sie', sagte er, ‚je einen solchen Regen gesehen wie gestern? Ihre orthodoxen Katholiken werden sagen: „Das kommt davon, daß wir einen Mann ohne Religion unter uns haben. Was soll uns dieser verfluchte" (maudit) „König, der zum allermindesten ein Protestant ist?" Denn ich glaube wirklich, daß ich euch Unglück gebracht habe. Ihre Soldaten werden sagen: „Frieden haben wir, und doch muß dieser Teufel von einem Kerl uns noch quälen!"'

Ich. ‚Gewiß, wenn Ew. Majestät die Ursache war, so ist es sehr schlecht. So etwas ist nur dem Jupiter erlaubt, der immer gute Gründe für alles hat. Und es würde ganz nach seiner Art gewesen sein, nachdem er die einen durch Feuer zerstört hat, die anderen durch Wasser zu zerstören. Aber das Feuer ist zu Ende, und ich erwartete nicht, noch einmal darauf zurückkommen zu müssen.'

König. ‚Ich bitte Sie um Verzeihung, daß ich Sie oft damit geplagt habe. Ich bedauere es um der ganzen Menschheit willen. Aber was für eine schöne Schule der Krieg! Ich habe genug Irrtümer begangen, um euch junge Leute, euch alle zu lehren, daß ihr es besser macht. Mon Dieu, wie ich Ihre Grenadiere gern habe! Wie schön sie in meiner Gegenwart vorbeidefilierten! Hätte Gott Mars selbst die Absicht, sich eine Leibgarde auszuheben, so würde ich ihm raten, sie zu nehmen, wie sie sind. Wissen Sie, daß ich gestern abend beim Souper mit dem Kaiser sehr zufrieden war? Hörten Sie, was er mir über die Freiheit der Presse und die Belästigung der Gewissen' (gêne des consciences) ‚sagte? Es werden zwischen ihm und seinen Vorfahren über gewisse Punkte allerlei Gegensätze stattfinden!'

Ich. ‚Ich bin überzeugt, daß er in keiner Beziehung an Vorurteilen festhalten, und daß Ew. Majestät ein großes Lehrbuch für ihn sein wird.'

König. ‚Mit welcher Gewandtheit er, ohne anscheinend etwas Besonderes zu meinen, das lächerliche Wiener Zensortum mißbilligte und die zu große Anhänglichkeit seiner Mutter' (ohne diese zu nennen) ‚an gewisse Dinge, welche nur zur Heuchelei führen. Beiläufig gesagt, jene hohe Dame muß Sie verabscheuen.'

Ich. ‚Doch nicht, durchaus nicht. Sie hat mich zuweilen wegen meiner Abirrungen ermahnt, aber in sehr mütterlicher Weise. Es tut ihr leid um mich, und sie glaubt fest, daß ich auf den rechten Pfad zurückkehren werde. Sie sagte vor einiger Zeit zu mir: Ich weiß nicht, wie Sie es machen. Sie sind der intime Freund Vater Griffets, der Bischof von Neustadt hat mir immer Gutes von Ihnen gesagt, ebenso der Erzbischof von Mecheln, und der Kardinal' (sein Name ist mir nicht bekannt, seine Würde und sein roter Hut sind hinlänglich sichtbar) ‚liebt Sie sehr.'"

„Warum kann ich mich nicht der hundert glänzenden Bemerkungen erinnern, welche dem Könige in dieser Unterhaltung entschlüpften! Sie dauerte, bis die Trompete im Hauptquartier das Diner ankündete. Der König ging hin, um dort seinen Platz zu nehmen, und ich glaube, es war bei dieser Gelegenheit, als er auf irgend jemandes Frage, weshalb M. de Loudon noch nicht gekommen sei, bemerkte: ‚Das ist gegen seine Gewohnheit. Früher traf er oft vor mir ein. Lassen Sie ihn gefälligst diesen Platz neben mir einnehmen. Ich möchte ihn lieber an meiner Seite haben als mir gegenüber.'"

Das ist sehr hübsch. Und eine bessere Autorität erzählt es so: Der König sagte zu Loudon selbst, als Loudon eintrat: ‚Mettez-vous auprès de moi, M. de Loudon; j'aime mieux vous avoir à côté de moi que vis-à-vis.' Er war sehr freundlich gegen Loudon, „nannte ihn immer M. le Feldmaréchal" (ein zarter Wink für das,

was er hätte sein sollen, aber erst nach sieben Jahren wurde) „und schenkte ihm“ (wie auch Lacy) „beim Abschied zwei herrliche, prächtig ausgerüstete Pferde[1]“.

„An einem anderen Tage,“ fährt der Fürst von Ligne fort, „als die Manöver rechtzeitig vorüber waren, fand ein Konzert bei dem Kaiser statt. Trotzdem der König für Musik Geschmack hatte, gefiel es ihm, mir den Vorzug zu geben. Und er kam hin, wo ich war, um mich durch die Magie seiner Unterhaltung und die glänzenden, bald heiteren, bald kühnen Einfälle zu entzücken, welche für ihn charakteristisch sind. Er bat mich, ihm die Generale und Offiziere zu nennen, die zugegen waren, und diejenigen anzuführen, welche unter Marschall Traun gedient hatten. ‚Denn enfin,‘ sagte er, ‚wie ich Ihnen, glaube ich, schon gesagt habe, er ist mein Lehrer. Er gab mir bei dem Unterricht, den ich empfing, die richtige Unterweisung.‘“

Ich. ‚Ew. Majestät war dann sehr undankbar gegen ihn. Sie bezahlten ihn nie für seine Lektionen. Wenn es war, wie Ew. Majestät sagt, so hätten Sie ihm wenigstens erlauben sollen, Sie zu schlagen, und ich entsinne mich nicht, daß Sie dies je getan haben.‘

König. ‚Ich wurde nicht geschlagen, weil ich nicht kämpfte.‘

Ich. ‚Auf diese Weise haben oft die größten Generale ihre Kriege gegeneinander geführt. Man braucht nur die beiden Feldzüge M. de Montecuculis und M. de Turennes im Tale der Rench‘ (in der Straßburger Gegend 1674 und 1675, zwei berühmte Feldzüge, in deren letztem Turenne durch eine Kanonenkugel getötet wurde) ‚ins Auge zu fassen.‘

König. ‚Zwischen Traun und dem ersteren besteht keine große Verschiedenheit; aber was für eine Verschiedenheit, bon Dieu, zwischen dem letzteren und mir!‘

„Ich nannte ihm den Grafen Althan, der Generaladjutant gewesen war, und den Grafen Pellegrini. Er fragte mich zweimal, welches jeder der beiden wäre, wegen der Entfernung, worin wir uns befanden, und sagte, er sei so kurzsichtig, ich müsse ihn entschuldigen.“

Ich. ‚Dennoch, Sire, war während des Krieges Ihr Gesicht gut genug und, wenn ich mich recht besinne, reichte es sehr weit!‘

König. ‚Das war nicht ich; es war mein Feldglas.‘

Ich. ‚Ha, ich hätte das Glas gern finden mögen; aber ich fürchte, es würde ebensowenig für meine Augen gepaßt haben als Skanderbegs Schwert für meinen Arm.‘

„Ich vergesse, wie die Unterredung sich wendete, aber ich weiß, daß sie so frei wurde, daß der König, als er jemanden herankommen sah, um daran teilzunehmen, ihn warnte, er möge sich hüten. Denn es sei recht gefährlich, sich mit einem Manne zu unterhalten, der von den Theologen zum ewigen Feuer verdammt worden. Mir war, als führe er dieses sein ‚Verdammtsein‘ etwas zuviel im Munde und als prahlte er etwas zu sehr damit. Ohne von der Unehrlichkeit dieser freigeisterischen Herren“ (messieurs les esprits forts) „zu reden, die sehr häufig den Teufel gründlich fürchten, zeigt es zum mindesten schlechten Geschmack, solche Dinge auszukramen, und gerade durch die Leute von schlechtem Geschmack, wie Jordan, d'Argens, Maupertuis, La Beaumelle, La Mettrie, Abbé de Prades und einige langweilige Zweifler seiner eigenen Akademie, mit welchen er verkehrte, hatte er sich daran gewöhnt, über die Religion zu spotten und von Dogmen, Spinozismus, dem römischen Hof und dergleichen zu reden. Am Ende vermied ich es, zu antworten, wenn er diese Dinge berührte. Ich benutzte nun einen Augenblick des Schweigens, während er sein Taschentuch gebrauchte, über eine geschäftliche Angelegenheit in bezug auf den westfälischen Kreis und eine kleine reichsunmittelbare Grafschaft, welche ich dort besitze, mit ihm zu sprechen. Der König antwortete: ‚Ich meinerseits will alles tun, was Sie wünschen; aber was denkt der andere Direktor, mein Kamerad, der Kurfürst von Köln, darüber?‘

[1] Pezzl, Vie de Loudon II. 29.

Ich. ‚Ich wußte nicht, Sire, daß Sie ein geistlicher Kurfürst wären.‘

König. ‚Ich bin einer, wenigstens in bezug auf meinen Protestantismus.‘

Ich. ‚Das ist kein Vorteil in bezug auf uns. Meine guten Leute dort denken, daß Ew. Majestät ihr Beschützer ist.‘

„Er fuhr fort, mich nach den Namen der Leute zu fragen, die er sah. Ich nannte ihm eine Anzahl junger Prinzen, die vor kurzem in den Militärdienst getreten waren und von welchen mehrere Hoffnungen erweckten. ‚Das mag sein,‘ sagte er, ‚aber meiner Meinung nach sollte die Rasse der regierenden Familien mit anderen gekreuzt werden. Ich gebe den Kindern der Liebe den Vorzug. Sehen Sie nur den Marschall von Sachsen und meinen eigenen Anhalt an.‘ (Den strengen Adjutanten von Anhalt, Bastard Prinz Gustavs, des Erbprinzen des Alten Dessauers, der sehr viele Bastarde erzeugte, aber starb, ehe er erben konnte. Die Bastarde wurden allesamt von ihren Oheimen zum Soldatenhandwerk erzogen, dieser hier von seinem Onkel Moritz. Er wurde acht Jahre nach dieser Zeit zur Freude vieler Leute vom Pferde geworfen.) ‚Obgleich ich fürchte, daß seit‘ (man merke sich dies seit, ach!) ‚seinem Fall auf den Kopf der letztere nicht mehr so gut ist als sonst. Es sollte mir leid tun[1] sowohl um seinet- als um meinetwillen; denn er ist ein talentvoller Mensch.‘

Es freut mich, daß ich mich dieser Bemerkung erinnere; denn ich habe einfältige Verleumder (sots dénigrants), die den König von Preußen der Unempfindlichkeit beschuldigen, sagen hören, daß der Unfall des Mannes, den er am meisten zu lieben schien, ihn nicht rührte. Glücklich genug, wenn man nur das von ihm gesagt hätte! Aber man meinte auch, er wäre eifersüchtig auf die Verdienste Schwerins und Keiths und habe sich über ihren Tod gefreut. Auf solche Weise suchen mittelmäßige Leute große Menschen zu erniedrigen, um die ungeheure Entfernung, welche sie von diesen trennt, zu vermindern.

Aus Höflichkeit hatten der König und sein Gefolge weiße“ (österreichische) „Uniformen angezogen, um uns nicht an das Blau zu erinnern, das wir so oft im Kriege gesehen hatten. Er sah aus, als gehörte er zu unserer Armee und zu dem Gefolge des Kaisers. Es war meiner Meinung nach bei diesem Besuch auf beiden Seiten ein wenig Reserviertheit, etwas Mißtrauen und vielleicht ein Anflug von Bitterkeit — wie es immer der Fall ist, sagt Philipp de Comines, wenn Souveräne einander begegnen. Der König nahm spanischen Schnupftabak und sagte, indem er denselben mit der Hand so gut er konnte von seinem Rock abwischte: ‚Ich bin nicht rein genug für Sie, meine Herren; ich bin nicht wert, Ihre Farben zu tragen.‘ Die Miene, womit er dies sagte, machte mir den Eindruck, als würde er sie noch mit Pulver beschmutzen, wenn eine Gelegenheit sich fände.

Ich vergaß einen kleinen Zwischenfall, der Veranlassung gab, daß die beiden Monarchen sich übereinander aussprachen.“ (Ein Zwischenfall über des Königs hohe Meinung von des Kaisers Kommandeurtalent bei den heutigen Manövern, und wie ich die glückliche Ursache war, daß der Kaiser es selbst hörte, ein Zwischenfall, den wir auslassen können wie auch alles Folgende mit Ausnahme von ein oder zwei Sätzen.) —

„Hier in Neustadt war der König zuweilen zu zeremoniös, was den Kaiser verdroß. Zum Beispiel — ich weiß nicht, ob er sich als einen geschulten Reichskurfürsten zeigen wollte, aber so war es — immer wenn der Kaiser seinen Fuß in den Steigbügel setzte, nahm der König das Pferd Sr. Majestät am Zügel, wartete respektvoll dastehend auf des Kaisers rechten Fuß und setzte denselben in dem Steig-

[1] Geschah, ich bedauere es sagen zu müssen, mon Prince, erst acht Jahre später; Adjutant von Anhalt fiel wirklich vom Pferde und erhielt diese Beschädigung am Kopfe in dem „bayrischen Kriege“ (bekannt unter dem Spitznamen des Kartoffelkriegs) 1778—1779. Militärlexikon I. 69; vgl. Preuß II. 356, IV. 578 usw.

bügel zurecht. Und so mit allen anderen Dingen. Der Kaiser hatte einen größern Anschein von Aufrichtigkeit, indem er seine Hochachtung bezeugte, die Hochachtung eines jungen Fürsten gegen einen bejahrten König und eines jungen Soldaten gegen den größten Feldherrn." — —

„Mitunter glaubte man ein herzliches Verhältnis zwischen den beiden Monarchen wahrzunehmen. Man sah, daß Friedrich II. Joseph II. liebte, aber daß das Übergewicht des Reichs und die Berührung Böhmens und Schlesiens den Gefühlen des Königs und des Kaisers eine Schranke setzten. Sie erinnern sich, Sire" (der Ex-Sire von Polen) „ihrer Briefe" (die Leser werden dieselben im Jahre 1778 sehen — oder vielmehr sich weigern, sie zu sehen!) in bezug auf Bayern, ihrer Komplimente, ihrer Erklärungen über ihre Absichten, der Höflichkeit, mit welcher dies alles vor sich ging, und daß der König von Höflichkeit zu Höflichkeit endlich bei der Invasion Böhmens anlangte."

Nun, das ist ein lesbarer Bericht, etwas von wirklicher Porträtkunst darin, wertvoll, soweit er reicht, ein in seiner Art einziger Bericht über diesen Gegenstand — und der Hauptsache nach wahr, wiewohl im einzelnen ungenau genug. So sagte Friedrich sogar in Hinsicht auf Anhalts Kopf, was in dieser ersten Unterredung unmöglich vorkommen konnte, höchstwahrscheinlich etwas der Art in einer zweiten Unterredung, die im Jahre 1780 stattfand, und von welcher de Ligne hier gleichfalls Bericht erstattet — obschon wir sie aufsparen müssen, bis ihre Zeit kommt.

Bei dieser Zusammenkunft fanden politische Besprechungen statt, und die Leser sollten genau wissen, was für welche. Kaunitz war mit dem Kaiser gekommen. Und diese Besprechungen wurden unter den Vergnügungen und Galas als das eigentliche Geschäft in Neustadt angesehen. Polen, oder seine jetzt im Gange begriffene Tragikomödie, wurde kein einziges Mal erwähnt, soviel ich höre. Wiewohl es vielleicht als eine flebile ludibrium für Augenblicke in den Unterhaltungen bei Tische oder dergleichen auftauchen mochte. Aber der staunenswürdige russisch-türkische Krieg, welcher aus den polnischen Zuständen hervorgegangen ist und Stambul und dessen Divans und Muftis bereits mit Schrecken und Entsetzen erfüllt und in der Tat den Großtürken an den schwindligen Rand des Abgrundes gebracht hat, dieser vor allen anderen Dingen beschäftigt gegenwärtig jene hohen Häupter. Und allerdings sind die beiden letzten Stücke russisch-türkischer Nachrichten von so flammender Natur gewesen, daß sie die ganze Welt mehr oder weniger beschäftigen. Leser, ich bedauere es sagen zu müssen: einige Einblicke in den Türkenkrieg sind für uns unvermeidlich geworden!

Der russisch-türkische Krieg. Die beiden ersten Feldzüge.

„Am 6. Oktober 1768 erklären die Türken den Krieg; zur Einleitung wurde der russische Gesandte in die Sieben Türme geworfen, wo er blieb bis der Friede notwendig wurde. Am 23. März 1769 entrollen sie ihr Banner Mohameds, alle in einem bis zum Siedepunkt gestiegenen Fieber des Fanatismus. ‚Bei Todesstrafe erscheine heute kein Giaur auf der Straße oder sehe selbst aus dem Fenster!' — Die Gemahlin des österreichischen Gesandten, ein schönes spinnwebzartes Geschöpf, welche dieses Verbot zu übertreten wagte, wurde von dem Volk aus dem Wagen gerissen und mit Mühe vom Untergang gerettet. Dem Bruder der Sonne und des Mondes, der nachher bis zu seiner Schuhschnalle sein Bedauern ausdrückt, wird verziehen."

Erster Feldzug, 1769. „26.—30. April, Galitzin gegen Choczim. Er kann es nicht nehmen, da er weder Lebensmittel noch Pulver hat. Weicht wieder über den Dnjestr zurück und belauscht jenen außerordentlichen Traum, den wir oben erwähnten, und der eine große Aufregung in der russischen Gesellschaft gegen einen solchen halbblinden Oberbefehlshaber bekundet. Ein Halbblinder gegen einen Blinden hat aber trotzdem ein schönes Spiel; wartet nur, wartet.

Am 2. Juli rückt Galitzin langsam wieder vor. 150 000 noch langsamere Türken haben endlich die Donau überschritten" — (hinlänglich schlaue französische Offiziere, Agenten Choiseuls darunter; aber es ist eine unheilbar chaotische Masse) — „und rücken wütend gegen Polen und zur Vernichtung des Giaurs vorwärts. Erreichen den Dnjestr erst im September und blicken nach Polen hinüber — zum ersten Male und auch zum letzten Male in diesem Kriege. Am 17. September. Das Wetter ist sehr regnerisch gewesen. Der Dnjestr, gäbe es auch keinen Galitzin, ist sehr schwierig für die Türken, die an zwei Punkten versuchen hinüberzukommen, aber nicht können [1]. An einem dritten Orte" (der Name wird nicht angegeben, er hat vielleicht keinen Namen) „sind 12 000 von ihnen hinübergekommen, als der Dnjestr rasend anschwillt, ihre einzige Brücke fortreißt und die 12 000 dort isoliert. Der halbblinde Galitzin greift auf ausdrücklichen Befehl diese 12 000 an" (in der Nacht vom 17.—18. September). — „Um Mitternacht hört man das ‚Hurra' der überwältigenden Russen, das heisere Geschrei der dem Untergang geweihten 12 000 und die Klagen ihrer Brüder auf dem anderen Ufer, die ihnen keine Hilfe bringen können. Eine Nacht des Schreckens ‚von Mitternacht bis 2 Uhr morgens'. Und die 12 000 werden bis auf den letzten Mann entweder niedergemetzelt oder gefangengenommen, bei einem russischen Verlust von 600 Toten und Verwundeten. Worauf die türkische Armee in allgemeinen Wahnsinn verfiel und in einer Trümmerflut heimwärts strömte. Choczim wird unter den bereits erwähnten Umständen genommen." (15 kranke Männer und Frauen liegen darin und 184 bronzene Kanonen, als wir hinüberfahren.) „Keine Anstrengung genügt, die türkische Armee irgendwo zum Halten zu bringen. Sie flutet über die Donau und verschwindet im Chaos. Und die ganze Moldau wird auf diese billige Art erobert. Was vielleicht noch besser ist, Galitzin wird" (28. September) „entlassen. Romanzow, bis dahin Befehlshaber einer zweiten kleineren Armee, einer Art deckenden Flügels von Galitzin, wird Oberfeldherr für den zweiten Feldzug.

In dem Humber geht während dieses Winters zur Überraschung der ungläubigen Menschheit eine russische Flotte auf einige Tage vor Anker. Eine wirkliche russische Flotte, die für die griechischen Gewässer, für Montenegro und dazwischenliegende Zwecke bestimmt ist und mit der ‚Befreiung Griechenlands im nächsten Frühling' abschließen soll — so grandios ist diese Zarin [2]."

Zweiter Feldzug, 1770. „Dies ist die Blüte der antitürkischen Feldzüge, siegreich bis zu glänzendem Auflodern zu Wasser wie zu Lande. Romanzow, Herr der Moldau, geht auf die Wallachei und die neue oder neuausgerüstete türkische Armee los und wird mit beiden beinah ohne jeden Verlust fertig. Romanzow hat einige gute Offiziere unter sich" — (‚Brigadier Stöffeln' und noch mehr ‚General Tottleben', ‚General Bauer' ehemals Oberst Bauer von dem Weseler Freikorps, viele der höheren Offiziere scheinen Deutsche zu sein, andere haben schwedische oder dänische Namen) — „bessere Offiziere und versteht sie besser zu gebrauchen als Galitzin. Am 1. August hat Romanzow eine Schlacht, Schlacht von Kaghul geheißen, in der Nähe des Pruth. Das ist seine einzige ‚Schlacht' diesen Sommer und bringt ihm Ismail, Ackermann und die ganze Walachei ein, und kein Türke bleibt in jenen Gegenden zurück. Doch wir wollen uns erst den Vorgängen zur See und der Befreiung Griechenlands zuwenden, welche der Zeit und der Bedeutung nach vorangehen.

[1] Hermann V. 611—613.
[2] Das. V. 617.

‚Die Befreiung Griechenlands.‘ Eine wirkliche Flotte, die von Kronstadt den Dardanellen zusteuert, um Griechenland zu befreien! Die Kunde davon entzündet alle heißen Köpfe in Europa, besonders das Haupt Voltaires, das, obschon von dem Schnee des Alters bedeckt, doch in diesen Dingen innerlich noch zu glühen vermag. In bezug auf die Befreiung Griechenlands wurden Voltaires Hoffnungen vollständig betrogen. Abgesehen davon aber verrichtete die Flotte von Kronstadt in jenen Gewässern staunenswerte Taten. Am 28. Februar 1770 geht die erste Abteilung der russischen Flotte vor Anker bei Passawa, nicht weit von Calamata in dem Golf von Koron an der alten peloponnesischen Küste, Sparta zur Rechten, Arkadien zur Linken und unter den Augen so vieler edler Geister“ (ἰφθιμοι ψυχαί) „der Heroen. Die russische Abteilung besteht aus vier Linienschiffen und drei Fregatten, mehr werden bald nachfolgen. An Bord sind Waffen und Munition, aber unglücklicherweise nur 500 Soldaten. Oberadmiral“ (noch nicht angelangt) „ist Alexei Orlof, ein Bruder des Liebhabers Gregor, ein höchst wertloser Seemann und Mensch. Hat unter sich ‚viele Dänen, auch ziemlich viele Engländer‘ — besonders drei englische Offiziere, von welchen wir wieder hören werden, wenn Alexei und sie ankommen. Inzwischen sitzen an der peloponnesischen Küste moderne Spartaner 15 000 an der Zahl, welche die Ankunft der Russen erwarten. Diese erhoben sich zu rechter Zeit, erhielten russische Gewehre, Patronen, nur zwei russische Offiziere und griffen die Türken mit beträchtlicher Wut oder Wildheit an, aber ohne wirklichen Erfolg. Wurden hier abgewehrt, dort hinausgetrieben, kurz, wurden endlich völlig geschlagen, die Russen und sie. Verloren Tripolitza durch Überfall, worauf“ (19. April) „die Russen sich auf ihre Flotte zurückzogen und der Feldzug in Griechenland zu Ende war[1]. Er hatte sieben Wochen und einen Tag gedauert“ (28. Februar bis 19. April). „Die Russen zogen sich mit geringem Verlust auf ihre Flotte zurück und gingen in aller Bequemlichkeit in dem Golf von Navarino vor Anker. Aber die 15 000 modernen Spartaner hatten nichts, wohin sie sich zurückziehen konnten. Sie mußten sich zurückziehen in die Vernichtung, in das Exil und in den Rachen muselmanischer Rache, welche furchtbar blutig und unerbittlich gegen sie war.

Nachdem der Angriff auf Griechenland fehlgeschlagen, brach die russische Flotte, welche jetzt vollzählig geworden war, nach der Türkei, nach Konstantinopel selbst auf, ‚Gerade in die Dardanellen hinein‘, sagen sie, wollen sie fahren. Einen unter ihnen befindlichen Engländer — Kapitän Elphinstone, ein kühner, obschon vielleicht ein etwas lärmender Seemann, gegen den Rulhière nicht blind ist — hat man, wenigstens beim Wein, erklären hören: ‚Die Dardanellen eine Unmöglichkeit? Bah, ich will es tun, ‚so leicht als ich dies Glas Wein trinke!‘ Alexei Orlof ist ein Scheinadmiral, aber unter ihm sind wirkliche Seeoffiziere, einer oder zwei.

In der türkischen Flotte, scheint es, ist ein Ex-Algerier, Hassan Bey, von einiger Fähigkeit in Seeangelegenheiten. Aber er ist nicht Oberbefehlshaber, sondern nur Zweitkommandierender und kann nichts tun. Die türkische Flotte, zahlreich aber verrottet, weicht von Tag zu Tag zurück, durch die berühmten Zykladen und die griechischen Inseln Paros, Naxos, das apokalyptische Patmos, hin nach Scio“ (dem alten Chios mit den Weinen) „und sucht am 5. Juli Schutz hinter Scio, zwischen Scio und der Küste von Smyrna, in der Bai von Tschesme. ‚Hier sind wir sicher!‘ denkt der türkische Admiral. ‚Keineswegs sicher!‘ wendet Hassan ein, obgleich ohne Erfolg. Und insgeheim legt er sich die Frage vor: ‚Haben diese Giaurs einen wirklichen Admiral oder wie wir nur einen Scheinadmiral?‘“

Bai von Tschesme, 7. Juli 1770. „Niemand kann eingebildeter sein als Alexei Orlof als Admiral. Aber er hat einen Kapitän Elphinstone, einen Kapitän Gregg, einen Leutnant Dugdale, und diese beschließen, den armen Hassan und seine ganze Flotte hier in Tschesme zu verbrennen. — Und tun dies vollständig in der

[1] Hermann V. 621.

Nacht vom 7. Juli mit einem einzigen Brander, den Dugdale steuert, indes Gregg ihm folgt, um ihm nötigenfalls mit Breitseiten zu Hilfe zu kommen, und Ephinstone noch weiter rückwärts befiehlt und anordnet, die hilflose türkische Flotte aber durchaus keinen Widerstand zu leisten vermag. So loderte denn ein Brand gegen die hilflosen Türken empor, der über die ganze Welt hinglänzte. Eins von Rulhières schönsten Feuerwerken mit wenig Kugeln dabei. Dessen Licht die Menschheit noch blendete, als die Zusammenkunft in Neustadt stattfand. Die türkische Flotte, fünfzehn Linienschiffe, neun Fregatten und mehr als 8000 Mann sind zu Gas und schwarzen Kohlen geworden — Hassan entwischte kaum mit ich vergesse wie vielen Wunden und Verletzungen [1].

‚Jetzt nach den Dardanellen!' sagte Elphinstone. ‚Bombardieren wir Konstantinopel, hungern wir es aus bis zum Tode, oder was für Bedingungen ihr wollt!' — ‚Geht nicht, ist zu gefährlich, unmöglich!' antwortete der Scheinadmiral vor Furcht zitternd, wie man sagt — was endlich das Maß von Elphinstones Ekel gegen eine solche Flotte und einen solchen Admiral voll machte. Der zürnende Elphinstone zog sich auf sein eigenes Schiff zurück. ‚Adieu, Scheinadmiral!' und segelte mit seinem eigenen Schiff durch die unbezwinglichen Dardanellen." (Die türkischen Batterien feuerten einen großen Granitblock gegen ihn ab, der ihn verfehlte, und brauchten dann etwa vierzig Minuten, um wieder zu laden.) „Eine Tat, die für Elphinstone ebenso leicht war als dieses Glas Wein. Im Angesicht Konstantinopels bestellte Elphinstone ferner seinen Tee und trank seinen Tee auf dem Verdeck unter dem Tusch aller seiner Trommeln und aller seiner Trompeten. Als er mit dem Tee fertig war, segelte er, ohne verletzt zu werden, wieder hinaus, legte unverzüglich sein Kommando nieder — und deutete bald nachher, in Petersburg, indem er sich bei der Zarin verabschiedete, in vielleicht zu unumwundener, oder vielleicht nur zu schmerzlich wahrer Sprache einige auf den Seedienst bezügliche Tatsachen an, welche an jener hohen Stelle nicht willkommen waren [2]." Ich halte diesen bemerkenswerten Elphinstone für einen jüngeren oder unregelmäßigen Sprößling der Balmerinos [3], konnte aber nie viel über ihn erfahren, außer bei Rulhière, wo er in der obigen unbestimmten, etwas theatralischen Weise figuriert.

Am 1. August schlug Romanzow eine ‚Schlacht von Kaghul', wie man es nennt, wiewohl es eher eine Schlächterei war als eine Schlacht, sagen meine deutschen Freunde. Kaghul ist kein besonderer Ort, sondern ein ziemlich langer Fluß, ein Arm des Pruth, unter dessen Deckung die große türkische Armee 100 000 stark, nebst 100 000 Tataren, als zweite Linie schließlich Stellung genommen und sich mit Erdwerken und zahlreichen Kanonen befestigt hat. Am 1. August 1770 fühlt sich Romanzow nach gehöriger Untersuchung und Beratung für diese große Armee und ihre Erdwerke gerüstet. Mit einer auserwählten Mannschaft von 20 000 unter auserwählten Führern bricht Romanzow nach Einbruch der Nacht gleichzeitig an drei verschiedenen Punkten dagegen los und gewinnt umsonst einen Sieg, desgleichen man nie zuvor erlebt hatte. Die Türken hatten auf ihren Erdwerken 140 Kanonen. Diese feuerten die türkischen Kanoniere zweimal ab, dann flohen sie und ließen die Kanonen zu Romanzows Benutzung zurück. Die türkische Reiterei versuchte dann, ob sie nicht einen Angriff machen könne. Fand, daß es nicht ging, schwenkte rasch gegen ihr eigenes Fußvolk um, setzte auch dies in eilige Bewegung, und kurz die ganzen 200 000 eilten davon, ohne einen Schlag zu tun. Und der allgemeine panische Schrecken und die wahnsinnig verworrene Flucht hörte nicht auf" (sogar die Besatzungen verließen die

[1] Hermann V. 623.

[2] Rulhière III. 476—509.

[3] Arthur Elphinstone, Lord Balmerino, war ein bekannter Parteigänger der Stuarts. Er wurde in der Schlacht von Culloden gefangengenommen und im August 1746 als Hochverräter in London enthauptet. D. Übers.

Städte und nahmen daran teil), „bis sie wieder über die Donau kamen und dort Atem schöpften, nicht um sich zu sammeln oder haltzumachen, sondern um etwas langsamer zu laufen. Und so waren die Walachei, Bessarabien, der Dnjestr und die Donau von den Türken gesäubert, das ganze seitdem in der Gewalt Romanzows. Zum gewaltigen Erstaunen des unbezwinglichen Großtürken und seiner mosleminischen Völker, die mit einer solchen Art von Giaurs in Berührung gekommen waren" („Allah Kerim, und können wir sie denn nicht vernichten?" Nicht wir sie, scheint es!), „wie jeder Leser sich denken kann." Dies mag für jeden Leser in bezug auf den Türkenkrieg und den Anteil, den er an diesem äußerst ungeschlachten Geschehnis nimmt, hier genügen.

Die Schlacht von Tschesme begab sich am 7. Juli. Elphinstone ist kaum mit seinem Tee in den Dardanellen fertig geworden, als (am 1. August) diese von Kaghul folgt. Beide brannten wahrscheinlich als frische Neuigkeiten in jedem Kopfe, während die Unterredungen zwischen Friedrich und Kaunitz stattfanden. Denn sie „hatten viele Unterredungen", sagt Friedrich. „Und einer der Tage" (vermutlich der 6. September) war hauptsächlich der Politik, dem tiefen Privatgespräch mit Kaunitz gewidmet. Hierüber und über die großen Dinge, welche daraus hervorgingen, will ich jetzt von Friedrichs eigener Hand den einzigen, völlig glaubwürdigen Bericht mitteilen, den ich in schriftlicher Form habe finden können.

Friedrichs Bericht über Kaunitz selbst ist durchaus nach dem Leben entworfen. Ein feierlicher, anmaßender, lautredender, rechthaberischer Mann — gegenwärtig verwirrt durch die Notwendigkeit, nicht rechthaberisch zu sein, und durch das Bewußtsein, daß „König Friedrich der einzige Mensch ist, der meine Ansprüche auf Auszeichnung nicht anerkennen will[1]" — ein Kaunitz, von dessen Anmaßungen, Eigenschaften und Ansprüchen dieser König keine Notiz zu nehmen meint, sofern sie nicht das Geschäft betreffen, welches er hier vorhat. Er sagt: „Kaunitz hat einen klaren Verstand, der aber verdreht ist durch ein störrisches Temperament, besonders durch eine grenzenlose Eitelkeit und Anmaßung. Er sprach nicht, sondern predigte. Bei der kleinsten Unterbrechung hielt er in zorniger Überraschung inne. Es ist vorgekommen, daß Kaunitz im Staatsrat in Schönbrunn, wenn die Kaiserliche Majestät selbst um Erklärung über ein Wort oder eine Sache bat, welche sie nicht verstanden, seine Verbeugung machte (lui tira sa révérence) und das Zimmer verließ." Es ist gut, die Natur der Bestie zu kennen. Man höre ihm denn in solcher Weise zu, da es notwendig ist. Die Kaunitzsche Predigt war von großer Länge, in Umschweife, Andeutungen und diplomatische Vorsicht eingehüllt, aber der Kern war (in abgekürzter dialogischer Form) wesentlich folgender.

Kaunitz. „Diese russischen Übergriffe gegen die Türken bedrohen den europäischen Frieden. Nie wird Ihre Kaiserliche Majestät zugeben, daß die Moldau oder die Walachei in den Besitz Rußlands übergehen; eher Krieg — alles eher als das! Diese Absichten Rußlands sind gefähr-

[1] Rulhière (irgendwo) hat dies als eine Äußerung von Kaunitz in einem klagenden Augenblick gehört.

lich für jedermann. Auch für Ihre Majestät, wenn mir dies zu sagen erlaubt ist, und ich kenne kein anderes Mittel dagegen, kein anderes ist mir denkbar als dies, daß Preußen und Österreich sich offen in dem Protest und absoluten Verbot derselben vereinigen."

Friedrich. „Ich wünsche nichts mehr als ein gutes Einvernehmen mit Österreich und möchte immer sein Bundesgenosse, nie sein Feind sein. Aber der Fürst sieht, in was für einer Lage ich mich befinde. Gebunden durch einen ausdrücklichen Vertrag mit der Zarischen Majestät; muß in allen Kriegen mit Rußland gehen! Was kann ich tun? Ich kann und will mit allem Fleiß daran arbeiten, die Zarische Majestät und die Kaiserliche miteinander auszusöhnen und in Petersburg einen Frieden mit den Türken herbeizuführen, welcher den Wünschen von Wien entspricht. Wir wollen hoffen, daß dies möglich ist. Bei ernsten Bemühungen meiner- und Ihrerseits glaube ich an diese Möglichkeit. Inzwischen laßt uns beide fest zusammenhalten! Alle unsere kleinen Reibungen, Zollhausstreitigkeiten an der Grenze und dergleichen, warum sollen wir diese nicht hier und jetzt zum Austrag bringen?" (Und bringt sie mit seiner Durchlaucht zum Austrag.) „So daß unsererseits nichts als freundschaftliche Hilfeleistung und gegenseitige Bemühung um einen Zweck stattfindet, der für uns beide und die ganze Menschheit von solcher Bedeutung ist?"

Kaunitz. „Gut soweit. Und möge ein nicht unerträglicher türkisch-russischer Friede sich als möglich erweisen, ohne daß wir nötig haben darum zu fechten! Mittlerweile muß Ihre Kaiserliche Majestät" (wie sie bereits eine Zeitlang sichtbar getan hat) „fortfahren, Truppen und Kriegsvorräte an der ungarischen Grenze anzuhäufen für den Fall, daß das Gegenteil stattfinden sollte!"

Dies war das Resultat, zu welchem man kam. Und Friedrich hielt es für „nicht mehr als höflich, den jungen Kaiser davon zu benachrichtigen. Der für diesen Beweis von Aufmerksamkeit sehr dankbar schien, da er in seinem gegenwärtigen bevormundeten Zustand durch Kaunitz sehr niedergehalten wurde[1]".

Und durch einen eigentümlichen Zufall langte gerade am Tage nach dieser Übereinkunft vom Divan (datiert 12. August) ein Eilbote bei Friedrich an: „Vermitteln Sie einen Frieden für uns mit Rußland! Nicht Sie allein, wie wir oft gebeten haben, sondern Sie und Österreich!" Denn die Schlächterei von Kaghul ist über uns hereingebrochen; der Giaur Elphinstone hat in den Dardanellen Tee getrunken, und wir wissen nicht wohin uns wenden! — „Der junge Kaiser verbarg nicht seine Freude über diese Eröffnung, wie Kaunitz die seine, die vielleicht noch größer war." Der Kaiser drückte Friedrich, als dem Urheber derselben, seinen warmen Dank aus. Kaunitz deutete nur mit erhabener Gleichgültigkeit und mit

[1] Oeuvres de Frédéric XXVI. 30.

hochgereckter Nase, als handele es sich um eine kleine Sache, „seine Billigung dieses Schrittes an, welchen die Türken getan haben".

„Nie wurde eine Vermittlung mit größerem Vergnügen unternommen", fügt der König hinzu. Und beide betrieben dieselbe mit allem Eifer, aber nur der König als wirklicher „Vermittler", da Kaunitz sich von Anfang an unbeweglich auf die türkische Seite der Dinge stellte, welche gleichfalls die österreichische war, und insgeheim (wie Friedrich wahrscheinlich erwartet hatte) mit seiner angenommenen Funktion die seltsamsten Streiche spielte.

So daß Friedrich die Last des Vermittelns ganz auf sich nehmen mußte. Und es ist offenbar, daß er Monat auf Monat, Jahr auf Jahr, sich mit allem Fleiße und voller Kraft darum bemüht — mit dem ernsten Wunsch und in der mitunter fast verzweifelten Hoffnung, es zu verhindern, daß die Häuser seiner beiden Nachbarn und sein eigenes und die ganze Welt mit ihnen Feuer fangen. Abgesehen von ihren widerstreitenden Interessen, haben die beiden Kaiserinnen insgeheim eine tiefwurzelnde Abneigung gegeneinander. Die übertriebenen Forderungen Rußlands (eine Zarin, die durch ihre Tschesmes und Kaghuls natürlich in gehobene Stimmung versetzt ist), die Begehrlichkeit, der Stolz, der Eigensinn Österreichs und die geheimen Kunstgriffe von Kaunitz machten dies Stück Diplomatie dem gewandten und aufrichtig eifrigen Friedrich schwerer als irgendein anderes, womit er zu tun hatte. Viele Monate nachher war trotz seiner ernstesten Bemühungen und schlausten Anstalten kein Ausweg sichtbar. „Das Wirrsal muß Feuer fangen!" Endlich öffnet sich ein Ausweg: „Ha, endlich ein Weg!" — Dann noch länger als ein Jahr solch ein Hinlenken der halbblinden Vierfüßler und eigensinnigen österreichischen Maulesel nach diesem Wege und noch jahrelang solch ein Hintreiben nach Art eines Schweinehirten auf demselben, bis der Friede kam! —

Und hier sind wir, ohne es zu wissen, unvermerkt auf dem höchsten Gipfel unseres polnischen Geschäftes angelangt. Noch einen kleinen Schritt weiter und wir werden uns an dem Abhang der schroff geneigten Ebene befinden, auf welcher Polen und seine Angelegenheiten hinfort abwärts, abwärts rollen — und es wird nur wenige Worte noch von uns erfordern. Die wirkliche Entdeckung eines „Ausweges" bildet unseren nächsten Abschnitt.

Doch zuerst wollen wir zur Einleitung einen seltsamen Vorfall in dem nahe an der ungarischen Grenze gelegenen Lande Zips erwähnen. Zips ein recht hübscher Distrikt von keinem großen Umfang hatte seit unvordenklichen Zeiten zu Ungarn gehört, bis es vor mehr als 300 Jahren — von Sigismund super Grammaticam, einem Manne, der immer in Geldnot war (wir sahen ihn zuletzt in flammenden Farben, wie er Friedrichs Ahnherrn, um eine alte Geldschuld abzutragen, mit Brandenburg belehnte) — der polnischen Krone für eine runde Summe, welche Sigismund

in bedrängter Lage aushelfen sollte, verpfändet wurde. Das Pfand wurde nie durch Geldzahlung eingelöst, weder Sigismund noch seine Nachfolger hatten je eine Einlösung versucht. Ja ein Nachfolger gab in einem noch vorhandenen Vertrage[1] das Recht der Einlösung ausdrücklich auf. Das Pfand war verfallen, Zips gehörte nach Recht und Gesetz der polnischen Krone und Republik.

Gut, die Kaiserliche Majestät sammelt, wie wir im Vorbeigehen gesehen, zu einem besonderen Zweck Truppen an der ungarischen Grenze. Das arme Polen ist um diese Zeit (1770), wie wir gleichfalls sahen, von der Pest heimgesucht — Schweine und Hunde verschlingen die Leichen. Kein Laib Brot ist für 100 Dukaten zu kaufen, und die Wut der Pest selbst ist milde, verglichen mit der des Hungers, anderes Elend nicht zu erwähnen. So daß sowohl Österreich als Preußen, um wenigstens die Pest fernzuhalten, wenn sie die anderen verheerenden Mächte nicht bändigen können, Kordons oder Truppenlinien längs der Grenze haben herstellen müssen. „Der preußische Kordon", wie ich höre, „erstreckt sich von Krossen über Frankfurt nordwärts bis an die Weichsel und die Grenze des Distrikts von Warschau" und „steht unter dem Befehl des Generals Belling", unseres berühmten antischwedischen Husaren aus früherer Zeit. Der österreichische Kordon sieht auf Zips und andere Starosteien an der ungarischen Grenze nieder, wo unabhängig von der Pest eine beunruhigte und zornige Kaiserin-Königin Truppenmassen angehäuft hat und noch anhäuft, wir wissen zu welchem Zweck. Indem sie so nach Zips hinüberschauen, sagen der zornige Kaunitz und die Kaiserliche Majestät, besonders Seine Kaiserliche Majestät, ein junger Mann, der immer eine Leidenschaft für Gebietserwerbungen hatte, zu sich selbst: „Zips war unser und ist in gewissem Sinne unser!" — Und (das genaue Datum wird nicht mitgeteilt, aber es war nach Neustadt und vor dem Einbruch des Winters) schieben Truppen in die Starostei von Zips vor, besetzen sämtliche dreizehn Stadtbezirke von Zips und nicht bloß diese, sondern allmählich Strich auf Strich des angrenzenden Landes: „Wir müssen in dieser Gegend eine ordentliche Grenze haben; läßt sich ohne das nicht verteidigen!" Und errichten ruhig Grenzpfähle mit dem österreichischen Doppeladler darauf und der Erklärung an Zips und die Nachbarschaft, daß sie jetzt österreichisch geworden sind und keinen Teil mehr nehmen sollen an jenen polnischen Konföderationen, Pestilenzen, menschlichem Wüten und leichenfressenden Schweinen, sondern ruhig unter dem Doppeladler leben sollen, wie die anderen. Was für Zips um diese Zeit eine segensreiche, willkommene oder nicht willkommene Änderung sein mochte, aber in der äußeren Welt ein beträchtliches Staunen hervorrief — sehr beträchtlich bei König Stanislaus (auf dessen Anfragen Kaunitz nicht die mindeste verständliche

[1] Preuß IV. 32 (datiert 1589; die Verpfändung hatte 1412 stattgefunden).

Erklärung geben wollte) — und besonders am russischen Hofe ziemlich tiefgehende Aufregung und Zorn verursachte.

Prinz Heinrich ist in Schweden gewesen. Man sieht ihn in Petersburg bei einer Maskerade (um Neujahr 1771), und er kehrt heim mit Resultaten, die von Wichtigkeit sind.

Prinz Heinrich, wie wir bemerkten, war nicht bei dieser zweiten König- und Kaiserzusammenkunft. Heinrich war in der entgegengesetzten Richtung gereist nach Schweden, um seine Schwester Ulrike zu besuchen — nach Westen und Norden gerade in denselben Tagen, als der König von Potsdam nach Schlesien und zu seinen anderen Geschäften in den südöstlichen Gegenden aufbrach. Heinrich kam „Ende August" in Drottningholm, dem Lustschloß seiner Schwester bei Stockholm, an und blieb dort bei Königin Ulrike und ihrem Gemahl während der Manöver in Neustadt. Eine veränderte Königin Ulrike, seit er sie zuletzt „schön wie die Liebe" in der Stille der Nacht jenen fernen Ländern und Schicksalen hatte zufahren sehen[1]. Sie ist jetzt beinahe fünfzig, ihr alter Mann sechzig Jahre alt — der alte Mann stirbt in wenigen Monaten. Sie haben viel Verdruß, besonders sie als die stolzere hat viel Verdruß gehabt durch ihr widerspenstiges Volk, widerspenstige Senatoren wenigstens — (die immer stark sind, sowohl in französischem oder russischem Taschengeld als in ihrer Neigung zu Unverschämtheit und Torheit) — welche einmal, wie ich mich entsinne, die Vorzeigung und Zählung der Kronjuwelen von Königin Ulrike forderten. „Da, voilà, da sind sie!" sagte die stolze Königin. „Seht sie euch an, zählt sie — verschließt sie! Nie wieder will ich einen davon tragen!" Aber sie hat schöne Söhne, die zur Mannheit heranwachsen, eine schöne Tochter und einen geduldigen, guten alten Mann. Und die Zeit bringt auch in Schweden Rosen, und das Leben ist Leben trotz der im Überfluß vorhandenen widerspenstigen, bestochenen Senatoren und Gemeinheiten. Heinrich blieb sechs oder sieben Wochen bei ihr. Er verläßt Schweden Mitte Oktober 1770, doch geht nicht geradeswegs nach Hause. „Nein fürwahr, und wußte gut genug warum!" schreit die zornige polnische Welt uns seitdem ohne Aufhören zu.

Es ist nicht wahr, daß Friedrich die Veranstaltung getroffen hatte, Heinrich über Petersburg zu schicken. Im Gegenteil es war die Zarin, die ihn auf Grund einer alten Bekanntschaft einlud und seinen Bruder um Erlaubnis dazu bat. Und wenn das Schicksal Polens an diesem Umstande hing, so war es ein Zufall, veranlaßt durch die Tatsache, daß das Schicksal Polens zum Fallen reif war, durch bloße Berührung fallen mußte. — Ehe wir weitergehen, ist hier der Bericht eines Augenzeugen über den eigensinnigen ernsthaften und erfindungsreichen Heinrich, der wenig wußte, was für ein schicksalsvoller Mann er war:

[1] Vgl. oben III. 518 f.

P r i n z H e i n r i c h i n w e i ß e m D o m i n o. „Prinz Heinrich von Preußen", sagt Richardson, der bereits zitierte nützliche Augenzeuge, „ist einer der berühmtesten Generale unseres Jahrhunderts. So groß sind seine militärischen Talente, daß sein Bruder, der nicht geneigt ist, Komplimente zu machen, von ihm sagt, er habe als Befehlshaber einer Armee nie einen Fehler begangen. Dies ist jedoch nur ein negatives Lob. Er" (der König) „reserviert sich selbst den Ruhm überlegenen Genies, welches, obschon glänzender Taten fähig, doch den Fehlern der Unbedachtsamkeit unterworfen ist, und gibt ihm kein anderes Lob als das der Genauigkeit.

Nach Prinz Heinrichs Erscheinung zu urteilen, würde ich keine hohe Vorstellung von seinen Fähigkeiten gewinnen. Aber die scytischen Gesandten urteilten in derselben Weise von Alexander dem Großen. Er ist unter Mittelgröße, sehr mager, tritt fest genug auf oder stolziert vielmehr einher, als ob er fest auftreten wollte, und hat wenig Würde in Mienen und Bewegung. Er ist von dunkler Gesichtsfarbe und trägt sein Haar, welches auffallend dick ist, schwer und in ein hohes Toupet gekräuselt. Seine Stirn ist hoch, seine Augen groß und blau und etwas schielend, und wenn er lächelt, zieht er die Oberlippe ein wenig in der Mitte empor. Sein Blick drückt Scharfsichtigkeit und Beobachtungsgabe aus, aber nichts sehr Liebenswürdiges, und seine Manieren sind mehr ernst und steif als leutselig. Er trug, als ich ihn zuerst sah, einen hellblauen Rock mit silbernen Knöpfen, eine rote Weste und blaue Kniehosen. Er ist unter den Russen nicht sehr populär, und deshalb sind ihre Witzköpfe geneigt, sich über seine Erscheinung und besonders über sein Toupet lustig zu machen. Sie sagen, er gleiche Simson, alle seine Stärke liege in seinem Haar, und da er sich dessen bewußt und des Schicksales des Sohnes Manoahs eingedenk sei, leide er nicht, daß eine trügerische Delila sich ihm zu sehr nähere. Sie sagen, er gleiche dem Kometen, der vor etwa fünfzehn Monaten so drohend in der russischen Hemisphäre erschien und mit seinem kleinen aufgeschwemmten Körper, dem aber ein ungeheurer Schweif anhing, die nordischen und östlichen Potentaten durch die ‚Furcht vor Veränderungen' erschreckt habe.

„Ich sah ihn vor einigen Abenden" (um Neujahr 1771, vor drei Wochen von seiner Tour nach Moskau zu uns zurückgekehrt, und nichts als Festlichkeiten seitdem) „bei einer Maskerade in dem Palast, von der es heißt, sie sei das Prächtigste der Art, was man je am russischen Hofe gesehen. Vierzehn große Zimmer und Galerien waren für die Aufnahme der Masken geöffnet, und man sagte mir, es seien mehrere tausend Personen gegenwärtig. Ein großer Teil der Anwesenden trug Dominos oder Kapuzinertracht, aber außer diesen gewährten einige phantastische Erscheinungen viel Unterhaltung. Ein sehr großer Kosak erschien ganz mit einem Panzerhemd angetan. Er sah wirklich äußerst grimmig und kriegerisch aus. Personen in emblematischen Gewändern, die Apollo und die Jahreszeiten darstellen sollten, richteten Reden an die Kaiserin, welche zu ihren Charakterrollen paßten. Die Kaiserin selbst trug, um die Zeit, als ich Ihre Majestät sah, ein griechisches Gewand; aber man sagte mir nachher, sie habe ihre Kleidung während der Maskerade zwei- oder dreimal gewechselt. Prinz Heinrich von Preußen trug einen weißen Domino. Mehrere Personen erschienen in der Tracht verschiedener Nationen — als Chinesen, Türken, Perser und Armenier. Die humoristischste und phantastischste Figur war die eines Franzosen, der mit wunderbarer Behendigkeit und Gewandtheit einen übergroßen, aber sehr schönen Papageien darstellte. Er schwatzte mit viel Geist, und seine von grünen Federn bedeckten Schultern spielten auf bewundernswerte Art die Rolle von Flügeln. Er zog die Aufmerksamkeit der Kaiserin auf sich. Es bildete sich ein Kreis, er war ganz glücklich, schlug mit den Flügeln, hielt schöne Reden in Russisch, Französisch und erträglichem Englisch. Die Damen amüsierten sich sehr, jedermann lachte, ausgenommen Prinz Heinrich, der neben der Kaiserin stand und so ernst und so feierlich war, daß er seine Rolle vortrefflich gespielt haben würde, wäre er als Eule erschienen. Der Papagei be-

merkte ihn, beschloß sich an ihm zu rächen und hüpfte, nachdem er Ihrer Majestät so viele Schmeicheleien gesagt hatte als möglich, weg. Aber gerade als er im Begriff war, den Kreis zu verlassen, schien er sich zu besinnen, stand still, blickte über seine Schulter nach dem formellen Prinzen, redete ihn ganz in dem Papageienton und mit französischem Akzent höchst emphatisch an, mit ‚Henri! Henri! Henri!' und warf sich dann in das Gedränge und verschwand. Se. Königliche Hoheit war aus der Fassung gebracht. Er sah sich genötigt zur Selbstverteidigung zu lächeln, und die Gesellschaft war nicht wenig amüsiert.

Um Mitternacht wurde eine geräumige kreisförmige Halle, die eine große Menschenmenge aufnehmen konnte und aufs prächtigste erleuchtet war, plötzlich geöffnet. Zwölf Tische standen in Alkoven an den Wänden umher, wo die Kaiserin, Prinz Heinrich und hundertundfünfzig Personen vom höchsten Adel nebst den auswärtigen Gesandten sich zum Souper niederließen. Der Rest der Gesellschaft ging auf außerhalb der Halle befindlichen Treppen in die hohen Galerien hinauf, welche dieselbe im Innern rings umgaben. Eine solche Reihe maskierter Gesichter, viele davon mit grotesken Zügen und buschigen Bärten, die von den Seitenwänden nickten, schien den Untensitzenden sehr lächerlich. Die Unterhaltung wurde belebt durch ein Konzert, und in Zwischenräumen traten Personen in verschiedenartiger Tracht in die Halle und führten kosakische, chinesische, polnische, schwedische und tatarische Tänze auf. Das Ganze war so prächtig und zugleich so phantastisch, daß ich nicht umhin konnte zu denken, ich sei bei einem jener glänzenden Feste zugegen, die in den alten Romanzen beschrieben werden:

‚The marshal 'd feast,
Served up in hall with sewers and seneschals.'

Als der Rest der Gesellschaft in die anstoßenden Zimmer zurückkehrte, fand man auch dort ein luxuriöses Bankett bereit. Die Maskerade fing um 6 Uhr abend an und dauerte bis 5 Uhr am nächsten Morgen.

Außer der Maskerade und anderen Festlichkeiten zu Ehren und zur Unterhaltung des Prinzen Heinrich hatten wir vor kurzem höchst glänzende Feuerwerke. Sie fanden statt auf einem weiten Platz vor dem Winterpalast und überstiegen in Wahrheit alle Beschreibung. Sie stellten durch eine Anzahl sinnbildlicher Figuren die Unterwerfung der Moldau, der Walachei, Bessarabiens und die verschiedenen Eroberungen und Siege dar, welche seit dem Anfange des gegenwärtigen Krieges errungen wurden. Die verschiedenen Farben, das helle Grün und das schneeige Weiß in diesen Feuerwerken waren wirklich staunenswürdig. Während einer Zeit von zwanzig Minuten schien ein mit der lieblichsten und glänzendsten Blätterfülle geschmückter Baum sich wie unter einem sanften Hauch zu bewegen. Er war ganz von Feuer, und während dieser ganzen wunderbaren Szene bildete ein Bogen von Feuer, welcher durch das beständige Werfen von Raketen und Feuerkugeln nach derselben Richtung hervorgebracht wurde, gleichsam einen dazu passenden Thronhimmel darüber.

Bei dieser Gelegenheit war eine ungeheure Volksmenge versammelt, und man meinte, die Kaiserin sei besorgt gewesen. Sie fürchtete, so heißt es, daß ein Unfall wie derjenige, der sich in Paris bei der Verheiratung des Dauphin zugetragen, ihr geliebtes Volk befallen möge. Ich hoffe, ich habe euch gut unterhalten und bleibe immer —[1]."

Der Maskeraden und Festlichkeiten zu Ehren Prinz Heinrichs seitens einer grandiosen Wirtin, die in ihrer Kindheit mit ihm gespielt hatte, waren viele; aber nicht mit diesen haben wir es zu tun. Als die Zarin sich eines Tages über das österreichische Verfahren in Zips gegen ihn aussprach, sagte

[1] W. Richardson, Anecdotes of the Russian Empire, S. 325—331, „Petersburg, 4. Januar 1771".

sie mit Gereiztheit: „Es scheint, daß man sich in Polen nur zu bücken und aufzunehmen braucht, was man davon haben will. Wenn der Hof von Wien eine Teilung dieses Königreichs im Sinne hat, so werden seine Nachbarn das Recht haben, es ebenso zu machen[1]." Dies wird in allen Büchern für den punctum saliens oder die erste Erwähnung der staunenswerten Teilung gehalten, welche etwa ein Jahr später verabredet wurde und seitdem soviel Lärm verursacht hat. Und in der Tat war es so. Die in jenem hohen Haupte praktisch aufsteigende Idee war der wirkliche Anfang. Aber dies war nicht das erste Haupt, in welchem sie gewesen war; weit davon entfernt. Etwa vor einem Jahre, wie Friedrich selbst uns benachrichtigte, war sie in Friedrichs eigenem Haupte aufgestiegen, wiewohl sie damals zu nichts führte (es verspottete sie nicht einmal jemand, wie Friedrich andeutet) und durch das Horntor der Träume verschwand.

Friedrich selbst scheint die Graf-Lynarsche Idee ganz vergessen zu haben und war bei Heinrichs Bericht aus Rußland ganz ungläubig, argwöhnte sogar, es möge List und Gefahr in diesem russischen Vorschlag verborgen sein. Erst nach Heinrichs Rückkehr (18. Februar 1771) konnte er wirklich glauben, daß die Zarin die Sache ernsthaft meinte. Und dann ging er allerdings mit ganzem Herzen darauf ein. Die Lösung aller Schwierigkeiten, welche solange unüberwindlich geschienen. Prinz Heinrich hatte „tags darauf" (19. Februar) „eine Zusammenkunft mit dem österreichischen Gesandten", der unverzüglich an seinen Kaunitz berichtete — und eine entmutigende Antwort von Kaunitz erhielt, entmutigend oder fast verneinend, was jedoch Friedrich nicht entmutigte. „Ein Ausweg," denkt Friedrich, „das einzige Mittel, mein Preußen und die Welt vor einem unberechenbaren Brande zu retten." Und er ging ohne einen Augenblick zu verlieren an die Arbeit. Und arbeitete daran mit jenem unablässigen Fleiß, mit jener Schnelligkeit und Fähigkeit des Lenkens und Antreibens, die alle Leser in gefahrvollen Lagen bei ihm kennengelernt haben, und ließ die Arbeit keinen Augenblick aus der Hand, bis sie vollendet war.

Seine Schwierigkeiten waren ungeheuer. Mit was für einem Gespann mußte er fahren und dazu auf einer solchen, weder von Huf noch Rad zuvor berührten Straße! Zwei Kaiserinnen, die einander von Herzen hassen und über ebendiese Sache verschiedener Meinung sind. Kaunitz und seine Kaiserin sind äußerst scheu in der Angelegenheit und scheinen sie anfangs ganz abweisen zu wollen. „Zips wird besser sein", denkt Kaunitz bei sich. „Können wir nicht einen schönen kleinen Ausschnitt von Polen in jener Gegend ganz für uns behalten? Und dann vielleicht im Bunde mit den Türken, der Geld hat, die Russen ganz nach Hause treiben und an ihrer Stelle in Polen herrschen oder ‚uns mit dem Sultan darin teilen', wie

[1] Rulhière IV. 210; Trois Démembremens I. 142; vor allem Heinrich selbst in Oeuvres de Frédéric XXVI. 345, „Petersburg, 8. Januar 1771".

Reis-Effendi vorschlägt?" Und die traurige Wahrheit ist, obgleich sie erst Jahre später bekannt wurde, Kaunitz schließt um diese Zeit im tiefsten Geheim wirklich einen Allianzvertrag mit den Türken. („So viele Millionen Piaster bares Geld für uns, jährlich ausgezahlt und ihr sollt, wenn nicht durch unsere Vermittlung, dann durch unsere Waffen zufriedene Türken werden.") Und die ganze Zeit, während Kaunitz bei den verschiedenen russisch-türkischen „Friedenskongressen" angeblich mit Preußen zusammensaß und vermittelte, saß er wirklich auf jener ganz anderen Basis, durchkreuzte insgeheim alles und spann die türkische Friedensverhandlung auf klägliche Weise jahrelang hinaus[1]. Ein gefährliches, hartmäuliges, hochstapfendes und übellauniges altes Kutschpferd von einem Kaunitz. Man denke sich, was es bedeutete, mit ihm auf einer Straße zu fahren, die ihm nicht gefiel! Aber er hatte auch einen in zarter Gewandtheit, in Geduld und in Schärfe der Peitsche vollendeten Kutscher. „Du sollst erkennen, daß es deine einzige Straße ist, mein übellauniger Freund." (Ich vermehre in prahlerischer Weise meine Kavallerie um 8000. Was bedeutet: „Ein neuer Siebenjähriger Krieg, wenn ihr mich dazu zwingt, und Rußland ist diesmal auf meiner Seite!") So daß Kaunitz seine türkische Bahn verlassen (er bezahlte die Piaster nie zurück) und diejenige einschlagen mußte, welche wirklich der einzige Ausweg war.

Aber Friedrichs Schwierigkeiten auf dieser Bahn können die Leser nicht interessieren, und alle Leser kennen sein Talent zur Überwindung von Schwierigkeiten. Die Leser fragen vielmehr: „Und hatte denn Friedrich kein Gefühl in bezug auf Polen selbst und diese abscheuliche Teilung des armen Landes?" Dem Anschein nach durchaus keines — es sei denn, daß er meinte, daß Befreiung von Anarchie, Pest, Hungersnot und Schweinen, die eure Leichen fressen, ein offenbarer Vorteil für Polen sein würde. Während es das einzige Mittel war, Europa vom Kriege zu retten. Niemand scheint ruhiger in seinem Bewußtsein oder strahlender vor tiefgefühlter Befriedigung und der Gewißheit des Dankes seitens aller weisen und unparteiischen Menschen sicher zu sein als der König von Preußen jetzt und später in Hinsicht auf diese polnische Abscheulichkeit! Eine psychologische Tatsache, welche die Leser sich merken mögen! Ängstliche Besorgnis um polnische Ansprüche, Großmut gegen Polen oder die geringste Achtung oder Mitleid für Polen als eine sterbende Anarchie wird niemand für ihn in Anspruch nehmen. Vollendetes Geschick — bei der Ausführung der Teilung Polens (eines Tages unvermeidlich, mag er gedacht haben, gibt sich aber nirgends die Mühe, es zu sagen) — großes Geschick, auch große Geduld und verdienstliche Selbstverleugnung und Ausdauer bei der Ausführung jener Teilung und dabei, daß er sie davor bewahrte, Feuer zu fangen, statt ein

[1] „Frieden von Kainardschi" erst am „21. Juli 1774" — nach vier oder fünf verunglückten Versuchen, wovon zwei „Kongresse" waren, so geschäftig war Kaunitz (Hermann V. 664 und vorher).

Mittel zu sein zur Löschung des Feuers — wird kein wohlunterrichteter Mensch ihm absprechen. Von seinen Schwierigkeiten bei der Ausführung (die in Wahrheit unsäglich sind) will ich nichts mehr sagen. Die Leser werden auch ohne das glauben, daß e r vor allen anderen die Schwierigkeiten überwinden wird, wenn der Zweck eine Lebensfrage für ihn ist. Ich will nur die aufeinanderfolgenden Daten seines Fortschritts erwähnen und dann mit diesem ermüdenden Gegenstand abschließen.

14. J u n i 1771. Vier Monate nach der Ankunft Prinz Heinrichs und jener ersten Gewißheit von Rußland kann der fleißige Friedrich, dem die ganze Last der Entwerfung eines Planes und der Erlangung von Österreichs Einwilligung auferlegt wurde, nach Petersburg berichten, daß Österreich Zweifel und Widerstreben fühlt, über die es jedoch, wie sich voraussehen läßt, allmählich hinwegkommen wird. Und daß hier inzwischen (14. Juni 1771) mein Teilungsplan ist — der einfachste, den man sich denken kann. ‚Daß jeder (ohne künftige Berichtigungen auszuschließen) sich wähle, was ihm am besten paßt. Ich meinesteils will sagen Westpreußen — was für eine Provinz wird es der Zarischen Majestät gefallen zu wählen?' Die Zarische Majestät ist in ihrer Antwort unmäßig freigebig gegen sich selbst. Fordert nicht eine Provinz, sondern vier oder fünf und verlangt, daß Friedrich, wenn die Österreicher sie infolge davon angreifen, ihr beisteht, indem er Krieg gegen Österreich erklärt. Während die Zarische Majestät, in dem umgekehrten Falle Friedrich gar keine Hilfe leisten soll, ehe ihr türkischer Krieg vorüber ist. ‚Unmöglich,' denkt Friedrich, ‚völlig unmöglich, hohe Dame. Aber für eine zarte Zügelhand bist du ein Wesen, das sich lenken läßt!'

Friedrichs wirkliche Schwierigkeiten lagen bei Kaunitz. Im Laufe dieses Sommers hatte Kaunitz als Vorbereitung für ‚die Vermittlung eines türkisch-russischen Friedens' insgeheim seinen ‚Subsidienvertrag' mit den Türken abgeschlossen[1]. — Ein Vertrag, welcher nie ratifiziert wurde, obschon die Türken ihre Piaster richtig bezahlten. Ein Vertrag, der den Frieden unmöglich machte, solange Kaunitz mit der Vermittlung desselben zu tun hatte. Und in der Tat Kaunitz' Kunstgriffe in jener Eigenschaft als Vermittler und auch nachher waren von einer Art, welche Friedrich einige Ursache hat ‚infam' zu nennen. ‚Will Ew. Majestät als Kon-Vermittler sich mit uns verbinden, sollten die Russen uns den Krieg erklären?' sagte Kaunitz' Gesandter eines Tages zu Friedrich. ‚Nein, gewiß nicht!' antwortete Friedrich und versah ganz im Gegenteil seine Kavallerie mit frischen Pferden, um anzudeuten: ‚Ich will auf der andern Seite kämpfen, wenn es nötig ist!' Was Kaunitz sofort dahinbrachte, seine geheimnisvollen türkischen Pläne aufzugeben und auf die polnischen einzugehen. Worauf seine unmäßige Gier nach Gebietserwerbungen dort, seine Versuche, Rußland auch zu einer Teilung der Türkei zu veranlassen — (‚Auch ein Stück von der Türkei für Ew. Zarische Majestät und für uns?' deutet er mehr als einmal an) — Friedrich endlose Mühe machten und sich seltsam genug ausnehmen bei dem Licht, das jetzt darüber verbreitet ist. Fast ein Jahr lang konnte Friedrich seinen hartmäuligen Kaunitz nicht in Gang bringen, und bis zu allerletzt bedurfte es bei ihm beständiger Wachsamkeit und des geschicktesten Fahrens mit Peitsche und Zaum.

Am 17. F e b r u a r 1772 kommen Rußland und Preußen ihrerseits — nachdem Friedrich unter den Umständen der Zarin in vielen Dingen nachgegeben — mit ihrer besondern ‚Konvention' (Vereinbarung in bezug auf Polen) zum Abschluß. ‚Wollen am 4. Juni des laufenden Jahres Besitz ergreifen!' Unterzeichnen besagte Konvention (17. Februar) und laden Österreich ein, sich ihnen anzuschließen und seine Ansprüche vorzulegen. Österreich tut dies drei Wochen nachher, 4. M ä r z, unter äußerst unmäßigen Ansprüchen, die sich auch nicht sehr vermindern lassen, wiewohl wir es eine Reihe von Monaten versuchen. Bis endlich:

[1] „6. Juli 1771" (Preuß IV. 31; Hermann usw).

am 5. August 1772 ein schließliches Einverständnis zwischen den drei teilenden Mächten erzielt wird. ‚Dies ist unser respektiver Anteil. Wir ergreifen Besitz am 1. September des laufenden Jahres.‘ — Und die wirkliche Besitzergreifung von Friedrichs Anteil erfolgte am 13. jenes Monats. Niemand war froher als Friedrich, wie jedermann, Freund oder Feind, sich denken kann. Froh, mit einer solchen Angelegenheit fertig zu sein, hätte sie sonst auch keine Vorteile gebracht — was keineswegs der Fall war. Nach dem Studium dieser Bücher wird man von zwei Dingen klar überzeugt. Erstens, daß, wie jedermann zugibt, Friedrich bei der Anregung der Idee einer Teilung Polens nicht wirklich beteiligt war, aber daß er sie mit Eifer aufgriff als das einzige Mittel, Europa vor dem Kriege zu retten. Zweitens, was man viel weniger beachtet hat, daß sie in jeder andern Hand einen europäischen Krieg herbeigeführt haben würde, und daß Friedrich das Verdienst gebührt, sie ohne eine solche Begleiterscheinung durchgesetzt zu haben. Friedrichs Gebietsanteil wird im ganzen auf 629 Quadratmeilen berechnet, der Österreichs auf 2500 und der Rußlands auf 3500 [1], neun- bis zehnmal mehr als Friedrichs Anteil, welch letzterer jedoch als ein altes deutsches Land, und indem er die stets gefährliche Lücke zwischen ihm und seinem Ostpreußen ausfüllte, sich unter preußischer Verwaltung von den dreien als der entschieden wertvollste erwiesen hat und nächst Schlesien Friedrichs bedeutendste Erwerbung ist. Am 13. September 1772 wurde endlich Besitz davon genommen, inmitten solch wüster Verwirrung und unter Umständen, welche noch immer fraglich geblieben sind.

Die Zustimmung des polnischen Reichstags erlangte man erst ein Jahr später, doch das ist kaum der Erwähnung wert. Der Reichstag trat zu diesem Zwecke zusammen am 19. April 1773, widerspenstig genug, hätte Rußland nicht verstanden, ihn zu behandeln. „Ein gemeinsamer Fonds wurde zur Bestechung zusammengebracht“ (on se cotisa, sagt Friedrich). Die drei Mächte hatten jede einen stellvertretenden General in Warschau (Lentulus für Preußen), alle drei mit Truppen im Hintergrunde. Der Reichstag gab allmählich nach und genehmigte im Laufe von fünf Monaten (18. September 1773) alles.

Und so endete diese Angelegenheit, und verschiedene Menschen werden noch lange verschiedene Meinungen darüber haben. Ich will nur das nachstehende kleine Dokument von Maria Theresias Hand hinzufügen, welches alle Herzen, und ich glaube selbst das Friedrichs, hätte er es je gelesen, für sehr schön erklären werden — einfach, wahr, gesund und wohlanständig für eine hohe und wahrhaft souveräne Frau.

„Die Kaiserin-Königin an den Fürsten Kaunitz“ (ohne Datum, das Datum muß sein: Wien, Februar 1772).

‚Als alle meine Länder angefochten wurden und nit mehr wußte, wo ruhig niederkommen sollte, steiffete ich mich auf mein gutes Recht und den Beystand Gottes. Aber in dieser Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelschreyend wider Uns, sondern auch alle Billigkeit und die gesunde Vernunft wider Uns ist, mueß bekhennen, daß zeitlebens nit so beängstigt mich befunten und mich sehen zu lassen schäme. Bedenkh der Fürst‘ (Kaunitz), ‚was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein ellendes Stuck von Pohlen oder von der Moldau und Wallachei unser Ehr und Reputation in die Schanz schlagen. Ich merkh wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigueur, darum lasse ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram, ihren Weg gehen [2].‘

Und einige Tage später folgt hier Ihrer Majestät offizielle Einwilligung: ‚Placet, weil so viele große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber schon längst tot bin,

[1] Preuß IV. 45.
[2] „Hormayr, Taschenbuch 1831, S. 66“: angeführt bei Preuß IV. 39.

wird man erfahren, was aus dieser Verletzung von allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird[1]!' (Man höre Ihre Majestät!)

Friedrich leidet an keinen solchen Gewissensbissen; aber auch sein Bericht, wenn er einmal von der Sache redet, ist hörenswert und Wort für Wort glaubhaft. Folgendes ist eine Stelle in einem leichtflüssigen, von verschiedenen Gegenständen handelnden Briefe, den er ziemlich lange nachher (Potsdam, 9. Oktober 1773) an Voltaire schrieb: — — ,Um auf Ihren König von Polen zurückzukommen: ich weiß, daß man in Europa ziemlich allgemein glaubte, daß die vor kurzem veranstaltete Teilung Polens das Resultat politischer Kunstgriffe ist, welche mir zugeschrieben werden. Dennoch ist nichts weniger der Wahrheit gemäß. Nachdem umsonst verschiedene Anordnungen und Auskunftsmittel in Vorschlag gebracht waren, blieb keine andere Alternative übrig als diese Teilung oder der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges. Der Schein täuscht, und das Publikum urteilt nur nach dem Scheine. Was ich Ihnen sage, ist so wahr wie der siebenundvierzigste Lehrsatz des Euklid[2].'

Was Friedrich mit seiner neuen Erwerbung tat.

In gewissen liberalen Kreisen ruht noch ein beträchtlicher Vorwurf auf Friedrich wegen der Teilung Polens. Zwei Dinge scheinen jedoch jetzt ziemlich klar, wiewohl sie in liberalen Kreisen noch nicht bekannt sind. Erstens, daß die Teilung Polens ein in der Geschichte Polens unvermeidliches Ereignis war, ebensowohl eine Tat der allmächtigen Vorsehung und der ewigen Naturgesetze als der armen daran beteiligten irdischen Souveräne. Und zweitens, daß Friedrich nichts Besonderes damit zu tun hatte und in bezug auf die erste Veranlassung und Verursachung gar nichts.

Gewiß ist, daß die Forderungen der ewigen Gerechtigkeit erfüllt werden müssen. Unter den irdischen Werkzeugen, welche an der Erfüllung derselben beteiligt sind, kann es alle Grade von Schuld und auch von Verdienst geben. Von dem eines Weltwüterichs Attila, der Gottesgeißel, der sich nur seiner Wildheit und Begehrlichkeit bewußt ist, bis zu dem eines heroischen Cromwell, der es heilig weiß, daß er auf Gefahr seiner Seele, in Tredah und bei anderen furchtbaren Gelegenheiten, Gottes Urteile an den Feinden Gottes vollzieht. Wenn die Gesetze und Urteile wirklich die Gottes sind, so kann es kein offenbareres Verdienst geben, als sie zu beschleunigen, ohne Rücksicht auf das Gebell der Zeitungsschreiber und der Hunde am Wege, und sie so bald als möglich unter den widerspenstigen Sterblichen zur Geltung zu bringen! Ich finde nicht, daß Friedrich in bezug auf Polen vom moralischen Gesichtspunkt aus irgendein beträchtliches Verdienst noch eine beträchtliche Schuld hatte, sondern daß er einfach annahm und in seine Tasche steckte, was die Vorsehung schickte. Er selbst betrachtet es offenbar in diesem Licht und gibt sich keine Mühe zu verhehlen, von wie hohem Werte Westpreußen für ihn war. Wir rühmten seine Erzählung als höchst wahrhaft und als die einzige in allen Punkten vollkommen verständliche. In seiner Vorrede dazu, die einige Jahre später

[1] Aus „Zeitgenossen XI. 29", angeführt bei Preuß IV. 39.
[2] Oeuvres de Frédéric XXIII. 257.

geschrieben wurde, ist er noch offener. Indem er dort dies eine Mal und vorher oder nachher in der ersten Person spricht, sagt er:

„Diese neuen Anmaßungen“ (der Zarin, das religiöse Faulfieber der Polen durch ihr Kommandowort zu mildern) „brachten ganz Polen zum Aufstand“ (zu der Konföderation von Bar und dem von Friedrich besungenen Krieg der Konföderierten). „Die Granden des Königreichs flehten die Hilfe der Türken an. Sofort flammte ein Krieg auf, in welchem die russischen Heere sich nur zu zeigen brauchten, um die Türken bei jedem Zusammenstoß zu schlagen.“ Seine Majestät fährt fort: „Dieser Krieg aber veränderte das ganze politische System Europas.“ (Der allgemeine diplomatische Tanz Europas wurde durch solchen Wechsel der Musik plötzlich in Verwirrung gebracht.) „Eine neue Bahn öffnete sich, und man hätte entweder ohne Weltkenntnis oder sonst in stupide Schlafsucht versunken sein müssen, um nicht aus einer so vorteilhaften Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Ich hatte Bojardos schöne Allegorie gelesen[1]; ich ergriff diese schöne Gelegenheit beim Schopf, und es gelang mir durch Unterhandlungen und Intrigen“ (aufrichtiger König!), „unsere Monarchie für ihre früheren Verluste zu entschädigen, indem ich Polnisch-Preußen meinen alten Provinzen einverleibte[2].“

Hier ist ein königlicher Geschichtschreiber, der bei seinen Erzählungen keinen Schminktopf gebraucht — dessen Wort (und das ist alles, was wir gegenwärtig darüber sagen wollen) man vollkommen glaubwürdig finden wird, eine Darstellung der Tatsache, wie diese ihm selbst erschien. Was folgt, erfordert keine Bestätigung. „Diese Erwerbung war eine der wichtigsten, die wir machen konnten, weil sie Pommern mit Ostpreußen verband, und weil wir, indem sie uns zu Herren der Weichsel machte, den doppelten Vorteil gewannen, jenes Königreich (Ostpreußen) verteidigen

[1] Bedeutet nur „Nutze die Gelegenheit!“; doch hier ist die Stelle selbst:

„Quante volte le disse: ‚O bella dama,
Conosci l'ora della tua ventura,
Dapoi che un tal Baron più che se t'ama,
Che non ha il Ciel più vaga creatura.
Forse anco avrai di questo tempo brama,
Che 'l felice destin sempre non dura;
Prendi diletto, mentre sei su 'l verde,
Che l'avuto piacer mai non si perde.
Questa età giovenil, ch' è si gioiosa,
Tutta iu diletto consumar si deve,
Perchè quasi in un punto ci è nascosa:
Come dissolve 'l sol la bianca neve
Come in un giorno la vermiglia rosa
Perde il vago color in tempo breve,
Così fugge l'età com' un baleno,
E non si può tener, che non ha freno‘“

(Bojardo, Orlando Innamorato, lib. I. cant. 2.)

[2] Oeuvres de Frédéric (Vorrede zu Mémoires depuis 1763 jusqu'à 1774) VI. 6, 7; „die Mémoires“ (deren erstes Kapitel den ganzen Teil enthält) „wurden beendet 1775, die Vorrede ist von 1779.“

und ansehnliche Zölle von der Weichsel beziehen zu können, da der ganze polnische Handel über diesen Fluß geht[1]."

Ja fürwahr! Unsere Interessen sind sehr sichtbar. Und die Interessen und Wünsche und Ansprüche Polens — verdienen diese nirgends ein Wort von dir, o König? Nirgends, soweit ich habe bemerken können, findet sich eine Erwähnung derselben oder eine Anspielung auf dieselben, obgleich die Welt noch so überzeugt ist, daß sie vielleicht etwas bedeuteten und nicht nichts! Was sehr merkwürdig ist. In dem ganzen Umfange meiner Lektüre bin ich keinem Selbstbiographen begegnet, dem weniger daran liegt, sich in bezug auf Punkte, über welche seine Zuhörer verschiedener Meinung sind, und die ihm von vielen derselben als Verbrechen ausgelegt werden, zu verteidigen. Man sucht umsonst nach dem Schatten einer Verteidigung in bezug auf solche Punkte. In rascher, schmuckloser Übersicht gibt er die Folge der Tatsachen, als wäre er schon im voraus eures günstigen Urteils sicher, oder aufs höchste gleichgültig dagegen, wie euer Urteil ausfallen mag. Er läßt seine Handlungen fallen wie der Strauß seine Jungen, daß sie sich in der Wildnis zurechtfinden, so gut sie eben können, und eilt weiter auf seinem Wege. Diese Art und Weise, die wir schon in früheren Zeiten auch in bezug auf Schlesien bemerkten, hat ihm bei der großen Menge der Leser sehr geschadet. Einer Menge, die bei ihrem vorgefaßten Argwohn gegen den Menschen um so verdrießlicher ist, als sie ihn nicht im geringsten bekümmert sehen, ob er bei dem Leser gut steht oder schlecht — so schlecht, als es dem Leser gefällt!

Für dritte Personen, scheint es, ist die Versuchung, als Verteidiger für ihn aufzutreten, gering, da er selbst so völlig unvorbereitet ist, euch dafür zu danken. Aber aus anderen Gründen und um einer besseren Klasse von Lesern willen, sieht eine dritte Person sich genötigt zu bemerken: 1. Daß kaum irgendein uns bekannter Herrscher in seinem allgemeinen Verhalten, wenn man dasselbe untersuchen will, die Grenzen seiner Nachbarn strenger respektierte und seine eigene Straße wanderte, sorgsam, niemandem auf die Zehen zu treten, wenn es zu vermeiden war. Ein Herrscher, der zu allen Zeiten sich streng und wohltätig auf das beschränkte, was zu seinem Wirkungskreise und zu ihm selbst gehörte. 2. Daß er deshalb dem Anschein nach Polen als einen in seiner Erfahrung einzigen Ausnahmefall betrachtet haben muß. Als den Fall einer sterbenden Anarchie, die, als Aas auf die große Heerstraße der Welt hingesunken, niemandem besonders gehörte, dem Zerlegen ausgesetzt war (ja es aus Gesundheitsrücksichten erforderte, wäre man ein umherziehender Rhadamanthus, was man nicht ist!) — dem Zerlegen ausgesetzt, bei einer großen und kritisch drängenden Veranlassung. Unmöglich, Fragen an Polen selbst zu richten; wichtig ist nur die Zustimmung der Umstehenden und die mäßige Gewißheit, daß niemand einen schroff unverhältnismäßigen Anteil erhielt! Das muß die Ansicht gewesen sein, welche ein gerechter Friedrich oder selbst ein an genaue doppelte

Buchführung gewöhnter Friedrich sich in der Stille über Polen gebildet hatte.

Ob seine Ansicht wissenschaftlich richtig und dem wirklichen Sachverhalt gemäß war, ist eine Frage, auf welche ich mich nicht einzulassen denke, noch weniger darauf, ob er moralisch im Rechte war, oder ob es nicht, den Sachverhalt zugestanden, eine höhere Rechtschaffenheit war, im Einklang damit zu handeln. Dies sind Fragen, worüber ein Herausgeber seine Meinung haben kann, teils eine seit langer Zeit abgeschlossene, teils eine nicht abgeschlossene oder in menschlicher Sprache gar nicht abschließbare oder aussprechbare Meinung. Und er mag es sorgsam vermeiden, dieselbe seinen Lesern aufzudrängen, und ihnen nur raten, mit ihrer eigenen besten Augenkraft zu sehen, taub zu bleiben gegen jenen vielfältigen Lärm, der offenbar blind ist, und zu denken, was man ihrer Ansicht nach über einen solchen Gegenstand denken kann. Denn wäre die Sache auch noch so gerecht, angebracht und nötig, so handelt es sich doch in ihr um einen Fall von L y n c h g e r i c h t, worüber kein gesprochenes Wort der Billigung oder der Verteidigung erlaubt ist. Ist doch Lynch ein gefährlicher Gesetzgeber selbst dann, wenn er unvermeidlich ist! —

Denn zugegeben, daß die polnische Nation eine seit Jahrhunderten durch die ewigen Gesetze des Himmels dem Tode verfallene Anarchie war, welche dann natürlich allmählich begraben, oder von den Nachbarn, wäre es auch nur aus Gesundheitsrücksichten, verzehrt werden mußte, so folgt daraus doch keineswegs das Recht der irdischen Nachbarn, die eine solche Ansicht gefaßt haben — selbst zugegeben, daß dieselbe gerecht und eine wahre Auslegung der schweigenden aber unerbittlich sichern Beschlüsse des Himmels wäre — offen zu erklären, daß sie, diese freiwilligen irdischen Nachbarn, berechtigt sind, über das arme sterbende oder tote Aas herzufallen und es unter freundschaftlicher Verteilung der Haut und der Schuhe zu schinden und zu begraben! Selbst wenn es gewiß wäre, daß die unglückliche polnische Nation, die während der letzten vierzig Jahre mit ganz besonderer Schnelligkeit dem Tode zueilte, unter den gegenwärtigen Umständen, da eine solche heulende Kanaille von türkischen Janitscharen und Geiern der Schöpfung um sie her geschäftig war, wirklich rasche Wundarztkunst der gewöhnlichen Art von ihren Nachbarn erforderte — so werden und müssen die Nachbarn dies Geschäft auf ihre eigene Gefahr hin besorgen. Wenn der Himmel sie dazu bestimmte, so wird der Himmel sie gewiß endlich rechtfertigen, und inzwischen hat (wie ich glaube) derselbe Himmel für mehrere Generationen bestimmt, daß die Erde sie mit ziemlicher Einstimmigkeit verdammen soll. Das Geschrei, die schäumenden Flüche der irrenden Menschheit sind in solchen Fällen die einzige Sicherheit der Menschheit gegen die so furchtbar mögliche übergroße Bereitwilligkeit wundärztlicher Nachbarn.

Ach ja, meine so bestimmt auftretenden Freunde, hier wie so oft sonst ist die Lösung des Rätsels nicht Logik, sondern Schweigen. Wenn ein dunkles menschliches Individuum das Maß seiner verstockten Torheiten, Sünden und Missetaten erfüllt hat, so ist der Galgen, so sind Gesetze für ihn da, und ihr könnt ihn, auf bestimmte gesetzmäßige Art zu allgemeiner Befriedigung hängen und ihm ein Ende machen. Auch die Nationen, ihr könnt euch sicher darauf verlassen, erfordern dasselbe Verfahren und werden demselben unfehlbar unterworfen werden. Denn die Gerechtigkeit des Himmels mit oder ohne geschriebene Gesetze ist das Unerläßlichste und Unvermeidlichste, was ich in dieser Welt kenne. Ohne sie ist kein Auskommen, und sie kommt gewiß. Und die Richter und Henker werden in diesem letzteren Falle, wie wir bemerken, nicht von den Schöffen der Grafschaften und unter allgemeinem Läuten der Glocken hinein- und hinausgeleitet — nicht auf solche Art in dem letzteren Falle, sondern ganz anders!

Und jetzt, indem wir diesen ärgerlichen Gegenstand verlassen, wollen wir einen Blick — nur einer ist erlaubt — auf die weit nützlichere Frage werfen, welche vermutlich eines Tages die einzige in dieser Angelegenheit sein wird. Was wurde aus dem armen Westpreußen unter Friedrich? Herr Dr. Freytag, ein Mann von gutem Namen in der Literatur, hat in einem seiner neuesten Bücher über die Geschichte des Volkes[1] diesen Gegenstand ernstlich in Erwägung gezogen, nachdem er sich, weit besser, als mir dies möglich sein würde, darüber unterrichtet. — Aus ihm sind die nachfolgenden Stellen von einer kundigen Hand exzerpiert und mit Überschriften versehen worden.

Erwerbung von Polnisch-Preußen. „Mehrere hundert Jahre hindurch waren die vielgeteilten Deutschen durch eroberungslustige Nachbarn eingeengt und geschädigt worden. Friedrich war der erste Eroberer, welcher wieder die deutschen Grenzen weiter nach Osten hinausschob und den Deutschen wieder die nachdrückliche Mahnung gab, daß sie die Aufgabe haben, Gesetz, Bildung und Freiheit, Kultur und Industrie in den Osten Europas hineinzutragen. Friedrichs ganzes Land, einige altsächsische Territorien ausgenommen, war den Slawen durch Gewalt und Kolonisation abgerungen. Niemals seit der Völkerwanderung des Mittelalters hatte der Kampf um die weiten Ebenen im Osten der Oder aufgehört. Sooft die Waffen ruhten, stritten die Politiker fort."

Verfolgung der deutschen Protestanten in Polen. „Gerade in dem Jahrhundert der Aufklärung wurde in diesen Landschaften die Verfolgung der Deutschen fanatisch; eine protestantische Kirche nach der anderen wurde eingezogen, niedergerissen, die hölzernen angezündet. War eine Kirche verbrannt, so hatten die Dörfer das Glockenrecht verloren; deutsche Prediger und Schullehrer wurden verjagt und schändlich mißhandelt. Vexa Lutheranum, dabit Thalerum, wurde das gewöhnliche Sprichwort der Polen gegen die Deutschen. Ein protestantischer Starost von Gnesen, ein Unruh aus dem Hause Birnbaum, wurde zum Tode mit Zungenausreißen und Handabhauen verurteilt, weil er aus deutschen Büchern beißende Bemerkungen gegen die Jesuiten in ein Notizbuch geschrieben hatte. Patriotische ‚Konföderierte von Bar', im Bunde mit allem raublustigen Gesindel des Landes, zogen plündernd umher, über-

[1] G. Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes (Leipzig 1862).

fielen kleinere Städte und deutsche Dörfer. Der polnische Edelmann Roskowski" (ein berühmter ‚symbolischer Edelmann') „zog einen roten und einen schwarzen Stiefel an. Der eine sollte Feuer, der andere Tod bedeuten. So ritt er brandschatzend von einem Ort zum anderen, ließ endlich in Jastrow dem evangelischen Prediger Willich Hände, Füße und zuletzt den Kopf abhauen und die Glieder in einen Morast werfen. Dies geschah im Jahre 1768."

In was für einem Zustande Friedrich die polnischen Provinzen fand. „Nur einige größere deutsche Städte, welche durch Mauern geschützt, und einige Landstriche, die ausschließlich von Deutschen bewohnt wurden, wie die Niederung bei Danzig, die Dörfer unter der milden Herrschaft der Zisterzienser von Oliva und die wohlhabenden deutschen Ortschaften des katholischen Ermlands, lebten in erträglichen Zuständen. Andere Städte lagen in Trümmern, wie die meisten Höfe des Flachlandes. Bromberg, die deutsche Kolonistenstadt, fanden die Preußen in Schutt und Ruinen. Es ist noch heute nicht möglich, genau zu ermitteln, wie die Stadt in diesen Zustand gekommen ist[1]. Kein Geschichtschreiber, keine Urkunde, keine Aufzeichnung gibt Bericht über die Zerstörung und das Gemetzel, welches dort in dem ganzen Netzedistrikt während der letzten zehn Jahre vor der Ankunft der Preußen stattgefunden haben muß. Die Stadt Kulm hatte aus alter Zeit ihre wohlgefügten Mauern und stattlichen Kirchen erhalten; aber in den Straßen ragten die Höhlen der Hauskeller über das morsche Holz und die Ziegelbrocken der zerfallenen Gebäude empor; ganze Straßen bestanden nur aus solchen Kellerräumen, in denen elende Bewohner hausten. Von den vierzig Häusern des großen Marktplatzes hatten achtundzwanzig keine Türen, keine Dächer, keine Fenster und keine Eigentümer. In ähnlicher Verfassung waren andere Städte."

„Bei dem Landvolk war Brot fast unbekannt. Viele hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen gegessen; in wenig Dörfern stand ein Backofen. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt. Das Hauptstück des elenden Hausrats war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser" (und ‚Polack, Katholik!' wenn ein Tropfen Branntwein hinzugefügt wird). „Auch der Bauernadel" (eine nicht votierende, untergeordnete Rasse) „unterschied sich kaum von den Bauern. Er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln über die ungedielten Fußboden seiner Hütte." — — „Es war ein verlassenes Land ohne Zucht, ohne Gesetz und ohne Herrn. Auf 600 Quadratmeilen wohnten 500 000 Menschen, kaum 850 auf der Meile."

Er geht an die Arbeit. „Gerade die verrotteten Zustände des Landes waren reizvoll für Friedrich. Und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorgfalt, wie eine treue Mutter wusch und bürstete, neu kleidete, zu Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, da warf er schon" (bereits am 4. Juni 1772 und mehr noch am 13. September desselben Jahres[2]) „eine Schar seiner besten Beamten in die Wildnis. Die Landschaften wurden in kleine Kreise geteilt, die gesamte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert und jeder Kreis mit einem Landrat, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen. Eine Kompanie von 187 Schulmeistern wurde in das Land geführt — der würdige Semler hatte einen Teil derselben ausgesucht und eingeübt — Haufen von deutschen

[1] „Neue preußische Provinzialblätter, Jahrg. 1854, Nr. 4. S. 259."

[2] Man sehe seine neue Unterredung mit Roden, unserem Weseler Bekannten, der ein Hauptleiter dieser Unternehmungen war (Preuß IV. 57, 58), das Datum der Unterredung ist „11. Mai 1772" — Roden war am „4. Juni" desselben Jahres an Ort und Stelle, fing aber wegen der österreichischen Verzögerungen erst am 13. September an.

Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher. Überall begann ein Graben, Hämmern und Bauen, die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen, neue Kolonistendörfer wurden ausgesteckt und neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, welcher in einem Lauf von drei Meilen die Weichsel durch die Netze mit der Oder und Elbe verbindet. Ein Jahr, nachdem der König den Befehl erteilt, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge" und 40 Tonnen Gehalt „nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch diese neue Wasserader wurden weite Strecken Landes entsumpft und sogleich von deutschen Kolonisten bevölkert.

Wie man sein siebenjähriges Ringen im Kriege übermenschlich nennen darf, so war auch jetzt in seinen Arbeiten etwas Ungeheures, was seinen Zeitgenossen" (wenn meine Phantasie mich nicht mißleitet „zuweilen überirdisch und zuweilen unmenschlich schien. Es war groß, aber es war auch furchtbar, daß ihm das Gedeihen des Ganzen in jedem Augenblick das Höchste war und das Behagen des einzelnen so gar nichts. Wenn er in dem Sumpflande der Netze mehr die Stiche der 10 000 Spaten zählte als die Beschwerden der Arbeiter, welche am Sumpffieber in den Lazaretten lagen, die er ihnen errichtet [1], wenn er ruhelos mit seinem Fordern auch der schnellsten Tat voraneilte — so verband sich mit der tiefen Ehrfurcht und Hingebung in seinem Volke auch eine Scheu, wie vor einem, dem nicht irdisches Leben die Glieder bewegt" (äußerst phantasievoll!). — — „Und als Goethe, selbst ein Greis, sein letztes Drama schloß" (den zweiten Teil des Faust), „da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht [2]."

Diese Angaben und Ausführungen Freytags können meine Leser, abgesehen von gelegentlichen Ausschmückungen poetischer Gefühle, wie ich glaube, als wesentlich wahr und als ein richtiges Bild des Sachverhalts annehmen. Und hiermit, con la bocca dolce, wollen wir von diesem Mahl des Schreckens aufstehen. Daß Friedrich das Land befestigte, daß er ein uneinnehmbares Graudenz und zwei andere Festungen baute, welche das Land und ihn auf jener östlichen Seite hinfort uneinnehmbar machten, werden alle Leser glauben. Friedrich ist in dieser Zwischenzeit mit dem Bau verschiedener Festungen beschäftigt gewesen, obgleich wir keine Notiz davon genommen haben. Er hat vieles gebaut und ausgebessert und besonders sein Militärwesen als das wichtigste von allem wieder in den alten Stand gesetzt. Er hat seine neue schlesische Festung Silberberg — eine große Festung, die auf gewisse gefährliche böhmische Tore herabsieht (auf Tobias Stusches Land, wenn die Leser sich eines alten, jetzt mythischen Abenteuers erinnern [3]) — sein neues schlesisches Silberberg, sein neueres polnisches Graudenz und viele andere und schmeichelt sich, daß er jetzt auf keiner Seite zu überwältigen ist.

Ein Friedrich, der rastlos arbeitet, besonders in Polen. Unter was für umgebenden Fluten verwünschender Ausrufe und lügenhaften Geschreies

[1] Vgl. Preuß IV. 60—71.
[2] G. Freytag, Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes (Leipzig 1862) S. 397—408.
[3] Vgl. Bd. III S. 190 f. D. Übers.

eines schlecht unterrichteten Publikums, ist jetzt nicht der Erwähnung wert. Nichts als verworrene Gerüchte von der Pamphlet- und Zeitungssorte, die, wenn man ihnen eine lange Zeit durch dick und dünn nachgejagt ist, meist in Null und in dem zornigen Dunkel eines armen menschlichen Gehirns enden. Oder sogar als günstiges Zeugnis dienen für diesen Hauptarbeiter, für den gesunden Sinn und besonders für die Geduld, die er zeigt. Zum Beispiel die Erzählung von den „polnischen Städten und Dörfern, welchen dieser Tyrann den Befehl erteilt, daß jedes soundso viele heiratsfähige Mädchen liefern, und daß jedes Mädchen als Hochzeitsgabe von ihren Eltern 1 Federbett, 4 Kissen, 1 Kuh, 3 Schweine und 3 Dukaten mitbringen soll". — In welchem wünschenswerten Zustande dieser tyrannische König „sie in brandenburgische Staaten schickte, damit sie sich dort verheirateten und die Bevölkerung vermehrten[1]". Federbetten, Schweine und Dukaten hatten ihren Wert in Brandenburg; aber waren Mädchen eine solche Seltenheit dort? Ein höchst wunderbarer neuer Raub der Sabinerinnen, für welchen Herr Preuß keine Basis oder Quelle finden kann — auch ich kann es nicht, außer in dem Gehirn des hochehrwürdigen Lindsey und seiner lauten, oben erwähnten Briefe über Polen.

Auch Danzig und die Hafenzölle, was für ein Fall! Der Hafen von Danzig, das heißt der Netzefluß, gehört hauptsächlich Friedrich. Nicht aber die Stadt Danzig — das war die erhabene Grille der Zarin bei den jüngsten Teilungsverträgen. Nicht gut, ihr zu widersprechen unter den damaligen Umständen und noch weniger nachher, obgleich mehr als genug Schikanen daraus hervorgingen. „Und es war ihr ihrer eigenen Bequemlichkeit halber nicht unangenehm, diesen Dorn in des Königs Fuß zu lassen", denkt der König, wiewohl er erkennt, daß es besonders dem Einfluß Englands auf ihren grandiosen Geist zuzuschreiben war. England, das unter diesem neuen Besitzer für seinen Ostseehandel besorgt wurde und eine ehrgeizige Zarin anstachelte, die menschliche Freiheit zu schützen, und einen aufgeblasenen Bürgermeister von Danzig, für ebendieselben aufzustehen. Wobei es ein entsetzliches Geschrei in den Zeitungen machte, gegen den besagten Besitzer des Danziger Hafens in furchtbar schlechte Laune geriet und sich bis auf den heutigen Tag nicht ganz davon erholt hat. Lindseys Polnische Briefe sind bei dieser Veranlassung wieder sehr vernehmlich; ebenso seine Seven Dialogues on Poland, über welche wir, teilweise um des erloschenen Lindsey willen, noch eine kleine Stelle anführen und dann schließen wollen.

Am 2. März 1775 schreibt Friedrich als Antwort an Voltaire: „Die Polnischen Dialoge, von welchen Sie sprechen, sind mir nicht be-

[1] Lindsey, Letters on Poland (Brief 2) S. 61; Peyssonell (in einem französischen Buche, „das er feierlich Ludwig XVI. und der Konstituierenden Versammlung überreichte", angeführt bei Preuß IV. 85) usw.

kannt. Ich denke über solche Satiren mit Epiktet: ‚Wenn sie etwas Wahres über dich enthalten, so bessere dich; wenn es Lügen sind, so lache darüber.' Ich habe es mit den Jahren gelernt, ein ruhiges Kutschpferd zu werden; ich laufe meine Bahn wie ein fleißiger Traber und kümmere mich nicht um die kleinen Hunde, die am Wege bellen."

Und dann, drei Wochen nachher:

„Ich habe endlich die sieben Dialoge über Polen erhalten und auch ihre Geschichte erfahren. Der Verfasser ist ein Engländer namens Lindsey, ein Pastor von Profession und Hauslehrer bei dem kleinen Fürsten Poniatowski, Neffen des Königs von Polen." — Neffe Joseph, Andreas' Sohn, nicht der unausgezeichnete Neffe, so wollen wir um des armen, lärmenden Lindsey willen annehmen! „Es geschah auf Anregung der Czartoryskis, der Oheime des Königs, daß Lindsey diese Satire verfaßte — zuerst in englischer Sprache. Als die Satire fertig war, sahen sie, daß in Polen keiner sie verstehen würde, wenn man sie nicht ins Französische übersetzte, was demnach geschah. Aber da ihr Übersetzer kein Geschick hatte, schickten sie die Dialoge an einen gewissen Gérard, der damals französischer Konsul in Danzig war und gegenwärtig in Ihrem auswärtigen Amt unter M. de Vergennes angestellt ist. Dieser Gérard, dem es nicht an Witz fehlt, der mir aber die Ehre erweist, mich von Herzen zu hassen, retouchierte diese Dialoge und brachte sie in die Fassung, worin sie veröffentlicht wurden. Ich habe viel dabei gelacht. Hier und da kommen Gemeinheiten und Plattheiten von der schalen Sorte vor, aber es sind doch auch Züge von wirklichem Witz darin. Ich werde diesen Ohrenbläser nicht mit Gänsefedern bekämpfen. Wie Mazarin sagte: ‚Die Franzosen mögen singen, vorausgesetzt, daß sie uns handeln lassen[1].'"

[1] Oeuvres de Frédéric XXIII. 319—321, „Potsdam, 2. März 1775" und am „25. März" desselben Jahres. S. Preuß III. 275, IV. 85.

Fünftes Kapitel / Ein Kapitel über vermischte Vorgänge

Nach Neustadt hatten Kaiser Joseph und der König keine Zusammenkünfte mehr. Kaunitz' Benehmen bei den nachfolgenden Friedens- und Teilungsangelegenheiten hatte die beiden Herrscher einander völlig entfremdet. Freundschaftlichen Besuchen war ein sehr verschiedener Zustand gegenseitiger Gefühle gefolgt, die (so groß war der bei einigen von uns sichtbare „grenzenlose Ehrgeiz") sich immer mehr vertieften und verschlimmerten, statt sich zu bessern oder zu mildern. Friedrich hatte das Porträt Josephs an einer in die Augen fallenden Stelle seines Wohnzimmers hängen. Als jemand hierüber eine Bemerkung machte, antwortete Friedrich: „Ja, ja! Ich muß diesen jungen Herrn im Auge behalten." Und in der Tat kann der Rest der politischen Tätigkeit Friedrichs von dieser Zeit an bezeichnet werden als eine immer wachsame Verteidigung seiner selbst und des Deutschen Reiches gegen die Übergriffe Österreichs, die für ihn während dieser Jahre die große, drohende Gefahr bildeten, und die für uns in der Gegenwart so unaussprechlich uninteressant geworden und keiner Erzählung wert sind. Die österreichischen Übergriffe erwiesen sich nicht als die Todesgefahr, welche die Welt in Friedrichs letzten Jahren überschattete! —

Es sind dies deshalb Jahre, in welchen das historische Interesse immer mehr abnimmt und nur das biographische, sofern biographische Tatsachen erreichbar sind, übrigbleibt. Friedrichs industrielle, ökonomische und andere königliche Tätigkeiten sind so schön als je, können aber unseren Lesern innerhalb der uns gesetzten Grenzen nicht mit Vorteil dargestellt werden. Begebenheiten von welthistorischem Interesse tragen sich nach der Teilung Polens nicht zu, oder Friedrich ist nicht daran beteiligt. Es ist ein trübes Element, seine Bedeutung hauptsächlich deutsch oder preußisch, nicht europäisch. Was menschlich Interessantes darin zu entdecken ist — wenigstens solange der österreichische Groll in einem chronischen Zustand bleibt und keinen akuten Anfall hat — will ich hier in der Form abgesonderter, passend geordneter und lesbar gemachter Fragmente mitteilen in

der Hoffung, daß diese noch etwas Lichtglanz für den Leser enthalten und den umgebenden Wust, der leider dunkel bleiben muß, etwas verständlicher machen werden. Unser erstes Stück stammt aus dem Winter oder Spätherbst 1771, während die Lösung der polnischen Wirren sich noch in ihrer einleitenden Phase befindet, vollkommen fertig in des Künstlers Geist, auch der Zustimmung Rußlands gewiß, aber noch der Widerspenstigkeit und den Widersprüchen von Kaunitz ausgesetzt ist.

Herr Doktor Zimmermann, der berühmte Verfasser des Buches „Über die Einsamkeit", wandelt in der Dämmerung eines Oktoberabends ehrfürchtig vor Friedrichs Tür und hat am folgenden Tage eine Zusammenkunft mit dem König.

Freitag abend, 25. Oktober 1771, ist das Datum von Zimmermanns nachdenklichem Wandeln — zwischen den blassen Statuen in den herbstlichen Gartenanlagen von Sanssouci (besser als der beste Rialto [1]) — während die ewigen Sterne zu Häupten auftauchen und das vergängliche Kerzenlicht König Friedrichs in der Nähe schimmert.

„Zu Sanssouci," sagt er in seinem berühmten Buche, „wo jener alte Kriegsgott seine Donnerkeile schmiedet und Werke seines Geistes für die Nachwelt schreibt; wo er sein Volk regiert, wie der beste Vater sein Haus; wo er in der einen Hälfte des Tages die Bitten und Klagen des geringsten Bürgers und Landmanns liest und seinem Lande von allen Seiten mit erstaunlichen Geldsummen aushilft, ohne irgendeine Erstattung zu verlangen, ohne irgend etwas dabei zu suchen als das allgemeine Beste, und wo er in der andern Dichter ist und Philosoph; herrscht weit umher eine Stille, in der man den leisesten Hauch von jedem sanften Winde hört. Ich bestieg diesen Hügel zum erstenmal im Winter" (im Spätherbst, 25. Oktober 1771, an der Grenze des Winters) „in der Abenddämmerung. Als ich dieses Welterschütterers kleines Haus vor mir erblickte, schon nahe war an seinem Zimmer, sah ich zwar Licht, aber keine Wache vor des Helden Tür, keinen Menschen, der mich gefragt hätte, wer ich sei und was ich wolle. Ich sah nichts und ging frei und froh umher vor diesem kleinen und stillen Hause [2]."

Ja, Doktor, das ist euer Kriegsgott, thronend in leichter und freier Weise. Was die Schildwachen angeht, so glaube ich, daß jede Nacht welche von Potsdam herauf kommen, ein Korporal und sechs Gemeine; aber vielleicht geschieht dies zu einer späteren Stunde, vielleicht sitzen sie still

[1] Anspielung auf das Umherwandern Giaffirs, einer Charakterfigur in Otways Drama „Venice Preserved" auf dem Rialto in Venedig. D. Übers.

[2] Preuß I 387 („aus Zimmermanns Buch Über die Einsamkeit I. 110, Leipziger Ausgabe 1784").

im Hause, um keinen Lärm zu machen. Ein anderer Herr von nächtlichen Wandergewohnheiten bezeugt, daß er den König eines Nachts wirklich schlafend im Bette gesehen, während die Tür des Schlafzimmers halb offen stand[1]. Da Zimmermann am folgenden Tage eine Unterredung mit Seiner Majestät hatte, die wir mitteilen wollen, und da er überdies durch andere Unterredungen mit Friedrich und durch ein sonderbares Buch darüber, welche beide noch vor uns liegen, ein solches Aufsehen in der Welt gemacht hat — könnten die Leser etwas zu erfahren wünschen, wer oder was dieser Zimmermann ist, und gegen eine kurze Notiz über ihn, die gewiß nicht mit großer Bereitwilligkeit gegeben wird, nichts einwenden:

Johann Georg Zimmermann wurde geboren 1728 in Brugg im Kanton Bern, wo sein Vater, der etwas Vermögen und keine Beschäftigung gehabt zu haben scheint, „ein sehr geachteter Ratsherr war". Brüder oder Schwestern werden nicht erwähnt. Da die Mutter aus dem französischen Teile des Kantons stammte, lernte er beide Sprachen sprechen. Ging nach Bern für sein Latein und andere Schulstudien, dann nach Göttingen, wo er Medizin studierte unter dem einst großen Haller und anderen jetzt verdunkelten Berühmtheiten. Haller, selbst aus Bern, hatte Zimmermann zu sich ins Haus genommen und attachierte sich sehr an ihn. Haller kam im Jahre 1752 zu einem Sommerbesuch nach seinem heimatlichen Bern. Zimmermann, der inzwischen „einige Monate" in Frankreich, in Italien und England gewesen war, kam jetzt zurück und traf dort mit ihm zusammen. Aber der große Mann, der sich sehr leidend und sehr alt fühlte, beschloß, in Bern zu bleiben und nicht mehr zu reisen. Zimmermann wurde deshalb nach Göttingen geschickt, um Frau Haller nebst ihren Töchtern, Koffern und Effekten nach Bern in die Heimat zu begleiten. Dies tat er und brachte nicht bloß sie, sondern auch eine sanfte, talentvolle und ganz hübsche junge Göttinger Dame in ihrer Gesellschaft mit als seine eigene Frau. Mit dieser ließ er sich als Stadtphysikus in seinem heimischen Brugg nieder, von wo seine geliebten Hallers leicht zu erreichen waren und eine reichliche Praxis und alle Ehren, die in dem Orte erlangt werden konnten, seiner warteten.

Hier blieb er sechzehn Jahre, sehr fleißig, sehr erfolgreich in der Medizin und der Literatur, aber „geplagt von Hypochondrie"; denn er hatte eine sehr hohe Meinung von sich selbst und im allgemeinen eine zu dünne Haut für diese Welt. Hier schrieb er zuerst sein Buch über die *Einsamkeit*, ein Buch, welches während meiner jungen Tage in der ganzen Welt berühmt war (und vielleicht noch berühmt ist). Er schrieb es zum zweiten Male, *sehr erweitert*, etwa dreißig Jahre später[2]. Ich las es (in Merciers abgekürzter englischer Form, ohne Bilder darin wie in der obigen Ausgabe) in meiner frühen Knabenzeit — und verdanke ihm nichts, oder so gut als nichts. Zimmermann lebte viel allein, in Brugg und anderswo, sein ganzes Leben hindurch war die „Hypochondrie" seine Hauptgesellschaft. Und es war natürlich, aber nutzlos, daß er sich und anderen das Beste sagte, was sich für diese schlechte Einrichtung sagen ließ: Arme Seele! Er schrieb auch über *Erfahrung in der Arzneiwissenschaft* seinerzeit ein berühmtes Buch[3], desgleichen über Na=

[1] Preuß I 388.

[2] *Betrachtungen über die Einsamkeit*, von Doktor J. G. Zimmermann, Stadtphysikus in Brugg (Zürich 1756), vorläufig erst ein Band, 8⁰, Preis 5 Groschen; aber es wuchs mit den Jahren und kam (Leipzig 1784) umgearbeitet in 4 Bänden heraus — wurde „mit vielen Auslassungen" von Mercier ins Französische (Paris 1790) und ins Englische übersetzt (London 1791).

[3] „Zürich 1763—1764", später übersetzte ein gewisser Dobson es ins Englische.

tionalstolz, wurde berühmt in der ganzen Welt und war Mitglied zahlloser gelehrter Gesellschaften.

Alles dies machte das langweilige tote Brugg noch langweiliger und toter für ihn, völlig unpassend für einen Mann von so erhabener Begabung. Zahlreiche Grafen Stadion, Könige von Polen selbst, boten ihm Stellen an, von dem lebhaften Wunsche beseelt, einen solchen Mann zu besitzen und ihn aus dem langweiligen toten Brugg zu befreien. Aber er hatte die Hypochondrie und fürchtete immer, ihre Befreiung möchte ihn an einen noch langweiligeren Ort bringen. Endlich, in seinem vierzigsten Jahre, 1768, wurde ihm das Amt eines Hofmedikus in Hannover von Georg III., frommen Angedenkens, angeboten, und dieses beschloß er, anzunehmen, und lichtete demnach seinen Anker und nahm davon Besitz.

Ach, an dem Tore von Hannover „fiel sein Wagen um", brach seiner armen alten Schwiegermutter (die sich ohne Zweifel gefreut hatte, in ihre Heimat zurückzukehren) ein Bein und führte ihr Ende herbei — arme alte Seele — und den Beginn fortwährender Leiden, die zu erwähnen zu langweilig sein würde. Hypochondrie, Neid, Bosheit und Verleumdung seitens der medizinischen Welt Hannovers, eine Behandlung „seitens der alten steifleinenen Hofdamen, die mit Georg II. Kaffee getrunken hatten", „welche geeigneter war für einen Lohndiener" als für einen ausgezeichneten Arzt, unwürdige Behandlung in der Tat an vielen oder an den meisten Orten, der wieder Hypochondrie, schreckliche Leibesschäden (welcher Art wird nicht gesagt und ist auch nicht zu entdecken) folgten, „so daß ich Höllenschmerzen ausstand", weinend und zähneknirschend dasaß und keinen Brief nach dem Essen schreiben konnte, endlich hiernach die Krankheit und dann der Tod meiner armen Frau „nach fünfmonatlichen Qualen". Worauf im Jahre 1771 Zimmermanns Freunde — denn er hatte viele Freunde, ein Mensch von schönen Geistesgaben, hohen stolzen Gefühlen und zarter Empfindsamkeit, der in diese traurige Lage geraten war — sich zusammentaten, sein Haus in Hannover für ihn in Ordnung brachten (eine Gouvernante für seine Kinder und was sonst) und ihn nach Berlin schickten, wo er einen gewissen Meckel, einen unvergleichlichen Wundarzt, konsultieren und sich von seinem furchtbaren Leibesschaden (dessen erste Spuren in Brugg bemerkt wurden) heilen lassen sollte. Obgleich die meisten Leute meinten, er werde daran sterben. „Und ein angesehener Arzt in Hannover sagte mir selbst" (Zimmermann) eines Tages: ‚Ich höre, Dr. Soundso soll Ihre Pension haben, aber von Rechts wegen sollte sie mir zufallen. Denken Sie das nicht auch?'" Was „ich" über die Sache dachte, als ich sah, wie der gierige Mensch auf solche Weise „meine Haut zerlegte", mag man sich vorstellen! —

Der berühmte Meckel empfing seinen berühmten Patienten mit einem Edelsinn, welcher der heroischen Zeiten würdig war. Quartierte ihn in sein eigenes Haus ein, schaffte ihm die weichsten Betten und Vorkehrungen und redete ihm Trost und Hoffnung zu — der brave Meckel. Er versammelte endlich eines Morgens die geeigneten ärztlichen Persönlichkeiten und ging zu Zimmermann hinein, der sich mit dem vereinten Sinn eines Lammes und eines Löwen entkleidete, sich gottvertrauend auf sein Bett warf" (ob auf das Gesicht oder den Rücken, hören wir nicht) und dort von den Händen Meckels und seiner Kollegen in anderthalb Stunden mehr als 2000 Schnitte empfing, ohne ein Wort oder einen Ton von sich zu geben." Eine furchtbare Operation, brav ausgehalten und geschickt ausgeführt, wodurch der ‚Leibesschade', was es auch immer war, durch den edeln Meckel wirksam und auf immer entfernt wurde.

Gastfreundschaft und sanfte mildernde Pflege wurden nun von seiten Meckels und jedermanns verdoppelt. Die weise gütige Madame Meckel, die junge gütige Mamsell Meckel und der Sohn (der jetzt, 1788, in Göttingen Vorlesungen hält) — nicht nur diese, auch Schmucker, der Generalstabsarzt, und der ewig denkwürdige

Herr Generalchirurgus Madan, die beide an der Operation teilgenommen hatten — nicht allein diese, sondern allmählich sämtliche Notabilitäten der Berliner Welt, Ramler, Büsching, Sulzer, der Premierminister Herzberg, die Stallmeister des Königs und der Königin und ehrenwerte Männer und Frauen — trugen ihn „wie auf Engelsflügeln" der vollkommenen Genesung entgegen. Sprachen mit ihm, sangen und tanzten ihm vor (wenigstens die „Musen" und die weiblichen Meckels tanzten und sangen), und alle bargen ihn vor verzehrenden Sorgen, bis er nach zwölf Wochen wieder auf den Füßen war und mit seinem ‚Lebensretter' in der Nachbarschaft Ausflüge machen und das angenehme Herbstwetter zu fernerem Nutzen genießen konnte. Dies alles ist, obgleich Zimmermann es mit lächerlicher Übertreibung darstellt, wirklich rührend, schön und menschlich. Vielleicht nie in seinem Leben war er so glücklich, oder empfing er den tausendsten Teil menschlicher Hilfe, wie unter dem Dache dieses dreimal nützlichen Meckel — mehr Macht für Meckel!

Der Generalstabsarzt Schmucker hat den ganzen Siebenjährigen Krieg mitgemacht. Zimmermann, ein eifriger Heldenverehrer, wurde nie müde, ihn auszufragen, seinen Erzählungen über diesen großen Gegenstand zuzuhören — der um diese Zeit erst acht Jahre zurücklag. Auf ihren Ausflügen brachte Meckel ihn auch gegen Ende Oktober nach dem vier Meilen entfernten Potsdam, und sie wollten eine Nacht dort bleiben. Dies war der ewig denkwürdige Freitag, als wir zuerst den Hügel von Sanssouci erstiegen und unseren nachdenklichen Abendspaziergang dort machten — dem ein Morgen folgen sollte, welcher noch zehnmal denkwürdiger war, wie die Leser jetzt sehen sollen[1].

Am folgenden Tage hat Zimmermann eine Unterredung. Schmucker hatte seine Zimmer in Klein-Sanssouci, wo der König jetzt wohnte (Groß-Sanssouci oder Sanssouci schlechthin bedeutet in jenen Tagen, aber keineswegs in unseren, das „Neue Palais", das eben in seinem ersten vollen Glanze fertig geworden). De Catt, Friedrichs Vorleser, den wir gut kennen, war ein Genfer und seit langer Zeit mit Zimmermann bekannt. Schmucker und de Catt reizten insgeheim Friedrichs Neugier — vielleicht war ihm auch Zimmermanns Name und seine jüngste wundärztliche Operation bekannt. ‚Kann er französisch sprechen?' — ‚Seine Heimatssprache, Ihro Majestät.' Friedrich beabsichtigte halb und halb Zimmermann zu sehen, und der kluge de Catt kam an diesem glücklichen Sonnabend, „26. Oktober 1771", dem Tag nach Zimmermanns Ankunft in Potsdam, „um 1 Uhr nachmittags" (als der König gerade mit der Mittagstafel fertig war) „in unseren Gasthof und forderte mich auf, mir die Schönheiten von Sanssouci" (Groß-Sanssouci) „etwas anzusehen". Zimmermann ging gern; Catt ließ ihn in guten Händen, damit er die Schönheiten sähe. Er eilte seinerseits nach Klein-Sanssouci, kam zurück, führte Zimmermann dorthin und ließ ihn in zitternder Erwartung bei Schmucker, da er dachte, der König würde ihn vielleicht rufen lassen. „Ich zitterte zuweilen und freute mich dann wieder außerordentlich." Ich saß in Schmuckers Zimmer am Kaminfeuer, allein, eine ziemlich lange Zeit. „Das Zimmer, welches ehemals der Marquis d'Argens bewohnte" (der jetzt tot und in weiter Ferne begraben ist, gute, alte Seele) — als endlich um 1/25 Uhr Catt hereinstürzte, ganz atemlos vor Freude, und mir verkündete: ‚Se. Majestät verlangt Sie diesen Augenblick zu sprechen!' Zimmermann selbst soll den Rest erzählen.

„Ich sprang Hand in Hand mit Catt durch eine Reihe von Zimmern. ‚Hier', sagte Catt, ‚sind wir vor dem Zimmer des Königs!' — Das Herz klopfte mir bei-

[1] Jördens, Lexikon (§ Zimmermann) V. 632—658 (ein genauer und sogar beredter Bericht, wie diese Berichte von Jördens unerwarteterweise oft sind); Zimmermann selbst, Unterredungen mit Friedrich dem Großen (s. unten); Tissot, Vie de M. Zimmermann (Lausanne 1797) usw.

nahe aus dem Leibe heraus. Catt ging hinein; den Augenblick aber ging die Tür wieder auf, und Catt ließ mich hereintreten.

Mitten im Zimmer stand ein kleines eisernes Feldbett ohne Vorhang. Auf einer schlechten Matratze lag da König Friedrich, der Schrecken von Europa, ohne Decke, in einem alten blauen Roquelaure. Er hatte einen großen Hut mit einer weißen Feder auf dem Kopfe" (ein alter, weich getragener Hut, fast wie eine Mütze; die Feder steht nicht gerade in die Höhe, sondern liegt horizontal um die Krempe herum).

Der König nahm seinen Hut sehr gnädig ab, da ich noch etwa zehn Schritte von ihm entfernt war, und sagte auf französisch" (sowie dann auch die ganze Unterredung in französischer Sprache fortgesetzt ward): ‚Treten Sie näher, Herr Zimmermann!'

„Ich kam bis auf zwei Schritte vor den König, indes er zu Catt sagte: ‚Rufen Sie Schmucker auch herein!' Herr Schmucker kam, stellte sich hinter den König gegen die Wand, und Catt stand hinter mir. Nun fing die Unterredung an."

König. ‚Ich höre, daß Sie Ihre Gesundheit in Berlin wiedergefunden haben und wünsche Ihnen dazu Glück.'

Ich. ‚Mein Leben habe ich in Berlin wiedergefunden; aber in diesem Augenblicke, Sire, finde ich hier ein noch größeres Glück.' (Ach!)

König. ‚Sie haben eine grausame Operation ausgestanden. Sie haben wohl entsetzlich gelitten?'

Ich. ‚Sire, es war der Mühe wert.'

König. ‚Ließen Sie sich vor der Operation binden?'

Ich. ‚Nein. Ich wollte meine Freiheit behalten!'

König. (sehr freundlich lachend). ‚Oh, Sie betrugen sich als ein braver Schweizer! Aber sind Sie auch ganz hergestellt?'

Ich. ‚Sire, ich habe alle Wunder Ihrer Schöpfung in Sanssouci und Potsdam besehen und befinde mich wohl dabei.'

König. ‚Das freut mich. Aber Sie müssen sich in acht nehmen, und insonderheit sich nicht zu Pferde setzen.'

Ich. ‚Es wird mir sanft und leicht sein, die Ratschläge Ew. Majestät zu befolgen.'

König. ‚Aus welcher Stadt im Kanton Bern sind Sie gebürtig?'

Ich. ‚Aus Brugg.'

König. ‚Ich kenne diese Stadt nicht.'

(„Das wundert mich nicht, dachte ich!")

König. ‚Wo haben Sie studiert?'

Ich. ‚In Göttingen. Haller war mein Lehrer.'

König. ‚Was macht Herr Haller?'

Ich. ‚Er schließet eben seine literarische Laufbahn mit einem Roman.' („Usong war damals eben herausgekommen" — kein Sterblicher liest jetzt ein Wort davon, und der große Haller ist schon schrecklich vergessen!)

König. ‚Ach, das ist schön! — Nach welchem System behandeln Sie Ihre Kranken?'

Ich. ‚Nach keinem.'

König. ‚Aber es gibt doch Ärzte, deren Methoden Sie anderen vorziehen?'

Ich. ‚Vorzüglich liebe ich die Methode Tissots, der mein vertrauter Freund ist.'

König. ‚Ich kenne Herrn Tissot. Ich habe seine Schriften gelesen und schätze sie sehr hoch. Überhaupt liebe ich die Arzneikunst. Mein Vater wollte, daß ich mir einige Kenntnisse darin erwerbe. Er schickte mich oft in die Hospitäler, und zumal in die Hospitäler venerischer Kranken, weil diese durch Exempel predigen.'

Ich. ‚Und durch Schrecken! — Sire, die Medizin ist eine sehr schwere Kunst. Aber Ew. Majestät sind gewöhnt, alle Künste der Kraft Ihres Geistes zu unterwerfen und alles Schwere zu überwinden!'

König. ‚Ach nein, ich kann nicht alles überwinden, was schwer ist!‘ (den hartmäuligen Kaunitz zum Beispiel, der stockstill dasteht, sein rechtes Ohr der Türkei zugewandt, wie soll ich Kaunitz in Gang bringen!) „Hier ward der König etwas nachdenkend, schwieg eine kleine Weile und fragte mich sodann mit einem liebenswürdigen Lächeln: ‚Wie viele Kirchhöfe haben Sie angefüllt?‘ (Eine gewöhnliche Frage an Mitglieder seiner Fakultät.)

Ich. ‚Vielleicht manche in meiner Jugend! Aber, nun geht es besser, denn ich bin itzt mehr furchtsam als kühn.‘

König. ‚Sehr gut, sehr gut!‘

Hier ward die Unterhaltung äußerst lebhaft. Der König ward außerordentlich munter und examinierte mich nun als Arzt, wie mich im Jahre 1751, als ich in Göttingen Doktor werden wollte, meine Lehrer Haller, Richter, Sepner, Brendel" (und das vergelte ihnen der liebe Gott!) „nicht examiniert hatten! — Alle hitzigen Fieber und die wichtigsten unter den langwierigen Krankheiten ging der König in der Reihe mit mir durch. Er fragte mich, wie und wodurch ich jede dieser Krankheiten erkenne, wie und wodurch ich sie von verwandten Übeln unterscheide, wie ich dabei in einfachen und verwickelten Fällen verfahre, und wie ich alle diese Übel heile. Über die Verschiedenheit, die Zufälle, die Behandlungsart der Blattern zumal, fragte mich der König äußerst genau und sprach mit vieler Rührung von dem Prinzen seines Hauses, den vor einigen Jahren die Blattern hinrafften" — (wurde plötzlich dadurch aufgehalten, während er mit seinem Regiment auf dem Marsche war, „bei Ruppin, 26. Mai 1767". Dieser Prinz Heinrich ist der jüngere Bruder des nachfolgenden Königs, Friedrich Wilhelms II., der neben anderen Torheiten im Jahre 1792 mit solchem Erfolg in Frankreich einfiel. Wir kannten sowohl ihn als Heinrich recht gut als Knaben während der letzten Jahre des verflossenen Krieges. Der arme Heinrich war neunzehnjährig gestorben — noch ganz Heiterkeit, Liebenswürdigkeit und weiter nichts. Friedrich schickte eine Lobrede über ihn an seine Akademie[1], die in rührender und merkwürdiger Weise von wirklichem Kummer über diesen seinen jungen Neffen erfüllt, im übrigen aber inhaltlos ist — nichts als eine Flasche voll Seufzer und Tränen). „Dann kam er auf die Inokulation und auf eine unglaubliche Menge anderer arzneiwissenschaftlicher Gegenstände. In alle warf der König wahre Meisterblicke, sprach über alles mit der größten Sachkenntnis" (alles im Superlativ) „und mit ebensoviel Scharfsicht als Geist und Verstand.

Mit dem innigsten Vergnügen und mit der freiesten Seele antwortete ich dem Könige. Es ist aber auch wahr, daß er mich gewaltig hob und ermunterte. In einemfort sagte der König zu mir: ‚Das ist sehr gut! — Das ist vortrefflich gedacht und gesagt! — Ihre Heilungsmanier gefällt mir überaus wohl! — Ich freue mich, zu sehen, wie sehr unsere Denkart zusammenstimmt.‘ Oft hatte der König die Gnade, hinzuzusetzen: ‚Aber ich beschwere Sie mit meinen vielen Fragen!‘ Auf die wissenschaftlichen Fragen antwortete ich mit Einfalt, Klarheit und Kürze und konnte mich nicht enthalten, zuweilen mein Erstaunen über die tiefen und frappanten medizinischen Einsichten und Urteile des Königs zu bezeugen.

Der König kam nun auch auf die Geschichte seiner eigenen Krankheiten. Er erzählte mir alle nach der Reihe und fragte mich über alle um meine Meinung und um meinen Rat. Über die Hämorrhoiden, worüber er sich sehr beklagte, sagte ich etwas, das ihm auffiel. Sofort richtete sich der König von seinem Bette auf, drehte den Kopf rückwärts nach der Wand und sagte: ‚Schmucker, schreib' Er das auf!‘ Ich erschrak über dieses Wort und hatte nicht unrecht. Dann ging die Unterredung weiter fort:

[1] In Oeuvres de Frédéric VII. 37 ff.

König. ‚Das Podagra nimmt gerne seine Herberge bei mir, weil es weiß, daß ich ein Fürst bin, und weil es glaubt, ich werde es gut bewirten! Aber ich bewirte es schlecht und lebe sehr mager.‘

Ich. ‚Möchte das Podagra dadurch seiner Einkehr bei Ew. Majestät auf immer überdrüssig werden!‘

König. ‚Ich bin alt, die Krankheiten werden mit mir nicht mehr Mitleiden haben.‘

Ich. ‚Europa fühlet, daß Ew. Majestät nicht alt sind; und die Physiognomie Ew. Majestät zeiget, daß Sie noch ebensoviel Kraft haben als in Ihrem dreißigsten Jahre.‘

König (lachend und den Kopf schüttelnd). ‚Gut, gut, gut!‘

So dauerte die Unterredung fünf Viertelstunden mit ununterbrochener Lebhaftigkeit fort. Endlich gab mir der König das Zeichen zum Abzug, indem er sehr freundlich den Hut abnahm und sagte: ‚Adieu, mein lieber Herr Zimmermann, ich freue mich, daß ich Sie gesehen habe.‘" Es ist jetzt gegen 6 Uhr, und Friedrich muß seine Depeschen unterzeichnen, sein Konzert haben, seine Lektüre haben, dann zum Souper (nur als Zuschauer) — mit Quientus Icilius und dem alten Lord Marishal heute abend, oder mit wem[1]?

„Herr von Catt begleitete mich bis ins Vorzimmer, und Herr Schmucker folgte nach. Ich konnte da nicht von der Stelle kommen, konnte nicht sprechen, war so entzückt und gerührt, daß ich in einen Strom von Tränen ausbrach" (denn ich war damals noch sehr nervenschwach!). „Herr von Catt sagte: ‚Ich gehe wieder zum Könige; gehen Sie nach dem Zimmer zurück, wo ich Sie abgeholt habe; um 8 Uhr werde ich Sie nach Hause bringen.‘ Ich drückte meinem guten Landsmann herzlichst die Hand, ich" — „Schmucker sagte, ich sei zu nahe vor dem König gestanden! Ich habe zu lebhaft, zu unbefangen, zu frei gesprochen! Ich habe sogar — dies sei unerhört in Deutschland — vor dem König gestikuliert! ‚Vor einem König‘, sagte Herr Schmucker, ‚muß man steif stehen und sich nicht rühren.‘ Catt kam um 8 Uhr von dem König und erzählte mir in Herrn Schmuckers Gegenwart" (möge er sich das kleinkauen!) „folgenden kleinen Dialog mit dem König:

König. ‚Was sagt Zimmermann?‘

Catt. ‚Zimmermann vergoß vor der Tür Ew. Majestät einen Strom von Tränen.‘

König. ‚Ich liebe diese gefühlvollen Herzen; ich liebe recht sehr diese braven Schweizer.‘

Am folgenden Morgen sagte der König: ‚Ich habe Zimmermann gefunden, wie man ihn mir geschildert hat.‘ — Catt versicherte mir überdies: ‚Seit dem Siebenjährigen Kriege seien tausend Fremde von Stande nach Potsdam gekommen, um den König zu sprechen und haben ihn nicht gesprochen; aber von denen, die den König wirklich gesprochen haben, könne kein einziger sich des Glückes rühmen, daß der König fünf Viertelstunden hindurch sich mit ihm unterhielt.‘ (Vierzehn Jahre später entließ er Mirabeau in einer halben Stunde, was an und für sich eine gute Zeit war.)

Sonntag, 27., verließ ich Potsdam an der Hand meiner lieben Meckels in dem höchsten Enthusiasmus von Bewunderung, Erstaunung, Liebe und Dank; schrieb dem König aus Berlin, schickte ihm ein mit Randbemerkungen versehenes Buch Tissots, wofür er mir durch Catt danken ließ, und dann" — kurz, ich kehrte nach Hannover zurück, in mehr oder weniger seraphischem Zustande — „mit unbeschreiblichen, unaus-

[1] Über Icilius und einen Streit oder eine Entfremdung, die vor kurzem stattgefunden hatte, jetzt aber glücklich vorüber war, s. Nicolai, Anekdoten VI. 140—142.

sprechlichen", was nicht — zu Anfang November und bemühte mich als ein Genesener, der nie wieder durch jenen Leibesschaden geplagt, obschon noch in anderer Weise vielfach gequält wurde, wieder meinen Pflichten obzuliegen [1].

„Zimmermanns Äußeres war hervorstechend und imposant", sagt Jördens [2]. „Sein Körper war groß und wohlgebaut. Er hatte einen festen und leichten Gang, stellte sich wohl dar, hatte einen schönen Kopf und eine angenehme Stimme, und sein Geist sprühte in seinen Augen." — Hätte er nicht an jenen furchtbaren Hypochondrien und verworrenen Unglücksfällen gelitten, ein sehr hübscher Mann. Zur Zeit dieses ersten Besuchs ist er 43 Jahre alt und Friedrich ist beinahe 60. Zimmermann wird bei einer traurigen Veranlassung mit noch berühmteren Unterredungen wieder von Hannover vor uns erscheinen! Inzwischen findet einige Wochen nach dem seinen ein Besuch viel froherer Art statt.

Schwester Ulrike, verwitwete Königin von Schweden, macht einen Besuch in ihrem Geburtsort (Dezember 1771 bis August 1772).

Prinz Heinrich war kaum von Petersburg und seinem Besuch in Schweden zurückgekehrt, als der arme Adolf Friedrich, König von Schweden, starb [3]. Ein sehr großes und trauriges Ereignis für die Königin, die ihren Gemahl geliebt hatte und nun plötzlich einsam und unter sehr veränderten Umständen zurückblieb. In bezug auf testamentarische Verordnungen, Nachfolge des neuen Königs, Witweneinkünfte und dergleichen ging alles nach Wunsch, was eine Erleichterung, wiewohl eine unbeträchtliche, für die trauernde Witwe war. Ihre beiden Prinzen befanden sich auf einer Tour durch Europa, als ihr Vater starb, und der ältere, Karl Gustav, hörte plötzlich, daß er König sei. Sie waren in keiner atemlosen Hast, zurückzukehren, besuchten ihren Onkel, ihre preußischen Verwandten auf dem Wege und verlebten eine interessante Woche in Potsdam und Berlin [4]. Wobei Karl Gustav sich fleißig nach allen Seiten umsah, noch inkognito, als „Graf von Gotland" — ein feuriger, vielleicht ein zu feuriger junger Mann. Und kehrten erst in ihre Heimat zurück, als der Maitag gekommen war und der Anbruch des schwedischen Sommers nahe bevorstand.

Einige meinen, der junge König habe schon etwas Gefährliches und Ernsthaftes beabsichtigt und seine Mutter eine Zeitlang zu entfernen gewünscht. Gewiß ist, daß sie für den folgenden Dezember einen Besuch in

[1] Zimmermann, Meine Unterredungen mit Friedrich dem Großen (8⁰, Leipzig 1788), S. 305—326.
[2] Lexikon V. 643.
[3] 12. Februar 1771.
[4] 22.—29. April, Rödenbeck III. 45.

ihrem Vaterlande beschloß. Sie kam demnach am 2. Dezember 1771 an und war bis Mitte August des nächsten Jahres eine glänzende Erscheinung in dem Königlichen Hause und den oberen Klassen der Berliner Gesellschaft, und eine rührende und interessante Erscheinung für den geschäftigen Friedrich selbst, wie man sich denken kann. Sie hatte ihre eigenen Gemächer und ihren eigenen Haushalt in Berlin, in dem dortigen Schloß, glaube ich; machte aber viele Besuche und empfing viele Besuche — besonders gern von literarischen Persönlichkeiten.

Friedrich erwähnt sie häufig in seinen Briefen aus dieser Zeit und immer mit unbefangener Neigung und Achtung. Die nachstehenden sind die ersten, welche ich finde. An die Kurfürstin von Sachsen (drei Wochen nach Ulrikes Ankunft): „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madame, daß ich Ihnen nicht eher geantwortet! Was mich bei einer Fürstin, welche die Pflichten der Freundschaft so gut kennt, entschuldigen wird, ist, daß ich mit dem Empfang meiner Schwester beschäftigt war, die hierhergekommen ist, um bei ihren Verwandten Trost zu suchen für den Verlust eines geliebten Gatten, dessen Andenken sie mit Trauer und Schmerz erfüllt." Und wieder, zwei Monate später: — „Ew. Königliche Hoheit geruht, ein so freundliches Interesse an dem Besuche zu nehmen, den ich von der Königin von Schweden gehabt habe" (und noch habe). „Ich blickte auf sie hin wie auf eine von den Toten Erstandene; denn eine Abwesenheit von achtundzwanzig Jahren ist in der kurzen Zeit unseres Daseins mit dem Tode beinahe gleichbedeutend. Sie kam bei uns an noch in tiefer Trauer um den Verlust des Königs, und ich versuchte ihre trüben Gedanken durch alle möglichen Vergnügungen zu zerstreuen. Nur durch diese kann man den Geist zwingen, sich von den verhängnisvollen Gedanken abzuwenden, bei welchen der Kummer ihn festhält. Doch ist dies nicht das Werk eines Tages, sondern der Zeit, der endlich alles gelingt. Ich wünsche Ew. Königlichen Hoheit Glück zu Ihrer Reise nach Bayern" (die, wir können dies höflicherweise sagen, zu einem ziemlich ähnlichen Zweck unternommen wurde), „wo Sie sich in dem Schoße einer Familie befinden werden, welche Sie anbetet." Und wie hübsch wird es dann sein, nach dem Wiedersehen Ihrer Heimat, weiter nach Italien zu gehen, wie Sie vorhaben [1]!

Königin Ulrike — ein tüchtiger und selbständiger Charakter (in ihrer Kindheit ein Liebling ihres Vaters, so verständig, wahrhaft und von so stillem, gesetzten Wesen) — scheint in den Berliner Kreisen populär gewesen zu sein und diese acht Monate ebenso genossen zu haben als man sie selbst gern hatte. Formey und besonders Thiebault berichten ausführlich über

[1] Oeuvres de Frédéric XXIV. 230, 235: „24. Dezember 1771", „Februar 1772". Man sehe auch „Epître à la Reine Douairière de Suède" (ein Gedicht über die Kümmernisse, die sie gehabt hat, Oeuvres de Frédéric XIII. 74, „geschrieben im Dezember 1770") und „Vers à la Reine de Suède", „Januar 1771", das. 79.

ihren Besuch und geben eine Anzahl einfältiger Anekdoten: Wie eine feierliche Sitzung der Akademie für sie veranstaltet wurde, wo eine Abhandlung des Königs vorgelesen werden sollte[1]. — Wie ich, Thiebault, das Vorlesen aufs schönste besorgte (eine meiner hauptsächlichsten Funktionen, dies Vorlesen der akademischen Abhandlungen des Königs, und meine Daten darüber immer korrekt). Wie Thiebault infolgedessen wiederholt zur Tafel geladen wurde. Wie Formey „fünfundzwanzigmal" bei Ihrer Majestät speiste und am 19. August vor ihr im Schlosse predigte (sollte der 9. August sein). Völlig einfältig, schal und stupide ohne Darstellung von irgend etwas, außer den Schalheiten und Eitelkeiten gewisser Personen. Wir überlassen diese sich selbst und teilen einen Auszug, wahrscheinlich unseren letzten, aus dem authentischen Büsching mit, auf dessen vollkommene Genauigkeit man sich wenigstens verlassen kann, und der auch einige wirkliche Charakterzüge enthält.

Büsching ist seit fünf oder sechs Jahren aus Rußland zurück, in einer bequemen Stellung hier als Konsistorialrat, viel beschäftigt mit Beaufsichtigung der Schulen, mehr noch mit Geographie, mit weitschichtigen literarischen Arbeiten von der unverdauten Sorte. Ein Mann, den man in der Gesellschaft gern sieht, hat „sechs Familien von Rang, die ihn zum Diner einladen"; alles, was er in bezug auf Diners leisten kann, da er soviel unverdaute Schreibereien in Händen hat. Büsching hat in seinem letzten „Berlinische Geschichte" überschriebenen Abschnitt (einem Abschnitt, der noch ungeordneter ist als seine Vorgänger) die folgende Stelle:

„Als die verwitwete Königin von Schweden, Luise Ulrike, nach Berlin kam, befand ich mich in einer großen Verlegenheit. Es war nämlich schon das meiste von dem sechsten Teil meines Magazins" (ein verdienstliches, merkwürdiges Buch, das wir öfters angeführt haben, das aber in englischen Bibliotheken noch nicht bekannt ist) „und in demselben Unterschiedenes, das den König Adolf Friedrich und seine Gemahlin betraf, gedruckt, und hierunter waren Artikel, welche damals die herrschende Partei in Schweden nicht gerne sehen konnte. Nun fürchtete ich, man werde auf die Vermutung, so falsch sie auch sei, geraten, daß ich diese Artikel wohl gar von der verwitweten Königin empfangen hätte, da ich sie doch von dem Baron von Korf bekommen" (Hordt und uns wohlbekannt in Petersburg, zu Zar Peters Zeit), „dem jetzigen russischen Gesandten in Kopenhagen. Als mir aber der Herzog Friedrich von Braunschweig" (einer von den jüngeren, der hier, wie fast alle anderen, bei seinem Oheim im Militärdienst ist) „eines Tages sagen ließ, daß seine Frau Tante, die Königin von Schweden, mich auf den Mittag des folgenden Tages zur Tafel einladen ließen, so faßte ich gleich den Vorsatz, meine Verlegenheit der Königin zu eröffnen.

Als ich am folgenden Tage Ihrer Majestät vorgestellt war, nahm sie mich bei der Hand und ging mit mir an ein Fenster" (wie ihre Gewohnheit war mit Gästen, die sie des Fragens und Redens wert hielt), „woselbst sie sich in eine Ecke so stellte, daß ich dicht vor ihr zu stehen kam, und legte mir eine Menge Fragen, die Rußland,

[1] „Discours de l'Utilité des Sciences et des Arts dans un Etat" (in Oeuvres de Frédéric IX. 169 ff.), gelesen „am 27. Januar 1772". Formey II. 16 ff.

insonderheit den kaiserlichen Hof und vornehmlich den Großfürsten betrafen" (den nachmaligen Zar Paul — eine Art Verwandter; sein armer Vater war ein Vetter meines verstorbenen Gemahls, wie Sie vielleicht wissen), „vor. Darüber verging viele Zeit, so daß die eingeladenen Prinzen und Prinzessinnen über eine halbe Stunde lang warten mußten und der Königin einigemal angezeigt ward, das Essen stehe auf der Tafel und werde kalt. Ob ich nun gleich mich auf eine schickliche Weise zurückzog und die Königin es endlich geschehen ließ, so brachte ich doch noch kürzlich mein Anliegen wegen dessen, was für das Magazin abgedruckt worden war, vor, und die Königin verlangte, daß ich es ihr schicken sollte, damit sie es lesen könne. Das geschah an demselben Tage.

Einige Tage hernach ließ sie mich wieder einladen, sprach wieder erst eine lange Zeit, lachte mit mir, bestätigte alles, was sie gelesen hatte, und erläuterte insonderheit den Brief des Königs" (eins der von mir mitgeteilten Stücke), „in welchem er erzählt, was zwischen ihm und dem Grafen Tessin" (dem Hofmeister seines Sohnes) „in der Königin Zimmer vorgefallen sei. An der Tafel nahm sie sogleich Gelegenheit, zu sagen: ‚Ich kann mir nicht denken, wie der Herr Konsistorialrat zu dem Brief meines hochseligen Herrn, des Königs, gekommen ist, den Se. Majestät geschrieben und den Sie haben in Ihrem Magazin abdrucken lassen. Der König hat ihn gewiß keinem Menschen mitgeteilt.' Darauf Büsching: ‚Das ist auch nicht zu gedenken, Ihro Majestät. Sondern der Herr, an den er geschrieben ist, muß ihn mitgeteilt haben, und so ist auch eine Abschrift desselben in meine Hände gekommen.' Die Königin drückt noch ihr Erstaunen darüber aus, worauf Büsching freimütig fortfährt: ‚Ihre Majestät wollen mir gnädigst erlauben, zu sagen, daß man bisher alle schwedische Hof- und Staatsgeheimnisse für Geld und gute Worte hat erfahren können.' Die Königin, der ich gerade gegenübersaß, schlug die Augen nieder und lächelte; der Reichsrat, Graf von Schwerin, aber" (einer ihrer schwedischen Kavaliere) „ergriff meine Hand und sagte: ‚Das ist leider wahr!'" — So war diese Schwierigkeit beseitigt. Die Nummer des Magazins kann nun erscheinen, wann sie will. Wie sie denn auch tat, „zur nächsten Ostermesse", mit den gehörigen Andeutungen und schweigenden Beweisgründen, daß der schwedische Teil bereits mehrere Monate vor der Ankunft der Königin in unserer Nachbarschaft gedruckt gewesen.

Büsching speiste mehreremal bei Ihrer Majestät — „ohne etwas zu essen", wie er uns mitteilt (und wie er auch Ihrer Majestät sorgsam zeigte), „außer ein Stück Brot, das ich in ein auf den Teller gesetztes Glas Wein eingetunket!" — Womit er sagen will: ‚Sehet ihr Großen, es ist nicht um eurer Leckerbissen willen, es ist nur aus loyaler Höflichkeit, daß ich hier bin!' Der düster unterwürfige Mann.

„Einmal fragte mich die Königin in Gegenwart einiger Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses: ‚Halten Sie es für ratsam, den gemeinen Mann durch Unterricht aufzuklären?' Worauf ich antwortete: ‚Wenn man die schweren Lasten bedenke, die den gemeinen Mann, insonderheit vom Bauernstande, drücken, so sollte man glauben, es sei besser, weder seine Erkenntnis zu vergrößern noch seine Empfindungen zu verfeinern. Wenn man aber erwäge, daß er ebensowohl als die zu den höheren Ständen gehörigen Menschen zur ewigen Dauer bestimmt sei, und daß er auch nach gutem Unterricht geschickter werde, Mittel zu seiner Erleichterung auszusinnen, so müßte man eh wohl für ratsam halten, ihm nützliche Aufklärung zu verschaffen.' Die Königin ließ sich diese Antwort gefallen.

„Zweimal speiste ich mit der Königin bei ihrer Schwester, der Prinzessin Amalia, Äbtissin von Quedlinburg. — Und als es zum zweitenmal geschah" (muß im Sommer 1772 gewesen sein), „holte sich der auch eingeladene Professor Sulzer daselbst den Tod. Denn als ich hineinkam, stand er in dem Tafelzimmer mitten in einer wegen der großen Hitze veranstalteten Zugluft, als er eben aus dem Tier-

garten gekommen und mit Schweiß bedecket war. Ich rief ihn aus derselben heraus; es war aber schon zu spät [1].“ Ach mein lieber Sulzer; diesmal ist es ernsthaft!

Büsching hat sehr viel mitzuteilen über das Schulwesen, über die ‚Schulkommission von 1765‘, die Lehrgegenstände, die von Büsching und andern empfohlenen Lehrmethoden und des Königs fortwährende Bemühungen um diese Gegenstände, obschon es an Geldmitteln fehlte. Büsching hatte unerhörte Mühe, das alte Gymnasium in Berlin zu einem neuen umzubauen. Versuchte es überall, versuchte es beim Könige dreimal, aber niemand wollte es tun. „Zu den Personen, an die ich mich wandte, gehörte der Generalleutnant von Ramin, Gouverneur von Berlin“ (einer der brummigsten Menschen, über dessen rauhe Grobheiten viele Anekdoten zirkulieren). Ich schrieb an Ramin und bat ihn, er möge dem König bei guter Gelegenheit neue Gebäude für das Gymnasium vorschlagen. ‚Exzellenz, es wird Ihnen Unsterblichkeit in den Annalen von Berlin sichern!‘ Worauf Ramin antwortete: ‚Ich muß auf diese Unsterblichkeit Verzicht tun und sie dem Magistrat und Ihnen überlassen. Ich meinerseits werde mich wohl hüten, dem Könige einen Vorschlag zu tun, den er wahrscheinlicherweise ungnädig aufnehmen und beantworten würde [2].‘“ Durch Unterschriften, durch Vermächtnisse, Schenkungen und den Privateifer von Individuen kam unter dem Beistand und der Anregung Büschings die Sache endlich zustande. Hier ist ein anderer Einblick in das Schulleben, nicht aus Büsching:

9. Juni 1771. „In diesem Jahre finden die Stände der Kurmark, daß sie einen Überschuß von 100 000 Talern haben; welche Summe sie sich das Vergnügen machen, Sr. Majestät dem Könige zur Benutzung zu überreichen.“ Der König kann sie zu seinem eigenen Gebrauch nicht annehmen. ‚Dieses Geld‘, antwortet er (9. Juni), ‚kommt aus der Provinz, und ich fühle mich deshalb verpflichtet, es wieder zum Besten der Provinz zu benutzen. Könnte man es nicht dazu anwenden, die englische Landwirtschaft‘ (besonders die weißen Rüben, ob auch das kurzhörnige Rindvieh, weiß ich nicht) ‚bei uns einzuführen? In den ackerbauenden Städten und in den dem nicht hinreichend bemittelten Adel gehörigen Dörfern wollen wir diese 100 000 Taler zu diesem Zwecke in angemessenen Summen zu 4 Prozent verleihen. Hierdurch würden wir die Rübenkultur bekommen. Zinsen zu 4 Prozent bringen uns jährlich 4000 Taler ein, und diese wollen wir zur Besoldung neuer Schulmeister in Kurmark und zu besserer Erziehung der Jugend verwenden.‘ Was für eine hübsche Idee! Nett und schön, auf solche Art zwei große Vögel mit einem kleinen Stein zu töten! Ich habe es erlebt, wie man ungeheure Kanonenkugeln und Granitblöcke, Schuß auf Schuß, nach andern Methoden der Finanzkanonierkunst abfeuerte, die nicht bloß weniger beachtlich, sondern im Vergleich damit in meinen Augen abscheulich waren.

Unglücklicherweise fand der Adel sich hierzu nicht geneigt. Die englische Landwirtschaft („weiße Rüben“ und alles andere) mußte auf ihre Zeit warten. Der König schreibt wieder: ‚Es finden sich keine vom Adel, die es wollen, sagt Ihr? Gut, legt dann die 100 000 Taler in der gewöhnlichen Weise auf Zinsen, damit die Schulmeister wenigstens Erleichterung finden. Ich will jedem einen Gehalt von 120 Talern geben. So dürfen wir wohl hoffen, bessere Schulmeister zu bekommen. Macht mir eine Liste der Orte, wo die schlechtesten sind!‘ Die Liste wurde gemacht, ist noch da und am Rande derselben in königlicher Handschrift die nachstehende Bemerkung: —

‚Die Orte sind ganz gut ausgesucht. Die schlechten Schulmeister sind Schneider, die meisten, und müßte man sehen, ob man sie nicht in kleinen Städten könnte schneidern lassen, oder wie man sie sonst unterbringet, damit die Schulen desto eher in guten Stand kommen können, was eine interessante Sache ist.‘ — „Unser Herr

[1] Büsching, Beiträge VI. 578—582.
[2] Das. VI. 568.

ist immer bemüht, die Schulanstalten so viel als nur möglich auszubreiten", schreibt einige Jahre später der treffliche Zedlitz, der offiziell „Minister der öffentlichen Justiz", aber auch um das Schulwesen sehr verdient ist. Der König hatte die besten Absichten, und Zedlitz hegte öfter schöne Hoffnungen, aber der Mangel an Geldmitteln war immer sehr groß.

„Im Jahre 1779", sagt Preuß, wurden Zedlitz' Hoffnungen durch einen argen Schlag betroffen. Der Minister von Brenkenhof" (der tief in den westpreußischen Kanalgräbereien und Ausgaben steckte) „machte nämlich den Vorschlag, daß man die ausgedienten Soldaten und Unteroffiziere, statt ihnen Pensionen zu geben, als Schulmeister unterbringen solle." Man stelle sich diese armen alten Menschen vor, die bisher wenig von Schulmeisterei gewußt hatten! „Friedrich ging in seiner Bedrängnis auf diesen Vorschlag ein und schrieb an das Kriegsministerium: ‚Schickt mir ein Verzeichnis der Invaliden, welche sich zu Schulmeistern schicken' (oder wenigstens am geschicktesten dazu sind). „Und erhielt darauf ein Verzeichnis von 74 und nachher noch ein anderes von 5" (79 Invaliden im ganzen) „mit dem Bemerken, daß außer diesen und 741 andern, welche als Büdner, Holzwärter und auf ähnliche Art angestellt werden könnten, noch 3443 unversorgte Invaliden übrigblieben" — ein trauriger Schlag, den die kalte Arithmetik und unerbittliche Finanzkunst den schönen Hoffnungen edler Seelen versetzen.

Die Rüben wurden, wie ich glaube, allmählich eingeführt und Brandenburg ist in unseren Tagen ein immer schöner bewirtschaftetes Land geworden. Auch waren die Schulmeister nicht überall erfolglos, obschon ich unter jenen äußerst beschränkten Verhältnissen von keinem vollständigen Triumph berichten kann [1].

Königin Ulrike reiste am 9. August 1772 ab. Ein trauriges Lebewohl findet sich in einem Briefe Friedrichs vom folgenden Tage an die Prinzessin Sophie Albertine, Tochter der Königin, nachmals Äbtissin von Quedlinburg. Er steht eben im Begriff zu seinen schlesischen Manövern aufzubrechen. „Werde nur zu wahrscheinlich Ihre gute Mama nie wieder sehen [2]." Armer König! Die Stadt Berlin liegt in tiefem Schlafe, während er auf dem Wege nach Schlesien hindurcheilt — „vorbei an dem Fenster der Prinzessin Amalie" mitten in der Nacht, und er fängt an auch an sie zarte Strophen zu summen, die durch ihr Datum eine neue Bedeutung gewinnen [3].

Zehn Tage später (19. August 1772) — als die Königin Ulrike noch nicht heimgekehrt war — hatte ihr Sohn, der feurige König Gustav III., das gemacht, was man in unseren Tagen einen „Staatsstreich" nennt. Hatte nämlich einen Dorn in die Schnauze seines Ungeheuers von einem Senat gesteckt. „Weniger Geschwätz, Käuflichkeit und Unverschämtheit von euch, ihr Herren. Wir ‚stellen die Verfassung von 1680 wieder her' und sind wieder eine Art wirklicher König!" Mit beträchtlichem Geschick und Mut ausgeführt, niemand dabei getötet oder verletzt. Und gewiß war es das Anlegen eines Maulkorbes gegen viel Torheit von jener Seite — wäre an ihrer Statt nur auch genug Weisheit von Gustav selbst hinzugekommen.

[1] Preuß III. 113, 115 usw.
[2] „Potsdam, 10. August 1772": Oeuvres de Frédéric XXVII. 93.
[3] „A ma Soeur Amélie, en passant, la nuit, sous sa fenêtre, pour aller en Silésie (Août 1772)": Oeuvres de Frédéric XIII. 77.

Aber ach, diese kam nicht, konnte kaum kommen. Sein Onkel geriet in Angst und war für den Augenblick nicht wenig böse. „Es galt zwei Parteien zu versöhnen; ein Werk der Zeit, geduldiger, andauernder und ruhiger Bemühung; vorher nichts Gutes möglich. Und statt dessen —!" Gustav, in gewisser Art ein glänzender Mensch, zeigte keinen Mangel an Mut, weder jetzt noch später. Aber er stützte sich zu sehr auf Frankreich und ein gebrochenes Rohr. Und wurde endlich von einem seiner schönen „Edelleute" in den Rücken geschossen, und es hatte ein schlechtes Ende mit ihm und mit ihnen [1]. Die skandinavische Politik geht uns gottlob nichts an.

Der Königin Ulrike wurden alle diese Katastrophen erspart. Sie hatte ihren Bruder im Jahre 1775 durch eine gefährliche, eine plötzliche und gefährliche, Krankheit beunruhigt. Und er schreibt mit großer Besorgnis darüber an einen anderen, der noch besorgter ist [2]. Von dieser genas sie, aber es dauerte nicht lange. Im Juli 1782 starb sie — und der betrübte Friedrich mußte ihr Lebewohl sagen. Ach „müssen denn wir, die Ältesten, an dem Grabe der Jüngeren trauern!"

Wilhelmines Tochter Elisabeth Friederike Sophie, Herzogin von Württemberg, erscheint in Ferney (September 1773).

Von der hohen und unglücklichen Tochter unserer lieben Wilhelmine sollte es eine Biographie geben, und es wird sicherlich noch einmal eine geben, wenn ein sympathischer und fähiger Mensch des Weges kommt; aber bis jetzt gibt es keine. Bis jetzt ist nichts da als einige bare Daten, bar und ernst bedeutungsvoll wie auf einem Leichenstein, welche andeuten, daß sie eine Geschichte hatte, und daß es eine tragische Geschichte war. Bei diesem Stande der Dinge ist das folgende klare Auftauchen dieser Fürstin in das Licht des Tages, zumal in so interessanter Gesellschaft uns allen willkommen! Sieben Jahre vor ihrem Tode war sie nach Lausanne gegangen (Juli 1773), um Tissot, einen berühmten Arzt jener Zeit zu konsultieren. Von Lausanne aus besuchte sie nach zwei Monaten Voltaire in Ferney. Man lese den nachstehenden Brief Voltaires:

An Elisabeth Friederike Sophie, Herzogin von Württemberg (in Lausanne).

,Ferney, 10. Juli 1773.

Madame — Man sagt mir, daß Ew. Durchlauchtigste Hoheit geruht haben, sich zu erinnern, daß ich in der Welt bin. Es ist sehr traurig darin zu sein, ohne daß ich Ihnen meine Aufwartung mache. Ich habe um so schmerzlicher den traurigen Zustand empfunden, zu welchem Alter und Krankheiten mich gebracht haben.

[1] „16.—29. März 1792" starb Gustav III. durch jenen Mord; „13. März 1809" muß sein Sohn Gustav IV. auf Reisen gehen; „Karl XIII.", ein kinderloser Oheim, folgt ihm auf einige Jahre nach; nach diesem usw.

[2] Man sehe die „Korrespondenz mit Gustav III." in Oeuvres de Frédéric XXVII. II 84 usw.

Ich habe Sie nur als Kind gesehen' (1743, damals 10 Jahre alt). ,Aber Sie waren gewiß das schönste Kind in Europa. Mögen Sie auch die glücklichste Fürstin sein' (ach!), ,wie Sie es verdienen. Ich war der Frau Markgräfin' (Ihrer teuren Mutter) ,durch ebensoviel Ergebenheit als Hochschätzung verbunden, und ich hatte die Ehre, eine Zeitlang, ehe diese Welt, die ihrer nicht würdig war, diese anbetungswürdige Fürstin verlor, ihr besonderes Vertrauen zu genießen. Sie gleichen ihr — aber gleichen Sie ihr nicht in Schwäche der Gesundheit! Sie sind in der Blüte Ihrer Jahre' (beinah vierzigjährig, fürchte ich). ,Möge diese schöne Blüte nichts von ihrem Glanze verlieren, möge Ihr Glück Ihrer Schönheit gleichen. Mögen alle Ihre Tage heiter sein, und möge der Genuß der Freundschaft denselben einen neuen Reiz hinzufügen! Das sind meine Wünsche; sie sind ebenso lebhaft als mein Bedauern, nicht zu Ihren Füßen zu sein. Was für einen Trost würde es mir gewähren, mit Ihnen von Ihrer liebenswürdigen Mutter und allen Ihren erhabenen Verwandten zu sprechen! Warum muß das Schicksal Sie nach Lausanne schicken und mich verhindern, dorthin zu eilen! — Möge Ew. Durchlauchtigste Hoheit geruhen, den Ausdruck der Hochachtung des alten sterbenden Philosophen von Ferney zu genehmigen. V.[1]'

Die Antwort der Prinzessin oder weitere Korrespondenz über den Gegenstand wird nicht mitgeteilt. Es ist nur klar, daß sie später, wie Voltaire selbst uns berichten wird, in Ferney erschien. Und ein gewisser schwedischer Tourist Björnstahl, der sie dort traf, setzt uns sogar in den Stand, das Datum zu geben. Er erzählt folgende Anekdote:

„Beim Souper am Abend des 7. September 1773 saß die Prinzessin neben Voltaire, der sie immer mit ,Votre Altesse' anredete. Zuletzt sagte die Herzogin zu ihm: ,Tu es mon papa, je suis ta fille, et je veux être appelée ta fille.' Voltaire nahm einen Bleistift aus der Tasche, ließ sich eine Karte geben und schrieb darauf:

„Ah, le beau titre que voilà!
Vous me donnez la première des places;
Quelle famille j'aurais là!
Je serais le père des Grâces[2]!"

„Er gab die Karte der Prinzessin, die ihn dafür umarmte und küßte[3]."

Voltaire an Friedrich (zwei Wochen später).

,Ferney, 22. September 1773.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich während dieser letzten Tage trotz aller meiner vergangenen Launen gefühlt habe, wie sehr ich an Ew. Majestät und Ihr Haus attachiert bin. Die Frau Herzogin von Württemberg, die wie so viele andere die Schwäche gehabt hat, zu glauben, daß man in Lausanne seine Gesundheit finden kann, und daß Dr. Tissot einem dieselbe gibt, wenn man ihn dafür bezahlt, hat wie Sie wissen die Reise nach Lausanne gemacht und ich, der wirklich kränker ist als sie und als alle Fürstinnen, die Tissot zu ihrem Äskulap gemacht haben, hatte nicht die Kraft, mein Haus zu verlassen. Madame von Württemberg in Kenntnis gesetzt von allen den Gefühlen, welche noch für das Andenken der Frau Markgräfin von Bayreuth, ihrer Mutter, in mir leben, hat geruht, meine Einsiedelei zu besuchen und zwei Tage bei uns zuzubringen. Ich würde sie erkannt haben, auch ohne zu wissen, daß sie es wäre; sie hat das Gesicht ihrer Mutter mit Ihren Augen.

Ihr Helden, die Ihr die Welt regiert, laßt Euch nicht durch Eure Gefühle überwältigen; Ihr fühlt gerade wie wir, aber Ihr bewahrt Eure äußere Fassung. Wir anderen kleinen Sterblichen geben allen unseren Eindrücken nach. Ich fing an zu weinen, als ich mit ihr von Ihnen und von ihrer Mutter sprach, und auch sie, obgleich

[1] Oeuvres de Voltaire XCII. 331.
[2] Das. XVIII. 324.
[3] Vehse, Geschichte der deutschen Höfe (Hamburg 1853) XXV. 252, 253.

sie die Nichte des ersten Feldherrn in Europa ist, konnte ihre Tränen nicht beherrschen. Es scheint mir, daß sie den Geist und die Grazie Ihres Hauses besitzt, und daß sie besonders mit größerer Anhänglichkeit an Ihnen hängt als an ihrem Gemahl' (das glaube ich gern!). ‚Sie kehrt, glaube ich, nach Bayreuth zurück' — — (Keine Mutter, kein Vater sind jetzt dort. Der törichte Onkel von Ansbach starb schon vor langer Zeit, „3. August 1757". Die verwitwete Tante von Ansbach ist, wie ich hoffe, nach Erlangen gegangen, nach Feuchtwang, Schwabach oder Schwaningen, oder einem ihr zugehörenden Witwensitz [1], da ihr regierender Sohn mit seiner Ausstattung von französischen Schauspielerinnen eine verdächtige Gestalt ist) — ‚kehrt, glaube ich, nach Bayreuth zurück, wo sie eine andere Fürstin verschiedener Art finden wird, ich meine Mademoiselle Clairon, die Naturgeschichte treibt und Hofphilosophin des gnädigen Markgrafen ist.' — Eine hochgeschminkte Theaterkönigin, die, wie es heißt, ziemlich tyrannisch mit ihm umgeht, und ein junger Mann, der später Hammersmith zieren und keinen guten Weg wandern wird.

— — ‚Ich entsage meinen schönen Hoffnungen, die Mohammedaner aus Europa vertrieben und Athen wieder zum Sitz der Musen werden zu sehen. Weder Sie noch der Kaiser sind' — sind im mindesten zum Kreuzfahrertum geneigt. — — ‚Der alte kranke Mann von Ferney ist immer zu den Füßen Ew. Majestät. Er bedauert es sehr, daß er nicht weiter von Ihnen mit der Frau Herzogin von Württemberg reden kann, die Sie anbetet. — Le Vieux Malade [2].'

Worauf Friedrich antwortet: ‚Wenn es mir auf immer verwehrt ist, Sie wiederzusehen, so freut es mich deshalb nicht weniger, daß die Herzogin von Württemberg Sie gesehen hat. Ich würde gewiß meine Tränen mit den Ihrigen vermischt haben, wäre ich bei jener rührenden Szene zugegen gewesen! Sei es Schwäche, sei es Übermaß der Hochachtung, ich habe für ihre verstorbene Mutter gebaut, was Cicero für seine Tullia bauen wollte, einen T e m p e l d e r F r e u n d s c h a f t. Ihre Statue nimmt den Hintergrund ein, und auf jeder Säule steht die Büste eines Helden der Freundschaft. Ich schicke Ihnen eine Zeichnung davon [3].' Was wiederum Voltaires Tränen hervorlockt und die der Herzogin hervorlocken wird, wenn sie es sieht [4].

Wir sagten, daß bis jetzt von der Geschichte dieser hohen Dame beinahe nichts zu entdecken sei als einige Daten. Diese wollen wir jetzt geben! Sie wurde „geboren 30. August 1732" als ihrer Eltern einziges Kind — vier Jahre älter als ihr Vetter von Ansbach, der auch Bayreuth erbte und die Genealogie dieser Familie beendete. Sie wurde „vermählt am 26. September 1748", 16 Jahre alt, während ihr düsterer Herzog von Württemberg 20 Jahre alt war. Alles war damals für sie Sonnenschein und Glück. Sie „wurde geschieden im Jahre 1757"; „starb 6. April 1780" — die Überlieferung sagt „in großer Armut" (groß für ihren Rang, wie ich vermute, stolz wie sie war und es verschmähend, sich zu beklagen) — „in Neustadt an der Aisch" (in der Nürnberger Gegend), wohin sie sich zurückgezogen hatte. Ich weiß nicht wie lange nach dem Tode ihres Vaters und der Nachfolge ihres Vetters. Sie ist jetzt, wie wir bemerken, eben auf dem Wege nach ihres Vetters Hof, und in Anbetracht der Lebensweise ihres

[1] Wohnte schließlich in Schwaningen, im Angesicht solcher Wechselfälle und Torheiten um sie her, „bis zum 4. Februar 1784": Rödenbeck III. 304.

[2] Oeuvres de Voltaire XCII. 390.

[3] „Potsdam, 24. Oktober 1773", Oeuvres de Frédéric XXIII. 259 — „der Tempel" wurde gebaut 1768 (das. S. 259 Anm.).

[4] Voltaires nächster Brief, Oeuvres de Voltaire XCII. 434.

Vetters und ihrer eigenen Sinnesart kann man sich leicht denken, daß sie keine angenehme Zeit dort verlebte.

Die Überlieferung berichtet uns glaubhaft genug, „daß sie ihrer Mutter sehr ähnlich gewesen, schön, von feinem Ton und energischem Charakter," und fügt hinzu, vermutlich mit geringem Grund, „aber sehr kalt und stolz gegen das Volk[1]". Viele Bücher erzählen, wie sie „bei ihrem ersten Einzug in Stuttgart, als der regierende Herzog und sie von einem Haufen in Nationaltracht gekleideter Bauernfrauen begrüßt wurden, zum Herzoge sagte" (damals erst sechzehn, die arme junge Seele, und auf ihrer Hochzeitsreise): „Was will das Geschmeiß?" Dies ist vermutlich der Hauptgrund. Daß „ihre Damen, wenn sie ihr nahten, immer den Saum ihres Gewandes küssen mußten", lag in der Natur der Sache, da es damals bei Leuten ihres Ranges die Regel war. Schöne Unglückliche, lebe wohl! Und auch Voltaire unseren Dank! —

Es ist lange her, seit wir Voltaire zuletzt sahen. Er ist seit einem Dutzend Jahren ein wohlbehäbiger Herr von Ferney („der einzige Mann in Frankreich, der wie ein grand Seigneur lebt", sagt Kardinal Bernis von ihm[2]) und tut große Dinge für das Ländchen Gex, für Frankreich und Europa. Befreit die Calas, Sirvens und die Unterdrückten verschiedener Art und eifert besonders gegen den Infâme, die wirkliche Arbeit, welche der Himmel ihm angewiesen hat in seinem Lebenstage, dessen Sonnenuntergang und die Nacht, da niemand wirken kann, er herankommen fühlt. „Könnten wir, die wenigen Getreuen, nicht zusammen nach Kleve gehen?" denkt er zu einer Zeit. „Nach Kleve und dort von einem sichern Ort unter dem Philosophenkönig unsere feurige Artillerie wirksam abschießen?" Der Philosophenkönig ist ganz bereit dazu, „vorausgesetzt, daß Ihr mich nicht in Krieg mit meinen Nachbarn verwickelt". Ganz bereit dazu seinerseits. Aber sie die Getreuen — ach, der Patriarch findet, daß es ihnen an seinem eigenen heroischen Eifer fehlt, und daß die Sache nicht ausgeführt werden kann. Worauf er von Kummer ergriffen zwei Jahre lang nicht wieder an Friedrich schreibt[3].

Die Wahrheit ist, er selbst wird sehr alt, und obgleich zuweilen noch ein durchdringender Lichtglanz wie von Sternen aus seinem innersten Wesen hervorbricht, geraten die Außenwerke doch mehr und mehr in Verfall und Dunkelheit, häufen sich die Hemmnisse mehr und mehr, und die endlose Nacht naht heran. Voltaire ist sich dessen immer sehr wohl bewußt, und man muß sagen, daß sein Benehmen dabei sehr schön ist. Eine Weichheit, eine Trauer erfüllt diese seine späteren Briefe an Friedrich. Statt der Leidenschaft oder Kraft eine schöne helle Melodie wie die einer Frau, wie

[1] Vehse XXV. 251.

[2] Ihre in ihrer Art wirklich hübsche „Correspondance" zirkulierte in den dann folgenden Jahren als ein besonderer Band.

[3] „November 1769" fängt er wieder an, Oeuvres de Frédéric XXIII. 140, 139.

die eines Kindes. Er empfindet es als einen unversöhnbaren Schmerz, Friedrich verloren zu haben. Er wird es Maupertuis nie vergeben — armer alter Mann! Friedrich antwortet in einem viel lebhafteren, kräftigeren Tone. Freundlich ermutigend, mitteilsam über kleine Dinge — voll von Lob — in der Tat aufrichtig froh, daß ein so gewaltiger Genius noch mit ihm in dieser Welt lebt. Er lobt alle Sachen Voltaires aufs höchste — mit der alleinigen Ausnahme des Artikels über den Krieg, worüber er sich gelegentlich (wie unten) gegen den Patriarchen oder dessen Schüler etwas lustig macht.

Da wir für alles dieses keinen Raum haben und vielleicht Voltaire nicht wiedersehen werden, so wollen wir hier zwei wirkliche Zusammenkünfte mitteilen, besonders weil es Engländer waren, die mit ihm zusammentrafen, obgleich sie sonst eben keinen großen Wert besitzen. Während dieser letzten zwanzig Jahre ist d'Alembert Friedrichs Hauptkorrespondent. Von d'Alemberts Briefen an den König werden wir vielleicht Gelegenheit finden, eine Probe zu geben. Inzwischen ist hier ein kurzer Brief des Königs an d'Alembert, durch welchen so viele Fäden zeitgenössischer Begebenheiten sich hindurchziehen (schnelle Schiffchen am sausenden Webstuhl der Zeit), daß wir versucht sind, ihn vor den beiden erwähnten Zusammenkünften mitzuteilen.

Das Datum des Briefes ist zwei Monate nach jenem Erscheinen der Herzogin von Württemberg in Ferney. Über „Crillon", einen talentvollen jungen Soldaten, der in seinen Ferien rasch die Welt durchstürmt, haben wir nichts zu sagen, als daß er ein Sohn jenes Roßbacher Crillon ist, der sich immer einbildet, daß er einmal vor langer Zeit vielleicht Friedrichs Leben rettete (durch ein klug dargereichtes Glas Wein), während die Brücke von Weißenfels brannte und Roßbach nahe bevorstand[1]. Oberst „Guibert" ist ein anderer Soldat, noch jung, aber von weit überlegenem Talent, ein großer Bewunderer Friedrichs und später ein Schriftsteller über ihn[2].

Hinsichtlich der „Markgräfin von Darmstadt" bemerke man folgendes. Erstens, daß ihre älteste Tochter die Gemahlin, die zweite Gemahlin des ausschweifenden Kronprinzen von Preußen ist. Und dann, daß sie noch drei andere Töchter hat, über deren eine soeben in bedeutsamer Weise verfügt ist, indem sie nämlich mit dem Zarewitsch Paul von Rußland vermählt wurde. Auf Friedrichs Veranstaltung hin, wie Friedrich uns meldet[3]. Die Zarin, sagt er, hatte einen Vertrauten, einen gewissen Asseburg, einen geborenen Preußen ausgeschickt, um eine passende Gemahlin für ihren Sohn zu suchen. Friedrich, der hiervon hörte, bemerkte gegen Asseburg: ‚Die Landgräfin von Darmstadt, die ausgezeichnetste und liebenswürdigste deutsche Fürstin hat drei heiratsfähige Töchter. Die älteste, die an unseren Kronprinzen verheiratet ist, wird einmal Königin von Preußen werden. — Nehmen Sie nun an, daß eine von den anderen Zarin von Rußland würde? Könnte das nicht sowohl für Ihr Geburtsland als für Ihr adoptiertes Vaterland von Nutzen sein?' Asseburg machte sich den Wink zunutze und berichtete nach Petersburg, daß von allen heiratsfähigen Prinzessinnen Deutschlands die drei von Darmstadt, eine oder die andere, seiner bescheidenen Meinung nach

[1] Vgl. Bd. V. S. 144 f.
[2] Über Guiberts Besuch bei Friedrich (Juni 1773) s. Preuß. IV. 214; Rödenbeck III. 80.
[3] Oeuvres de Frédéric (Mémoires de 1763 jusqu'à 1775), VI. 57.

den Vorzug verdienen würden. ‚Könnten wir Sie nicht überreden, nach Petersburg zu kommen, Frau Landgräfin?' schrieb die Zarin darauf. ‚Erweisen Sie uns die Ehre eines Besuchs, Ihre drei Prinzessinnen und Sie!' Die Landgräfin und ihre Töchter traten die Reise mit anständiger Schnelligkeit an [1]. Der Zarewitsch hielt bei ihrer Ankunft eine interessante Überschau und heiratete etwa zwei Monate später die mittlere von den dreien. Und hierauf kehrt die siegreiche Landgräfin mit den beiden andern nach Hause zurück. Die Schöne des Zarewitsch lebte nicht lange und führte sich nicht gut auf. Starb in ihrem ersten Kindbett, und der Zarewitsch mußte sich im Jahre 1776 wieder wegen einer Gemahlin an uns wenden, und diesmal trafen wir eine passendere Wahl. Glücklicherweise war die arme siegreiche Landgräfin schon vorher dahingeschieden. Sie starb plötzlich fünf Monate nach ihrer Rückkehr [2], völlig gewiß in bezug auf den Erfolg ihres russischen Unternehmens. Sie war zu ihrer Zeit eine bewunderte Fürstin, die große Landgräfin, wie Goethe sie irgendwo nennt, sehr geschätzt von Friedrich — femina sexu, ingenio vir, wie die Inschrift des Denkmals, welches er ihr in Darmstadt errichtete, noch bezeugt [3].

Friedrich an d'Alembert.

‚Potsdam, 16. Dezember 1773.

Mr. de Crillon überbrachte mir Ihre Crillonade' (einen langen Empfehlungsbrief), ‚welche meine Kenntnis von der Geschichte sämtlicher Crillons in der Grafschaft Avignon vollständig gemacht hat. Er bleibt nicht hier. Er will bald fort nach Rußland, so daß ich ihn auf Ihr Wort annehmen und für den weisesten aller Crillons halten will, in der Überzeugung, daß Sie alle seine zufälligen Krümmungen und Winkel gemessen haben. Er wird Diderot und Grimm in Rußland finden' (Diderots berühmter Besuch), ‚ganz eingenommen von ihrem schönen Empfang durch die Zarin und den vielen bewunderungswürdigen Dingen, welche sie dort gesehen haben. Man meint, Grimm werde sich vielleicht dort niederlassen' (traf eine bessere Wahl), ‚und auch Ihr fanatischer Chaumeix und die Enzyklopädisten, die er zu denunzieren pflegte, werden dort ein Asyl finden.' (Dieser arme Chaumeix starb nach solchen Taten „friedlich in Moskau als ein Schulmeister".)

‚Mr. de Guibert ist über Ferney gereist, wo Voltaire, wie man sagt, ihn bekehrt, d. h. ihn bewogen hat, den Irrtümern des Ehrgeizes zu entsagen, das schreckliche Geschäft eines gedungenen Menschenvertilgers abzuschwören und entweder Kapuziner oder Philosoph zu werden, so daß er vermutlich um diese Zeit schon eine „Deklaration" veröffentlicht haben wird wie Gresset, worin er das Publikum benachrichtigt, daß er es von Grund seiner Seele bedauere, ein Werk über Taktik geschrieben zu haben, und hiermit der Menschheit versichert, daß er nie in seinem Leben wieder Regeln aufstellen wird für Schlächtereien, Mord, Finten, Kriegslisten und ähnliche Greuel. Da meine eigene Bekehrung noch nicht weit vorgeschritten ist, so bitte ich Sie, mir Details über die Guiberts mitzuteilen, damit sie mein Herz erweichen und meine Eingeweide durchdringen.

Wir haben die Landgräfin von Darmstadt hier [4]; sie wird nicht fertig mit ihrem Lob einer glänzenden Zarin und aller schönen und großen Dinge, die sie in Rußland gesehen hat. Was uns betrifft, die wir wie Mäuse in ihren Löchern leben, so erhalten wir nur Nachrichten von Mund zu Mund, und der Sinn des Hörens ist nichts im Vergleich mit dem des Sehens. Ich nähre inzwischen meine Wünsche für den weisen Anaxagoras' (meinen d'Alembert selbst), ‚und ich sage zu Urania: „An

[1] Kamen durch Berlin 16.—19. Mai 1773: Rödenbeck III. 78.
[2] 30. März 1774.
[3] Oeuvres de Frédéric XX. 183 Anm. Seine Korrespondenz mit ihr das. XXVII. ii 135—153 und erstreckt sich von 1757 bis 1774.
[4] Rödenbeck III. 89, 90.

dir ist es, deinen größten Apostel zu erhalten, ein Licht zu hüten, ohne welches ein großes Königreich" (Frankreich) „in Finsternis sinken würde." Und ich sage zu dem höchsten Demiurgos: „Halte immer den guten d'Alembert in deinem heiligen und würdigen Schutz." — F.[1]'

Der Bostoner Tee (an demselben Tage). Es ist merkwürdig zu finden, was für eine Bewegung am ‚Donnerstag, 16. Dezember 1773', während Friedrich diesen Brief schreibt, weit jenseits des Meeres stattfindet in Boston, in Neu-England — in dem Old South Meetinghouse dort, in Hinsicht auf drei englische Teeschiffe, die seit vierzehn Tagen an Griffins Wharf mit Beschlag belegt sind. Die Sache ist wohl bekannt und der Menschheit noch denkwürdig. Das britische Parlament ist nach neun Jahren des traurigsten Feilschens und Hin- und Herstreitens, bei stürmischem konstitutionellen Wetter und unter Ostwinden und Westwinden parlamentarischer Beredsamkeit, wie man sie selten erlebt hat, zu dem Beschlusse gekommen, daß Amerika Zoll auf diesen Tee bezahlen soll, ehe es ihn trinkt. Und Amerika und Boston ganz besonders sind in der Stille entschlossen, daß sie dies nicht tun wollen, und daß, um Mißverständnisse zu vermeiden, dieser Tee gar nicht ausgeschifft werden soll. Das ist Bostons geheime, mehr oder weniger feste Absicht — nicht zu sprechen von den Philadelphias, Charlestons, Newyorks, die Boston beobachten und seinem Beispiel folgen werden.

„Sonntag, 26. November — das heißt vor neunzehn Tagen — ging das erste dieser Teeschiffe der ‚Dartmouth' unter Kapitän Hall bei Griffins Wharf vor Anker. Eigentümer und Kommissionär ist ein breitrandriger Bostoner Herr namens Rotch, der sich viel mehr um seinen Handelsprofit kümmert als um das Stöhnen Bostons. Aber schon an diesem Sonntag, und mehr noch an dem folgenden Montag, hatte eine Versammlung der Bürger stattgefunden" (am Montag kann Faneuil Hall sie nicht fassen und sie vertagen sich nach dem Old South Meetinghouse), „die es Rotch klarmacht, daß es sowohl um des Tees als um seiner Haut willen gut sein wird, dies Schiff ‚Dartmouth' auf keine Weise beim Zollamt anzumelden, sondern sein breitrandriges Wort zu geben an Eides Statt, daß dasselbe ruhig bei Griffins Wharf liegen bleiben soll, bis wir weiter sehen. Dies ist demnach geschehen mit diesem und mit zwei andern Schiffen, welche einige Tage später ankamen. Alle drei liegen müßig nebeneinander, die Bemannung aller drei bleibt vollständig müßig. Ein ‚Komitee von Zehn' überwacht Rotch, und die Bostoner Welt ist in erwartungsvoller Stimmung. Donnerstag, 16. Dezember, ist der zwanzigste Tag, seit Rotchs ‚Dartmouth' hier ankam. Wenn das Schiff nicht im Laufe dieses Tages beim Zollamt angemeldet wird, kann das Zollamt ihm auch keine Erlaubnis zur Abfahrt geben — es wird ein Schmuggler, ein Geächteter, und sein Schicksal wird geheimnisvoll für Rotch und uns.

An diesem Donnerstag um 10 Uhr morgens ist demnach Boston und Volk vom Lande, 2000 an Zahl, in dem Old South Meetinghouse versammelt. — Und Rotch befand sich nie vorher in einer solchen Gesellschaft menschlicher Freunde. Sie sind nicht unhöflich gegen ihn" (vorsichtige Leute, die sich auf der Grenze des Gesetzes in acht nehmen), „aber sie sind entschlossen zu — Rotch mag schaudern, wenn er denkt wozu! ‚Ich ging gestern auf das Zollamt,' sagte Rotch, ‚euer Komitee von Zehn kann dies bezeugen, und verlangte Erlaubnis zur Abfahrt. Aber sie wollten mir diese nicht geben, es wäre ihnen verboten, sagten sie.' — ‚Gehen Sie dann zum Gouverneur selbst und fordern Sie eine Erlaubnis, heute den Hafen zu verlassen. Würde das nicht das beste sein!' Rotch weiß sehr gut, daß es das beste ist, und eilt zum Gouverneur" (der absichtlich in sein Landhaus verschwunden ist), „während das Old South Meetinghouse sich bis 3 Uhr nachmittags, bis zur Rückkehr Rotchs mit der Erlaubnis zur Abfahrt, vertagt.

[1] Oeuvres de Frédéric XXIV. 614.

Um 3 Uhr erscheint kein Rotch, auch um 4 nicht, noch auch um 5. Statt dessen viel verworrenes, klagendes Reden, größtenteils klagend, mehr in klagendem als in zornigem Tone. — Um drei Viertel auf 6 erscheint endlich Rotch. Die Sonne ist schon längst untergegangen — hat Rotch die Erlaubnis zur Abfahrt oder nicht? Rotch erstattet einen weitläufigen Bericht, willig, auf Fragen und Gegenfragen zu antworten. ‚Der Gouverneur wollte es absolut nicht, meine christlichen Freunde, was konnte ich oder was kann ich tun?' Es sind um diese Zeit ungefähr 7000 Leute in dem Old South Meetinghouse, im Vergleich dazu sehr wenige Talglichter — auch beinahe gar keine Lichter für den Geist — und eine Antwort ist schwer. Nachdem Rotch mit seinem Berichte zu Ende ist, löst der Vorsitzende" (ein gewisser Adams, nachmals der sogenannte ‚amerikanische Cato') „die betrübten 7000 mit folgenden Worten auf: ‚Diese Versammlung erklärt, daß sie nichts weiter tun kann, das Vaterland zu retten.' Will daher bloß nach Hause gehen und weinen. Aber hört, fast in demselben Augenblick ertönt vor dem Old South Meetinghouse ‚ein schreckliches Kriegsgeschrei, und es erscheinen ungefähr fünfzig Mohawk-Indianer' — die Adams zu kennen scheint, und mit denen er ohne Dolmetscher spricht. Aha! —

Und ganz gewiß sind, vor Schlag 7 Uhr, diese fünfzig gemalten Mohawks ohne Lärm bei Griffins Wharf angelangt, haben diesen ganz mit Schildwachen umgeben und sind, während die Nachbarschaft ganz stille ist, in drei Abteilungen bei den schlummernden Teeschiffen geschäftig, öffnen ihre Kisten und schütten sie sämtlich ins Meer aus. ‚Die, welche in der Entfernung horchten, konnten deutlich das Aufreißen der Kisten hören und keinen anderen Laut.' Um 10 Uhr abends war alles vorbei; 342 Kisten Tee und Aufguß in den atlantischen Ozean geworfen; die fünfzig Mohawks wie ein Traum verschwunden und Boston sogar in tieferen Schlaf versunken als gewöhnlich [1]."

„Sieben Uhr abends", das ist, wenn man die Umdrehung der Erde in Anschlag bringt, meiner Berechnung nach etwa die Zeit, da Friedrich müde von der Arbeit des Tages zu Bette geht. Um 10 nach den Uhren von Boston, wenn das Unternehmen dort vollendet ist, wird Friedrich beinahe ausgeschlafen haben. Es erfüllt sich hier Montcalms Prophezeiung, und wir haben ein merkwürdiges Sichkreuzen der Ereignisse durch unseren armen Brief an d'Alembert. Wir wollen jetzt die beiden englischen Zusammenkünfte mit Voltaire mitteilen, von denen die eine drei Jahre hinter, die andere drei Jahre vor uns liegt.

Nr. 1. Doktor Burney bekommt Voltaire zu sehen (Juli 1770).

In den Jahren 1770—1771 machte Burney, damals ein berühmter Doktor der Musik, seine Tour durch Frankreich und Italien zu musikalischen Zwecken und Untersuchungen [2] — diese letzteren gehen uns nichts an. Wir haben es nur mit einer sehr kleinen, ausnahmsweisen Episode zu tun, welche daraus hervorging. Es genügt uns zu wissen, daß Burney, ein behäbiger, gutmütiger und ziemlich langweiliger Doktor, beinahe 45 Jahre alt, „im Juni 1770" von London nach Paris gegangen war. Daß er „zu Anfang Juli" auf dem Wege nach Turin nach Genf kam, und daß sein weiter unten erwähnter „M. Fritz" ein musikalischer Veteran ist, der während der letzten dreißig Jahre in Genf ansässig gewesen war und Burney während

[1] „Kurzer Bericht über die Ereignisse in Amerika" (in Gentleman's Magazine für 1774, S. 26, 27); Bancroft III. 536 ff.

[2] Charles Burney „Present State of Music in France and Italy, being the Journal of a Tour through those countries, to collect Materials for a General History of Music (London 1773). Die History of Music folgte später in vier Quartbänden (London 1776—1789).

seines Aufenthalts dort sich hilfreich und angenehm gezeigt hatte. Unser Auszug datiert sich daher selbst von „einem der ersten Tage des Juli 1770" — Burney (wie wir dunkel erkennen werden) schwankte zwischen zwei Plänen und führte eigentlich keinen von beiden aus.

— — „Meine Absicht, M. Fritz zu besuchen, wurde gestört" (war auf dem Punkte, gestört zu werden, wurde es aber nicht ganz) „durch den Plan zu einem Besuche bei Voltaire, den ich zu derselben Stunde mit einigen anderen Fremden machen wollte, die gerade nach Ferney gingen. Aber abgesehen davon, daß der Besuch bei M. Fritz mehr mein Geschäft war, war es mir, um die Wahrheit zu sagen, nicht ganz angenehm, mit diesen Leuten zu gehen, die nur durch einen Genfer Buchhändler eingeführt werden sollten. Zumal da ich gehört hatte, daß einige Engländer vor kurzem eine Zurückweisung von M. de Voltaire erfahren hatten, weil sie ohne einen Empfehlungsbrief oder irgend etwas, das sie empfahl, zu ihm gekommen waren. Er fragte sie, was sie wollten. Als sie erwiederten, daß sie nur wünschten, einen so außerordentlichen Mann zu sehen, sagte er: ‚Nun gut, meine Herren, Sie sehen mich jetzt! Hielten Sie mich für ein wildes Tier oder Ungeheuer, das nur da ist, um wie ein Schaustück angestarrt zu werden?' — Diese Geschichte erschreckte mich sehr, denn als ich London und sogar als ich Paris verließ, beabsichtigte ich nicht, nach Genf zu gehen, und war deshalb ohne jede Empfehlung. Ich war jedoch entschlossen, den Ort zu sehen, wo er wohnte, und ich glaubte, dies sei" (noch Les Délices)

„Cette maison d'Aristippe, ces jardins d'Epicure,

wohin er sich 1755 zurückgezogen, aber dies war ein Irrtum." (Jetzt gar nicht Les Délices, sondern Ferney, bereits seit neun oder zehn Jahren.)

„Ich fuhr allein nach Ferney, nachdem ich M. Fritz verlassen hatte. Dieses Haus ist etwa dreiviertel Meilen von Genf, aber nahe am See. Ich näherte mich ihm mit Ehrfurcht und einer auch das Kleinste berücksichtigenden Neugier. Ich fragte, wann wir zuerst sein Gebiet beträten. Ich hatte einen verständigen und gesprächigen Postillion, der alle meine Fragen sehr befriedigend beantwortete. M. de Voltaires Landgut ist sehr umfangreich, und er ist beschäftigt, hübsche Wirtschaftsgebäude darauf zu errichten. Er hat auf der Genfer Seite eine viereckige Justice oder Galgen aufstellen lassen, um zu zeigen, daß er der Seigneur ist. Eins seiner Wirtschafts- oder vielmehr Fabrikgebäude — denn er richtet eine Fabrik auf seinem Gute ein — war so schön, daß ich meinte, es wäre sein Schloß.

Wir fuhren nach Ferney durch eine reizende, von Kornfeldern und Weinbergen bedeckte Gegend, mit der Aussicht auf den See und die Berge von Gex, der Schweiz und Savoyens. Indem man sich dem Hause nähert, steht zur Linken eine hübsche Kapelle mit der Inschrift:

‚Deo Erexit Voltaire MDCCLXI.'

Ich ließ fragen, ob ein Fremder das Haus und den Garten sehen könne, und erhielt eine bejahende Antwort. Bald kam ein Diener und führte mich in das Zimmer, wo sein Herr noch kurz vorher geschrieben hatte. Dies wird nie gezeigt, wenn er zu Hause ist, aber da er ausgegangen war, ließ man mich hinein. Von dort ging ich in die Bibliothek, die nicht sehr groß, aber wohlgefüllt ist. Hier fand ich eine lebensgroße Figur in Marmor von ihm selbst, in liegender Stellung, an einem der Fenster, und viele Merkwürdigkeiten in einem anderen Zimmer: eine vor noch nicht zwei Jahren gemachte Büste von ihm selbst, das Bild seiner Mutter, das seiner Nichte, Madame Denis, das seines Bruders, M. Dupuis, das der Familie Calas und andere. Es ist ein sehr hübsches und elegantes Haus, nicht sehr groß und auch nicht übertrieben ausgeschmückt.

Ich hätte zuerst bemerken sollen, daß nahe bei der Kapelle, zwischen dieser und dem Hause, das Theater ist, welches er vor einigen Jahren erbaute, wo er seine Freunde mit mehreren seiner eigenen Tragödien unterhielt. Es wird jetzt nur als Holz- und

Rumpelkammer gebraucht, da seit vier Jahren kein Schauspiel mehr darin zur Aufführung gekommen ist. Der Diener sagte mir, sein Herr sei 78 Jahre alt" (76), „aber befinde sich sehr wohl. ‚Il travaille,' sagte er, ‚pendant dix heures chaque jour, er studiert täglich zehn Stunden, schreibt immer ohne Brille und geht in Begleitung eines einzigen Dieners aus, oft eine halbe oder eine ganze Stunde — Et le voilà, là bas, und sehen Sie, dort ist er!'

Er war auf dem Wege zu seinen Arbeitsleuten. Mein Herz schlug hoch bei dem Anblicke eines so außerordentlichen Mannes. Er hatte eben seinen Garten verlassen und durchschritt den Hof vor seinem Hause. Als er meinen Wagen bemerkte und sah, daß ich eben einsteigen wollte, machte er seinem Diener, der mein Cicerone gewesen war, ein Zeichen, zu ihm zu kommen, wahrscheinlich um zu fragen, wer ich wäre. Nachdem sie einige Worte miteinander gewechselt hatten, näherte er", M. de Voltaire, „sich dem Orte wo ich bewegungslos stand, um seine Erscheinung so genau als möglich zu betrachten, während seine Augen von mir abgewandt waren. Aber als ich ihn auf mich zukommen sah, fand ich mich durch eine unwiderstehliche Macht zu ihm hingezogen, und ohne zu wissen, was ich tat, kam ich ihm unvermerkt auf halbem Wege entgegen.

Es ist nicht leicht, sich vorzustellen, wie das Leben in einem Körper bestehen kann, welcher, wie der M. de Voltaires, beinahe aus nichts als Haut und Knochen zusammengesetzt ist." Ein äußerst magerer alter Herr! „Er beklagte sich über sein hohes Alter und sagte, er glaube, ich wünsche mir eine Vorstellung davon zu machen, wie man nach dem Tode umherwandere. Allein seine Augen und sein ganzes Gesicht sind noch voll Feuer, und obgleich er so abgemagert ist, kann man sich doch keinen lebhafteren Ausdruck denken.

Er fragte nach englischen Neuigkeiten und bemerkte, daß die poetischen Zänkereien den politischen Platz gemacht hätten, schien aber den Geist der Opposition für ebenso notwendig zu halten in der Poesie wie in der Politik. ‚Les querelles d'auteurs sont pour le bien de la littérature, comme dans un gouvernement libre les querelles des grands, et les clameurs des petits sont nécessaires à la liberté.' Und fügte hinzu: ‚Wenn die Kritiker schweigen, so beweist dies nicht so sehr, daß das Zeitalter korrekt, als daß es uninteressant ist.' Er fragte, was für Dichter wir jetzt hätten. Ich sagte, wir hätten Mason und Gray. ‚Sie schreiben wenig,' sagte er, ‚und Sie scheinen keinen Dichter zu haben, der alle anderen beherrscht wie Dryden, Pope und Swift.' Ich sagte, es sei einer der Nachteile periodischer Zeitschriften, wie sie auch geschrieben sein möchten, daß bescheidene Genies öfter dadurch zum Schweigen gebracht würden, während unverschämte und dickfellige Dummköpfe nicht imstande seien, die Geißel des Kritikers zu fühlen. Mr. Gray und Mr. Mason seien beide von mechanischen Kritikern, selbst in den Zeitungen, schlecht behandelt worden; ich fügte hinzu, daß Bescheidenheit und die Neigung zu einem ruhigen Leben bei diesen Herren über ihre Ruhmbegier den Sieg scheinen davongetragen zu haben.

Während dieser Unterredung näherten wir uns den Gebäuden, die er an dem Wege zu seinem Château errichten ließ. ‚Dies', sagte er, darauf hindeutend, ‚sind die unschuldigsten und vielleicht die nützlichsten aller meiner Werke.' Ich bemerkte, daß er andere Werke ausgeführt, welche von weit größerem Nutzen und viel dauerhafter sein würden als diese. Er war so freundlich, mir mehrere der von ihm erbauten Wirtschaftshäuser und die Pläne zu anderen zu zeigen, worauf ich von ihm Abschied nahm[1]."

Nr. 2. Ein ehrwürdiger Mr. Sherlock sieht Voltaire und speist sogar bei ihm (April 1776).

Sherlocks Reisen sind, obgleich er sie in zwei Sprachen beschrieb, und obgleich sie einmal viel gelesen wurden, für uns jetzt wenig mehr als ein Tanz von Irrlichtern.

[1] Burneys Present State of Music (London 1773) S. 55—62.

Ein aufgeputztes, unzusammenhängendes, undeutliches, flimmerndes und doch zugleich auch dunkles Buch, voll müßiger Auswüchse und Überschwenglichkeiten — wie der arme Mann selbst. Er war „Hausprediger des Grafen von Bristol, Bischofs von Derry", und was konnte man von ihm erwarten, der sich als geistlicher Mond um jenes berühmte Sonnenlicht drehte [1]. Der arme Sherlock ist nirgends absichtlich fabelhaft, auch ist er an sich nicht ganz so töricht, als er scheint, das mag uns genügen. Auf seinem Irrlichttanz, der an dieser Stelle glücklicherweise mit einem Datum versehen ist (26.—27. April 1776), war er nach Ferney gekommen mit einer passenden Einführung bei Voltaire. Und hier (nach einer strengen Ausscheidung der schlappen Teile, aber sonst ohne Abänderung) ist der glaubhafte Bericht von dem, was er sah und hörte. In drei Szenen, mit dem nachstehenden Prolog in bezug auf das Kostüm, welcher zweimal gelesen zu werden verdient.

Voltaires Kleidung. „An den beiden Tagen, als ich ihn sah, trug er weiße Zeugschuhe, weiße wollene Strümpfe und rote Beinkleider, nebst einem Schlafrock und einer Weste von blauem geblümten Linnen mit gelbem Futter. Er hatte eine graue Perücke auf mit drei Schleifen und darüber eine seidene, gold- und silbergestickte Nachtmütze."

Erste Szene. Die Eingangshalle von Ferney (Freitag, 26. April 1776). Der überschwengliche Sherlock tritt ein, nachdem sein Empfehlungsbrief ihm vorausgegangen ist.

„Er kam mir in der Eingangshalle entgegen; sein Neffe M. d'Hornoi" — (Großneffe; Abbé Mignot [berühmt dadurch, daß er Voltaire begrub] und Madame Denis, die wir kennen, waren sein Onkel und seine Tante) — „sein Großneffe, Rat des Parlaments in Paris, führte ihn am Arme. Er sagte zu mir mit sehr schwacher Stimme: ‚Sie sehen einen sehr alten Mann, der eine große Anstrengung macht, um die Ehre zu haben, Sie zu sehen. Wollen Sie einen Gang durch meinen Garten machen? Er wird Ihnen gefallen, denn er ist in englischem Geschmack. — Ich habe diesen Geschmack in Frankreich eingeführt, und er ist jetzt allgemein geworden. Aber die Franzosen parodieren Ihre Gärten, sie stecken Ihre dreißig Morgen in drei.'

„Von seinem Garten aus sieht man die Alpen, den See, die Stadt Genf und deren Umgebung, welche sehr hübsch ist. Er sagte:

Voltaire. ‚Es ist ein schöner Prospekt.' Er sprach diese Worte recht gut aus.

Sherlock. ‚Wie lange ist es her, seit Sie in England waren?'

Voltaire. ‚Fünfzig Jahre zum mindesten.' (Nicht ganz; er verließ England 1728; 1726 war er gekommen [2].)

d'Hornoi. ‚Es war um die Zeit, als Sie die erste Ausgabe Ihrer Henriade drucken ließen.'

Wir sprachen dann über die Literatur. Und von diesem Augenblick an vergaß er sein Alter und seine Gebrechlichkeit und sprach mit der Wärme eines Mannes von dreißig Jahren. Er sagte einige höchst anstößige Dinge gegen Moses und gegen Shakespeare" (wahrscheinlich genug!). — — „Wir sprachen dann über Spanien.

Voltaire. ‚Das ist ein Land, von dem wir nicht mehr wissen als von den wildesten Gegenden Afrikas, und es verlohnt sich nicht der Mühe, es kennenzulernen. Wenn jemand dort reisen will, muß er sein Bett mit sich nehmen. Bei seiner Ankunft in einer Stadt muß er in eine Straße gehen, um eine Flasche Wein zu kaufen; ein

[1] Der Titel seines Buches ist: Letters from an English Traveller, translated from the French Original (London 1780). Dass. Letters from an English Traveller, originally written in French by the Rev. Martin Sherlock, A. M., Chaplain to the Earl of Bristol etc. (eine neue Ausgabe, 2 Bde., London 1802).

[2] Vgl. Bd. II. S. 423.

Stück Maulesel' (das ihm als Rindfleisch dient) ,in einer anderen; einen Tisch findet er in einer dritten — und er soupiert. Ein französischer Edelmann kam durch Pampeluna. Er forderte einen Bratspieß; es war nur ein einziger in der Stadt, und dieser war zu einer Hochzeit verliehen.'

d'Hornoi. ,Da, Monsieur, ist ein Dorf, welches M. de Voltaire gebaut hat!'

Voltaire. ,Ja, wir haben unsere Freiheiten hier. Man schneide eine kleine Ecke ab, und wir sind aus Frankreich heraus. Ich habe um einige Privilegien für meine Kinder hier gebeten, und der König hat mir alles bewilligt, worum ich bat, und hat dies Ländchen Gex von sämtlichen Taxen der Generalpächter befreit, so daß das Salz, welches früher für zehn Sous das Pfund verkauft wurde, jetzt für vier verkauft wird. Ich habe um weiter nichts mehr zu bitten als darum, daß ich am Leben bleibe.' — Wir gingen in die Bibliothek" (hatten, wie ich vermute, im Garten die Runde gemacht).

Zweite Szene. In der Bibliothek.

Voltaire. ,Sie finden hier mehrere von Ihren Landsleuten' (er hatte Shakespeare, Milton, Congreve, Rochester, Shaftesbury, Bolingbroke, Robertson, Hume und andere). ,Robertson ist Ihr Livius; sein „Karl der Fünfte" ist mit Wahrheit geschrieben. Hume schrieb seine Geschichte, um dafür gelobt zu werden, Rapin, um zu belehren, und beide haben ihren Zweck erreicht.'

Sherlock. ,Lord Bolingbroke und Sie stimmten darin überein, daß wir nicht eine einzige gute Tragödie hätten.'

Voltaire. ,Wir waren dieser Ansicht. Cato ist unvergleichlich gut geschrieben. Addison hatte sehr viel Geschmack — aber Geschmack und Genie sind durch einen unermeßlichen Abgrund voneinander getrennt. Shakespeare hatte ein staunenswertes Genie, aber keinen Geschmack. Er hat den Geschmack der Nation verdorben. Er ist zweihundert Jahre lang ihr Geschmack gewesen, und was zweihundert Jahre lang der Geschmack einer Nation ist, wird es zweitausend Jahre lang sein. Diese Art Geschmack wird eine Religion; es gibt in Ihrem Vaterlande sehr viele Shakespeare-Fanatiker.'

Sherlock. ,Waren Sie mit Lord Bolingbroke persönlich bekannt?'

Voltaire. ,Ja. Sein Gesicht war imposant und auch seine Stimme; in seinen Werken sind viele Blätter und wenig Frucht, verdrehte Ausdrücke und unerträglich lange Sätze.' (Er zieht ein Buch hervor.) ,Sehen Sie, daß ist der Koran, der wenigstens viel gelesen ist.' („Er war voller Papierzeichen.") ,Hier sind die Historic Doubts von Horace Walpole' („worin auch mehrere Zeichen lagen"); ,hier ist das Porträt Richards III.; Sie sehen, er war ein schöner junger Mann.'

Sherlock (macht einen abrupten Übergang). ,Sie haben eine Kirche gebaut?'

Voltaire. ,Jawohl, und es ist die einzige in der Welt zu Ehren Gottes' (Deo erexit Voltaire, wie wir oben lasen.) ,Man hat eine Menge Kirchen gebaut für St. Paul, für St. Geneviève, aber keine einzige für Gott.' Exit Sherlock (nach seinem Gasthof, macht obige Aufzeichnungen — soll morgen in Ferney dinieren).

Dritte Szene. Speisezimmer Voltaires.

„Als wir uns am folgenden Tage zum Diner hinsetzten," unser Wirt in dem obigen glänzenden Kostüm, „sagte er in ziemlich gut ausgesprochenem Englisch:

Voltaire. ,Wir sind hier für Freiheit und Eigentum!' (Parodie irgendeiner alten Rede im Parlament, wollen wir annehmen — Freiheit und Eigentum, meine Lords!) ,Dieser Herr — den Monsieur Sherlock mir erlauben möge ihm vorzustellen — ist ein Jesuit' (der alte Père Adam, den ich in seinen alten, obdachlosen Tagen hier bei mir habe, um Schach mit ihm zu spielen). ,Er trägt seinen Hut. Ich bin ein armer Invalide — ich trage meine Nachtmütze.' — —

Ich besinne mich jetzt nicht, weshalb er ebenfalls in englischer Sprache die folgenden Verse von Rochester auf Karl den Zweiten anführte:

'Here lies the mutton-eating king,
Whose promise none relies on;
Who never said a foolish thing,
Nor ever did a wise one.'

Aber indem er von Racine sprach, zitierte er die nachstehenden Verse" (aus Roscommons Essay on Translated Verse):

,The weighty bullion of one sterling line
Drawn to French wire would through whole pages shine.'

Sherlock. ,Die Engländer ziehen Corneille Racine vor.'

Voltaire. ,Das geschieht deshalb, weil die Engländer nicht hinreichend mit der französischen Sprache bekannt sind, um die Schönheiten von Racines Stil oder die Harmonie seiner Verse zu fühlen. Corneille gefällt ihnen mehr, weil er auffallender ist; aber Racine gefällt den Franzosen mehr, weil er eine größere Sanftheit und Zartheit hat.'

Sherlock. ,Wie gefiel Ihnen die englische Kost?' (La chère Anglaise — was Voltaire boshafterweise für ,die liebe Engländerin' nimmt.)

Voltaire. ,Ich fand sie sehr frisch und weiß' — wirklich! („Man sollte nicht vergessen, daß er in seinem 83. Jahre war, als er dies Wortspiel auf die Frauen machte.")

Sherlock. ,Ihre Sprache?'

Voltaire. ,Energisch, exakt und barbarisch. Sie sind das einzige Volk, welches sein a ausspricht wie ein e.' — — (Und einige Zeit nachher:) ,Obgleich ich das Englische nicht gut aussprechen kann, fühlt mein Ohr doch die Harmonie Ihrer Sprache und Ihrer Verse. Pope und Dryden haben den meisten Wohlklang in der Poesie, Addison in der Prosa.' (Fängt jetzt seinerseits zu fragen an.)

Voltaire. ,Wie haben Sie die Franzosen gefunden?'

Sherlock. ,Liebenswürdig und witzig. Ich habe nur einen Fehler bei ihnen entdeckt. Sie ahmen die Engländer zu sehr nach.'

Voltaire. ,Wie? Halten Sie uns für würdig, selbst Originale zu sein?'

Sherlock. ,Ja, Monsieur.'

Voltaire. ,Ich tue es auch — aber wir beneiden Sie um Ihre Regierung.'

Sherlock. ,Ich habe die Franzosen freier gefunden, als ich erwartete.'

Voltaire. ,Ja, wenn es sich darum handelt, umherzugehen oder zu essen, was ihm gefällt, oder in seinem Lehnstuhl zu liegen, ist ein Franzose frei genug. Aber in bezug auf Abgaben — ah, Monsieur, Sie sind ein glückliches Volk. Sie können tun, was Sie wollen. Wir Armen sind in Sklaverei geboren. Wir können nicht einmal sterben, wie wir wollen, wir müssen einen Priester haben' (können sonst nicht begraben werden, ich denke oft daran!). — — ,Nun, wenn die Engländer sich wirklich verkaufen, so ist das ein Beweis, daß sie etwas wert sind. Wir Franzosen verkaufen uns nicht, vermutlich weil wir nichts wert sind.'

Sherlock. ,Was ist Ihre Ansicht über die Eloïse' (Rousseaus unsterbliches Werk).

Voltaire. ,Daß man sie nach zwanzig Jahren nicht mehr lesen wird.'

Sherlock. ,Mademoiselle de L'Enclos hat einige gute Briefe geschrieben?'

Voltaire. ,Sie schrieb nie einen; sie waren von dem elenden Crébillon' (meinem bettelhaften alten „Rivalen" in den Zeiten der Pompadour)! — —

Voltaire. ,Die Italiener sind eine Nation von Trödlern. Italien ist ein Alter-Kleider-Laden, in dem sich viele höchst geschmackvolle alte Kleider befinden. — — Aber wir müssen erst noch erfahren, ob die Untertanen des Papstes oder die des Großtürken in der kläglichsten Lage sind.' (Wir sind jetzt, wie ich glaube, in den Salon gegangen, obgleich es nicht gesagt wird.)

„Er sprach über England und über Shakespeare und erklärte Madame Denis den Teil einer Szene in ,Heinrich V.', wo der König die Königin Katharina in

schlechtem Französisch hofiert, und den einer anderen, in welcher die Königin von ihrer Kammerfrau eine englische Lektion nimmt und die mehrere sehr grobe Zweideutigkeiten enthält" — verweilte aber hoffentlich bei diesen nicht lange. — —

Voltaire. ‚Wenn ich sehe, daß ein Engländer subtil ist und am Prozeßführen Gefallen findet, sage ich: „Das ist ein Normanne, der mit Wilhelm dem Eroberer hinüberging!" Wenn ich einen gutmütigen und höflichen Mann sehe: „Das ist einer, der mit den Plantagenets kam!" Einen brutalen Menschen: „Das ist ein Däne!" — Denn Ihr Volk, Monsieur, ebensowohl als Ihre Sprache, ist ein Gemisch von vielen anderen.'

Als wir nach dem Diner durch ein kleines Zimmer gingen, wo eine Büste Lockes, eine Büste der Gräfin von Coventry und mehrere andere sich befanden, nahm er mich am Arme und hielt mich an: ‚Kennen Sie diese Büste?' (Die Büste Sir Isaac Newtons.) ‚Es ist das größte Genie, welches je gelebt hat. Wären alle Genies der Welt versammelt, so würde er ihre Schar anführen.'

Von Newton und von seinen Werken sprach M. de Voltaire immer mit der größten Wärme[1]." (Exit Sherlock, um das Obige niederzuschreiben und dann in den unendlichen Raum zu verschwinden.)

General oder Feldmarschall Conway, direkt von London angekommen, ist bei einem von Friedrichs Manövern zugegen (August bis September 1774).

Jetzt da Friedrichs Militärwesen wieder vollkommen instand gesetzt ist, was seiner eigenen Berechnung nach im Jahre 1770 geschah, werden seine jährlichen Manöver sehr berühmt in Europa; und intelligente Offiziere aus allen Ländern sind begierig, bei denselben zugegen zu sein und davon zu lernen. Das Manöver ist so schön wie ein Schauspiel; aber das wird keineswegs damit bezweckt. Schwere Arbeit wie an den strengsten, für akademische Grade examinierenden Universitäten würde eine bessere Definition sein. Zuweilen, wenn ein neues Manöver oder eine wichtige taktische Erfindung durch Versuche erprobt werden soll, findet man die Umgegend von Potsdam, welche gewöhnlich der Schauplatz solcher Versuche ist, meilenweit sorgfältig abgesperrt. Schildwachen auf allen Straßen, kein unfreundliches Auge wird zugelassen, die Sache findet statt wie bei verschlossenen Türen. Auch darf man nie zugegen sein ohne besondere Erlaubnis, obgleich es scheint, daß man fremden Offizieren und Leuten, die wirklich daran interessiert sind, diese Erlaubnis mit hinreichender Liberalität gewährt. Das Zusammenströmen fremder Militärs scheint jedes Jahr zuzunehmen, bis zu Friedrichs Tode. Franzosen finden sich in immer größerer Zahl ein, vielerlei deutsche Namen, gewöhnlich auch einige Engländer — Burgoyne (schließlich von Saratoga), Cornwallis, der Herzog von York, Marschall Conway — von welch letzterem wir jetzt noch etwas mehr zu sagen haben.

Im Sommer 1774 hatte Conway — Marschall Conway, von dem Walpole immer spricht als von einem bedeutenden Feldherrn und Politiker, obgleich er weder in der einen noch in der anderen Eigenschaft be-

[1] Sherlock, Letters (London 1802) I. 98—106.

deutend war, dafür aber Walpoles Freund und ein ehrenhafter bescheidener Mann — vielleicht aus häuslichen Gründen (denn ich habe bemerkt, daß eine Lady Conway sehr übler Laune war) beschlossen, eine Reise nach Deutschland zu machen und die österreichischen und preußischen Manöver zu sehen, besonders die preußischen. Zwei ungeheure Briefe von ihm über diesen Gegenstand sind in meine Hände gekommen[1], und anderswo findet sich beiläufig ein gedruckter Bericht über seine Reise[2]. Reise und Briefe sind beide so unbedeutend als möglich, aber wenn man sie gehörig zusammenpreßt, hier noch ohne Nachteil zur Lektüre geeignet.

Sir Robert Murray Keith — das heißt die jüngere Exzellenz Keith, jetzt Gesandter in Dresden, von dem wir zuweilen gehört haben — begleitet Conway auf dieser Reise, oder fliegt an seiner Seite dahin, kreuzt häufig an den Hauptpunkten seine Bahn mit ihm. Es gibt auch einen gedruckten Bericht von Sir Robert, der noch weniger interessant ist als Conways Briefe und mit diesen übereinstimmt. So daß Keith, einige Worte über Lord Marishal ausgenommen, die wir mitteilen werden, schweigen muß, während der weitschweifige Conway sich bemüht, verständlich zu sein. In der Tat erzählen weder Conway noch Keith uns das mindeste, das nicht zum Überfluß und sogar zum Überdruß aus deutschen Quellen bekannt ist. Aber der Blick, welchen ein paar englische Augen auf die Sache werfen, mag derselben für die Leser hier eine gewisse Frische der Bedeutung verleihen. Nachstehend sind Conways zwei Briefe, nachdem ein geschickter Freund von mir und von ihm menschenfreundlicherweise ihre neun Teile Wasser herausgepreßt hat.

Conway an seinen Bruder, den Marquis von Hertford (in London).

,Berlin, 17. Juli 1774.

Lieber Bruder — Bei der Eile, in welcher ich lebe' — — ,Nachdem ich Braunschweig verlassen, wo in Abwesenheit fast des ganzen Hofes, der zum Besuche in Potsdam ist, mein alter General' Herzog Ferdinand, jetzt Potsdam entfremdet[3] und hier unter Kunstwerken und Spekulationen über die Freimaurerei lebend, ,mir sehr freundlich begegnete, ging ich nach Celle in Hannover, um der Königin von Dänemark meine Aufwartung zu machen.' (Der unglücklichen, von ihrem Gemahl geschiedenen Mathilde, die mein Freund Keith gerettet; unschuldig, will ich hoffen!) — ,Sie ist äußerst fett geworden.' — ,In Magdeburg an der preußischen Grenze nach dieser Seite hin darf man ohne Erlaubnis nicht einmal auf den Wällen spazierengehen, so streng ist die preußische Verwaltung.' — ,Indem ich auf meinem Wege nach Berlin durch Potsdam fuhr, wurde ich durch einen Diener des guten alten Lord

[1] Mir freundlichst geschenkt von Mr. Charles Knight, dem wohlbekannten Schriftsteller und Verleger (der eine Sammlung von derselben Hand besitzt), diese beiden füllen in meiner Abschrift vierzehn große Seiten.

[2] In Keith (Sir Robert Murray), Memoirs and Correspondence, II. 21 ff.

[3] Er hatte eine Art Zank mit Friedrich im Jahre 1766 (rauhe Behandlung durch Adjutant von Anhalt, die ein jetzt so berühmt gewordener Feldherr sich nicht gefallen lassen konnte) und entfernte sich schweigend — verkehrt noch gelegentlich mit dem König, tritt aber nicht wieder in seinen Dienst.

Marishal angehalten, der mich bemerkt hatte, als ich unter seinem Fenster vorbeikam. Er kam in seinem Schlafrock heraus und bestand darauf, daß wir zum Diner bei ihm bleiben sollten' — würdiger alter Mann, ein Wort von ihm, wenn wir mit diesem Briefe fertig sind. — ,Wir blieben schließlich, nachdem wir hinsichtlich der Bewegungen des Königs Erkundigungen eingezogen hatten, drei Tage in Potsdam, meist bei diesem vortrefflichen alten Lord.

Am dritten Tage' (in der Tat gestern abend) ,ging ich vorhergegangener Verabredung gemäß nach dem Neuen Palais, um dem König von Preußen meine Aufwartung zu machen. Es fand eine kleine Verzögerung statt. Der König war in der Zwischenzeit in ein Privatkonzert gegangen, das er den Prinzessinen gab' (der Herzogin von Braunschweig und andern hohen Gästen [1]). ,Aber sowie man ihm meldete, ich sei da, kam er aus der Gesellschaft heraus und gab mir eine höchst schmeichelhafte gnädige Audienz von mehr als einer halben Stunde. Er sprach über sehr viele verschiedene Dinge mit einer Leichtigkeit und Freiheit, welche das gerade Gegenteil von dem war, was ich erwartet hatte.' — ,Ich bat um die Erlaubnis und erhielt sie, die schlesischen Lager im nächsten Monat besuchen zu dürfen, indem Se. Majestät mir gnädigst die besondern Tage nannte, wann sie anfangen und enden würden' (27. August bis 3. September, Schmelwitz bei Breslau, sind Zeit und Ort [2]). ,Dies bringt meine österreichischen Pläne in beträchtliche Verwirrung und wird meine Rückkehr aus jenen Gegenden beschleunigen. Aber wer könnte einer solchen Versuchung widerstehen! — Ich sah die Garde zu Fuß exerzieren, besonders das prächtige „Erste Bataillon". Ich hätte mir nichts so Vollkommenes und Genaues vorstellen können als alles, was ich sah. So gut gekleidet, solche Leute und so pünktlich in allem, was sie taten.

Das Neue Palais in Potsdam ist äußerst prächtig. Vielleicht nicht ganz vollkommen in Rücksicht auf den Geschmack, aber besser, als ich erwartet hatte. Der König wohnt nicht gerne dort und zieht auch nur hin, wenn er vornehme Gesellschaft bei sich hat. Sieben oder acht Monate des Jahres zieht er Klein-Sanssouci vor und die Freiheit unter Vertrauten und einigen seiner Generale.' — ,Die Musik nimmt noch immer einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch. Auf einem Tisch in seinem Kabinett sah ich, ich glaube zwanzig Kästen, in deren jedem eine deutsche Flöte lag. In seinem Schlafzimmer aber zweimal soviel Kästen mit spanischem Schnupftabak und sowohl in seinem Kabinett als in seinem Schlafzimmer drei in einer Reihe aufgestellte Armstühle für drei Lieblingshunde, jeden mit einem kleinen Schemel als Tritt, damit sie leicht hinaufkommen können.' —

,Die Stadt Potsdam ist eine sehr merkwürdige und nach außen schöne Stadt. Alle Straßen sind vollkommen gerade, alle durchschneiden sich in rechten Winkeln, und alle Häuser sind mit schönen, meist eleganten Fronten gebaut.' — ,Er baut für jedermann, der ein schlechtes oder kleines Haus hat, sogar für den niedrigsten Handwerker. Er hat dasselbe in Berlin getan.' Überhaupt erregen die Bauunternehmungen Sr. Majestät Staunen. ,Woher kommt das Geld dazu, nach einem langen kostspieligen Kriege? Es ist alles wie in einem Märchen- und Zauberreich.' — Magnum vectigal parsimonia, fürwahr! — ,Hier in Berlin sah ich heute die Porzellanfabrik, welche einen bedeutenden Aufschwung genommen hat. Ich stehe im Begriff abzureisen. Adieu, lieber Bruder; entschuldige meinen endlosen Brief' (da du das Wasser nicht herauspressen kannst, wie es andere einmal tun werden!) — ,Dein aufrichtiger

Henry Seymour Conway.'

Keith ist jetzt seit einigen Jahren Gesandter in Dresden und weiß unter anderm viel von unserer glänzenden Freundin, der Kurfürstin, zu erzählen. Aber seine größte diplomatische Tat führte er in Kopenhagen aus während eines plötzlichen Überfalls

[1] Rödenbeck III. 98.
[2] Das. III. 101.

dort (im Jahre 1771[1]): die Rettung der Königin Mathilde, der jüngsten Schwester Georgs III., von einem harten Schicksal. Die unglückliche Königin Mathilde! Man wird nie wissen, wie schuldig, oder ob sie überhaupt schuldig war. Aber sie war sehr unglücklich, die arme junge Dame! Mit einem verrückten Gemahl, der durch Ausschweifungen in die Betäubung des Wahnsinns versunken ist; mit einem Doktor, der allmählich erster Minister wird, Struensee, dem äußeren nach eine elende Vogelscheuche, aber weiser als die meisten Dänen, und endlich mit einer luchsäugigen Stiefschwester, deren Sohn nachfolgen wird, falls Mathilde fehlgeht — war die unglückliche Mathilde in die schrecklichsten Bedrängnisse geraten. Wurde geschieden, eingekerkert und würde zusammen mit der Vogelscheuche Struensee ihren Kopf verloren haben, wenn nicht ihr Bruder Georg III. emphatisch dazwischengetreten wäre — Exzellenz Keith mit Linienschiffen von vierundsiebenzig Kanonen in der Entfernung zeigte sich bei dieser Gelegenheit sehr energisch — und sie befreit hätte. Jedenfalls befreit von dänischer Art und Gefängnis und in Sicherheit und Einsamkeit nach Celle, in Hannover gerettet, wo sie jetzt ist und bald nachher am Fieber stirbt und so eine sehr traurige kurze Geschichte beschließt.

Exzellenz Keith, seitdem berühmt in den diplomatischen Kreisen, ist gegenwärtig Conway auf ihrem gemeinsamen Wege zu den österreichischen Manövern vorangeeilt. Ehe wir Conways zweiten Brief mitteilen, wollen wir hören, was Keith über seinen Verwandten, den alten Marishal sagt, den er vor Jahren in Berlin sah, mit dem er noch korrespondiert und den er gelegentlich in seiner Korrespondenz erwähnt. Keith berichtet, das Datum ist Dresden, Februar 1770:

Hat vor kurzem den alten Marishal in Potsdam besucht. — „Mein dreitägiger Besuch bei Lord Marishal. Er ist das unschuldigste aller Gottesgeschöpfe, und sein Herz ist viel wärmer als sein Kopf. Sein Aufenthaltsort", ich muß es gestehen, „ist ein wahrer Tempel der Langeweile und seine Gesellschafterin" — (ein armes türkisches Findelkind, ein verlassenes Kind, das bei dem Falle von Otschakow seinem verstorbenen Bruder in die Hände geworfen wurde[2], und das Marishal sorgfätig hat erziehen lassen, weshalb es sich nicht von ihm weg verheiraten will, ziemlich dumm, nicht sehr hübsch nach den Porträts, muß jetzt mehr als 32 Jahre alt sein) — „ist ganz dazu geeignet, die Priesterin darin zu sein! Dennoch tändelt er seinen Tag auf eine Weise dahin, die ihm nicht unangenehm ist. Und ich glaube wirklich, daß er ein Bewußtsein hat, welches das Innere eines Kerkers vergolden würde. Die Taten unserer nacktbeinigen Krieger in dem letzten Kriege" (der Bergschotten, bei welchen ich Oberst war), „begleitet von einem Pibrach" (einem suo more schnarrenden Dudelsack), „in seinem Vorzimmer üben eine Wirkung auf den alten Don aus, die Ihnen großes Vergnügen machen würden[3]?"

Und hat ihn dann, bei derselben Gelegenheit, in Berlin gesehen. — — „Lord Marishal traf mich bei Sir Andrew" (Sir Andrew Mitchell, in Berlin, das letzte Jahr in dem Leben des wackeren Mitchell), „wo wir fünf Tage miteinander zubrachten. Mein Besuch in seinem Landhause dauerte", wie Sie bereits wissen, „drei Tage, und ich hatte Ursache zu denken, daß er dem alten Don viel Freude machte. Er unterhielt sich mit mir höchst offen und vertraulich über alle wichtigen Begebenheiten seines Lebens und deutete oft an, daß die Ehre des Clans jetzt durch unsere Familie gewahrt werden müsse, für die er die größte Achtung hege. Sein Geschmack, seine Ideen und seine Lebensweise sind eine Mischung von Aberdeenshire und dem Königreich Valencia, und da er keine neuen Freunde zu

[1] Keith I. 152 usw. keine verständliche Erzählung, kaum das Datum läßt sich entdecken.

[2] Vgl. Bd. II. S. 447 f.

[3] Keith I. 129, „Dresden, 25. Februar 1770", an seine Schwester in Schottland.

gewinnen sucht, scheint er eine starke, obschon schweigende Anhänglichkeit für seine alten zu bewahren. Was seine politischen Grundsätze betrifft, so halte ich ihn für den aufrichtigsten Konvertiten zum Whiggismus und zur Orthodoxie. — — Seit ich dies anfing, habe ich einen unnachahmlichen Brief von Lord Marishal erhalten. Ich hatte Doktor Bailies" (einen berühmten englischen Arzt in Dresden, der sich mit Einimpfen und dergleichen abgibt) „ihm gegenüber erwähnt und ihn gebeten, mir eine Darstellung seines Gesundheitszustandes zu schicken, damit der Doktor für ihn verschreiben könne. Nachstehendes ist ein Teil seiner Antwort:

‚Ich danke Ihnen für Ihren Rat, den englischen Doktor wegen der Herstellung meines alten Gerippes zu konsultieren. Ich habe dies bereits neulich mit meinen alten Mitteln besorgt, und es ist jetzt beinahe so gut wie neu. Haben Sie daher die Güte, dem Doktor zu sagen, daß ich von ihm etwas ganz Besonderes erwarte, und daß mein Zustand folgendermaßen ist. Erstens muß er wissen, daß die Maschine durch langen Gebrauch abgenutzt ist, da ich beinahe achtzig Jahre alt bin. Die Reparatur, mit der ich ihm vorschlage, den Anfang zu machen, ist: ein Paar neue Augen, ein Paar neue Ohren, einige Verbesserung des Gedächtnisses. Wenn dies geschehen, werden wir ihn um neue Beine und eine Veränderung im Magen ersuchen. Vorläufig wird diese erste Reparatur genügen, und wir müssen den Doktor nicht auf einmal zuviel belästigen.' — „Sie sehen hieraus, mit welcher Leichtigkeit der alte Lord seine Gebrechen trägt, und es ist wirklich so wie er sagt. Ihr Freund Sir Andrew ist wie ich fürchte weniger heiteren Sinnes; aber ich habe während der letzten drei Monate nichts von ihm gehört [1]."

Conway an Keith über die letzten drei Tage in Potsdam [2]. ‚Ich hielt mich drei Tage in Potsdam auf, wo ich viel Unterhaltung hatte; Dank sei besonders Ew. Exzellenz altem Freunde, Lord Marishal, der mir alle mögliche Zuvorkommenheit erwies. Er hielt mich an, indem ich vorüberfuhr, und veranlaßte mich nicht bloß an diesem Tage mit ihm zu dinieren, sondern gewissermaßen bei ihm zu wohnen. Er ist keineswegs blind, wie Sie meinten. Ich sah ihn ganz im Gegenteil ohne Brille lesen, und zwar eine schlechte Handschrift, die ich nicht ohne Mühe entziffern konnte'. . . . ‚Blieb nur einen Tag in Berlin'. Eile Ihnen nach — Hier ist mein zweiter Brief:

Conways zweiter Brief (an seinen Bruder, wie vorher).

‚Schmelwitz' (bei Breslau) ‚Hauptquartier,
31. August 1774.

Lieber Bruder — — Ich verließ jenes Lager' (das österreichische Lager und die Manöver in Ungarn, wo der Kaiser und jedermann sehr freundlich gegen mich gewesen war) ‚mit großem Bedauern.' „Nahm mit Bedauern von Keith Abschied, hatte in Preßburg vor ihm und vierzehn anderen Engländern eine Partie mit dem Schachautomaten" (einem gerade bekannt gewordenen funkelnagelneuen Wunder [3]) ‚gespielt und reiste über Wien hierher, „so schnell die Postpferde uns ziehen konnten, Tag und Nacht, da ich etwas mit der Zeit in Rückstand gekommen war." ‚Kam gestern abend bei Einbruch der Dunkelheit in Breslau an, wo ich hörte, daß das Lager vier Meilen entfernt sei, daß der König dorthin gegangen war, und daß die Manöver heute morgen um vier oder fünf beginnen würden. Ich bestellte daher meinen Wagen um Mitternacht und fuhr in Dunkelheit und Regen ab, um dem König von Preußen am folgenden Morgen um fünf Uhr an der Spitze seiner Truppen vorgestellt zu werden.' — ‚Als ich vor fünf Uhr bei dem „Hauptquartier" genann-

[1] Keith I. 132, 133, „Dresden, 13. März 1770", an seinen Vater.
[2] Datiert „Dresden, 21. Juli 1774", bei Keith II. 15.
[3] Ein Bericht darüber und über dieses Spiel ebenfalls bei Keith (II. 18), „Wien, 3. September 1774", Keith an seinen Vater.

ten Ort ankam, fand ich mich mitten in einem elenden Dorfe' (diesem Schmelwitz hier), ,kein lebendes Geschöpf, keine Schildwache und kein militärischer Gegenstand zu sehen.' — — ,Sobald etwas Lebendiges sich zeigte, fragten wir, ob der König in diesem Dorfe einquartiert sei? „Ja," hieß es, „in jenem Hause" (wobei man auf eine Lehmhütte wies). Aber General Lentulus erschien bald und —.'

,Seine Majestät ist sehr gnädig gewesen, richtete viele Fragen an mich über meine Tour nach Ungarn. Ich sah alle Truppen an ihm vorbeiziehen, als sie im Lager ankamen. Sie nahmen sich wirklich schön aus, obgleich es die ganze Zeit, während wir draußen waren, stark regnete, und da seine Majestät' (62 Jahre alt), keinen Mantel trug, wurden wir alle herzlich naß. Und was noch schlimmer war, wir gingen vom Felde in sein Quartier' (wo die Parole ausgegeben werden sollte und dergleichen) ,und blieben dort in unsern nassen Kleidern anderthalb Stunden' (um diese Zeit gegen 10 Uhr morgens). — — ,Wie anders war es beim Kaiser, wo Seine Kaiserliche Majestät und jedermann den Mantel umband!' (Seltsam genug bekam die Nässe mir nicht schlecht.) — — ,Das sind unsere Erlebnisse bis auf den heutigen Tag. Und nun nachdem ich fünf Nächte von den letzten sechs durchwacht habe und beinahe den ganzen Tag in Regen und Schmutz gewesen bin, wünsche ich Dir aufrichtig gute Nacht. — H. S. C.

P. S. Breslau, 4. September. — — Mein preußischer Feldzug ist beendet, und zwar zu meiner größten Befriedigung. Die Schönheit und Ordnung der Truppen, ihre große Disziplin, ihre usw. grenzen ans Wunderbare.' — — ,Gestern saßen wir früh um vier Uhr zu Pferde. Die Bewegungen wurden auf beiden Seiten mit einem Feuer und einer Ordnung ausgeführt, welche staunenswert waren und noch um so mehr auffielen durch ihre Mannigfaltigkeit, da während des Verlaufes der Aktion der Feind unter Anführung des Generals von Anhalt' (sein Kopf ist noch in Ordnung) ,drei verschiedene Stellungen nahm, ehe er sich schließlich zurückzog.

Sobald es vorüber war' (9 Uhr oder so), ,ließ Seine Majestät sich ein frisches Pferd bringen und machte sich auf den Weg nach Potsdam, nachdem er die Glückwünsche der Anwesenden empfangen, oder vielmehr eine Art kurzen Empfang auf dem Felde gehalten hatte. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich ganz besonders Seiner Majestät für seinen zuvorkommenden Empfang und die Auszeichnung, womit er mich durchweg behandelt, zu Dank verpflichtet bin. Jeden Tag nach dem Manöver und nach dem Erteilen der Tagesbefehle hielt er einen kleinen Empfang ab vor der Türe oder im Hofe, wobei er, ich kann Ihnen versichern, es ist keine Übertreibung der Eitelkeit, nicht bloß mit mir sprach, sondern buchstäblich mit niemand sonst. Dies dauerte jedesmal ziemlich lange, und sobald er zu Ende war, verbeugte und entfernte er sich, obgleich alle oder die meisten übrigen fremden sowie seine eigenen Generale dabeistanden. Er rief mich auch mehrere Male und sprach mit mir zu Pferde, wenn wir ausritten, was er selten bei irgendeinem tat.

Auch der Kronprinz behandelte mich mit großer Zuvorkommenheit. Am zweiten Tage lud er mich ein, nach dem Diner Tee bei ihm zu trinken, und behielt mich anderthalb Stunden dort. Er sagte mir unter anderem, der König von Preußen habe eine hohe Meinung von mir, und dies rühre hauptsächlich von der günstigen Art und Weise her, in welcher der Herzog Ferdinand und der Erbprinz sich über mich geäußert.' — — ,Bitte, gib Horace Walpole meine Adresse, damit ich so viel Aussicht habe als möglich, von ihm zu hören. Aber wenn er nach Paris kommt, vergebe ich ihm. — H. S. C.'

Obgleich Friedrichs Manöver schön anzusehen oder in der Tat die schönsten in der Welt waren, waren sie doch keineswegs bloße Schauspiele, sondern höchst ernst und praktisch, ja beinahe feierlich und schrecklich für die dabei Beteiligten. Gleich den strengsten Universitätsexamen für akademische Grade, wie wir sagten. Wie ein alljährlich abgehaltener königlicher Gerichtstag. Für Militärs und die oberen Klassen

der Berliner Gesellschaft konnte nichts ernsthafter sein. Major Kaltenborn, ein expreußischer Offizier, vermutlich von äußerst geschwätzigen Gewohnheiten, der uns gerade anmutet wie eine unter einen Hut gebrachte Wachtstube jener Zeit — beschreibt auf beinahe furchterregende Weise die allgemeine Ängstlichkeit, womit jedermann dieses jährliche Gericht zur Untersuchung militärischen Verdienstes erwartete.

„Was für ein Anblick!" sagt er. „Eine Armee von 18 000 bis 20 000 Soldaten, die in feierlichem Schweigen und tiefster Ehrfurcht ihr Schicksal von e i n e m Manne erwartet! Eine Truppenschau zu Friedrichs Zeiten war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick. Das Schicksal ganzer Familien hing oft davon ab. Die äußersten Wünsche stiegen von Frauen, Müttern, Kindern und Freunden in diesen dreien fürchterlichen Tagen mit Inbrunst zum Himmel, daß ihre Männer, Väter, Söhne und Freunde nicht, wie es nur zu oft der Fall war, während derselben unglücklich werden möchten. Hier wog der König gleichsam die Verdienste seiner Offiziere und teilte, je nachdem er sie leicht oder schwer befand, Lob oder Tadel, Verweise oder Gnadenbezeugungen und oft, nur zu oft harte und eine ganze Lebenszeit hindurch fühlbare Strafen aus. Ein einziger unglücklicher Augenblick" (besonders wenn er der letzte in einer langen Reihe von solchen war) „brachte oft den bravsten Offizier um das in Krieg und Frieden sauer erworbene Brot, um Ruf und Ehre, wenigstens in den Augen der meisten Menschen, die nur immer jede Sache nach dem Ausgang beurteilen. Je höher man gestiegen war, desto leichter und tiefer konnte man bei einem unglücklichen Manöver fallen. Die Chefs und Kommandeurs der Regimenter standen jedesmal in Gefahr, weggejagt zu werden."

Die Wahrheit ist, ich, Kaltenborn, verließ den preußischen Dienst und trat in den hessischen, vermutlich weil ich von übertreibendem, übergesprächigem Wesen war und mich stark der Opposition zuneigte! — Kaltenborn gibt zu, daß dem König nichts angenehmer war, als heitere Gesichter um sich zu sehen, vorausgesetzt nur, daß der Preis dafür nicht zu hoch war. Hier ist eine andere Stelle aus ihm:

„Spätestens um 9 Uhr morgens war das Manöver beendet und alles wieder an seinem Ort. Gleich darauf mußten alle Chefs der Regimenter, die Majors de jour, alle Adjutanten und von jedem Bataillon ein Offizier ins Hauptquartier kommen. Man konnte nicht schöner und lehrreicher sprechen, als es der König bei der Gelegenheit tat, wenn er nicht üble Laune hatte. Da war es Wonne, ihn gleichsam ein solches militärisches Kollegium lesen zu hören. Er wußte genau, wer gefehlt hatte, woran der Fehler gelegen, und wie er hätte können und sollen verbessert werden. Seine Stimme war sanft und hinreißend; er sah freundlich aus und schien eher einen guten Rat als Befehle erteilen zu wollen.

So sagte er zum Beispiel einmal zum General Lossow, der Chef der schwarzen Husaren war: ‚Seine Attacke wäre recht gut gegangen, wenn Seine Leibeskadron nicht vorgeprellt wäre. Die guten Kerls wollten mir zeigen, wie sie reiten können. Das weiß ich ja so wohl und auch daß Er immer die besten Pferde aus der ganzen Remonte für Seine Eskadron nimmt! Das wäre also gar nicht nötig gewesen. Sage Er seinen Leuten, sie möchten das morgen nicht wieder tun; und Er wird sehen, daß es viel besser geht; denn da wird alles besser geschlossen bleiben und der linke Flügel besser mitkommen.' — Bei einem Regiment Infanterie hatte er ein andermal bemerkt, daß sich die Leute bei dem Ergreifen der Patronen zu lange aufgehalten hatten, und er sagte zum Kommandeur: ‚Weiß Er wohl, woher das kommt, mein lieber Oberst? Sehe Er einmal, die Kartusche in der Patronentasche hat 32 Löcher; in diese steckt der Kerl, ohne sich darum zu bekümmern wie, seine acht Patronen hinein. Nun greift und greift der arme Teufel und kann keine packen. Wenn nun die Offiziere hübsch darauf sähen, daß er sie alle in der Mitte zusammensteckte, so griffe er nie fehl, und das Laden ginge noch einmal so geschwind. Sag'

Er nur Seinen Offizieren, daß ich das bemerkt hätte, und sie werden es gewiß gerne tun[1].'

Unser Oppositions-Kaltenborn gibt mehrere dieser menschlich tröstlichen Anekdoten. Von den rhadamanthisch verheerenden oder zerstörenden, obgleich es auch an solchen nicht fehlen konnte, wenn unser Gerichtstag von irgendwelchem Nutzen sein soll, bringt er keine einzige. Und soviel ich sehe, waren die wirksamen Strafen, Entlassungen und dergleichen von der gehörigen Seltenheit und Angemessenheit, obgleich das Auflodern ungerechten Tadels und flammender Strenge, Blitze aus dem Dunkel seines eignen Kummers und düstrer Laune, viel häufiger waren, aber selten — ich weiß nicht, ob jemals — bis zu praktischen Resultaten durchgeführt wurden. Dies ist ein Rhadamanthus, dem viel daran liegt, nicht ungerecht zu sein und das Gute vom Schlechten zu unterscheiden! Über Zieten gibt es zwei berühmte Manöver-Anekdoten, welche von Kaltenborn ausgelassen werden und ausgelassen werden dürfen, so wohl sind sie bekannt. Eine von jeder Art: Bei einem gewissen Manöver — das Jahr läßt sich nicht ermitteln, vor langer Zeit, vor dem Siebenjährigen Kriege — war der König in der übelsten Laune. Nichts als unzufriedene Äußerungen ringsum. Zu Zieten und den Zietenhusaren sagte er verschiedene harte Dinge, und endlich dieses härteste: ‚Aus meinen Augen mit Euch[2]!' Worauf Zieten — denn auch in Zieten war es zur Glühhitze gekommen — sich zu seinen Husaren wendet: ‚Rechts um, marsch!' und sofort tut, wie ihm geheißen. Verschwand im Galopp und rasselte so im Galopp, in galoppierender Stimmung fort bis nach Berlin in sein Quartier und zog erst dort den Zügel an. ‚Kehrt um, ums Himmels willen, bedenkt, was ihr tut!' sagte mehr als ein Freund, dem er unterwegs begegnete. Aber es half nichts. Jedermann sagte: ‚Zieten ist ruiniert!' Aber Zieten hörte von der Sache nie wieder.

Die zweite Anekdote bezieht sich eigentlich nicht auf ein Manöver, sondern auf eine von dem König in eigner Person in Berlin (25. Dezember 1874) abgehaltene Parade in der Garde. Eine Parade, oder vielmehr die Erteilung der Parole nach derselben in des Königs Gemächern, was immer auch eine Art militärischer Empfang ist und in diesem Falle bei den Berlinern lange berühmt blieb. Der König ist gerade zu der Karnevalsaison angekommen. Der alte Zieten will es nicht unterlassen, seine Aufwartung zu machen, obgleich das Erklimmen der Treppen für einen Mann von 85 Jahren schwer ist. Folgendes ist Madame Blumenthals Erzählung (in gewissen Punkten, wie nötig war, korrigiert):

„S o n n a b e n d, 25. D e z e m b e r 1784, ging Zieten trotz seiner sechsundachtzig Jahre am Ende der Parade auf das Schloß, um seinem Monarchen das letzte Opfer seiner Ehrfurcht zu bringen und ihn nach einer Zwischenzeit von sechs Monaten wiederzusehen. Die Parole war schon ausgegeben, den Generalen ihre Befehle erteilt, und der König wandte sich eben zu den anwesenden Prinzen, als er den betagten Zieten bemerkte, der am anderen Ende des Saales stand, zwischen seinem Sohn und seinen beiden Adjutanten. Der König ward von seiner Gegenwart angenehm überrascht und eilte sogleich mit dem Ausruf auf ihn zu: ‚Wie, mein guter alter Zieten, Er hier? Wie bedaure ich, daß Er die vielen Treppen hat steigen müssen! Ich wäre gern selbst zu Ihm gekommen. Wie befindet Er sich?' ‚Sire,' antwortete Zieten, ‚meine Gesundheit ist gut, auch schmeckt mir das Essen, aber ich fühle die Abnahme meiner Kräfte!' ‚Das erste höre ich gern,' erwiderte der König, ‚aber das Stehen muß ihm sauer werden, geschwind einen Lehnstuhl!'" (Etwas Unerhörtes in den Annalen des Königtums!) „Die Adjutanten eilten, einen solchen zu holen. Zieten jedoch weigerte sich, versicherte, daß er nicht müde sei, mußte aber endlich dem dringenden Zureden des Königs nachgeben, der ihm einmal über das

[1] Anonymus (Kaltenborn), B r i e f e e i n e s a l t e n p r e u ß i s c h e n O f f i z i e r s (Hohenzollern 1790) II. 24—26.
[2] Frau von Blumenthal, Life of Zieten I. 285.

andere sagte: ‚Setze Er sich, mein lieber alter Papa Zieten, setze Er sich doch, sonst gehe ich weg, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen.‘ Der alte General gehorchte, und so blieb Friedrich der Große vor ihm stehen, in der Mitte eines glänzenden Kreises, der sich um sie versammelt hatte. Nachdem er noch viele Fragen an ihn gerichtet über seine Gesundheit, sein Gedächtnis und sein Gehör, nahm er endlich mit den Worten von ihm Abschied: ‚Leb' Er wohl, Zieten!‘" (Es war sein letztes Lebewohl!) — „‚Nehm' Er sich ja in acht, sich zu erkälten; erhalt' Er sein Leben, solange Sein Alter es zuläßt, damit ich noch oft das Vergnügen habe Ihn wiederzusehen.‘ Darauf wandte sich der König, ohne weiter mit jemandem zu reden oder sich, wie er sonst zu tun gewohnt war, in die anderen Säle zu verfügen, sondern kehrte in sein einsames Zimmer zurück[1]."

Dem Datum nach folgen diesen kleinen Conwayschen Begegnissen, wenn dieselben, äußerlich und unbedeutend wie sie sind, irgendeinen Schimmer von Denkwürdigkeit für die Leser haben, zwei andere Vorfälle, besonders ein anderer, die es weit mehr erfordern, daß wir sie aus den Schutthaufen hervorziehen und der Erinnerung darstellen.

Im Jahre 1775 hatte der König einen Krankheitsanfall, welcher die Zeitungsschreiber und andere lange beschäftigte. Das ist der erste Vorfall und bei weitem der wichtigere. Er selbst sagt darüber in seiner Geschichte alles, was hier für uns wesentlich ist:

„Zu Ende des Jahres 1775 hatte der König mehrere einander folgende heftige Anfälle von Gicht. Van Swieten, der Sohn eines berühmten Arztes und Gesandter des Kaiserlichen Hofes in Berlin, hatte den Einfall, diese Gicht für eine ausgesprochene Wassersucht zu halten, und kündete, froh wie er war, seinem Hofe den herannahenden Tod eines gefährlichen Feindes melden zu können, dem Kaiser kühnlich an, daß das Ende des Königs bevorstehe, und daß er nicht mehr länger als ein Jahr leben werde. Bei dieser Nachricht flammt Josephs Seele in Begeisterung auf. Alle österreichischen Truppen werden in Bewegung gesetzt, um sich in Böhmen zu vereinigen, und der Kaiser wartet voller Ungeduld in Wien, bis das erwartete Ereignis eintritt, um dann sofort nach Sachsen und von dort an die Grenzen von Brandenburg vorzudringen und dort dem Nachfolger des Königs die Alternative zu stellen, daß er entweder Schlesien unverzüglich an das Haus Österreich zurückerstatte oder sich von den österreichischen Truppen überwältigt sehe, bevor er seine eigenen versammeln könne. Das Gerücht von diesen Vorgängen, die ganz offen stattfanden, verbreitete sich im Auslande, und, wie man leicht denken kann, trugen sie nicht dazu bei, die Freundschaft der beiden Höfe zu befestigen. Dem Publikum erschienen sie um so lächerlicher, als der König von Preußen, der nur einen ungewöhnlich heftigen Anfall der gewöhnlichen Gicht gehabt hatte, schon wieder davon hergestellt war, ehe die österreichischen Truppen ihr Rendezvous erreichten. Der Kaiser ließ alle diese Truppen in ihre alten Quartiere zurückkehren, und der Wiener Hof erntete nichts als Spott für sein unkluges Verfahren[2]."

Der erste dieser Gichtanfälle scheint Ende September begonnen und etwa einen Monat gedauert zu haben. Hierauf ließ die Krankheit nach, und jedermann

[1] Blumenthal II. 341; Militärlexikon IV. 318. Chodowiecki hat einen Kupferstich von dieser Szene gemacht, der wegen seiner militärischen Porträts nützlich, obschon sonst von keinem großen Wert ist. Seltsam genug wird sowohl bei Blumenthal als auf Chodowieckis Stich das Jahr als 1785 angegeben (was rein unmöglich ist); das Militärlexikon verdruckt den Monat, und nur Ködenbeck gibt (III. 316) das richtige Datum, sowohl des Tages als des Jahres.

[2] Oeuvres de Frédéric VI. 124.

glaubte, sie sei vorüber. Die Kaiser Josephsche Unternehmung muß im Oktober stattgefunden und ihren Spott während der nächsten Monate geerntet haben. Friedrich sagt in einem Briefe an Voltaire vom 22. Oktober folgendes: — — ‚Ein paar erfreuende Briefe von Ferney, auf die ich aber keine Antwort hätte diktieren können, wären sie von dem großen Demiurgos selbst gewesen. Die Gicht fesselte und drosselte mich vier Wochen hindurch, Gicht in beiden Füßen und in beiden Händen, ja (so groß war ihre Freigebigkeit), auch in beiden Ellbogen. Gegenwärtig haben die Schmerzen und das Fieber nachgelassen, und ich fühle nur eine sehr große Erschöpfung[1].‘ „Vier einander folgende Anfälle; hoffe, sie sind jetzt alle vorüber.“ Aber im folgenden Frühling lesen wir, daß im ganzen zwölf stattgefunden, und im Mai 1776 zählen die Zeitungen achtzehn, die fast aufeinanderfolgen. So daß des Königs Kraft wirklich auf traurige Weise geschwächt war und seine Gesundheit, die erst um das Jahr 1780 ihren alten Durchschnittsstand wieder erreichte, mehrere Jahre nach diesem heftigen Anfall ein beständiges Thema der Neugier für die Zeitungsschreiber und der Besorgnis für seine Freunde und seine Feinde blieb.

Über des Kaisers ungeheuren Ehrgeiz kann kein Zweifel walten. Er dehnt sich nach allen Seiten aus, „mit dem ernstlichen Wunsch,“ denkt Friedrich, „das Deutsche Reich wieder ins Leben zurückzurufen“. Ein neuer Barbarossa in verbesserter, dauernder Gestalt — wie edel! Jedenfalls strebt nach Friedrichs trauriger Überzeugung „der österreichische Hof danach, alle möglichen Gebiete zu verschlingen, die ihm in den Griff kommen“. Begehrt Bosnien und Serbien im Osten und möchte sich gern gewisser venetianischer Gebietsteile bemächtigen, die Triest und das Mailändische mit dem Tirol verbinden würden. Wirft Angeln nach Modena, nach Ferrara, nach diesem und nach jenem aus. Blickt mit begehrlichen Augen auf Bayern, dessen Lage eigentümlich ist. Denn der gegenwärtige Kurfürst ist alt und kinderlos. Und dasselbe ist der Fall mit seinem Erben, der überdies schon Kurfürst von der Pfalz ist und die beiden Kurfürstentümer unter e i n e m Haupte vereinigen wird, eine Sache, welche bei Österreich entschiedene Abneigung erweckt[2]. Das sind Besorgnis erweckende Betrachtungen für einen König in Friedrichs krankem Zustande. Auch in seinem Privatkreise fehlt es nicht an Kummer — über den Tod Fouqués, den Tod von Quintus Icilius, von Seidlitz, von Quanz (dem guten alten Quanz mit seinem schönen Flötenspiel während fünfzig Jahren und den noch schöneren Erinnerungen, die er wachrief[3]!) — jüngst eine ungewöhnliche Anzahl von Todesfällen. Der rauh verständige Quintus, ein täglicher Gesellschafter und Gast beim Abendtisch, starb einige Monate vor diesem Gichtanfall, und Friedrich muß ihn sehr entbehrt haben. Fouqué starb im vorigen Jahre in Brandenburg, sein Wohltäter während jener frühen Nöte in Küstrin, sein ‚Bayard‘ und auserwählter Freund während der ganzen nachfolgenden Zeit. Wie hervorragend teuer er Friedrich bis zuletzt war, ist noch offenbar. Ein Friedrich, welcher einsam genug wird, und dessen Lebenslichter um ihn her ausgehen. Er hat nur einen sicheren Trost, der ihm überdies zwangsweise zukommt und nicht vernachlässigt wird, den, treu bei seiner Arbeit auszuharren, wie auch seine Stimmung und seine Lage sein möge.

Das Ereignis von 1776 ist die Ankunft des Zarewitsch Paul in Berlin und seine dortige Verlobung mit seiner zweiten Gemahlin, nachdem seine erste vor kurzem im Kindbett gestorben war. Die erste war von Friedrich gewählt, hatte sich aber schlecht betragen — verführt durch spanisch-französische Diplomatie, durch dies und durch jenes, das arme junge Geschöpf.

[1] Oeuvres de Frédéric XXV. 44.
[2] Das. VI. 123.
[3] Friedrichs Lehrer auf der Flöte, ihm von seiner Mutter verschafft (vgl. Bd. II. S. 83 f.).

Auch die zweite wurde von Friedrich gewählt, eine noch nähere Verwandte. Man denke sich, was für ein triumphierendes Ereignis! Ein Ereignis, welches jetzt für uns alle tot ist und kaum die kleinste Notiz zuläßt — es sei denn um der Chronologie willen, deren Klarstellung immer befriedigend ist:

„Des Zarewitsch Paul erste Gemahlin, eine von den drei hessisch-darmstädtischen Prinzessinnen, war bei ihrem ersten Kinde gestorben, am 26. April 1776. Jedermann flüsterte: ‚Es ist nicht das Kind Pauls!' — Der nichtsdestoweniger untröstlich war, ja, es schien, als wolle sein wildes Herz darüber brechen. Durch gutes Glück war Heinrich auf Einladung zu einem zweiten Besuch nach Petersburg abgereist und kam gerade am 26. April 1776 dort an[1] — demselben Tage, an welchem die verhängnisvolle Begebenheit sich zutrug. Prinz Heinrich sprach dem unglücklichen Zarewitsch Trost zu, brachte ihn allmählich wieder zu sich und stimmte mit der Zarin, seiner Mutter, überein, daß er eine neue Gemahlin haben müsse. Und richtete ihre Wahl geschickt auf eine ‚Nichte des Königs und Heinrichs', die älteste Tochter Eugens von Württemberg, von dem die Leser als einem vortrefflichen General, obschon auch einem rauhen Gemahl gehört haben. Jetzt lebt er zurückgezogen in Mömpelgard, der württembergschen Apanage" (Montbéliard, wie die Franzosen es nennen) „in diesen matten Friedenszeiten. — Sie ist die Prinzessin, zu König Friedrichs großer Überraschung und Freude! Die Mömpelgarder Fürstlichkeiten und die glückliche Prinzessin werden nach Berlin beschieden. Der Zarewitsch Paul traf unter Heinrichs Geleit und unter Gala und Festlichkeiten von der Grenze an am 21. Juli 1776 in Berlin ein, verlobte sich unverzüglich mit seiner württembergischen Prinzessin und kehrte nach etwa zwei Wochen noch überschwenglicherer Festlichkeiten nach Petersburg zurück. Und vermählte sich dort mit ihr am 18. Oktober des folgenden Jahres — und zwanzig Jahre später wurden er und sie Zar und Zarin, und ihre Nachkommen haben seitdem regiert[2]."

„In Wien", sagt der König, „war man allgemein der Ansicht, daß der Zarewitsch nie nach Berlin kommen werde. Fürst Kaunitz hatte" wieder seine alten Kunstgriffe angewandt und hatte wieder aufs schärfste an dem Petersburger Hofe intrigiert. Was für Kunstgriffe (in bezug auf Polen und sonst) wollen wir nicht berichten, denn es ist jetzt für niemanden mehr von Interesse. Über den Besuch des Zarewitsch selbst will ich nur bemerken — was ihn allein vielleicht in unserem Gedächtnis einordnen könnte — daß er kurz nach dem Diner Sherlocks bei Voltaire stattfand (1776, die eine Begebenheit am 27. April, die andere am 21. Juli), und daß hier durch reinen Zufall der überschwängliche, umherirrende Sherlock noch einmal und nur einmal wieder auf einige Augenblicke vor uns auftaucht.

Der überschwenglische Sherlock und elf andere Engländer werden bei einer Hofgelegenheit (8. Oktober 1777) Friedrich vorgestellt. Und zwei von ihnen werden angeredet, und jeder sagt ein Wort. Exzellenz Hugh Elliot stellt sie vor.

Harris, nachher Graf Malmesbury, folgte Mitchell nach Berlin. „Die polnischen Unruhen" (England von Herzen gleichgültig), „die

[1] Rödenbeck III. 139—146.
[2] Oeuvres de Frédéric VI. 120—122.

Streitigkeiten über Danzig" (welche dort eine wunderbare Wichtigkeit erlangen), nichts ist jetzt der geringsten Erwähnung wert. Exzellenz Harris verließ Berlin im Herbst 1776 und machte einer Exzellenz Hugh Elliot Platz (einem von den Minto-Elliots, Bruder des ersten Grafen Minto und selbst sehr bekannt in der Welt), von dem wir hier einige Worte sagen müssen.

Elliot ist seit April 1777 hier gewesen und bleibt etwa fünf Jahre an diesem Posten. Mit nicht sehr viel diplomatischer Beschäftigung, wie mir scheint, aber mit einem Stil in seiner allgemeinen Haltung und gesellschaftlichen Physiognomie, deren man sich, ebenso wie einiger teilweise damit zusammenhängender Vorkommnisse, noch in Berlin erinnert. Es fand unzweifelhaft etwas Spionage dabei statt, Bestechung von Dienstboten und Öffnen von Briefen. Sehr viel dieser Art, wie ich glaube; denn es ist unmöglich, dies auch unter dem sorgfältigsten König zu verhindern[1]. Bisher scheint mit einer sofort zu erwähnenden Ausnahme sein Hauptgeschäft darin bestanden zu haben, daß er an verschiedenen Hoftagen eine große Anzahl reisender Engländer vorstellte, die dem König wenig willkommen sind, obgleich er sich ruhig darein ergibt. Der unzusammenhängende Sherlock, den wir unter jener Anzahl entdecken, hat in seinem schalen verworrenen Buch die folgende Stelle:

„Ich sah ihn" (diesen Heldenkönig meines Herzens) „zum letztenmal in Berlin" (keine Andeutung über die Zeit, wann). „Er kam hierher, um dem Baron de Swieten, Gesandten Ihrer Kaiserlichen Majestäten, die Abschiedsaudienz zu erteilen" (danke Ihnen, das heißt am 8. Oktober 1776[2]) „und dem neuen Gesandten Grafen Cobenzl die Antrittsaudienz. Niemand als die auswärtigen Gesandten, die Personen, welche vorgestellt werden sollten" (wir unter anderen), „und das Militär waren bei Hofe. Es waren unser zehn Engländer" (dreizehn, alle gezählt). „Der König sprach mit dem ersten und dem letzten, nicht wegen ihrer Stellung, sondern weil ihre Namen ihm auffielen. Der erste war Major Dalrymple. Zu ihm sagte der König: ‚Sie sind mir schon einmal vorgestellt worden?' — ‚Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, das war mein Onkel'" (Lord Dalrymple, von welchem sogleich mehr). „Mr. Pitt" (mir unbekannt welcher Pitt, ob der nachherige Lord Camelford oder ein anderer) „war der letzte."

[1] Ein talentvoller junger Freund von mir, der mit Gesandtschaftsgeschäften zu tun hat, fand vor kurzem im Haag eine fortlaufende Reihe von Friedrichs Briefen an seinen Gesandten in London, für vier oder fünf Jahre (ich glaube von 1780 an) — Abschriften, die pünktlich entwendet wurden, indem sie durch das dortige Postamt gingen. Ich habe Proben davon gesehen und hätte sie alle sehen können, wäre es der Mühe wert gewesen. Aber Friedrichs Gesandter in London war in diesem Falle keine bedeutende oder vertrauliche Persönlichkeit, und obgleich die Briefe des Königs in bezug auf englische Hofpolitik und Wechselfälle wunderbar genau, klar und sogar aufklärend sind, schienen sie beinah unfruchtbar in bezug auf die Politik Preußens.

[2] Rödenbeck III. 172.

Der König. „Sind Sie ein Verwandter Lord Chathams?"
„Ja, Sire."
„Das ist ein Mann, den ich hochschätze" (man lese „schätzte").
„Er ging dann zu den auswärtigen Gesandten und sprach mehr mit dem Fürsten Dolgorucki, dem russischen Gesandten, als mit irgendeinem anderen. Mitten in seiner Unterhaltung mit diesem Fürsten wandte er sich abrupt nach Mr. Elliot, dem englischen Gesandten, um und fragte: ‚Was ist der Familienname der Herzogin von Kingston?' Dieser Übergang war weniger pindarisch, als es scheint; er hatte eben von dem Petersburger Hofe gesprochen, und diese Dame war damals dort[1]." Worauf Sherlock wieder seiner Wege hüpft und uns in beträchtlicher Ungewißheit zurückläßt. Aber durch einen merkwürdigen Zufall haben wir hier aus erster Hand eine Bestätigung der Existenz dieses flüchtigen Geschöpfes, indem ein Brief von Exzellenz Elliot uns in den Weg kommt.

An William Eden, Esquire (vom Auswärtigen Amt in London, Elliots Schwager, später Lord Auckland).

‚Berlin, 12. Oktober 1777.

Mein lieber Eden. — Wenn Sie es vor Ungeduld kaum erwarten können, mir Nachricht von den Howes zu geben' (uns unbekannt, von keinem Interesse für uns), ‚so warte ich mit nicht geringerer Ungeduld darauf, dieselbe zu empfangen und halte jeden andern Gegenstand für zu uninteressant, um ihn zu erwähnen. Ich muß Ihnen jedoch sagen, daß der König hier gewesen ist[2], zum Erstaunen aller Unglückspropheten wohlauf und guten Mutes. Er war gegen uns alle sehr zuvorkommend. Ich befand mich in Begleitung von einem Dutzend Engländern, welches mein halbes Hundert in dieser Saison beinahe vollmacht. Pitt war einer von den zwölfen und wurde besonders ausgezeichnet.

König: „Monsieur est-il parent de Mylord Chatham?"
Pitt: „Oui, Sire."
König: „C'est un homme que j'ai beaucoup estimé."

Sie können sich nicht vorstellen, wie das Volk sich freute, den König zu Pferde zu sehen — alles Klubgeschwätz von „einem Lande, das unter dem Gewicht seiner Lasten stöhnt", von „einer Nation, die mit einer Rute von Eisen beherrscht wird", verschwand vor dem aufrichtigen Zuruf aller Klassen, die sich verbanden, ihre Begeisterung für ihren großen Monarchen zu bezeugen. Ich sehne mich nach Harris und Komp.' (Exzellenz Harris, auf dem Wege nach Rußland, glaube ich). ‚Sie werden in meinem Hause zusammen wohnen, so daß ich mir schmeichle einen nahen Anblick, wenn auch keinen Geschmack ehelicher Freuden zu genießen. Meine herzlichen Grüße an E und e' (Ihre große Eleonore und Ihre kleine [einen Säugling], die meine Schwester und Nichte sind — sehr hübsch dies!). ‚Ihr ergebenster

H. E.'

P. S. ‚Ich vergaß ganz Ihnen zu sagen, daß ich vor einiger Zeit einen Diener nach England schickte, der mir ein paar Pferde herüberbringen soll. Er wird Ihnen einige Pakete überliefern, die Sie wohl die Güte haben, mit Lord Marishals Empfehlungen an ihre respektiven Adressen zu befördern. Es ist auch eine Porzellan-

[1] Sherlock II. 27.
[2] „Kam nach Berlin am 8. Oktober" wegen der Van-Swietenschen Angelegenheit; „sah die Prinzessin Amalie zweimal und kehrte am 9. nach Potsdam zurück" (Rödenbeck III. 172).

tasse für Mr. Macnamara, Advokaten im Temple oder Lincolns Inn[1] dabei, von derselben Person' (einem lebhaften alten Herrn, der sein 91. Jahr vollendet hat, starb im nächsten Jahre). ‚Was meint Eleonore mit einem Beglückwünschungsschreiben, das ich an Lord Suffolk' (unsern Minister des Auswärtigen, zu seiner vor kurzem stattgehabten Hochzeit) ‚richten soll? Ich habe seiner Herrlichkeit in seinen neuen Verhältnissen sehr aufrichtig alles mögliche Glück gewünscht, sobald ich davon hörte. Ich möchte aber, daß Eleonore dasselbe tut. Und obgleich es nicht meine Art ist, irgend jemanden zu seiner Verheiratung zu beglückwünschen, so unterlasse ich es doch nie, Ihnen zu wünschen, was sie zwei gegen eins nicht finden werden[2].'

In bezug auf den von Sherlock erwähnten Dalrymple lese man folgendes: (Friedrich an d'Alembert, zwei Jahre vorher[3]). „Ein Mylord von seltsamen Namen" (Lord Dalrymple, könnte ich mich darauf besinnen) und „von liebenswürdigem Gemüt" (au nom baroque, à l'esprit aimable) „hat mir einen Brief von Ihnen übergeben. — ‚Ah, wie geht es dem Fürsten der Philosophen denn? Ist er heiter? Ist er geschäftig? Haben Sie ihn oft gesehen?' — Worauf der Mylord: ‚Ich? Nein, ich komme geradeswegs von London!'" — „Quoi donc?" — Kurz, da er mit meinem Anaxagoras bekannt war, zog dieser Mylord es vor, von ihm eingeführt zu werden, und er hatte recht. — „Einer der liebenswürdigsten Engländer, die ich gesehen habe, ich nehme nur den Namen aus, den ich nie behalten werde." (Aber besinne mich bei dieser Gelegenheit doch darauf.) „Warum läßt er sich nicht umtaufen und nimmt den Namen Stair an, der ihm ebenfalls gehört?" (Er wird später Graf von Stair, Neffe oder Großneffe des großen Grafen von Stair, den wir einmal so gut kannten. Wird 1785 englischer Gesandter hier, wenn uns daran viel läge.)

Jenes Wort der Erinnerung an Pitt verdient eine eingehendere Beachtung. Es wurde nicht obenhin gesprochen sondern mit Bedeutung und Aufrichtigkeit. Es ist fast etwas Pathetisches darin nach der sechzehnjährigen Trennung. „Ein Mann, den ich hochschätzte!" — Und er hatte guten Grund dazu! Pitts nachfolgende traurige und glänzende Schicksale seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges und der triumphierenden Erledigung der Jenkins'-Ohr-Frage sind den Lesern bekannt. Sein Ehrenlohn von Burton-Pynsent (einem Landgut mit 3000 Pfund Sterling jährlichen Einkünften, das ihm durch einen alten Patrioten vermacht wurde: „Möge dies Stück von England wenigstens in edlen Händen sein!"), sein erhabenes Schweigen in der politischen Welt, seine heftigen Bemühungen in derselben, als man ihn wieder zu Bemühungen aufforderte, die alle vergeblich sind, zu seinem großen Schmerze und Unwillen. Seine leidenschaftliche Ungeduld in bezug auf kleinere Dinge: „Arbeiter"

[1] Advokatenviertel in London. D. Übers.

[2] Korrespondenz in Eden-House (von der ein Teil, obgleich nicht der obige, während der letzten Jahre veröffentlicht wurde).

[3] Oeuvres de Frédéric XXV. 21, 5. August 1775.

(mit der Ausschmückung des Parks von Burton-Pynsent in Sommersetshire beschäftigt), „die bei Fackellicht Bäume pflanzen, Köche“ (in Hayes, in Nord-Kent, wo man das Haus noch sehen kann), „die den ganzen Tag eine Reihe von Hühnern braten, Huhn auf Huhn, damit Mylord zu irgendeiner Stunde binnen zehn Minuten dinieren kann!“ — Diese Dinge haften in dem Gedächtnis aller würdigen Leser. Hier ist aus den Papieren meines armen Freundes Smelfungus erhalten (niemand weiß, wieviel ich von ihm unterdrücke) eine kurze Aufzeichnung in Form rasch hingeworfener Notizen, wenn diese zulässig sind:

„Pitt vier Jahre König, dann im Triebsand verloren. Fort nach Bath wegen Gicht, wegen halben Wahnsinns. ‚Indien sollte sich bezahlt machen, aber wie?‘ Verloren in allgemeinen Verhaftungsbefehlen, Streitigkeiten über Wilkes [1], amerikanischen Empörungen — überhaupt in seichtem Triebsand. Stirbt auf seinem Posten, aber sein Posten war ein wahnsinniger geworden.

Ein zartfühlender, stolzer, edler Mann, rein wie das feinste Gold. Etwas Empfindsames, fast Weibliches in ihm, und doch voll Schärfe, Feuer, Beständigkeit. In einigen hervorragenden Seiten Friedrich ähnlicher als irgendeiner seiner Zeitgenossen. Der einzige König, den England gehabt hat, dieser König von vier Jahren, seit das konstitutionelle System begann. Oliver Cromwell, ja fürwahr — aber der starb, und es blieb nichts weiter übrig, als seine Leiche an den Galgen zu hängen. Auch der holländische Wilhelm hätte bedeutend sein können — aber er war ein Holländer und tat für uns nichts. Dann wieder leuchtete ein Schimmer von Königtum für uns auf unter Marlborough, solange Sarah Jennings [2] die Majestät der Königin in Fesseln hielt. Doch darauf folgten Einfaltspinselei und Somnambulismus, eine Null nach der anderen. Und alle unsere Angelegenheiten, weltliche, geistliche und ewige taumelten dahin, ein Spiel des Zufalls, was wir die ‚Bahn der Freiheit‘ nennen, bis Pitt seine Hand darüber ausstreckte. Vier Jahre lang, seitdem nie wieder, nie wieder ein anderer, der ihm glich — und es kann auch nie ein solcher wiederkommen.

Nie, glaube ich. Pitts werden nicht oft geboren. Die Ideen dieses Pitt konnten in der Geschichte der Menschheit nur einmal vorkommen. Von einer seltsameren Theorie der Gesellschaft, an welche ein klarer, scharfer und völlig menschlicher, keiner Falschheit fähiger Kopf fest glaubte, hat man selten in der Welt gehört. Was den König angeht, so öffnet euern Mund! Laßt den ersten besten Gentleman, der hineinfällt“ (eine Masse hannoverscher Dummheit und Torheit, die euch fremd ist und sich nicht um euch kümmert) „König sein! Er ist die höchste Majestät, er, mit hypothetischen Ausschmückungen, Würden und feierlichem Zubehör erhaben wie die Sterne.“ (Das Ganze, mit Ausnahme des Geldes, ist eine Lüge und Sünde gegen den Himmel.) „Ihn erklärt für den Gottgesandten, den obersten Lenker und Regierer eures Englands! Und wenn ihr dies getan, bindet ihn“ (nach Pitts Ideen) „mit konstitutionellen Riemen fest, daß er nicht Hand noch Fuß rühren kann, aus Furcht vor Unglücksfällen! In diesem Zustande wird er gar gekocht — werft mich zu Seiner

[1] John Wilkes, der bekannte Demagoge und Herausgeber des North Britton, während der ersten Jahrzehnte der Regierung Georgs III. Es wurde ein sogenannter „Allgemeiner Verhaftsbefehl“ gegen ihn erlassen, der im Parlament und in der Presse heftige Diskussionen veranlaßte. D. Übers.

[2] Familienname der berühmten Herzogin von Marlborough. Sie lenkte die Politik der Königin Anna bis zum Jahre 1711, als sie in Ungnade fiel und nebst ihrem Gemahl den Tories weichen mußte. D. Übers.

Majestät Füßen und laßt mich den Himmel für eine solche Wolkensäule bei Tage preisen!

Pitt, das wenigstens ist das Resultat meiner Nachforschungen, scheint in seinem edlen Herzen nie gezweifelt zu haben, daß er ehrfürchtige Gefühle gegen Georg II. hege. — „Verehrte sein Amt!‘ meint ein einfacher Leser. Ach nein, mein Freund. Der Mensch ‚verehrt nicht sein Amt, er verehrt es nur scheinbar‘. Ich fordere ihn heraus, zu untersuchen, ob er etwas anderes verehren kann als einen Menschen, der ein Amt" (mit oder ohne Gehalt) „edel erfüllt. Ein edles Amt unedel erfüllen, eine himmlische Aufgabe auf eine ruhig höllische Weise ausführen? Es wäre besser ihn" (oder euch selbst) „mit euerem Schwert zu durchbohren, als ihm Verehrung zu zeigen. Wenn es nicht angeht, daß ihr ihn oder euch selbst tötet" (wie wohl am häufigsten der Fall sein wird) — „so haltet euch in guter Entfernung von ihm, nehmt nicht ohne Notwendigkeit an seinen Abenteuern in dieser höchst ernsten Welt teil! —

Nein, die Natur bringt nicht viele Pitts hervor. Auch wird kein Pitt sich je wieder im Parlament um eine Laufbahn bewerben. ‚Eure Stimmen, e u r e so süßen Stimmen, ihr melodischen Rudel Gadarenischer Schweine, die rasch an steilen Stellen hinuntergaloppieren — ich meinerseits weiß wohl, wohin!'" — Genug.

Etwa vier Monate vor dieser Zeit hatte Elliot eine keineswegs diplomatische, und auch nicht aus seiner eigenen Wahl hervorgehende Tat ausgeführt, welche die diplomatische Welt in Berlin in beträchtliches Erstaunen versetzt hatte und unzweifelhaft dem König noch frisch im Gedächtnis war, als jenes Dutzend Engländer ihm vorgestellt wurde. Der amerikanische Krieg wütet und stolpert fort. Ein herzerfreuender Lord George Sackville (sonst Germane) verwaltet das Kriegsministerium, während andere gleich geschickte Personen an dem parlamentarischen Steuerruder stehen. Und allen geht es schlimmer und schlimmer, je länger die Sache dauert. Die empörten Kolonien haben ihre Franklins und Lees, die an den europäischen Höfen geschäftig sind. „Helft uns in unserem edlen Kampfe, ihr europäischen Höfe, jetzt habt ihr eine Gelegenheit, euch an dem tyrannischen England zu rächen!" Und Frankreich wenigstens scheint diesen Aufforderungen ein Ohr zu leihen. Lee, der aus Wien verwiesen ist, ist nun schon längere Zeit in Berlin tätig, mit was für Erfolgen, ist einigen Leuten nicht ganz klar.

Ich weiß nicht, ob es auf Lord Suffolks Veranlassung geschah, oder was dem englischen Kabinett einen solchen Gedanken eingab. — Vielleicht die gestohlenen Briefe Friedrichs, welche eine so genaue Kenntnis des Stromes der Ereignisse, sowohl in Amerika als in England, bekunden. („Er kennt alles bis ins kleinste, als wäre er selbst dort, der Erzfeind ehrlicher Nachbarn in Zeiten der Not!") Aber es scheint, daß sie es sich in ihre weisen Köpfe gesetzt hatten, der schlechte Nachbar in Berlin sei in der Tat der Erzfeind, vermutlich die Haupttriebfeder der ganzen Angelegenheit, und daß es im höchsten Grade interessant sein würde, klar zu sehen, was er und Lee vorhätten. Sie befehlen hierauf Elliot: „Tun Sie es um jeden Preis!" Und endlich, als der bloße Preis nicht genügt: „Tun Sie es auf irgendwelche Art — s t e h l e n Sie Lees Depeschenkasten für uns!"

Vielleicht wenige lebende Exzellenzen hatten weniger Neigung zu einem solchen Unternehmen als Elliot. Aber seine Befehle waren unbedingt. „Lee ist ein Rebell, gewissermaßen ein Geächteter; und Sie müssen!" Elliot überlegte sich hierauf die Sache genau und führte, obgleich er in den Berliner Verhältnissen noch ein Neuling war, seinen Auftrag rasch genug und mit vollkommenem Geschick aus. Er mietete insgeheim oder befahl seinem Diener, das Haupt der Hausbrecher und Diebe der Stadt zu mieten. „Lee logiert in dem und dem Hotel. Bringe uns seinen Depeschenkasten auf dreißig Stunden. Es soll sich der Mühe für dich verlohnen!" Und in kurzer Zeit kommt demnach der Depeschenkasten an. Zwanzig bis dreißig Schnellschreiber warten schon darauf und schreiben den ganzen Tag, die ganze Nacht ab, so schnell sie können, bis sie genug haben. Nachdem dies geschehen, setzt man Lees Depeschenkasten auf die Treppe von Lees Hotel. Der Kasten ist wieder verschlossen und vollständig. Nur die Geheimnisse Friedrichs und Lees sind herausgezogen und eilen jetzt Tag und Nacht nach England, um den höchsten Ministerrat dort aufzuklären.

Diese staunenswerte Masse von Papieren ist noch in England vorhanden[1]. Von außen habe ich sie gesehen, aber keineswegs von innen, hätte ich das gewünscht. Kann jedoch nach anderen Quellen, welche der ganzen Welt offen stehen, erklären, daß ein höchster Ministerrat sich selten durch unpassende und passende Mittel eine Entdeckung von geringerem Werte verschafft hat! Die Entdeckung, daß Lee in der Tat in Berlin sehr geschäftig gewesen ist und bei Friedrich die Frage angeregt hat: „Seid ihr schon so weit gekommen, daß ich mit Sicherheit und Nutzen einen Handelsvertrag mit euch schließen kann?" — daß sein Minister Schulenburg sich auf Befehl bei Lee hierüber erkundigt und berichtet hat: „Nein, Ew. Majestät, Lee und sein Volk sind noch nicht so weit gekommen!" — daß Se. Majestät erwidert hat: „Gut, laßt ihn dann warten, bis sie es sind!" — und daß Lee demgemäß wartet. Im allgemeinen, daß Se. Majestät ebensowenig mit der Leitung und Ermutigung des amerikanischen Krieges zu tun hat als mit derjenigen der atlantischen Strömungen oder des Ostwindes (obgleich er Barometer und meteorologische Apparate hält), und daß wir vom Ministerrat ein — was sollen wir sagen? — Seit der Angelegenheit des armen Dr. Cameron im Jahre 1753, als Friedrich und 15 000 auserwählte Preußen sich zu jakobitischen Zwecken mit den Bergschotten hatten vereinigen und der Khan der Tatarei an den hangorischen Streitigkeiten hatte teilnehmen sollen, hatte man keine vollkommenere Plattheit und keine tiefere Tiefe der Unwissenheit in bezug auf naheliegende Gegenstände bei den regierenden Männern erlebt. Schämt euch, meine Freunde!

[1] In den Archiven von Eden-House, wo ein natürliches Zartgefühl (welches nicht weiß, daß die fragliche Tatsache bereits viele Jahre im Druck steht) der Veröffentlichung derselben abgeneigt ist.

Dieser erstaunliche Diebstahl muß, soweit ich aus den preußischen Büchern entnehmen kann, Mittwoch, 25. Juni 1777, stattgefunden haben. Der Depeschenkasten (aus dem die Essenz ausgezogen war) wurde auf die Treppe zurückgebracht in der Nacht vom Donnerstag. Die Polizei war bereits geschäftig, der Gouverneur Ramin, der Justizpräsident Philippi bereits in Kenntnis gesetzt, und der Argwohn fiel auf den englischen Gesandten, dessen Diener („Arretieren können wir ihn nicht ohne besonderen Befehl des Königs, den man sich nur in Potsdam verschaffen kann!") völlig verschwindet. Freitag, 27., erstatten Ramin und Philippi Bericht. Der König antwortet „höchst erstaunt": „Eine garstige Sache, die den Engländern wenig Ehre machen wird." — „Der Diener ist entflohen, sagt Ihr? Spürt allem bis auf den Grund nach, schnell!" Als Exzellenz Elliot sah, wie die Sachen standen, gestand er den Beamten ehrlich ein, daß sein Diener es getan habe (der Diener ist in Sicherheit, der Hauptdieb wurde gar nicht erwähnt). Sonntagabend, 29., befiehlt hierauf der König: „Laßt die Sache fallen!" Diese offiziellen Aktenstücke, von dem König, von Herzberg, Ramin und anderen unterzeichnet, teilen wir nicht mit. Nachstehend ist Friedrichs eigene Notiz darüber an seinen Bruder Heinrich:

„Potsdam, 29. Juni 1777. Es hat sich soeben eine seltsame Sache in Berlin zugetragen. Vor drei Tagen ging" (schickte!) „der englische Gesandte in der Abwesenheit Mr. Lees, des Gesandten der amerikanischen Kolonien, in das Hotel, wo Lee logierte, und nahm sein Portfolio weg. Es scheint jedoch, daß er sich fürchtete und es, ohne es geöffnet zu haben, auf die Treppe warf." (Ach nein, Majestät, nicht ehe er die Essenz herausgezogen hatte.) „Ganz Berlin spricht darüber. Wollte man mit Strenge verfahren, so würde es nötig sein, diesem Manne den Hof zu verbieten, da er einen öffentlichen Diebstahl begangen hat. Aber um keinen Lärm zu verursachen, unterdrücke ich die Sache. Werde jedoch nicht unterlassen, nach England darüber zu schreiben und anzudeuten, daß es eine andere Verfahrungsweise in einer solchen Angelegenheit gab; denn die Engländer sind impertinent." (Sagen Sie unwissend, blind wie Maulwürfe, Majestät! Das ist die menschenfreundliche Erklärung[1]!)

Dies war nicht Exzellenz Elliots Diebstahl, wie die Leser sehen. Von allen vorhandenen Exzellenzen kenne ich keine, die weniger Neigung zu einem solchen Geschäft gehabt hätte. Aber was kann eine hilflose Exzellenz zuweilen anfangen? Man erinnert sich Elliots noch in der Berliner Gesellschaft, nicht bloß wegen dieses Vorgangs, sondern wegen nachdrücklicher Leistungen besserer Art, die er ausführte. Ein Mann, der dort ge-

[1] Oeuvres de Frédéric XXVI. 394. Bei Preuß V (er nennt es „IV" oder „Urkundenbuch zu Band IV", aber es ist wirklich und praktisch Band V) 278, 279 sind die verschiedenen offiziellen Berichte.

rechter beurteilt wurde, als es hier zu unserer Zeit gewöhnlich der Fall ist. Hier gründet sich sein Hauptruhm auf eine witzige, aber offenbar unechte, in den Londoner Klubs fabrizierte Anekdote. „Wer ist dieser Hyder-Ali", sagte der alte König eines Tages zu ihm (laut den Londoner Klubs). „Hm", antwortete Elliot mit ausnehmender Schnelligkeit, Höflichkeit und Gründlichkeit der Information: „C'est un vieux voleur qui commence à radoter" (ein alter Räuber, der anfängt kindisch zu werden), möge seine kindischwerdende Majestät das auf sich beziehen!

Ach, meine Freunde! — Unwissenheit an sich ist ein unbeholfenes plumpes Geschöpf und sollte, wenn sie noch nicht auf lasterhafte Bahnen geraten ist, nicht unfreundlich behandelt werden. Aber Unwissenheit und Unverschämtheit — das sind fürwahr eine unliebliche Mutter und ihr Bastard! Ja, und sie mögen sich darauf verlassen, die grimmen Gerichtsdiener dieser Welt sind ihnen auf der Spur, und Wergspinnen und das Zuchthaus sind früher oder später unvermeidlich. Der kluge Elliot, der einen Falken von einem Reiher zu unterscheiden wußte, verfiel nicht in eine solche Plattheit. Das Nachstehende ist jedoch einer seiner Witze, den man nehmen mag, wie er eben ist. (Ich glaube, als er 1782 Berlin verließ, ohne sichtbare Hilfsquellen oder Aussichten.) „Ich bin weit davon entfernt, ein Sanssouci zu haben," schreibt er an die Edens, „und mir scheint, ich bin auf dem Wege sans-six-sous zu sein." Hier sind noch zwei kleine Bruchstücke, welche ich einschalten muß, und dann werde ich streng abschließen. Kaiser Joseph reist während dieser Monate durch Frankreich, um seinen kaiserlichen Geist zu belehren. Das folgende liegt fünf Wochen vor dem Vorfall mit Lees Depeschenkasten:

1. Eine Unterredung in Paris (Sonnabend, 17. Mai 1777).

Nach einer feierlichen Sitzung der Académie Française, gehalten zu Ehren eines erlauchten Comte de Falkenstein (insgeheim Kaiser Joseph II.), der gekommen ist, um sich Frankreich anzusehen[1], gefiel es dem Grafen von Falkenstein, an d'Alembert heranzutreten, der hier Ständiger Sekretär ist, und es fand die folgende kleine Unterhaltung statt:

Falkenstein. ‚Ich habe gehört, daß Sie in diesem Jahre nach Deutschland gehen wollen; man sagt sogar, daß Sie beabsichtigen, gänzlich ein Deutscher zu werden?'

D'Alembert. ‚Ich versprach mir die hohe Ehre eines Besuchs bei Seiner preußischen Majestät, die geruht hat, mich aufs freundlichste einzuladen — aber ach, unsere Hoffnungen! der schlechte Zustand meiner Gesundheit' —

Falkenstein. ‚Wenn ich mich recht besinne, haben Sie den König von Preußen schon früher besucht?'

D'Alembert. ‚Zweimal; einmal im Jahre 1756' (1755, 17.—19. Juni, wenn Sie genau sein wollen), ‚in Wesel, wo ich nur wenige Tage blieb, und wieder 1763, als ich die Ehre hatte, drei oder vier Monate bei ihm zuzubringen. Seit dieser Zeit

[1] Ein eingehender und unterhaltender Bericht über sein dortiges Auftreten und besonders über seine beiden Besuche in der Akademie (der erste fand am 10. Mai statt) in Mayer, Reisen Josephs II. (Leipzig 1778) S. 112—132, 147 ff.

habe ich mich immer danach gesehnt, Seine Majestät einmal wieder zu sehen, aber die Umstände verhinderten mich daran. Ich bedauerte vor allem, daß ich nicht imstande war, ihm in dem Jahre meine Aufwartung zu machen, als er den Kaiser in Neiße sah — aber in diesem Augenblick bleibt mir in bezug darauf nichts mehr zu wünschen übrig.' (Machen Sie keine Verbeugung; der Herr ist inkognito!)

Falkenstein. ,Es war sehr natürlich, daß der Kaiser, jung und voll des Verlangens sich zu belehren wie er war, einen Fürsten wie den König von Preußen zu sehen wünschte, einen so großen Feldherrn, einen so ruhmvollen Monarchen, der eine so große Rolle gespielt hatte. Es war ein Schüler, der seinen Meister aufsuchte.' (Dies sind seine eigenen Worte, Majestät.)

D'Alembert. ,Ich möchte, der Graf von Falkenstein könnte die Briefe sehen, welche der König von Preußen mir die Ehre erwies, nach jener Zusammenkunft an mich zu schreiben. Es würde daraus erhellen, daß dieser Fürst den Kaiser so beurteilte, wie alle Welt es seitdem getan hat[1].'

Der König an d'Alembert (drei Monate später. Der Kaiser ist heimgekehrt, kam zu Anfang August bei Ferney vorbei und machte keinen Besuch bei Voltaire, wie wohl bekannt ist). — ,Ich höre, der Graf von Falkenstein hat Häfen, Arsenale, Schiffe, Fabriken gesehen und hat Voltaire nicht gesehen. Wäre ich an des Kaisers Stelle gewesen, ich würde nicht an Ferney vorübergegangen sein ohne einen Blick auf den alten Patriarchen, wäre es auch nur, um zu sagen, daß ich ihn gesehen und gehört hätte. Arsenale, Schiffe, Fabriken kann man überall sehen, aber Jahrhunderte sind nötig, um einen Voltaire hervorzubringen. Nach den Gerüchten, die mir zu Ohren kommen, wird es eine gewisse große, sehr orthodoxe und wenig philosophische Dame Theresia gewesen sein, die ihrem Sohne verbot, den Apostel der Toleranz zu besuchen.'

D'Alembert (in seiner Antwort). ,Ew. Majestät Vermutung ist ohne Zweifel richtig. Es muß die hohe Mutter gewesen sein. Niemand glaubt hier, daß der Rat von seiner Schwester' (Königin Marie Antoinette) ,kam. Die, wie es heißt, den Patriarchen hochschätzt und ihn dies mehr als einmal durch dritte Personen hat wissen lassen[2].'

Friedrich zufolge waren Josephs Betrachtungen in Frankreich sehr düster. ,Dies alles ist ein Land, durch die alten Könige zu vollkommener Einheit und Zusammengehörigkeit verbunden. Mein unharmonisches römisches Reich besteht aus vielen Ländern — und sollte aus einem bestehen, wären die Fürsten weise und tätig[3]!'

2. Eine Kabinettsordre und wirkliche (facsimile) Unterschrift Friedrichs. — Nach unbekannten Reisen durch die Welt ist dies arme mit einer Unterschrift Friedrichs versehene Stück Papier hierher gewandert, und ich habe es kopieren lassen, wie es ist. Eine königliche Kabinettsordre über den geringfügigsten Gegenstand, aber vielleicht ebendeshalb um so interessanter, und eine Unterschrift, welche die Leser wünschen mögen zu sehen.

Fordon ist in dem Bezirk von Bromberg in Westpreußen. — Bromberg ist kein Trümmerhaufen mehr, sondern eine lebhafte, neuerbaute, gepflasterte, mit Kanälen versehene und gewerbefleißige Handelsstadt. In Fordon ist ein Kornmagazin. Bein ist Proviantmeister dort und muß sehen, daß er sein Amt gut verwaltet; denn der König hat ein Auge auf ihn. Die Leser können jetzt selbst sehen und verstehen:

[1] „D'Alembert an Friedrich" (in Oeuvres de Frédéric XXV. 75), „23. Mai 1777"; das. XXV. 82, „13. August 1777".
[2] Oeuvres de Frédéric XXV. 84.
[3] Das. VI. 125.

An den Oberproviantmeister Bein zu Fordon.

‚Potsdam, den 9. April 1777.

Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser Allergnädigster Herr, lassen dem Oberproviantmeister Bein hiebey die Getraidepreistabelle des Brombergischen Departements zufertigen; Woraus derselbe ersiehet wie niedrig solche an einigen Orthen sind und daß zu Jnovraclaw und Strezeltnow der Scheffel Roggen nur 12 Groschen kostet: da solches nun hier so wohlfeil ist, so muß ja der Preis in Pohlen wol noch geringer sein, und ist nicht abzusehen, warum die Pohlen auf so hohe Preise bestehen; der Bein muß sich daher nun rechte Mühe geben und den Einkauf so wohlfeil als nur immer möglich, zu machen suchen.'



[1] Das Original wurde mir freundlichst geliehen von Mr. W. H. Doeg, Barlow Moor, Manchester, dem es jetzt gehört — gekauft in London im Jahre 1863. Das F r h in deutscher Kursivschrift, welches der Holzschneider in dem Viereck hinzugefügt hat, wird den Lesern zeigen, was des Königs Unterschrift bedeutet: Ein „F r h", wie mit einem Schwunge seines Stockes gemacht, auf höchst kurzgefaßte und wirklich ingeniöse Weise — passend für einen ökonomischen König, der es hundertmal an jedem Tage seines Lebens wiederholen muß!

Sechstes Kapitel / Der bayrische Krieg

Gerade zu Anfang des Jahres 1778 ging der chronische Streit mit Österreich durch einen soeben eingetretenen Zwischenfall in den akuten Zustand über, wuchs allmählich an und lief trotz aller Unterhandlungen in ein Geschehnis aus, welches man den bayrischen Erbfolgekrieg nennt, der erst im Frühling des folgenden Jahres endete. Der Zwischenfall war dieser: am 30. Dezember 1777 starb in München Max Joseph, Kurfürst von Bayern, der einzige Bruder unserer lebhaften Fürstin, der verwitweten Kurfürstin von Sachsen, plötzlich an ungeschickt behandelten Blattern. Er stand in seinem zweiundfünfzigsten Jahre, war kinderlos, der letzte jener bayrischen Linie. Sein Erbe ist Karl Theodor, Kurfürst von der Pfalz, der jetzt die beiden Kurfürstentümer vereinigen soll, wenn nicht Österreich einen anderen Handel mit ihm machen kann. Österreichs Wunsch, Bayern in seinen Besitz zu bekommen, ist von sehr altem Datum, und wir haben vor kurzem gehört, wie eifrig Kaunitz und sein junger Kaiser damit beschäftigt waren. Sie machten einen Handel mit Karl Theodor — hatten in der Tat schon vorher den Handel so gut wie abgeschlossen — und waren höchst erstaunt, als König Friedrich allein in Deutschland und der Welt milde aber entschieden dazwischentrat und sagte: Nein! — Ein Nein, welches seine Wirkung tat, wie wohl bekannt ist.

Etwas, nicht viel, muß über diesen bayrischen Erfolgekrieg gesagt werden, der fünfzehn Monate von Friedrichs Alter (Januar 1778 bis März 1779) in einem seit langer Zeit fremden Grade von Spannung und Besorgnis in Anspruch nahm und ganz Europa auf außerordentliche Weise erfüllte. Etwas, keineswegs viel, nachdem wir jetzt den Ausgang der Geburtswehen solcher Berge gesehen haben. Niemand konnte damals anders sagen, als daß Gefahr da sei, es möge ein vierter österreichisch-preußischer Krieg daraus werden, ebenso blutig als der Siebenjährige Krieg gewesen war. Denn in der Tat standen die beiden Nationen sich noch einmal in Waffen gegenüber, wie zu einem tödlichen Zweikampf, im ganzen fast eine halbe Million Menschen. Unterhandlungen fanden allerdings statt; allein sie schwangen zugleich ihre Schwerter und ließen von Zeit zu Zeit

immer wieder gegenseitiges Waffengeklirr ertönen, als habe der Kampf begonnen, obgleich immer wieder neue Unterhandlungen dazwischenkamen. Und jetzt sieht jedermann, daß der Kampf nie anfing, und daß die durch das Schwingen der Schwerter bekräftigten Unterhandlungen den ganzen Kampf ausmachten. Jedermann hat ihn jetzt vergessen und wünscht außer zu ganz besonderen Zwecken nicht wieder daran erinnert zu werden. Berge in Geburtswehen waren damals noch nicht so häufig als jetzt, da sie unter die Obhut der Pfennigzeitungen gekommen sind, obschon sie, damals ebenso wie jetzt, praktischen Leuten ein Ärgernis waren. Berge, die ganz in schrecklichen Geburtswehen sind und das Sonnensystem über den Haufen zu werfen drohen, haben immer einen Reiz, besonders für die törichten Klassen. Aber nachdem die Geburt einmal stattgefunden hat und die elende Maus an euch vorbeigeschlüpft ist (oder vielleicht ließ sich auch gar nicht erkennen, daß etwas vorbeischlüpfte), wer würde sich da nicht ungeduldig abwenden?

Jene Gebiete, die an seine eigenen Länder stoßen, würden Österreich äußerst bequem gewesen sein. Österreich selbst hat dies lange gewußt und hat bei jeder Gelegenheit (zum Beispiel 1741—1745, um nicht weiter zurückzugehen) durch wiederholte Versuche bewiesen, wie gut es dies weiß. In der Tat könnte man ganz Bayern einverleiben und österreichisch machen, wie unendlich angenehm würde das sein!

„Man werfe nur einen Blick auf die Karte." (Diese Notiz ist nicht von Büsching, sondern von jemandem mit österreichischen Neigungen.) „Man möchte sagen, Österreich ohne Bayern ist wie eine menschliche Gestalt, deren Leib jemand anderem gehört. Bayern ist der Rumpf oder Leib der österreichischen Länder, der alle ihre einzelnen Glieder voneinander trennt und an der Stelle des Mittelteils eine ungeheure Lücke läßt.

Die Oberpfalz, welche früher zur Kurpfalz gehörte, aber zu Bayern gehört, seit wir sie dem Winterkönig abnahmen und auf solche Weise verschenkten, die Oberpfalz, die Amberger Gegend, wo es Maillebois ehemals gefiel, gegen uns einzufallen, grenzt sie nicht an den Böhmerwald? Die R i p p e n dort sind alle böhmisch, gehören alle uns. Aber der Schulterknochen und der rechte Arm, wem gehören diese? Österreich im engeren Sinn und Ungarn können als der Sitzteil und die unteren Gliedmaßen gelten, umfangreich und fleischig. Aber man sehe nur, wie gerade über dem Becken, an der Südseite, Bayern und sein Tirol sich nach Österreich hineindrängen, das sich einbildete, auch ein Tirol zu haben, und zwar von beiden das wichtigere. Unser Tirol, unser Steiermark, Krain und Kärnten — Bayern sperrt sie ab. Sodann Österreichisch-Schwaben, Breisach und jene Gegenden am Oberrhein, aus welchen wir nach Frankreich einfallen — wir können sie nur durch bayrisches Gebiet erreichen. Österreichisch-Schwaben sollte unser rechter Arm sein, dessen Finger sich bis in die Schweiz ausstrecken, Oberpfalz unser linker — und was die breite Brust zwischen beiden betrifft, der linke Arm und die breite Brust gehören Bayern, nicht uns. Von den Niederlanden, welche man geographisch den Kopf Österreichs nennen könnte, war, ach! der lange Hals, Lothringen, einst unser; aber wessen ist er jetzt? Nicht wieder zu erlangen für den Augenblick — mag dies aber vielleicht nicht immer sein!"

Das sind Kaunitz' Ideen, und der junge Kaiser hat dieselben eifrig angenommen als den Leitstern seines Lebens. ‚Machen wir das Reich wieder zu einer Wirklich-

keit!' denkt der Kaiser (gut, wenn es nur möglich ist, denken auch wir). Machen wir Österreich groß! Österreich ist das Reich, wie kann sonst das Reich eine Wirklichkeit sein?

In der praktischen Politik sind dies etwas wilde Ideen. Aber es sind wirklich die Ideen Kaunitz' und seines Kaisers. Und man beharrte dabei noch lange, nachdem dieser bayrischen Sache Einhalt getan war. Und im ganzen wurde ihnen wiederholt Einhalt getan. Denn sie waren völlig unausführbar und weit entfernt von dem Sinne einer Zeit, die schwanger ging mit der Französischen Revolution und mit ganz anderen Dingen als der Weltgröße Österreichs und einer auf solche oder auf irgendeine andere Weise bewirkten Wiedergeburt des armen alten Heiligen Römischen Reiches, das solange ein Perückentum gewesen war. Niemand konnte ahnen, womit Frankreich oder die Welt schwanger ging, niemand vor der Geburt von 1789 und selbst eine Generation später. Frankreich ist schwächlich und unbehilflich, hat äußerst seltsame Begierden nach kreidigen, tintigen, visionären und törichten Substanzen und mag, soviel wir wissen, sehr wahrscheinlich guter Hoffnung sein.

Für Kaunitz ist es ziemlich klar, daß Frankreich ihm bei diesem hübschen kleinen bayrischen Geschäft nicht im Wege stehen wird, und das ist gegenwärtig für ihn die Hauptsache. England ist im Kriege mit seinen Kolonien; Rußland hat seine Aufmerksamkeit auf die Türkei gerichtet; fremde Nationen, was können diese tun als reden, mehr oder weniger Einwände machen, wie sie es bei Polen taten und die Sache unter Protest zulassen? Nur von einem Herrscher, und von diesem, wie mir scheint, auch nicht viel, erwartet Kaunitz ernstlichen Widerspruch, von Friedrich von Preußen, dem keine Vergrößerung Österreichs gleichgültig sein kann. „Aber können wir es nicht so einrichten, daß es sich für ihn der Mühe verlohnt?" denkt Kaunitz. „Pah, er ist alt und gebrochen; man glaubt ihn dem Tode nahe; er hat eine absolute Abscheu vor dem Kriege. Auch er wird sich ruhig halten, oder wir müssen sehen, daß es sich für ihn der Mühe verlohnt!" In dieser Berechnung täuschte sich Kaunitz; wir werden in kurzem sehen wie.

Wenn Kaunitz seine Sache vor das Reich und das allgemeine Publikum der Menschheit und seine Zeitungsschreiber bringt, so wird sich zeigen, daß sie keineswegs auf sehr festem Grunde ruht. Sein Rechtsanspruch ist folgender:

„Erzherzog Albrecht V. von Österreich, nachmals Kaiser Albrecht II., hatte Elisabeth, die einzige Tochter Kaiser Sigismunds Super-Grammaticam, geheiratet. Albrecht ist derselbe, der innerhalb eines Jahres drei Kronen erlangte: Ungarn, Böhmen, das Römische Reich und, ‚wir hoffen, eine vierte,' sagen die alten Geschichtschreiber, ‚welches eine himmlische und ewige war' — er starb kurz nachher" (1439, vierzig Jahre alt). „Von ihm stammen die jetzigen Kaiser ab.

Im Jahre 1426, dreizehn Jahre vor dieser Begebenheit mit den Kronen, hatte Sigismund-Grammaticam ihn mit einer Sache von noch schattenhafter Natur belehnt — mit der Anwartschaft auf ein Fürstentum Straubingen, ein hübsches umfangreiches Gebiet, welches nur noch nicht erledigt ist, noch auch, wie es scheint, erledigt werden wird. ‚Du sollst erben, Du und Deine Familie'" (die auch meine eigene ist), „‚sobald diese gegenwärtige Linie der Wittelsbacher ausstirbt!' sagte Kaiser Sigismund

feierlich in zwei feierlichen Schafshäuten. ‚Nicht im allermindesten', würden die Wittelsbacher geantwortet haben, hätten sie von der Sache gewußt. ‚Wenn wir aussterben, ist eine andere Linie von Wittelsbachern da, eine Menge von anderen Linien und viele und alte Hausverträge, die dies alles regeln, ohne Hilfe von Dir und Albrecht mit den drei Kronen!' Und demgemäß hatten diese zwei Sigismundschen Schafshäute nie die geringste Frucht, oder auch nur einen Ansatz dazu, hervorgebracht. Lagen noch in den Wiener Archiven, wo sie seit ihrer Schöpfung gelegen hatten (einigen Antiquaren bekannt, aber nicht einmal von diesen in dieser geschäftigen Welt der Erwähnung wert gehalten). Das waren buchstäblich alle Ansprüche, die Österreich besaß, und jeder Außenstehende gab zu, daß sie an und für sich nicht einen Heller wert seien."

„An und für sich vielleicht nicht," dachte Kaunitz, „aber die freie Zustimmung Karl Theodors des Erben, wird das nicht ein vollgültiger Rechtsanspruch sein? Man sollte es hoffen bei dem gegenwärtigen Zustand Europas, da Frankreich, Rußland und England, alle Nationen Hals über Kopf in ihren eigenen Mühen und Schwierigkeiten stecken und wenig Muße haben für die unseren!" Und mit Karl Theodor hat Kaunitz schon seit langer Zeit unterhandelt, besonders während der letzten kritischen Tage des armen Kurfürsten Max, um sich dort einen vollgültigen Rechtsanspruch zu sichern.

Karl Theodor von der Pfalz, der jetzt Erbe von Bayern geworden, ist ein armes, müßiges Geschöpf von rein egoistischem, ornamentalem, dilettantischem Wesen, gibt sich nur mit theatralischen Angelegenheiten, illegalen Liebschaften und dergleichen ab; sehr gerühmt von Voltaire, der ihn öfter besuchte, und von Collini, dem er ein freundlicher Herr war. Karl Theodor ist wenig gelegen an der Integrität Bayerns, viel an der seiner eigenen Haut. Vor sehr langer Zeit, 1742, zur Krönungszeit des armen Kaisers Karl, sahen wir, wie er, er und ein anderer, sich vermählten mit zwei schönen Schwestern, Prinzessinnen von Sulzbach[1], Enkelinnen des alten Karl Philipp, damaligem Kurfürsten von der Pfalz, den er beerbt hat. Es war die letzte Tat jenes rastlosen alten Karl Philipp, von dem wir soviel zu hören pflegten. „Karl Theodor soll eine von meinen unschätzbaren Enkelinnen haben. Herzog Clemens, der jüngere Bruder unseres gesegneten neuen Kaisers, soll eine andere haben. Dadurch vereinigen wir die verwandten Linien der pfalz-bayrischen Familien und machen die Gewißheit der Erbschaft doppelt sicher!" sagte der alte Karl Philipp und starb glücklich, oder doch so glücklich als ihm möglich war.

Die Leser haben diesen Umstand unzweifelhaft vergessen, und bei gänzlichem Mangel an Interesse für Karl Theodor und seine kleinen Angelegenheiten ist es jedenfalls gut, sie daran zu erinnern und auch daran, daß jene glänzenden jungen Frauen, besonders die „Herzogin Clemens", während der Frankfurter Festlichkeiten Wilhelmine besuchten und den Kaiser Karl Albrecht bezauberten, der sich bemühte, durch die Wolken eine glänzende Zukunft seines Hauses zu erspähen. Theodors Prinzessin gebar ihm

[1] Vgl. Bd. III. S. 370.

keine Kinder. Sie und ihre Schwester sind beide noch am Leben; die letztere eine einsame Frau (Herzog Clemens ist seit sieben Jahren tot) — die erstere eine noch einsamere, da ein solcher Gemahl neben ihr lebt. Beide einsame Frauen sind schon ziemlich hoch in den Fünfzigern. Tätige Seelen, wie mir scheint, wenigstens nach der Herzogin Clemens zu urteilen, die als Witwe und Herrin ihrer Handlungen sich nachdrücklich gegen ein solches Unglück und solche Schande ausspricht und während der aufregenden Szenen, die jetzt in München bevorstehen, eine große Rolle spielt. Tritt bei dieser Gelegenheit auf „wie eine edle Amazone", sagen bewundernde Zuschauer; setzt alle ihre Fähigkeiten und besonders ihre Zunge in Bewegung und fährt ohne Rücksicht auf drohende Gefahren fort zu überreden, zu drängen und zu veranstalten, soviel sie kann.

Karl Theodor findet sein Erbrecht unbestreitbar; aber er hat keinen ehelichen Sohn, der ihm nachfolgen kann, und hat viele uneheliche, für die Österreich sorgen kann — und reichlich sorgen will. Sein Erbe ist ein Neffe, Karl August Christian von Zweibrücken. Und es würde ihm wahrscheinlich nicht schmerzlich sein, diesen etwas in seinen hohen Erwartungen zu enttäuschen. Im ganzen: Frieden, reichliche Versorgung mit Titeln und anderweitig für seine unehelichen Kinder und eine hübsche Summe bares Geld, um seine theatralischen Angelegenheiten, Düsseldorfer Gemäldegalerien und dilettantischen Unternehmungen und Sammlungen zu fördern — wieviel angenehmer für Theodor als ein Bayern, dessen Unversehrtheit noch so gewissenhaft gewahrt wird auf Kosten eines Streites, der auf jeden Fall langwierig, mühevoll und gefährlich sein muß! Ehre ja — aber was ist für einen alten Praktiker von Dilettantenart Ehre? Es gibt alte Praktiker, die euch ebenso wie Balzacs Engländer bei einer Feuersbrunst, als die Ehre jedermann aufforderte, seinen Eimer zur Hand zu nehmen, gestehen werden: „Mais je n'ai point d'honneur!" Und unglücklicherweise könnt ihr jenen nicht antworten, wie man diesem antwortete: „C'est égal; es ist einerlei, tut, als hättet ihr welche!" Karl Theodor überließ Bayern schmählich seinem Schicksal.

Karl Theodors Erbe, der arme August Christian von Zweibrücken, hatte natürlich seine düsteren Gedanken bei dieser Zerstückelung seiner bayrischen Anwartschaft. Aber wie kann er es hindern? Unmöglich, denkt er; es bleibt nichts übrig, als das Unvermeidliche geduldig zu ertragen. Auch fand seitens der Reichsfürsten, obgleich man hätte denken sollen, daß diese persönlich dabei beteiligt wären, sei es auch nur wegen der Gefahr einer ähnlichen Mißhandlung, keine öffentliche Meinungsäußerung statt, noch war die geringste Hilfe von ihnen zu erwarten. „Vielleicht wird Preußen einen Streit deshalb anfangen?" denken sie. „Österreich und Preußen, was für einen Streit sie auch haben mögen, wir werden doch nur dabei erdrückt; es ist besser, uns nicht daran zu beteiligen. Sind wir nur nicht daran beteiligt — je mehr sie dann streiten und fechten, um so besser für

uns!“ England würde in Gestalt Hannovers vielleicht eine Einmischung versucht haben, hätte Frankreich eine solche versucht. Auf irgendeiner von beiden Seiten, wie mir scheint — d. h. auf der Frankreich entgegengesetzten Seite. Aber das arme England ist mit seinem melancholischen, amerikanischen Krieg beschäftigt, und Frankreich steht im Begriff, mit der Volkserhebung dort einen offenen Bund zu schließen. Weder Frankreich noch England mischten sich ein. Frankreich versinkt mehr und mehr in Bankerott, ist vor allem darauf bedacht, eine Flotte zu haben, um der Sache der menschlichen Freiheit jenseits des Ozeans beizustehen und ein erhabenes Schauspiel und der Untergang Englands zu werden — nicht wie in der Pitt-Choiseulschen Zeit, sondern nach dieser verbesserten Methode. Rußland, das wieder in türkische Angelegenheiten verwickelt ist, sieht den Dingen zu und wirft nur gelegentlich nach beiden Seiten ein großes Wort hin. — Inzwischen können wir uns vorstellen, was für eine aufgeregte Stadt München ist! Eine Notiz sagt:

„Als Kurfürst Max Joseph gestorben war“ (30. Dezember 1777), „öffnete der Geheime Rat Johann Euchar von Obermayr, der Günstling und erste Minister des Verstorbenen, dessen Schatulle und nahm aus derselben die schon vorbereitete Akte der Huldigung und feierlichen Einsetzung Karl Theodors von Kurpfalz, als Erbe von Bayern, um dieselbe sofort zur Ausführung zu bringen. Euchar befiehlt, daß die Tore der Stadt streng geschlossen werden, daß das Militär ausrücken und alle Straßen besetzen soll — besonders die Straße, wo der Gesandte der Kaiserlichen Majestät wohnt. ‚Stellt euch mit dem Rücken dicht gegen das Haus auf,‘ befiehlt Euchar, ‚und sobald sich jemand drinnen rührt, um herauszukommen, rührt ihr die Trommeln und laßt in demselben Augenblick eure hinterste Reihe, ohne daß sie sich umsieht‘“ (denn man wollte keine Beleidigung zufügen, falls es nicht unumgänglich notwendig), „die Kolben ihrer Gewehre niederstoßen“ (fertig, Feuer zu geben, wenn es notwendig). „Niemand, glaube ich, versuchte aus dem Hause der österreichischen Exzellenz herauszukommen. Jedenfalls führte Obermayr seine Akte ohne die geringste Einsprache oder Ungelegenheit aus, und Karl Theodor fand sich, beinah zu seinem Schrecken“ (denn er wollte verkaufen und Österreich zufriedenstellen, keineswegs widerstehen oder fechten, das elende alte Geschöpf, nur um sich selbst und seine Haut besorgt, wie er war) „feierlich mit allen Formen des Gesetzes in die Länder des Verstorbenen installiert [1].

Kaiser Joseph geriet in Wut, als er dies hörte, und schickte einen Eilboten nach Böhmen: ‚Die und die Regimenter, zehn oder zwölf, mit Artillerie und Kriegsgerät, sollen unverzüglich nach Straubing marschieren und Stadt und Distrikt besetzen.‘ In Wien traten die Kaunitzschen Beamten mit lauten drohenden Worten gegen den Gesandten Karl Theodors auf: ‚Was bedeutet dies, Exzellenz? Der Handel ist schon abgeschlossen, es fehlt weiter nichts als die Unterschrift, und in München gehen solche Dinge vor? Unterzeichnet, oder 60 000 österreichische Soldaten werden die Grenze überschreiten und sowohl Bayern als die Oberpfalz besetzen; bedenken Sie sich, Herr!‘ Der arme Herr bedachte sich, was konnte er machen? Unterzeichnete den Vertrag mit Genehmigung Karl Theodors am 3. Januar 1778 — dem vierten Tage nach Obermayrs Huldigungstat — und vollendet den ersten Akt dieses schlechten Handels. Der Vertrag war auf Theodors Seite von der liberalsten Art. Alle und jegliche Länder und Kreise Herzog Johanns von Straubing mit Hinzufügung der Herrschaft Mindel-

[1] Fischer, Geschichte Friedrichs des Zweiten (Halle 1787) II. 358.

heim" (Marlboroughs altem Ort), „und ich weiß nicht, was sonst noch. Die Oberherrlichkeit über die Lehen in der Oberpfalz soll bei meinem Abscheiden an die Krone Böhmen fallen." Halb Bayern oder noch mehr; einige berechnen es auf zwei Drittel.

Die Gestalt der Herzogin Clemens, der gepuderten Amazone, die unablässig in den amtlichen und aristokratischen Kreisen umherfährt, diese und der Befehl: ‚Stoßt eure Gewehrkolben nieder!' diese beiden Charakterzüge mögen uns das München jener Monate darstellen. München, Regensburg und Wien erschallen von Protokollen, von Reden für und wider; aber es wird sich zeigen, daß die Krisis des Spiels nicht dort liegt.

Friedrich hat schon seit einiger Zeit, besonders aber seit der Krankheit des verstorbenen Kurfürsten von Bayern in Erfahrung gebracht, daß Österreich, welches immer begierig ist, Bayern in seinen Griff zu bekommen, etwas Derartiges beabsichtigt. Aber die erste positive Nachricht darüber erhielt er durch einen Brief der Herzogin Clemens (vom 3. Januar), dessen genaue Mitteilungen seinem raschen Auge den wahren Umriß, Umfang und Charakter dieser Unternehmung Österreichs enthüllten, einer Unternehmung, die (er konnte hierin mit der Herzogin Clemens nur übereinstimmen) nicht für Bayern allein von großer Bedeutung war. „Man muß sich widersetzen, muß sie um jeden Preis verhindern!" dachte Friedrich sogleich. „Der neue Kurfürst Karl Theodor ist vermutlich in der Sache so gut wie tot, aber man sollte ihn doch fragen. Wenn er antwortet: ‚Tot!', dann seinen Erben fragen: ‚Hast du denn kein Leben in dir?'" Der Erbe ist ein ritterlicher junger Mann mit endlosem Stammbaum, aber kleinen Besitzungen, „Karl August Christian" (Karl II. in offiziellem Stil, „Herzog von Zweibrücken-Birkenfeld", Karl Theodors ältester Neffe. Friedrich ist der Ansicht, daß er vermutlich wegen der Unterzeichnung irgendeiner österreichischen Konvention für die Teilung Bayerns gefeilscht haben und in Hinsicht darauf ein Lebenszeichen von sich geben wird, sobald er sieht, daß Hoffnung da ist.

„Einen Botschafter an ihn, an Karl Theodor und an ihn!" denkt Friedrich. „,Einen Botschafter unverzüglich! und wen?" Denn das ist offenbar zunächst von Bedeutung. Eine delikate Sache, die im tiefsten Geheimnis betrieben werden muß, mehr durch Andeutungen und Winke als durch Worte — von jemandem mit einem unsichtbar machenden Mantel, der großes Geschick besitzt und von dem man vorher noch nicht in diplomatischen Kreisen gehört hat, damit man ihn nicht in Verdacht hat, daß er mein Geschäftsführer ist. Friedrich besinnt sich, daß bei einem Besuche, den er vor kurzem in Weimar abstattete, ein junger Mann namens Görtz ihm durch seine Begabung aufgefallen. Eustach von Görtz[1], früher Hofmeister des jungen Herzogs (Karl August, den die Leser kennen als den Freund Goethes), ein kluger, fester, gewandt aussehender junger Mann, der ihn außerdem interessierte als Bruder eines Generalleutnants von Görtz, eines tüchtigen Soldaten in Friedrichs Diensten. Exhofmeister

[1] Preuß IV. 92 Anm. usw.

in Weimar, sagten wir, und für den Augenblick ohne Beschäftigung; treibt sich dort am Hofe umher, bis er ein neues Amt findet.

Auf diesen Exhofmeister besinnt sich Friedrich, und im Laufe desselben Tages, — denn er darf nicht zögern — bedeutet Friedrich, der in Berlin ist, den General Görtz, unverzüglich von Potsdam zu ihm herüberzukommen. „Hierher, heute abend, und suchen Sie mich zu der und der Stunde" (um Mitternacht oder da herum) „in aller Heimlichkeit im Schlosse auf!" was Görtz, der Menschheit in gehöriger Weise unsichtbar, natürlich tut. Friedrich erklärt ihm, worum es sich handelt. Eine Sendung nach München, vollkommen geheim für den Augenblick, und erfordert großes Zartgefühl und Geschick. Ist vielleicht nicht ohne Gefahr, könnte ein furchtsamer Mensch sagen. Glauben Sie, daß Ihr Bruder für mich hingehen wird? Görtz glaubt dies bejahen zu dürfen. „Hier ist seine Instruktion, wenn er will", fügt der König hinzu, indem er ihm ein Autogramm mit den nötigen Verhaltungsmaßregeln überreicht — ohne Unterschrift und ohne Beglaubigung, ja ohne besondere Adresse, falls ihm ein Unfall zustieße. „Adieu denn, Herr Generalleutnant. Die Parole ist: Siebenmeilenstiefel, unsichtbar machender Mantel! Adieu!" Und Görtz senior reist sofort eilends ab nach Weimar, wo er Görtz junior findet und ihm seinen Auftrag mitteilt. Görtz junior reißt in natürlichem Erstaunen die Augen weit auf, willigt aber nach ernster, kurzer Überlegung ein und ist in kürzester Frist fertig und auf dem Wege.

Görtz junior erwies sich als eine vortreffliche Wahl seitens des Königs und sicherte sich durch sein Benehmen in dieser Sache später eine glänzende Karriere. Görtz junior brach sofort nach München auf, völlig maskiert, wenigstens seine Aufgabe maskiert vor profanen Augen. Sah diese Person, sah jene und glitt schnell umher, schnell und sicher seinem Ziele zu, setzte die Sache bald in Brand und ließ an verschiedenen Punkten Rauch in die Höhe steigen. Und ehe der Januar vorüber war, sah der Reichstag in Regensburg und mehr noch die allgemeine Zeitungswelt, die allerorten von dieser Angelegenheit ergriffen wurde und über ihren Umfang und Charakter in Krämpfe fiel — sahen sie in der Tat eine Welt in Brand geraten. Von wem oder wodurch entzündet, vermochte noch lange Zeit nachher niemand zu entdecken. Görtz eilte in seinem unsichtbar machenden Mantel weit und breit umher und zeigte viel Talent von der Art, wie es gerade nötig war. Ein energischer, scharfsinniger, entschlossener Mann, voll Klugheit und Sicherheit in allem, was er tat, und was er unterließ. Er bestand vielfache Abenteuer. War in Regensburg, in Mannheim, sah viele Personen, über die er sich augenblicklich ein Urteil bilden und mit denen er offen oder dunkel oder gar nicht sprechen mußte, und beging keinen Fehler. Einer seiner besten Ratgeber war, wie ich finde, die Herzogin Clemens. Es währte natürlich nicht lange, bis die Herzogin Clemens Andeutungen über ihn empfing, bis er bei seinem Kommen und Gehen

die Herzogin Clemens sah, die ihn als einen Engel des Lichts begrüßte. Auf einer Reise, welche geheimnisvoller war als je, „war er drei Tage unsichtbar in dem Gartenhause der Herzogin Clemens". „Ah, Madame, que n'étiez-vous Electeur, warum sind Sie nicht Kurfürst geworden!" schreibt Friedrich einmal an sie. „Wir würden dann jene schmählichen Begebenheiten nicht erlebt haben, über welche jeder gute Deutsche bis zum Grunde seines Herzens erröten muß (dont tout bon Allemand doit rougir jusqu'au fond du coeur[1])!"

Wir können uns nicht auf die geringste Erzählung von Görtz und seinen Fahrten einlassen. Die Phantasie wird sich dieselben nach einigen wenigen Charakterzügen hinreichend vorstellen können. Er war zuerst zu Karl Theodors Minister gegangen. „Tot in bezug auf diese Sache, wie ich fürchte; hat schon unterzeichnet?" Ach, ja! Worauf er nach Zweibrücken geht zu dem Minister des Erben, dem sein Herr ausdrücklich befohlen hatte, zu unterzeichnen, der aber auf seine eigene Gefahr hin zögerte, Einwände machte, es noch nicht getan hatte, der brave Mann, und antworten konnte: „Ob er sich dafür interessiert? Ja, und zwar ganz gehörig, gäbe es nur noch Hoffnung dafür in der Welt!" Was Görtz unverzüglich im Galopp nach dem Schloß von Zweibrücken zur Auffindung des besagten Erben des jungen Herzogs August Christian in Bewegung setzte, der jedoch inzwischen (auf Aufforderung seines durch Österreich gedrängten Onkels, mit diesem zusammen einzuwilligen) abgereist war, den Görtz aber durch Umsicht und scharfsinniges Erkennen der Symptome auf dem Wege erwischte — zu welcher gegenseitigen Freude! Wie man erwartet hatte, schlug August Christian beim Anblick von Görtz und eines in der Ferne auftauchenden bewaffneten Friedrich sofort eine neue Bahn des Handelns ein. Von ihm jetzt keine Einwilligung mehr! Ganz im Gegenteil, ein Vertrag mit Friedrich, eine unumwundene Weigerung, je einzuwilligen! Ein Gesuch an das Reich, ein Gesuch sogar an Frankreich, kurz alles, was ein wackerer junger Mann tun konnte.

Es geschah auf Friedrichs Befehl, daß er sich an Frankreich wandte. Sein jüngerer Bruder Max Joseph diente in der französischen Armee und bemühte sich, in offiziellen und anderen Kreisen sein Gesuch zu unterstützen. Man begegnete ihm auch überall freundlich, ja er bewies sich eifrig in seinem Interesse und gab gute Worte, tat aber sonst nichts. Dieser französische Zweig des Unternehmens wirkte lange verzögernd auf Friedrichs Operationen, und endlich war das Resultat der Bemühungen des armen Max dort, soviel er sich auch anstrengte, mehr eine negative Größe als etwas anderes. Ein guter junger Mann, wie es heißt, aber nicht der Mann, Pferde die tot sind, zum Laufen anzufeuern — was er mehr als einmal in der Zukunft erfuhr. Es ist derselbe, der 30 Jahre später, nachdem er seinen kinderlosen ältern Bruder überlebt hatte, König

[1] Preuß IV. 94.

Max wurde. Der erste König von Bayern, der Ludwig den zweiten König erzeugte — welcher seinerseits Otto, König von Griechenland, erzeugt und andere Taten getan hat, die noch weniger der Erwähnung wert sind. August Christians Benehmen wird als vortrefflich gepriesen — passiv fest und höflich. Die Hauptsache dabei sein Beharren auf dem Grunde des „Nein". — Aber sein gutes Glück, einen solchen Friedrich und auch einen solchen Görtz zu finden, war es, was ihn rettete.

Friedrichs Gesundheit war während jener Monate sehr leidend. Die Zeitungsschreiber waren noch der Ansicht, er liege im Sterben. Aber es scheint, er ist noch nicht zu schwach, um in dem notwendigen Augenblick einen weltbedeutsamen Entschluß zu fassen und in voller Eile mit der Durchführung desselben voranzugehen, diesem oder jenem Ausgang zu, ehe der Tag endete. „Laß ab, mein guter Nachbar. Ich bitte dich, du mußt ablassen und du sollst!" Dieser Entschluß ging von ihm allein aus, ebenso wie die gleich schnellen Anordnungen, die er zur Ausführung desselben traf, sollte Schlimmes zu Schlimmem kommen und Österreich den Krieg der Gerechtigkeit vorziehen. „Vortreffliche Anordnungen," sagen die unfreundlichsten Kritiker, „welche Österreich sofort zum Nachgeben hätten zwingen müssen, wäre er mit der Ausführung ebenso schnell gewesen — was er keineswegs war. Und hier liegt sein Irrtum und sein Mißlingen — höchst beklagenswert und nur dadurch zu entschuldigen, daß die Altersschwäche des Körpers Schwäche und Verfall des Geistes bei ihm hervorgebracht hatte." Das ist die nachdrücklich und ermüdend ausgedrückte Meinung Schmettaus[1], der die Sache lediglich von dem Gesichtspunkt eines auf Ruhm und rasche Kriegstaten bedachten kriegerischen Adjutanten betrachtet — mit wieviel Grund, werden nichtpreußische oder -militärische Leser beurteilen, indem wir weitergehen.

Wir sollten erwähnen, daß auch Sachsen beeinträchtigt war. Die verwitwete Kurfürstin Marie Antoinette, unsere lebhafte Freundin, besaß als einzige überlebende Schwester des verstorbenen Kurfürsten Max unzweifelhafte Erbansprüche auf des Kurfürsten Max' „Allodialbesitz und Ländereien". Ländereien, welche hauptsächlich in der Oberpfalz liegen (nicht in dem eigentlichen Bayern, sie wurden erst im Dreißigjährigen Kriege erworben), die von großem Werte sind und deren sich Österreich ohne Rücksicht auf unsere lebhafte Freundin als „heimgefallener Lehen von

[1] F. W. C. Graf von Schmettau (Sohn des älteren Schmettau, nicht der des Dresdners, den wir anzuführen pflegten), Feldzug der preußischen Armee in Böhmen im Jahre 1778 (Berlin 1789, gleichzeitig auch in französischer Sprache mit Plänen) hiermit als mit dem vollständigsten Bericht von einem eifrigen Zeugen und Teilnehmer — vergleiche man immer Friedrichs eigene (Mémoires de la Guerre de 1778) in Oeuvres de Frédéric VI. 135—208. Schöning (Band IV) hat außer seiner eigenen losen Erzählung oder Übersicht die ganze Korrespondenz zwischen Heinrich und dem König, welche hinreicht, den schärfsten Appetit auf diesen Gegenstand zu stillen.

Böhmen" bemächtigt hat. Offenbar böhmisch, sagt Österreich und hält sie fest. Unsere lebhafte Freundin überträgt hierauf alle ihre Rechte in dieser Sache ihrem Sohn, dem regierenden Kurfürsten, mit dem Rat, wenn er des Rates bedürfte: „Bitte König Friedrich um Schutz; gehe ganz mit König Friedrich!" Mecklenburg hat ein Interesse. Unter den erledigten Lehen ist eine Landgrafschaft Leuchtenberg, in bezug auf welche Mecklenburg erklärt, so laut es kann: „Diese Landgrafschaft ist gar nicht erledigt, sie gehört jetzt mir, wie das Dokument bezeugt" (ein rechtskräftiges testamentarisches Dokument)! Es wurden noch andere Ansprüche erhoben. Aber diese drei, die unendlich wichtigen von Zweibrücken, die ebenfalls aber nicht in gleichem Maße wichtigen Sachsens, die unwichtigen, aber gerechten Mecklenburgs — wurden in allen unparteiischen Kreisen allein als echt und beachtenswert anerkannt.

Von den Reden und Vorkommnissen im Reichstag würde kein Leser mir erlauben zu sprechen, wenn ich auch dazu geneigt wäre. Es ist genug, zu wissen, daß sie in der gewöhnlichen umständlichen, langweilig dröhnenden Art, immer crescendo vor sich gingen und das verdienen, was ihnen gegenwärtig gesichert ist, das Vergessen aller Menschen. Das Wichtige waren nicht jene Reden im Reichstage, und ebensowenig die österreichischen Vorschläge dort oder anderswo, sondern das bei der Ankündigung und auch bei der Beantwortung derselben stattfindende Schwingen der Waffen. Friedrichs Antwort ist immer Nein und ein neues Blitzen der geschwungenen Waffen, deren Anblick der einzige Punkt von Bedeutung ist. Österreich, welches keineswegs mit seinen Waffenrüstungen fertig ist, obgleich es bei allen neuen Beweisführungen oder Vorschlägen seine Waffen zu schwingen versucht, sagt hauptsächlich drei Dinge, wesentlich etwa so. Österreich: „Können zwei Staaten des Reichs nicht zu einem gegenseitigen Einverständnis kommen, wie Österreich und Bayern ein solches erzielt haben? Und was geht dies dritte Personen an?" Friedrich: „Sehr viel; es geht die Reichsfürsten sehr viel an!" (dies wird mit Variationen mehrere Male wiederholt). Österreich: „Unsere Rechte scheinen uns erwiesen. Wenn Zweibrücken, Sachsen und Mecklenburg sich beeinträchtigt fühlen, können sie sich an die Reichsgerichte wenden." Friedrich: „Reichsgerichte!" Mit einem neuen Schwingen der Waffen. Das heißt, er läßt noch mehr Regimenter marschieren. Von Pommern nach Wesel ist alles auf dem Marsch nach Berlin, nach Schlesien und nach der böhmischen Grenze zu. Österreich durch Kaunitz' Stimme: „Wir wollen unsere Rechte nicht ohne Rechtsspruch aufgeben. Wir können den König von Preußen in dieser Sache nicht als Richter anerkennen." Friedrich: „Der König von Preußen ist einer der Geschworenen."

Das war ungefähr der Verlauf, welchen die Dinge nahmen, Pulsschlag auf Pulsschlag immer crescendo, bis sie in etwa drei Monaten eine Höhe erreicht hatten, die offenbar bedenklich war. Ja, im Laufe der

Verhandlungen wurde es klar, daß auf Grund der österreichischen Ansprüche nicht Maria Theresia Straubing erben könne, sondern daß Friedrich selbst der Erbe sei. „Ich stamme ab von der Tochter des Drei-Kronen-Albrechts“, sagte Maria Theresia. „Und ich von einer älteren Tochter von ihm und erhebe keine Ansprüche!“ hätte Friedrich antworten können. Tat es aber nicht, da er diese Ansprüche von Anfang an als bloß auf den äußeren Schein berechnet, chimärisch und bei einer so ernsten Sache als nicht der Beachtung würdig ansah, bis endlich nach etwa drei Monaten ein wirklich ernsthaftes Waffenschwingen erfolgt.

Sonntag, 5. April 1778, hält Friedrich in Berlin eine Truppenschau über seine voll versammelte, gerüstete und kriegsbereite Armee und hält (in jenem oberen Parolezimmer des Schlosses) die folgende Rede, welche nicht ohne nach außen berechnete Absicht in den Zeitungen gedruckt wurde:

Friedrichs Rede an seine Generale. ‚Meine Herren, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden. Wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter womöglich zu zerstreuen.

Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, welche Sie noch immer gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem Könige und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit anerkennen werde. Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen lassen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Manneszucht beobachten lassen.

Ich reise jetzt ab; aber ich verlange nicht, als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend tat. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, ebendasselbe zu tun. Aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen.‘

Voltaire unter Rosen erstickt. Des Königs Rede wurde Sonntag, 5. April, gehalten. Am Abend des vorhergehenden Montags (30. März) erlebte der arme Voltaire im Théâtre Français in Paris seine weltberühmte Apotheose und wurde ‚unter Rosen erstickt‘, wie er es nannte. Er hatte (so groß war das Drängen seiner Nichte Denis und ihr unbezwingliches Verlangen, Paris wieder zu sehen) Ferney am 5. Februar verlassen und kam in Paris an am 10. Februar. Er wagte sich erst hinaus, um seine arme letzte Tragödie zu sehen, als sie zum sechstenmal aufgeführt wurde am 30. März; wurde von einer reuigen Pariser Welt mit lautem Zuruf begrüßt, gekrönt und zu den unsterblichen Göttern erhoben: ‚Größter der Menschen, du warst kein Missetäter und kein Bösewicht! Im Gegenteil, du warst ein geistiger Herkules, ein heroischer Sohn des Lichtes, Zerstörer der nächtlich quälenden Ungeheuer und ekligen Drachen und Teufel, welche an uns zehrten. Sollen wir jetzt nicht mit allen unseren

Kehlen und allen unseren Herzen dir entgegenrufen: Lebe hoch!' — und dich so endlich vernichten? Das gelang ihnen denn auch, den armen, reuigen Seelen. Der wankende, wegmüde Voltaire, übermäßig erregt auf solche Art, legte sich zu Bette und stand nie wieder auf. Zwei Monate nach jenem Tage starb er[1]. Sein Licht ist erloschen. Weder für Friedrich noch für uns wird je wieder ein Strahl des Lichtes von ihm ausgehen.

Am 6. April tritt Friedrich den Marsch an — 100 000 Mann stark — nach Schönwalde in der Neiße-Schweidnitzer Gegend. Und hat dort im Laufe der Woche seine Stellungen bezogen und vervollständigt seine Magazine und Vorkehrungen für die wirkliche Arbeit des Krieges. Das ist ein höchst bedeutsames Waffenschwingen und setzt Kaunitz und die Leute in Wien, die gegenwärtig noch keine 10 000 Mann an jenen Grenzen haben und in keiner Beziehung zum Kriege gerüstet sind, in das höchste Erstaunen. „Wirklich gefährlich!" gibt Kaunitz zu und läßt neue Regimenter von Ungarn, aus den Niederlanden und aus allen Weltgegenden marschieren. Mäßigt auch seine eigene unverschämte Sprache, bemüht sich aber zu glauben, daß es „bloß eine Drohung ist. Er wird nichts unternehmen. Er verabscheut den Krieg." Kaunitz hatte Friedrichs Abscheu vor dem Kriege kaum übertrieben, obschon sich zeigte, daß es Dinge gab, die Friedrich noch mehr verabscheute.

Schönwalde, das Hauptquartier dieser beunruhigenden preußischen Stellungen ist in der Nähe der neuen Festung Silberberg, einer schönen neuen, uneinnehmbaren Position, die jene Täler der Wartha und der jungen Neiße überschaut, welche die Straße nach oder von Böhmen bilden. Von wo die Pandurenströme sich in den Ersten Schlesischen Kriegen zu ergießen pflegten, wo Friedrich selbst einmal weggefangen werden sollte, aber nicht weggefangen wurde und nur als improvisierter Abt mit Tobias Stusche in dem Kloster von Kamenz die Messe sang, nach der Sage, deren die Leser sich vielleicht erinnern. Keine Panduren ergießen sich mehr durch diese Straße, nur Preußen können sie betreten. Friedrichs Fenster in dem Schloß von Schönwalde, die linker Hand sind, wenn man jene Gegend bereist, blicken gerade nach Silberberg hinüber, dessen Zinnen zwischen ihnen und der 3 Uhr-Nachmittagssonne aufsteigen[2]. In der Stadt Silberberg hat Friedrich ein bescheidenes kleines Quartier (ein Quartier, das noch bekannt ist), wo er bei den vielfältigen Geschäften, die ihn in die Gegend führen, auf eine Stunde oder eine Nacht absteigen kann. „Ein schöner Ort," sagt Schöning, „wo der König länger als zwölf Wochen blieb" und das volle Reifen der österreichisch-bayrischen Angelegenheit erwartete. In Schönwalde (was für seinen Privatzirkel von Bedeutung war) erfuhr er zuerst Lord Marischals Tod, dann den Tod Voltaires, den des Eng-

[1] Bei Duvernet und noch besser bei Longchamps et Wagnière ein ausführlicher Bericht über diese merkwürdigen Vorfälle.
[2] Schöning IV (Einleitung).

länders Pitt und vielleicht den anderer, die ihn interessierten, nicht zu erwähnen[1].

„Jetzt war die Zeit," rufen Schmettau und die ungünstig Gesinnten, „da er in das östliche Böhmen, nach Mähren, wohin er gewollt hatte, ja nach Wien selbst hätte hineinmarschieren und Österreich nach Gutdünken an der Kehle packen können. ‚Tut Gerechtigkeit, wollt ihr? Laßt Bayern fahren, oder —!' Würde er es in seinen jüngeren Jahren nicht so gemacht haben? Sein schon lange gefaßter Plan war großartig. In Mähren einzufallen, während er Schlesien hüten ließ, ja, während er zugleich einen Einfall in Böhmen machen ließ — denn Prinz Heinrich und die Sachsen, die eine willige Handvoll sind und Prinz Heinrich ebenfalls auf 100 000 Mann bringen werden, sollten inzwischen dies Unternehmen ausführen — in Mähren einzufallen und nach Wien selbst vorzudringen, wenn er wollte, indem er alles vor sich niederwarf. „Unfehlbar!" sagen Schmettau und seine Anhänger. „Sein Kopf war noch feurig genug, diesen Plan zu fassen, aber abgelebt und alt geworden wie er war, konnte er seine großen Gedanken nicht mehr ausführen." Was offenbar töricht ist, da es nicht Friedrichs Absicht war, Österreich zu Boden zu werfen oder die gereizte Stimmung aufs äußerste zu treiben und ganz Europa zum Kriege zu entzünden, sondern lediglich, mit so wenig Gewalt als möglich in bezug auf diese bayrische Angelegenheit gerechte Zugeständnisse von Österreich zu erlangen. Zu diesem Zwecke durfte er wohl einen langsamen Druck für besser halten als die Methode des Einhauens. Seine Aufgabe ist höchst kitzliger Natur, was von Schmettau nicht in Anschlag gebracht wird.

Das Lager bei Schönwalde brachte, besonders weil in jener Gegend auf österreichischer Seite nichts fertig war, eine sichtbare und große Wirkung auf die Unterhandlungen hervor und änderte in bemerkenswerter Weise Kaunitz' hochfahrenden Ton gegen Friedrich. „Müssen zwei große Höfe denn um eines kleinen willen Streit führen?" murmelte Kaunitz jetzt in klagendem Ton sich und dem König zu — dem König nicht auf sehr verständliche Art, obgleich ihm der Grundsatz schon längst als ein politisches Axiom klar ist: „Große Höfe sollten einander verstehen; die kleinen würden dann weniger lästig sein." Während eines Vierteljahrhunderts ist dies Kaunitz' Glaube gewesen. Als er im Jahre 1753 die Franzosen so wundersam zu einer Allianz mit den Österreichern herumschraubte, um den Emporkömmling von einem Preußen zu unterdrücken, war dies sein großer Hebel gewesen, der unbewegliche Fels, in welchem der große Ingenieur seine politischen Gangspillen befestigte und hob und schraubte. Er drehte die Dinge triumphierend um — wiewohl es eine

[1] Voltaire starb am 30. Mai, Marishal am 25. Mai, Pitt am 11. Mai — und „am 4. Juni, in den Stellungen hier, starb General von Rentzel, derselbe, der als Leutnant Rentzel vor sechzig Jahren den kleinen Kronprinzen das Exerzieren gelehrt hatte" (Rödenbeck III 187).

Frage sein mag, ob es zu seinem Vorteil gereichte, als sie herumgedreht waren.

Aber hat derselbe große Grundsatz nicht noch neulich bei der Teilung Polens in allen Punkten einen ganz großen triumphierenden Erfolg errungen? Und unzweifelhaft erkennt dieser König von Preußen ihn an, wenn es sich der Mühe für ihn verlohnt, denkt Kaunitz. Kurz Kaunitz' nächste Äußerung klingt wunderbar verwandelt. Der große Ingenieur spricht fast wie ein Bischof über diesen neuen Text. „Mögen die beiden Höfe", sagt er, „sich jeder an des anderen Stelle setzen, jeder denken, was ihm selbst fehlt", und in der Tat jeder auf christliche Weise versuchen gegen den anderen zu handeln, wie er möchte, daß der andere gegen ihn handle! Wie rührend in dem Munde eines Kaunitz! Es ist etwas Pathetisches, ein Ton der Klage, beinahe der Salbung darin! „Es gibt ein anderes Mittel der Verständigung", erklärt er. „Der Krieg ist ein schreckliches Mittel, dem wir beide abgeneigt sind. Österreich hat diese Wünsche in bezug auf Bayern; aber die Reihe wird auch an Se. preußische Majestät kommen, ist vielleicht schon gekommen." (Möge er es sagen und bestimmen, es soll sich der Mühe für ihn verlohnen!) Dies ist vom 24. April; eine bemerkenswerte Änderung seit dem Beziehen des Lagers bei Schönwalde.

Ganz Deutschland war, obgleich es in seiner bettlägerischen Verfassung so schweigend dalag, in großer Angst. Nie vorher hat das Heilige Römische Reich einen solchen Stoß erlitten. „Wollen sie uns teilen wie Polen?" dachte das Reich mit Schaudern. „Sie können es allmählich, wenn sie es für gut halten, diese beiden großen Herrscher!" Mut, eure Durchlauchten! Einer von den beiden Großen denkt nicht hieran, denkt und wird das Gegenteil denken, was noch auf lange hinaus in den Stürmen des Schicksals euer Ankergrund sein wird! Auch war es — wie die Leser sogleich sehen werden — keineswegs Kaunitz' unmittelbare Absicht. Es ist genug, wenn wir einen Anfang machen und die Sache in Gang bringen können. Möge ein anderer noch ungeborener glücklicherer Kaunitz, der letzte einer Reihe, ein so gesegnetes Werk vollenden in einer glücklicheren Zeit, die gegenwärtig weit über dem erreichbaren Horizont hinausliegt! Das war unserer Meinung nach Kaunitz' wirkliche Ansicht, und sie wirft ein Licht auf die ärgerliche Frage der Teilung Polens und verleiht der Behauptung Dohms Gewicht, daß Kaunitz dort der eigentliche Anstifter war.

Wochen, ehe Friedrich von dieser merkwürdigen Denkschrift hörte, und zehn Tage, ehe sie zu Papier gebracht wurde, war ihm ein anderes unerwartetes merkwürdiges Dokument zugegangen. Ein Brief von Kaiser Joseph selbst, der sich persönlich in diesen Gegenden umtut und nach Böhmen gekommen ist, um die Kriegsangelegenheiten womöglich auf den gehörigen Stand zu bringen, und ohne Frage erschreckt ist, sie noch so im Rückstande zu finden, während Friedrich ganz in der Nähe lagert. Des

Kaisers Brief ist, so scheint es uns, ein Versuchsballon für das bischöfliche Dokument von Kaunitz und für eine wirkliche Zusammenkunft der preußischen und österreichischen Minister über die bayrische Streitigkeit und war von einem in Unruhe versetzten Österreich als eine heilsame Maßnahme erkannt worden. Er fragt, wie es die Kaunitzsche Denkschrift tun wird, obschon in anderem Stil: „Muß es denn zum Kriege kommen? Bleibt keine Möglichkeit der Unterhandlung und gegenseitiger Zugeständnisse übrig? Ich bin Ew. Majestät Freund und Bewunderer; lassen Sie es uns versuchen." Dies war ein unerwartetes und unzweifelhaft ein willkommenes Ereignis für Friedrich. Der sich beeilt zu antworten, in einem schönen, ebenso höflichen als geschäftlich gehaltenen Stil. Worauf noch zwei kaiserliche Briefe mit zwei königlichen Antworten nachfolgten[1] und unmittelbar danach der kleine österreichisch-preußische Kongreß, von dem wir sprachen (Finkenstein und Herzberg auf preußischer Seite, Cobenzl auf österreichischer — der Kongreß tagte in Berlin), welcher ein Einverständnis zu erzielen suchte, aber es nicht konnte, und für den Kaunitz' Denkschrift vom 24. April als eine Art hilfreiches Besprengen mit präsidentiellem, quasibischöflichem Öl bestimmt war.

Bloßes Öl; denn es zeigte sich, daß Kaunitz für den Augenblick nicht daran dachte, das Deutsche Reich mit Friedrich zu teilen, sondern bloß seinen eigenen, in Besitz genommenen Anteil an Bayern behalten und zum Dank für Friedrichs Einwilligung Friedrich belohnen wollte mit — in der Tat mit Österreichs Einwilligung, daß, wenn Anspach und Bayreuth an Preußen heimfielen (wie möglicherweise geschehen konnte, da der gegenwärtige Markgraf, Friedrichs Neffe, der Markgraf der Lady Craven, eine kinderlose Gemahlin hatte) Preußen ihnen ohne Rückhalt die Tür öffnen solle. Friedrich behauptete natürlich, daß dies eine Sache sei, die niemandes Einwilligung bedürfe und zu der vorliegenden Frage in keiner Beziehung stehe. Österreich jedoch sah stets einen höchst großmütigen Akt darin und kam immer wieder mit neu hinzugefügten Verbesserungen als auf sein großes Heilmittel in dieser Angelegenheit darauf zurück. So daß unglücklicherweise die Unterhandlungen zwischen Herzberg und Cobenzl, die Briefe des Kaisers und Kaunitz' bischöfliches Öl ohne Wirkung blieben. Es sei denn, daß sie den Österreichern, die dessen unendlich bedurften, eine Frist von zwei Monaten eintrugen. Die Briefe sind ohne allgemeines Interesse, aber um Friedrichs willen werden die Leser sich vielleicht eine Probe gefallen lassen. Das folgende ist ein Auszug aus seinem ersten Briefe. Leute, die Könige sein wollen (was vermutlich bei keinem meiner Leser der Fall ist) könnten nichts Besseres tun als ihn lesen und wieder

[1] In Oeuvres de Frédéric (IV. 182—193) drei aufeinanderfolgende Briefe des Kaisers (datiert „Olmütz", „Litau", „Königgrätz" 13.—19. April 1778), nebst des Königs Antworten (sämtlich aus „Schönwalde", 14.—20. April) — gänzlich ohne Interesse für den Durchschnittsleser.

lesen und sich diesen Stil aneignen, ernstlich den vorliegenden Gegenstand gründlich verstehen und dann auf wahrhafte und edle Weise darüber zu sprechen und darüber schweigen.

Friedrich an Seine Kaiserliche Majestät (in Olmütz).

‚Schönwalde, 14. April 1778.

Sire, mein Bruder — Ich habe mit der größten Befriedigung den Brief empfangen, welchen Ew. Kaiserliche Majestät die Güte gehabt haben, an mich zu schreiben. Ich habe weder Minister noch Schreiber bei mir; daher möge es Ew. Kaiserlichen Majestät gefallen, mit einer Antwort fürlieb zu nehmen, wie ein alter Soldat sie geben kann, der Ihnen mit Ehrlichkeit und Offenheit über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welche seit langer Zeit in der Politik aufgetaucht sind.

Niemand wünscht mehr, Frieden und Harmonie zwischen den europäischen Mächten zu erhalten, als ich. Aber alles hat seine Grenzen, und es treten so verwickelte Fälle ein, daß der gute Wille allein nicht zur Erhaltung der Ruhe und des Friedens genügt. Erlauben Sie mir, Sire, Ihnen unverhohlen darzulegen, worum es sich meiner Ansicht nach handelt. Es handelt sich darum, zu entscheiden, ob ein Kaiser nach Gutdünken über die Lehen des Reiches verfügen kann. Wenn man diese Frage bejaht, so werden alle Lehen zu „Timars"' (nach türkischer Weise), ‚die nur für die Lebensdauer des Besitzers gelten und über welche der Sultan nach dessen Tode von neuem verfügt. Dies ist den Gesetzen, den Gebräuchen und Einrichtungen des deutschen Reiches zuwider. Ich fühle mich als ein Mitglied des Reichs und dadurch, daß ich im Frieden von Hubertusburg den Westfälischen Frieden wieder sanktioniert habe, förmlich verpflichtet, die Privilegien, die Freiheiten und Rechte der deutschen Stände zu verteidigen.

Dies, Sire, ist die wahrhafte Lage der Dinge. Persönliche Interessen habe ich nicht dabei. Aber ich bin überzeugt, daß Ew. Majestät selbst mich für einen elenden, Ihrer Achtung unwürdigen Menschen halten würden, wenn ich die Rechte, die Freiheiten und Privilegien, welche die Kurfürsten und ich von unseren Vorfahren empfangen haben, feige opfern wollte.

Ich rede zu Ew. Majestät stets mit derselben Offenheit. Ich liebe und verehre Ihre Person. Es wird mir gewiß schwer werden, gegen einen Fürsten zu kämpfen, der mit trefflichen Eigenschaften begabt ist und den ich persönlich schätze. Aber' — — „Und gibt es kein Auskunftsmittel? Ansbach und Bayreuth bedürfen keiner Sanktion. Ich gebe zu dem in Vorschlag gebrachten Kongreß meine Einwilligung und bin mit der usw. — F.[1]"

Die Sitzungen dieses kleinen Kongresses in Berlin dauerten den ganzen Mai und Juni hindurch, zum Widerwillen Schmettaus und der feurigen preußischen Regimentsstuben. „Liegen hier in Bereitschaft und dürfen nicht losschlagen." Denn die Österreicher waren inzwischen aufs eifrigste beschäftigt die Zeit zu nutzen, und von Ungarn, von Limburg, von allen Enden der Erde ohne Aufhören hierher zu marschieren. Beide unterhandelnden Teile hatten offenbar den Wunsch gezeigt, ohne Krieg zum Einverständnis zu kommen, und beide machten zu diesem Zweck verschiedene Versuche oder Vorschläge. Friedrich erbot sich im Namen des europäischen Friedens den Österreichern ein kleines Stück von dem ihnen zunächst liegenden Rande Bayerns zu lassen. Die Österreicher boten Ansbach-Bayreuth mit einigen Verbesserungen. Boten Friedrich immer sein eigenes Bayreuth-

[1] Oeuvres de Frédéric VI. 187.

Ansbach mit einer neuen Sauce (wie zum Beispiel, daß er diese Länder an Sachsen für ein schönes Äquivalent in der ihm nahe liegenden Lausitz austauschen könne, was eine wirkliche Verbesserung und Vergrößerung wäre). Aber da keine von beiden Parteien in den wesentlichen Dingen nachgeben oder die Position, die sie genommen, verlassen wollte, wurde kein Resultat erzielt. Woche auf Woche, und jede Woche wird für Friedrich verloren, für Österreich gewonnen. Schmettau wird mehr und mehr von Widerwillen erfüllt.

Friedrich wartete noch. Er sei noch nicht in allen Punkten ganz fertig, sagte er, auch habe die nichtige Diplomatie sich noch nicht ganz erschöpft. Er ist offenbar im höchsten Grade abgeneigt, zum Schlagen zu kommen und einen Krieg anzufangen, dessen Ende niemand vorhersehen konnte. Vieles versuchte er; der Friede ist so kostbar für ihn, daß er wieder und wieder etwas versucht. Auch den ganzen Juni hindurch ging dies weiter — das Resultat immer Null. Es ist einleuchtend sicher, daß es so sein muß. Friedrich selbst mußte sich dies endlich gestehen und gleichfalls, daß die Zeit zum Feldzuge verstrich und daß, wenn sein großer mährischer Plan gegen Österreich versucht werden solle, kein Augenblick zu verlieren sei.

Friedrichs letzter Vorschlag, eine neue Fassung seiner früheren Vorschläge — „für euch einen schmalen Streifen von Bayern, für Sachsen und Mecklenburg ein übriges von Entschädigung, hauptsächlich Geld" (das Geld soll stets von Karl Theodor bezahlt werden, der Bayern auf so skandalöse Weise dem Verderben preisgegeben hat) — wurde am 13. Juni gemacht. Die Österreicher antworten, nachdem sie zehn Tage darüber nachgesonnen und besonders ihre Kriegsrüstungen beschleunigt haben, am 24. Juni: „Nein, wir wollen nicht!" Worauf Friedrich — zur Freude Schmettaus und aller Preußen — sich wirklich aufrafft und sein Kriegsmanifest erläßt (3. Juli): „Erklärung an unsere Mitstände im Reich", daß Österreich auf nichts anderes hören will als auf den Krieg[1]. Und von diesem Tage an flutet er vorwärts mit vollkommenen Heeressäulen und Anordnungen, 100 000 stark, durch das malerische Glatzer Land gerade auf die böhmische Grenze zu, Stunde auf Stunde. Überflutet die böhmische Grenze bei der Stadt Nachod, in welchem großen Augenblick (5. Juli) seine Vorhut in Feldmusik und Trompetenschmettern ausbricht, strömt ganz hinüber und lagert an diesem Abend auf böhmischem Boden, Nachod im Rücken. Von dort nach Kwalkowitz und am zweiten Tage nach Jaromirz („Lager von Jaromirz"), einer kleinen Stadt, von der wir schon gehört haben, die aber während der nächsten Wochen berühmter wurde als je.

Jaromirz, Kwalkowitz und Königgrätz, das ist das alte Hügel- und Tallabyrinth an der Oberelbe, Sr. Majestät und uns seit beinahe vierzig

[1] Fischer II. 388; Dohm, Denkwürdigkeiten I. 110; Oeuvres de Frédéric VI. 145.

Jahren nur zu wohl bekannt. Hier erwarten die Österreicher den König wieder und beobachten eifrig diese seine neue Invasion von Glatz und dem Osten her! In denselben Tagen bricht Prinz Heinrich, der auch beinahe 100 000 stark ist, von Dresden auf, um sie von Westen her zu überfallen. Loudon, mit seiner Front nach Westen gekehrt, beobachtet Heinrich. Lacy oder in der Tat der Kaiser selbst steht Rücken an Rücken mit Loudon in dieser Königgrätz-Jaromirzer Gegend, wie es heißt, auf sehr kunstreiche Weise verschanzt auf diesem schönen Gelände in einer Länge von 10 Meilen und dem König an Zahl etwas überlegen; denn die Österreicher zählen im ganzen etwa 250 000, und Lacy hat von diesen den bei weitem größeren Teil. Der Schrecken in Wien ist nichtsdestoweniger sehr groß. „Ein Tag des Schreckens", sagt jemand, der dort war. Ich wage es nicht, die Sensation zu schildern, welche die „erste Nachricht von dem Einmarsch der Preußen in Böhmen in dem Kaiserlich-Königlichen Hauptquartier hervorbrachte[1]." Maria Theresia mit ihrem schönen mütterlichen Herzen in Besorgnis um ihr Land und zitternd „für meine beiden Söhne" (Joseph und Leopold) „und meinen lieben Schwiegersohn" (von Sachsen-Teschen), „die in der Armee sind", besiegt alle Einwendungen ihres Stolzes. Schickt unverzüglich einen eigenhändigen Brief an den König („Überbringer der Baron von Thugut mit allen Vollmachten") und fängt auf eigene Faust eine neue Unterhandlung an — welche, wie wir sehen werden, nicht besser auslief als alle anderen[2].

Schmettau sagt: „Friedrich, obwohl um seinen mährischen Plan betrogen, kam noch zu rechter Zeit, da die österreichische Stellung freilich stark, aber noch nicht einmal ganz fertig war." Friedrich selbst jedoch war, als er sie rekognoszierte, anderer Ansicht. Eine Stellung, dergleichen man nie vorher gesehen, denkt er. Von Lacy angelegt, mit meisterhafter Benutzung des Geländes, der Flüsse, Felsen, Wälder, Sümpfe, der Elbe und ihrer Nebenflüsse und der verwickelten Höhenzüge des Riesengebirges. Niemand hätte es besser machen können als Lacy hier, der, wie es heißt, den Plan gefaßt hat und praktisch ausführt[3]. Von Königgrätz nordwärts nach Königinhof, nach Arnau und bis nach Hohenelbe, sind alle Höhen besetzt, alle Pässe starren von Kanonen. An den Flüssen Aupa und Elbe sind Schanzen und Dämme an günstigen Stellen aufgeworfen und sind zu Überschwemmungen geworden, die schwer abzuzapfen sind. Es sind „Gräben da von 8 Fuß Tiefe und 16 Fuß Breite". Hinter oder an dem rechten Ufer der Elbe nichts als Verschanzungen in einer Länge von fünf Meilen. Dazu Sümpfe, Wälder voller Kroaten und eine solche Masse von Artillerie — ich glaube, sie haben nicht weniger als 1500 Kanonen in ihren Batterien.

[1] Cogniazzo IV. 316, 320, 321; Preuß IV. 101 usw.

[2] Ihre Briefe, vier im ganzen, nebst den Anhängen dazu und des Königs Antworten in Oeuvres de Frédéric VI. 196—200.

[3] Oeuvres de Frédéric VI. 147.

Fürwahr eine sehr bedeutende Stellung — muß Zeit zur Anlegung, Ausgrabung und Umschließung gekostet haben, aber jetzt ist sie fertig. Beinahe 10 Meilen lang. Hier ist, durch euer Glas deutlich sichtbar, Lacys Kopf aufgetaucht, wie um die Lage der Dinge zu überschauen. — Lacys Kopf gewiß (sein Körper liegt unsichtbar in den Bergen, Pässen und günstigen Punkten) und sein H a l s von 10 Meilen, wie der Hals eines Kriegspferdes, in Donner gekleidet. Worüber (denkt Schmettau) du jetzt zu spät deine Betrachtungen anstellen magst.

Schmettau behauptet, daß die Stellung allerdings stark, aber keineswegs so unendlich stark gewesen sei, und daß Friedrich sie in seinen jüngeren Tagen sehr bald angegriffen und Lacy von innen nach außen gekehrt haben würde. Aber Friedrich hatte, wie wir wissen, seine Gründe, nicht zu eilen. Er kundschaftete fleißig, ritt „am ersten Tage" (6. Juli) „drei Meilen weit" zum Rekognoszieren aus, ebenso weit am zweiten und dritten Tage und wurde beinahe von den Kroaten erschossen — von einem besonderen Kroaten, sagt die durch einen Kupferstich bekräftigte preußische Sage. Ein alter Kupferstich, den ich nie gesehen, stellt Friedrich dar, wie er diese fünf Meilen an der Elbe auskundschaftet, die mit so vielen Schanzen auf i h r e r Seite besetzt sind und auf beiden Seiten von Kroaten wimmeln. Das ist alles, was an dem Kupferstich wahr ist[1]. Tatsache ist, Friedrich war (am 8., wäre das der ganze Unterschied) „eine halbe Stunde lang eine Zielscheibe für die österreichischen Scharfschützen". Die Überlieferung sagt und sticht es in Kupfer mit dem Datum des 7. Juli: „Friedrich stieß, indem er an einem Dickicht vorbeiritt, plötzlich auf einen einzelnen Kroaten, der das Gewehr auf ihn anlegte. Das wilde Geschöpf hat seinen Finger gerade am Drücker — und Friedrich hebt ruhig ermahnend den Finger mit einem „Du, du!" Worauf das wilde Geschöpf, so mächtig ist die Gottheit, die ihn umgibt, unverzüglich seine mörderische Waffe hinwirft, niederkniet und den Stiefel des Königs umfaßt — küßt ihn wahrscheinlich auch, kann ich mir denken. Gewiß ist, daß Friedrich etwa sechsmal in diesem elenden Krieg oder auch Quasi-Nichtkrieg seine Begleiter in Zittern versetzte. Er geriet nämlich durch Kroaterien und Artillerien in drohende Lebensgefahr, so sorglos war er, und so gefährlich war es, in seiner herben Stimmung mit ihm zu sprechen. Seine Stimmung war, heißt es, meistenteils sehr bitter. Denn er war in Wahrheit gar nicht zu großen Unternehmungen aufgelegt und bemühte sich doch zu denken, daß dies nicht der Fall sei, schämte sich, daß einer seiner Kriege ein Nicht-Krieg sein solle. Schmettau sagt:

„An dem Tage, als der König nach Jaromirz kam" (8. Juli) „lagerte er sich müde vom Umherreiten mit seinen Adjutanten am Boden, während die Kolonnen langsam hereinmarschierten. Ein junger Offizier ritt vorbei. Der König winkte ihm, schrieb etwas mit dem Bleistift" (einen Befehl von gar keiner Bedeutung) „und sagte:

[1] Rödenbeck III. 188.

‚Hier, diesen Befehl an General Lossow und sage Er ihm, er soll es nicht übel nehmen, daß ich ihn bemühe, da ich in meiner Suite keinen habe, der etwas tun kann.‘“ Mag die Suite das hinnehmen, so gut sie kann! Ein sehr bitterer, strenger, alter König; zuweilen ganz verdreht, denkt Schmettau. So wieder, mehr als einmal:

„Wenn er mit seiner Kolonne ankam, wo der Offizier, ein höchst geschickter Mann, das Lager abgesteckt hatte, nahm der König sein Feldglas, blickte nach rechts und links, ritt vielleicht hundert Schritte um den Ort herum und rief aus: ‚Sieht Er, Herr, was Er da wieder für dummes Zeug gemacht hat!‘ und veränderte unter Brummen und Tadeln so viel an dem Lager, bis es ganz in Unordnung gebracht war, und sagte dann: ‚Sieht Er, auf solche Art steckt man ein Lager ab[1]!‘“

Eine Woche nachher, am 13. Juli, kam eine andere schöne Entschuldigung zum Nichtstun, nämlich der Bevollmächtigte Thugut und der oben erwähnte Brief der Kaiserin. Ein eigenhändiger Brief von Maria Theresia selbst, eingegeben durch den Schrecken Wiens und ihres eigenen schönen mütterlichen Herzens. Die Unterhandlung soll vollständig geheim bleiben. „Mein Sohn, der Kaiser, weiß nichts davon. Ich bitte um absolutes Geheimnis.“ Welches demnach beobachtet wurde, während Thugut mit Finkenstein und Herzberg in jener Gegend wieder einen „Kongreß von Braunau“ abhielten — der ebenso resultatlos war wie sein Vorgänger. Thuguts Name war, scheint es, ursprünglich T u n i c o t t o (Tiroler-Italienisch), was das unwissende Wiener Volk in Thu-nicht-gut verwandelte, bis Maria Theresia aus Menschenfreundlichkeit das „Nicht“ ausstrich und ihn zu Thugut machte. Thugut und sein Kongreß hielten Friedrich bis zum 10. August hin. Wieder fünf Wochen verloren. Und nichts als Rekognoszierungen, die natürlich von Furagieren und fleißigem Verzehren des Landes begleitet waren, was eine tägliche Beschäftigung ist und genug Gefechte und Scharmützel herbeiführt.

Heinrich ist inzwischen von Westen her eingefallen, hat Leitmeritz und Lobositz gesehen — der ganze Prager Adel läuft davon, und vermutlich sind Gebete an den heiligen Veit wieder im Gange — und Loudon ist in Bestürzung. Loudon rettete jedoch Prag „durch zwei meisterhafte Aufstellungen“ (die hier nicht beschrieben werden können). Worauf Heinrich ein Lager bei Niemes bezog, indes Loudon, der hier der schwächere Teil war, sich der Iser als eines Bollwerkes bemächtigte und, mit seinem Rücken Lacy zugewandt, sich hinter derselben aufstellte. Hier blieb Heinrich etwa fünf Wochen liegen, ohne etwas zu tun, als vom Lande zu zehren. Über die Köpfe Lacys und Loudons hinweg mag es im Krähenflug von Heinrichs Lager eine Entfernung von etwa 14 Meilen nach Jaromirz sein, wo der König ist. Der Husar Belling, unser alter antischwedischer Freund, ein Mann des glänzenden Einhauens, brach ein- oder zweimal über die Iser, und es fanden hübsche Gefechte zwischen ihm und seinesgleichen statt.

[1] Schmettau XXV. 30, 24.

Aber Heinrich tat nichts", sagt der König[1] — unterstützte den König dabei, nichts zu tun. Bis zum 10. September, wird dies Land, wie Heinrich berechnet hat, aufgezehrt sein. „Die Furage wird, wie ich finde, bis zum 10. September hier ganz verbraucht sein", schreibt Heinrich nach ein- oder zweiwöchentlicher Erfahrung.

Es war immer die Rede davon, daß Heinrich und der König, die je 100 000 Mann haben, sich bei Arnau oder einem schwachen Punkte Lacys nördlich von Königgrätz die Hand reichen, so die Proviantzufuhr jener Rücken an Rücken stehenden Genossen abschneiden und sie auf diese Weise aus ihrer Stellung verdrängen sollten (was vollkommen möglich war, sagt Schmettau). Und kleine Abteilungen und Expeditionen (General Dalwig, General Anhalt) wurden teilweise zu diesem Zwecke vorgeschoben. Aber keine derselben war von Erfolg begleitet. „Nutzlos, verloren durch Zögern wie alles andere!" stöhnt Schmettau. Prinz Heinrich war dem Unternehmen abgeneigt, deutet der König an, wie (obgleich ich es nicht gestehen will) auch ich selbst es war. „Am 10. September wird meine Furage zu Ende sein, Ew. Majestät", sagt Heinrich, immer ein pünktlich berechnender Mann.

Die Österreicher ihrerseits verhielten sich ebenso untätig und unternahmen, abgesehen von dem beständigen Scharmützeln mit den preußischen Furagieren, nichts. „Schmählich schlecht ausgeführt, auch unser Furagieren!" ruft Schmettau wieder und wieder aus. „Hätten wir es mit Sorgfalt, mit Regelmäßigkeit getan, das Land würde uns zweimal solange ernährt haben. Dadurch, daß es hastig, verschwenderisch und nach dem Faustrecht geschah, wurde das Land in eine Wüste verwandelt, alle Einwohner flohen und alle Lebensmittel waren verzehrt, ehe sechs Wochen vorüber waren. Friedrich ist nicht mehr er selbst, weder in großen Dingen noch in kleinen. Was für ein veränderter Friedrich!" ruft Schmettau aus mit ermüdender Wiederholung.

Vom 6. August an oder besonders vom 10. August, als die Korrespondenz mit Maria Theresia oder der „Kongreß von Braunau" ebenfalls mit Null endeten, wurde Friedrich ungeduldig nach einer wirklichen Vereinigung mit Prinz Heinrich, einer wirklichen Kriegsführung und fing an, von einem vortrefflichen Plan zu sprechen, den er jetzt gefaßt hatte. „Auf ihrer linken Flanke durchbrechen, ihren Posten bei Hohenelbe drüben in die Luft sprengen! Von dort ist es nur ein Marsch bis an die Iser, dort bewerkstelligen wir unsere Verbindung mit Prinz Heinrich, und ein Lacy und ein Loudon sind in die Winde gesprengt." — „Ein vollkommen ausführbarer Plan," sagt Schmettau, welcher die Stimmung des Königs aufheiterte, „den er aber nie wirklich beabsichtigte zur Ausführung zu bringen." — Möglicherweise nicht, oder er würde seiner Gewohnheit gemäß unter-

[1] Oeuvres de Frédéric VI. 154.

lassen haben, schon vorher davon zu sprechen. Jedenfalls ging er am 15. August in dem Gefühl, daß man wirklich etwas tun müsse, um so mehr als die Furage hier herum beinahe oder völlig zu fehlen begann, an die Ausführung seines großen Planes.

Er marschierte nämlich nach links die Aupa hinauf, durch die düsteren Schluchten des in früheren Tagen denkwürdigen Königreicher Waldes. Ließ seine Bäckerei nach Trautenau schaffen und seine schweren Kanonen durch Morast und Regen, welche um diese Zeit in Überfluß vorhanden waren, nach Hohenelbe schleppen zu seinem großen Unternehmen und lagerte etwa eine Woche auf dem Schlachtfelde von Soor, wo er wartete, daß alles herankäme und die Gegend von Soor verzehrte, was mit peinlicher Leichtigkeit geschah. Die Österreicher belästigten ihn so gut wie gar nicht; aber der Regen, der Morast und der Mangel an Lebensmitteln belästigten ihn sehr. Als er, nachdem man eine Woche in der Nässe gewartet, in die Gegend von Hohenelbe kam und sich das umliegende Gelände betrachtete, hörte man ihn sagen: „Das läßt sich also nicht tun!" — „Er hatte es nie tun wollen," höhnt Schmettau, „und er suchte nur nach einer Entschuldigung." Was sehr wahrscheinlich ist. Schmettau berichtet hier eine Anekdote von ihm in bezug auf einen gewissen Berg, den Schlüssel der österreichischen Stellung, den der König beständig rekognoszierte und dessen ungeheure Höhe er beklagte: „Unmöglich, er ist so hoch!" Einer seiner Adjutanten nahm sein Theodolit, maß die Höhe und berichtete, um Se. Majestät aufzuheitern, die genaue Fußhöhe über ihrem gegenwärtigen Standpunkt. „Wie weiß Er das, Herr?" sagte der König ärgerlich. „Ich habe es trigonometrisch gemessen, Ihro Majestät." — „Trigonometrisch! Scher Er sich zum Teufel mit Seiner Trigonometrie!" — Kein König, der an die Mathematik glaubt.

Er ging mit Widerwillen und schob die Schuld auf vielerlei Dinge. „Wäre Prinz Heinrich jetzt nur über die Iser! Hätte dieser stupide Anhalt, als er dort war" (galoppierte umher, zum Verderben seines Kopfes), „nur Arnau und die Elbbrücke dort besetzt und sie zur Vereinigung mit Prinz Heinrich in den Händen behalten!" Schließlich, gerade als der letzte Park schwerer Kanonen — zwanzig oder dreißig ausgehungerte Pferde vor jeder Kanone, ein Marsch von etwa einer Meile täglich, auf unaussprechlichen Wegen — anlangte, befahl er, daß sie sämtlich auf die Trautenauer Straße zurückgeschleppt würden, wohin wir jetzt alle gehen müssen. Und am 8. September trat der große Friedrich in vollkommener Ordnung (denn die Österreicher belästigten ihn wenig und zogen den kürzeren, wenn sie es versuchten) mit seiner ganzen Armee den Heimmarsch an, nach einem solchen Feldzuge, wie wir ihn gesehen haben. Erklomm den Trautenau-Landeshuter Paß ohne effektiven Verlust, außer demjenigen, welchen die regnerischen Elemente, die steilen morastigen Wege und die verhungerten Pferde ihm verursachten, welche armen Geschöpfe, „dreißig vor einer Kanone, man

wohl, wenn sie angefeuert wurden, an den Stricken springen, heftig ohne Wirkung ziehen und in ganzen Reihen niederfallen sah".

Prinz Heinrich brach pünktlich am 10. September auf, zwei Tage nach seinem Bruder, nachdem er mit seiner Furage zu Ende gekommen war. Und kam in verhältnismäßig erträglichem Zustand, unter wenig oder gar keiner Verfolgung der Österreicher, und mit unverhungerten Pferden zurück. Lagerte in der Gegend von Dresden und blieb wartend da. Er hatte diesen Krieg nie gebilligt, und es konnte ihm jetzt nicht an Betrachtungen darüber fehlen. Friedrichs Winterquartiere waren in der Gegend von Landeshut und breiteten sich rechts und links von Glatz und den oberschlesischen Bergen nach Silberberg und Schweidnitz aus. Sein eigenes Quartier ist in derselben Gegend, wo er solange im Sommer 1759 lagerte und mit dem verstorbenen Quintus Icilius über gelehrte Dinge sprach (wenn die Leser sich erinnern) und müde wartete, bis der Cunctator Daun (der jetzt gleichfalls tot ist) in Mark-Lissa seinen Stand oder seinen Sitz nahm und der König ihm nach Schmottseifen folgen konnte. Friedrich selbst blieb bei der gegenwärtigen Gelegenheit mit der Nachhut in Schatzlar, um zu sehen, ob die Österreicher nicht vielleicht einen Winterfeldzug versuchen würden, und wenn dies geschähe, ob sie sich gegen ihn wenden würden oder gegen Prinz Heinrich. Die Österreicher versuchten keins von beiden, ließen keine solche Absicht erkennen — obgleich sie in andern kleinen Dingen genug Unheil anstifteten. Friedrich schrieb die Totenklage auf Voltaire[1], während er hier in Schatzlar zwischen den regennassen Bergen wartete. Später, als die Aussichten sich änderten, war er viel in Breslau oder reiste von diesem Mittelpunkt aus in bürgerlichen Geschäften umher. In Breslau hatte er viele Unterredungen mit Professor Garve, in dessen gutgemeinten, aber niederdrückend feierlichem kleinen Buch, das mehr einer einförmig dröhnenden Predigt gleicht als einer Erzählung, kein Leser nach ihnen und nach ihm zu suchen braucht.

Was die Lobrede auf Voltaire angeht, so können wir sagen, daß sie hochherzig, geistreich, kurz gefaßt und in einem für uns jetzt veralteten Dialekt geschrieben ist. Es gab (und gibt noch, obgleich ungedruckt) eine andere funkelnagelneue Lobrede von einem unserer Zeitgenossen — aus der die Leser mir vielleicht erlauben werden, während dieser Pause zwischen den regennassen Bergen einige Sätze mitzuteilen.

— — „Ein wunderbares Talent lag in diesem Menschen" — (in Voltaire nämlich, „ein solcher Verstand, der schärfste, schnellste in der Welt," denkt unser Zeitgenosse, „der auch die tiefsten Dinge ergründet bis zu einer Tiefe, welche weit jenseits des Ankergrundes der meisten Menschen liegt und triumphierend mit etwas Weisem und logisch Mitteilbarem, das er darüber sagen kann, wieder emporsteigt, schneller als irgendein anderer Mensch — fest überzeugt, daß er auf dem Grunde gewesen ist, der noch drei bis zehn Meilen tiefer liegt!") — „Ein wunderbares Talent; aber man bemerke immer, wenn man sich dasselbe genau betrachtet, daß es wesentlich ein bloßes Talent der Rede war, welches Talent Bavius und Mävius und der

[1] Oeuvres de Frédéric VII. 50 ff. („beendet 26. November 1778").

Jude Apella bewundern mögen, ohne dahinter zu blicken; was aber der gegenwärtige Lobredner keineswegs will. Rede, mein Freund? Wenn dein erhabenes Talent der Rede nur darin besteht, Unwissenheit als Erkenntnis und kleine Weisheit als große erscheinen zu lassen, so werde ich dir danken, wenn du damit weitergehst und dich an einen andern Ort wendest. Die Anzahl der Orte, wohin du dich mit dreimalgoldenem Vorteil wenden kannst, von den Morgenzeitungen bis zu dem Volksrat, ist in dieser Epoche der armen Weltgeschichte ungeheuer groß — geh, ich bitte dich! Und indes ich seinen Fuß auf der Treppe höre, wie er von meiner Dachstube hinabsteigt, denke ich: O unglückliches Mitgeschöpf in einer unglücklichen Welt, warum gibt es keinen Friedrich Wilhelm, der dich ‚erwählen' kann, wie er Gundling erwählte, in sein Tabaksparlament und dort Faßmann auf dich hetzen kann, mit dem Pfännchen voll brennendem Torf [1]. Es wäre sogar besser für dich selbst, unzweifelhaft wohltuend lehrreich für dein armes Selbst und für die armen Massen, denen du jetzt der geweihte Vates sein sollst, denen du deine Gundlingiana vorredest und vorsingst, als wärest du vom Himmel begeistert — wie unendlich viel besser! — — Mut, Mut! Ich erkenne durch dieses häßliche Kauderwelsch hindurch, daß das Reich eines größeren Schweigens der reuigen Menschheit naht, das Reich eines größeren Schweigens, sage ich, oder sonst das Reich der Vernichtung, welches das stillste von allen sein wird. — —

Voltaire ist wenn kein großer, ein merkwürdig eigentümlicher Mensch und verrichtete in dieser Epoche eine Arbeit, die ihn immer mehr oder weniger denkwürdig machen wird. Er steckte den endlosen trocknen Düngerhaufen der Dinge in Brand, ließ ihn himmelhoch auflodern, und wir alle dachten zur Zeit der Französischen Revolution, er würde schnell zu Asche verbrennen, und es würde uns dann noch einmal ein klares oberes Firmament, wenn auch über einer brandgeschwärzten Erde, beschieden sein. Die Flamme ist jetzt ausgebrannt, wie ich einmal sagte; und nur der öde Düngerhaufen brennt noch rauchig, aber nicht mehr lodernd weiter — denn er war sehr feucht, außer an der Oberfläche und brennt seiner Natur nach langsam. Wer weiß, ob er nicht noch jahrhundertelang brennen muß, die Lebensluft der Menschheit mit seinen üblen Gerüchen vergiftend? Ewiger Schöpfer dieser Welt, dessen Thron die Wahrheit ist, dem alle wahren Menschen Söhne sind, willst du denn nicht auf uns niederblicken? — Bis dieser traurige Prozeß vollendet ist, wird Voltaire vermutlich sehr denkwürdig bleiben." — —

Für Friedrich verfloß der Winter im allgemeinen ruhig. Ein Friedrich, der beschäftigt war, alles für sein großes mährisches Unternehmen und „für wirkliche Arbeit im nächsten Jahre" vorzubereiten. Allmählich kamen statt dessen wirkliche Aussichten auf Frieden. Inzwischen versuchen die Österreicher im kleinen auf die Pandurenweise ihn aus der oberschlesischen oder der Teschener Gegend zu verdrängen. Wo der Erbprinz von Braunschweig den Befehl führt, ein Mann, der sich nicht umsonst von Panduren reizen läßt. Der Erbprinz, durch ihre Panduren geärgert, brach demnach endlich vor, geißelte sie in der Gegend von Zuckmantel unverzüglich heimwärts und hatte seitdem Ruhe. Hier zurückgeschlagen, versuchten sie sich zunächst an Glatz. „Fallt denn in sein Glatzer Gebiet ein, ein rascher Schlag dort wird die Rechnung ins gleiche setzen!" (Die auf weiter nichts hinauslief als auf Zeitungsruhm.) Und ein gewisser Wurmser, der in solchen Dingen erfahren war, verbrannte eines Morgens die Stadt Habelschwerdt [2] und versuchte ferner, diesmal nicht klug, eine Überrumpelung der

[1] Vgl. Bd. I. S. 468. D. Übers.
[2] „18. Januar 1779" (Rödenbeck III. 195; Schmettau usw.).

Festung Glatz selbst, wurde aber von unserem alten Freund Wunsch zurückgeworfen, ohne dort einen Vorteil zu erringen. Dies war derselbe Wurmser, dem es später in der napoleonischen Zeit schlecht erging. Damals ein emporsteigender Mann, nicht ein trübes altes Zeitungsgespenst wie jetzt.

Höchst schmählich dies Verbrennen von Habelschwerdt, aus bloßer Renommisterei, denkt Friedrich. Zu einer Zeit, da wirkliche Friedensunterhandlungen stattfanden, da unser Kongreß von Teschen gerade bemüht war, zusammenzukommen. Es war der Hauptstreich der Österreicher in diesem Kriege, ob ruhmvoll oder schmählich, gedenken wir nicht zu untersuchen. Ebensowenig wollen wir noch ein einziges Wort über einen solchen Krieg hinzufügen, ausgenommen dasjenige, wonach jedermann sich sehnt, daß am 27. November 1778 die Zarin Katharina durch ihren Fürsten Galatzin in Wien sich auf eine erhabene Weise in den Streit einmischte und ihn beendete. Zarin Katharina gebührt wenig Dank dafür; denn es war Friedrich, der durch seinen Eifer und seine Weltdiplomatie, französische und andere, ihre Türken, die sich wieder lästig gezeigt, zum Frieden mit ihr bewogen hatte. Und überdies kümmerte sie sich, indem sie diesen Schritt tat, wenig um Friedrich, obgleich sie vertragsmäßig dazu verpflichtet war, sondern wollte bloß als ein weiblicher Jupiter in der deutschen Politik erscheinen. Zarin Katharina bemerkte in hohen und entschiedenen, wiewohl höflichen diplomatischen Ausdrücken: „Kaiserliche Madame, wie lange soll dieser Krieg dauern? Macht Frieden ihr beiden oder —! Ich werde jedoch, wenn Ihr wollt, vermitteln, da ich Euer beider aufrichtige Freundin bin[1]."

„Tun Sie das", antwortet Maria Theresia, deren Finanzen ganz erschöpft sind, und deren mütterliches Herz beinahe gebrochen ist, obgleich ein junger Kaiser sich noch heftig bäumt und sträubt. „Tun Sie das, Edle Zarische Majestät, auch Frankreich mischt sich ein. Frankreich und Sie werden entscheiden, was gerecht ist, und wir wollen der Sache ein Ende machen." „Der Kongreß von Teschen" versammelte sich demnach am 10. März 1779. Teschen in Österreichisch-Schlesien, wo wir schon früher gewesen sind — Repnin für Rußland, Breteuil für Frankreich, Cobenzl und Herzberg für Österreich und Preußen. Und am 13. Mai (in zwei Monaten, nicht in zwei Wochen, wie man erwartet hatte, denn es erhoben sich unerwartete Feilschereien) kam alles zum Abschluß, so fest wie die Diplomatie es machen konnte, zu einem billigen oder annähernd billigem Ende. „Geh nach Hause Österreich und gib dein gestohlenes Bayern heraus! (Alles mit Ausnahme eines Streifens, des Kreises von Burghausen, da du etwas haben mußt!) Sachsen und Mecklenburg müssen mit mäßigen Zugeständnissen zufrieden sein, und damit allgemeine Rückkehr zum früheren Stand der Dinge."

[1] Abschrift von Galitzins „Erklärung" bei Fischer II. 406—411.

Rußland und Frankreich hatten sich in der Sache verständigt, und Friedrich, der sich bitter nach ihrem Ende sehnte, hatte sich gesagt: „In zwei Wochen oder so." Aber es kam ganz anders. Nie sah man ein ähnliches Feilschen, Herausfordern und unvernünftige Verwirrung, wie es jetzt zum Vorschein kam. Das Verbrennen von Habelschwerdt war nur eine Probe davon. Feilschereien seitens des unwürdigen Karl Theodor, angeregt durch Joseph und seinen Kaunitz, die sich gegen das Unvermeidliche sträubten. Feilschereien von seiten Sachsens. „Ich forderte 40 Millionen Taler, und ihr bewilligt mir vier Millionen." — „Das ist besser als nichts", antwortete Friedrich. Feilschereien mit Mecklenburg: „Statt meines Leuchtenbergs bekomme ich eine Verbesserung in meinen Gerichtshöfen. Das Recht, ohne Appellation Urteil zu sprechen, was ist das!" Feilschereien mit dem ehemals dankbaren Herzog von Zweibrücken: „Kann mich von meinem Burghausen nicht trennen." — „Angenommen, daß Sie sich von Ihrem Bayern ganz und gar hätten trennen müssen?" Kurz, Friedrich, der für sich nichts gewann als solch endlose Kosten aller Art, sah nie vorher ein derartiges Wirrsal menschlicher Torheit und Begehrlichkeit und mußte seine äußerste Geduld erschöpfen, sich neue eigene Verluste gefallen lassen und sein ganzes Geschick im Schweinetreiben versuchen; war nur zu froh, daß er endlich auf irgendeine Weise damit fertig wurde. Friedrichs Kosten belaufen sich auf etwa 13 Millionen Taler und mehr als 10 000 Menschenleben (sein eigenes, beinahe verlorenes, nicht mitgerechnet), nebst Tadel, Bekrittelung, Ärger und Unannehmlichkeiten ohne Ende. Dafür hat er diesmal wirklich eine Speiche in das stolze österreichische Rad gesetzt und bewirkt, daß nach Fug und Recht im Reich verfahren werde, was ihm als eine Sache von Bedeutung erschienen war und erscheint. Als Kodizill hierzu willigt Österreich ein, ihn in bezug auf Ansbach-Bayreuth nicht zu belästigen — wie großmütig von Österreich nach dieser Erfahrung!

In Wahrheit war der Krieg ein imaginärer Krieg, der um seiner selbst willen wenig Beachtung verdient und von unseren Lesern fast noch weniger, als ihm hier zuteil geworden. Schmettau, Schöning und andere haben ihn mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Aber selbst für Soldaten bietet er wenig Interesse oder Belehrung. Alles, was er *uns* bietet, sind gewisse Anekdoten über Friedrichs Stimmung und Benehmen in jenen schwierigen Verhältnissen, welche, da sie aus erster Hand kommen, von dem gewissenhaften, authentischen Schmettau für uns gesammelt, der beständig mit offenen Augen und bereitliegendem Notizbuch in seiner Umgebung war, vom biographischen Gesichtspunkt aus einen gewissen Wert besitzen.

Das preußische Militär, von dem wir in Schmettau einen Typus sehen, war von Widerwillen über diesen Krieg erfüllt und nannte ihn mit Anspielung auf das Furagieren den „*Kartoffelkrieg*", eine Bezeichnung, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die Österreicher,

welche in ähnlicher Stimmung waren, nannten ihn „Zwetschken-Rummel“ — ein Spiel, das nicht des Spielens wert ist, besonders um einen solchen Preis. Die Gesamtkosten wurden auf 30 Millionen Taler und 20 000 Menschen berechnet[1]. „Die preußische Armee war voller Eifer und nie besser zum Kampf gerüstet“ (erklärt Schmettau) — was sie in der Tat bei jeder kleinen Gelegenheit bewiesen zu haben scheint — „aber auf verhängnisvolle Weise daran gehindert, es zu zeigen.“ Vielleicht nicht ganz so verhängnisvoll, hätte Schmettau über seine Epauletten hinaus gesehen. Denn wurde das Unternehmen nicht durch jene langsame Methode zum Ziel geführt? Wie unendlich viel kostspieliger hätte es durch Anwendung der schnelleren, eine neue siebenjährige Arbeit erweckenden Methode werden können!

Schmettaus Erzählung ist, wenn man die endlosen Klagen und besonders die langen lehrhaften Abschweifungen abrechnet, sehr klar, anschaulich, genau und im Gegensatz zu Friedrichs eigener wirklich eine unterhaltende Lektüre. Ein Schmettau, der uns in seinem verstörten Licht und von seinem schiefen Gesichtspunkt aus die nackte Wahrheit gibt, nackt und vor Kälte zitternd. Ein Friedrich, der sich bemüht, sie etwas auszuschmücken und angenehm für sich zu machen. Jene Anekdoten Schmettaus, klar und glaubhaft, als hätten wir sie selbst erlebt, sind ebenso viele Spalten, durch die es gar sehr der Mühe wert ist, hindurchzusehen.

[1] Preuß IV. 115.

Siebentes Kapitel / Der Müller Arnoldsche Prozeß

„Über die zweite Justizreform kann ich nach dem Lesen und Wiederlesen vieler langweiliger Einzelheiten so gut wie nichts sagen, außer daß ihr Anfang 1776 datiert, beinahe dreißig Jahr nach der Coccejis[1]. Und daß die Mißbräuche der Justiz, aus welchen Gründen wird nicht gesagt, kann aber leicht genug gemutmaßt werden (da Cocceji durch den Tod und Friedrich durch Kriegsangelegenheiten abberufen wurde), diesem König offenbar wieder mehr oder weniger unerträglich geworden waren. Daß besagte Mißbräuche wieder eine Reform erfuhren (eine zeitweilige, nach dem Naturgesetz, welches euch befiehlt, eure Küche scharf auszufegen, obgleich schon im nächsten Augenblick die Ansammlung des Schmutzes von neuem beginnen wird) und daß endlich — nach einigem Widerstreben in den Justizkreisen und Debatten pro und contra, von welchen einige mündlich und im Beisein des Königs stattfanden, dem soviel daran liegt, sich zu überzeugen und praktisch darüber klar zu werden[2] — als Ergänzung zu dem bloßen Projekt oder der Theorie eines Codex Fridericianus aus Coccejis Zeit ein wirkliches Preußisches Gesetzbuch in Angriff genommen wurde unter der obersten Leitung Carmers, des schlesischen Justizministers. Und daß ein erster Band, oder ein erster und ein Teil des zweiten, zu Friedrichs Lebzeiten herauskam, der Rest aber unter seinem Nachfolger vollendet wurde, welcher Kodex seitdem bis auf den heutigen Tag das Gesetz des preußischen Volkes geblieben ist[3]. Über seinen Wert als

[1] „1748" wurde Coccejis Reform vollendet, „1774—1775" überreichte von
Carmer, Justizminister für Schlesien, der des Königs Unzufriedenheit mit den be-
stehenden Justizverhältnissen kannte, bei Gelegenheit der schlesischen Manöver nach-
einander zwei Denkschriften über den Gegenstand, deren zweite „4. Januar
1776" sichtbare Frucht zu tragen anfing.

[2] In Potsdam „4. Januar 1776" eine feierlich angeordnete Debatte im
Beisein des Königs (der sehr unwohl war) zwischen dem schlesischen Justizminister
von Carmer und dem Großkanzler von Fürst über die Ausführbarkeit von Carmers
Ideen; der alte Fürst stark dagegen — der König aber beschließt, nachdem er die
Sache erwogen, trotzdem damit voranzugehen (Rödenbeck III. 131, 133).

[3] Nicht vollendet und bekanntgemacht vor dem „5. Februar 1794". Der erste
Band (enthaltend die Prozeßordnung in allen ihren wichtigsten Abschnitten)
war erschienen am „26. April 1784" (Preuß III. 418—422).

Gesetzbuch habe ich günstige, verhältnismäßig günstige Meinungen gehört. Der berühmte Savigny findet, daß er an Intelligenz und juristischem Wissen dem Code Napoléon überlegen ist — über diesen und über alle Gesetzbücher, die für arme hexen- und perückenbeherrschte Generationen wie die unsere möglich sind, ist Savigny freilich überhaupt etwas skeptischer Ansicht. Trotzdem müssen die unglücklichen Sterblichen ihre kleinen Prozesse irgendwie erledigen und haben gefunden, daß sogar der unwissende Code Napoléon eine große Wohltat ist im Vergleich zu gar keinem! —

Alle Leser sehen, eine wie wichtige und für den damaligen König von Preußen höchst interessante Sache diese zweite preußische Justizreform war. Wäre aber meine Bekanntschaft mit derselben auch größer, als sie es ist, so würde dies doch alles sein, was sich gegenwärtig an Zweckdienlichem und Nützlichem darüber sagen ließe. Wohlgeneigte Leser mögen es in ihre Phantasie aufnehmen als eine Tatsache oder besser eine Masse von Tatsachen, die dort und damals sehr ernster Natur waren und sich in gewissem Maße jene fünf oder sechs letzten Lebensjahre dieses Königs damit veranschaulichen.

Verknüpft mit dieser zweiten Justizreform und in der Tat teilweise eine Quelle derselben oder eine Aufforderung, damit voranzugehen, ist ein kleiner unter dem Namen des Müller Arnoldschen Prozesses bekannter Rechtsfall, welcher ein ungeheures Aufsehen in der Welt verursachte und noch vielen Personen gerüchtweise bekannt ist, die für ein verständliches Wort darüber wahrscheinlich dankbar sein würden, was ich jedenfalls von mir selbst behaupten kann. In bezug hierauf und hierauf allein wollen wir uns an dieser Stelle eine ausführlichere Darstellung erlauben.

In den sandigen Moorebenen an der schlesischen Grenze der Neumark südwestlich von Züllichau — wo wir einst mit dem Diktator Wedell waren, als er auf tragische Weise gegen die Russen kämpfte — liegt, wie damals beiläufig bemerkt wurde, an einem der kleinen in die Oder sickernden Bäche eine Mühle. Die Krebsmühle genannt, deren Müller eine Reihe staubiger Arnolds sind, die mühsam seit vielen Generationen den Roggen, die Hülsenfrüchte und die Gerste jener öden Gegend zu Mehl mahlen und die nebst ihrer Krebsmühle im Jahre 1779—1780 eine Berühmtheit erlangten, wovon sie wenig träumten, und in den modischen Zirkeln dieser Welt bekannt wurden, wo ein unklares Gerücht von ihnen bis auf den heutigen Tag lebt. Wir bemerkten Arnold und seine Mühle zu Wedells Zeit, und Wedells Schauplatz war für die Leser so fern und leer. In der Tat, man ahnt nicht, auf welchem elendesten der Moore eine denkwürdige Begebenheit sich mitunter zutragen mag. Hier ist zum Beispiel auch die Geburtsstätte jenes versemachenden Wunders Frau Karsch (Karschin, wie man sie nennt), die man in den Berliner literarischen Kreisen anstaunte, der aber Friedrich sich nicht so hilfsbereit zeigte, als man erwartet hatte. Das

Kind sehr armer Eltern dort, deren als Sparsamkeit, unermüdlicher Fleiß
und stoische Ausdauer hervorglänzende Armut in meinen Augen schön ist.
Und mehr noch die Glücksfälle ihres armen kleinen Mädchens, „das in
den Einsamkeiten dort drei Kühe hütet" und Erde und Himmel mit ihrer
sinnvollen kleinen Seele nachdenklich betrachtet — vor allem nach einem
verlangend, daß sie Bücher bekommen könnte, irgendwelche Bücher, da sie
halb zufälligerweise die Kunst des Lesens erlernt hat und hier herum abso-
lut nichts zu lesen findet. Frau Karsch kennt ohne Zweifel die Krebs-
mühle sehr gut und kann den Berliner Kreisen über diesen Punkt so weit-
läufige Auskunft geben, als zulässig ist[1].

Die Krebsmühle liegt in dem Stadtbezirk von Pommerzig nicht weit
von Kay. — Züllichau, Kay, Palzig, Krossen, alle kommen in dieser
Erzählung wieder zur Sprache. Man denke sich, wie sie in den Berliner
Kreisen wieder auftauchen für den Diktator Wedell, einen grauköpfigen
alten Herrn, der nun seit vielen Jahren Kriegsminister ist, friedlich und
sehr beliebt, aber sich seiner flammenden Jugend wohl erinnert. Grund-
herr dieser Arnolds und ihrer Mühle ist Major Graf von Schmettau
(kein Verwandter unserer Schmettaus) — zu welchem unbedeutend kleinen
Pachtzins habe ich nicht entdecken können, 50 Taler jährlich ist eine zu
liberale Vermutung. Unzählige für uns nebensächliche Dinge werden er-
müdend erzählt und wieder erzählt, während diejenigen, welche uns angehen,
oft ausgelassen werden in jener tristen Wagenladung Arnoldscher Prozeß-
akten, die dem geduldigsten Geiste kaum lesbar, kaum verständlich sind.
Wir wollen so schnell als möglich die kleinen wesentlichen Teile daraus
auffischen und in eine chronologische oder menschliche Ordnung bringen,
damit die Leser sich eine Ansicht der Sache bilden können. Im Jahre 1759
erwähnten wir, daß diese Mühle im Gange war; der Müller ein alter Ar-
nold, der Müllerbursch ein junger. Hier ist die spätere Reihenfolge der
Begebenheiten, welche für uns von Interesse sind:

1762 hatte der junge Arnold, wie ich dunkel erkenne, sich verheiratet, dem An-
schein nach mit einer vermögenden Frau und kaufte die Mühle von seinem Vater.
Er und seine Frau sind fortan gemeinsame Besitzer — denn „Rosine, seine Ehefrau",

[1] Man sehe Jördens (§ Karschin) II. 607—640. Ein vortrefflicher schlesi-
scher Edelmann hob sie wunderbar aus dem Pfuhl des Elends empor, landete sie
aus seinem Reisewagen in der oberen Welt von Berlin, „Januar 1761" (damals
39 Jahre alt; ihr Mann Karsch, ein elender betrunkener Schneider in Glogau, der
hierauf Soldat wurde und unglücklicherweise ums Leben kam). Die Begeisterung in
Berlin war und blieb beträchtlich. Der Kopf der Karschin erwies sich, fürchte ich,
als schwach, obgleich ihr Talent zum Versemachen groß war. Friedrich sah sie ein-
mal im Oktober 1763, sprach freundlich mit ihr (die Unterredung wurde von
ihr selbst mit einem begleitenden Kupferstich Chodowieckis in den nächsten
Musenalmanachen mitgeteilt) und gab ihr 50 Taler, auch später nie viel mehr.
— „Jemand hatte mir bei ihm geschadet", denkt die Karschin. (Denkt nicht: „oder
vielleicht niemand als mein armes Selbst und mein schwacher Kopf"). Sie fuhr
fort Verse zu machen und zu leben, wobei gewisse Fürstlichkeiten und hochgestellte Leute
treu zu ihr hielten, bis zum „12. Oktober 1791".

kommt mit ihm zusammen in allen diesen Prozeßakten vor, und die Ehefrau besonders als eine gewandte Prozeßführerin. Dort bleiben sie völlig stumm für die Menschheit acht Jahre lang. Glücklich die Nation und noch glücklicher können wir sagen die Haushaltung, „deren öffentliche Geschichte inhaltslos ist". Aber im achten Jahre,

1770, kommt der Baron von Gersdorf in Kay, der weiter stromaufwärts wohnt, auf den Gedanken, sich mit Fischzucht zu beschäftigen. Er legt sich einen Fischteich an und legt zur teilweisen Versorgung desselben mit Wasser einen Balken oder ein Wehr durch den armen Bach und lenkt einen Teil von Arnolds Wasser ab.

1773 kommen die Arnolds in Rückstand mit ihrem Pachtzins. ‚Mangel an Wasser; der Fischteich verdirbt unser Wasser', stellen sie dem Major Graf von Schmettau vor. ‚Klagt dann gegen von Gersdorf vor Gericht', sagt Schmettau. ‚Ich muß meinen Pachtzins haben! Ich will euch Zeit lassen, längere Termine, aber bezahlt d a n n , oder sonst —!' Vier Jahre hindurch versuchten die Arnolds mehr oder weniger zu bezahlen, konnten es aber nicht, oder doch nie vollständig. So daß Major von Schmettau sie während dieser Zeit vor seinen Gerichtshof in Pommerzig lud, eine Art Patrimonialgerichtshof. Ich glaube, es ist mehr oder weniger sein Hof, obschon er nicht dort sitzt, und ein Advokat, den er allerdings nicht ernennt, aber dessen Ernennung er doch wahrscheinlich genehmigt, spricht dort Recht. Schlecker ist der Name des Advokaten, und alle Beamten erklären, daß er in keiner Weise unrecht gehandelt habe. Nichts weist darauf hin, daß der Graf von Schmettau in diesem Gerichtshof seine Hand an die Wage der Gerechtigkeit legte. Doch wer weiß, ob er nicht mit seinem A u g e mehr oder weniger Einfluß darauf ausüben konnte und jedenfalls von den unglücklichen Arnolds und besonders von einer unglücklichen Frau Arnold beargwöhnt werden konnte, daß er dies getan. Frau Arnold faßte einen starken Verdacht und scheint gelegentlich gegen Schlecker in dieser Hinsicht aufgetreten zu sein, der einmal die arme Frau wegen Nichtachtung des Gerichtshofs einsperren ließ. ‚Nur zwei Stunden!' beteuerte Schlecker später, worauf sie ruhiger und mit dem gehörigen Respekt vor dem Gerichtshof herauskam.

Nicht die geringste Nachricht über jene Prozeduren an Schleckers Gerichtshof hat sich erhalten. Aber nach vielem Lesen stößt man zufällig auf eine kleine Tatsache, welche ein vorübergehendes Licht darüber verbreitet. Daß nämlich schon im Jahre 1775, vier Jahre, ehe man in offiziellen Kreisen und mehr noch in der allgemeinen Gesellschaft von dem Falle zu hören anfing, Frau Arnold eine Gelegenheit wahrgenommen, als der König nicht weit davon in Krossen war, und eine Bittschrift überreicht hatte. ‚O gerechter König, ernenne eine M i l i t ä r k o m m i s s i o n zur Untersuchung der Sache. Unparteiische Offiziere werden schnell entdecken, wie die Dinge stehen, und nach Fug und Recht entscheiden[1]!' Was auf eine unangenehme Erfahrung in Schleckers Gerichtshof hindeutet. Gewiß ist, daß Schleckers Gerichtshof auf diese langweilige ermüdende Art in allen Punkten gegen Frau Arnold entschied. ‚Bezahlt den Herrn Grafen von Schmettau oder macht, daß ihr fortkommt. Verklagt von Gersdorf, wenn ihr wollt!' Und endlich, da die Arnolds ihre Rückstände nicht bezahlen und sich auch von einer Klage gegen den Baron von Gersdorf, den großen Herrn in Kay, gar nichts versprechen konnten, so verordnete Schlecker, nachdem die Sache sich fünf Jahre hingezogen, den Verkauf der Mühle. Und der Verkauf fand statt. Am 7. September 1778 wird die Mühle in Züllichau durch Auktion versteigert. Herr Landeinnehmer Kuppisch kaufte sie für die mäßige Summe von 600 Talern, und die Arnolds sind eine ausgestoßene Familie. „Am 7. September", als der traurige Feldzug des Kartoffelkrieges gerade zu Ende ging. Morgen Marsch nach Trautenau, dreißig Pferde vor jeder Kanone.

[1] Preuß III. 382.

Kind sehr armer Eltern dort, deren als Sparsamkeit, unermüdlicher Fleiß und stoische Ausdauer hervorglänzende Armut in meinen Augen schön ist. Und mehr noch die Glücksfälle ihres armen kleinen Mädchens, „das in den Einsamkeiten dort drei Kühe hütet“ und Erde und Himmel mit ihrer sinnvollen kleinen Seele nachdenklich betrachtet — vor allem nach einem verlangend, daß sie Bücher bekommen könnte, irgendwelche Bücher, da sie halb zufälligerweise die Kunst des Lesens erlernt hat und hier herum absolut nichts zu lesen findet. Frau Karsch kennt ohne Zweifel die Krebsmühle sehr gut und kann den Berliner Kreisen über diesen Punkt so weitläufige Auskunft geben, als zulässig ist[1].

Die Krebsmühle liegt in dem Stadtbezirk von Pommerzig nicht weit von Kay. — Züllichau, Kay, Palzig, Krossen, alle kommen in dieser Erzählung wieder zur Sprache. Man denke sich, wie sie in den Berliner Kreisen wieder auftauchen für den Diktator Wedell, einen grauköpfigen alten Herrn, der nun seit vielen Jahren Kriegsminister ist, friedlich und sehr beliebt, aber sich seiner flammenden Jugend wohl erinnert. Grundherr dieser Arnolds und ihrer Mühle ist Major Graf von Schmettau (kein Verwandter unserer Schmettaus) — zu welchem unbedeutend kleinen Pachtzins habe ich nicht entdecken können, 50 Taler jährlich ist eine zu liberale Vermutung. Unzählige für uns nebensächliche Dinge werden ermüdend erzählt und wieder erzählt, während diejenigen, welche uns angehen, oft ausgelassen werden in jener tristen Wagenladung Arnoldscher Prozeßakten, die dem geduldigsten Geiste kaum lesbar, kaum verständlich sind. Wir wollen so schnell als möglich die kleinen wesentlichen Teile daraus auffischen und in eine chronologische oder menschliche Ordnung bringen, damit die Leser sich eine Ansicht der Sache bilden können. Im Jahre 1759 erwähnten wir, daß diese Mühle im Gange war; der Müller ein alter Arnold, der Müllerbursch ein junger. Hier ist die spätere Reihenfolge der Begebenheiten, welche für uns von Interesse sind:

1762 hatte der junge Arnold, wie ich dunkel erkenne, sich verheiratet, dem Anschein nach mit einer vermögenden Frau und kaufte die Mühle von seinem Vater. Er und seine Frau sind fortan gemeinsame Besitzer — denn „Rosine, seine Ehefrau“,

[1] Man sehe Jördens (S Karschin) II. 607—640. Ein vortrefflicher schlesischer Edelmann hob sie wunderbar aus dem Pfuhl des Elends empor, landete sie aus seinem Reisewagen in der oberen Welt von Berlin, „Januar 1761“ (damals 39 Jahre alt; ihr Mann Karsch, ein elender betrunkener Schneider in Glogau, der hierauf Soldat wurde und unglücklicherweise ums Leben kam). Die Begeisterung in Berlin war und blieb beträchtlich. Der Kopf der Karschin erwies sich, fürchte ich, als schwach, obgleich ihr Talent zum Versemachen groß war. Friedrich sah sie einmal im Oktober 1763, sprach freundlich mit ihr (die Unterredung wurde von ihr selbst mit einem begleitenden Kupferstich Chodowieckis in den nächsten Musenalmanachen mitgeteilt) und gab ihr 50 Taler, auch später nie viel mehr. — „Jemand hatte mir bei ihm geschadet“, denkt die Karschin. (Denkt nicht: „oder vielleicht niemand als mein armes Selbst und mein schwacher Kopf“). Sie fuhr fort Verse zu machen und zu leben, wobei gewisse Fürstlichkeiten und hochgestellte Leute treu zu ihr hielten, bis zum „12. Oktober 1791“.

kommt mit ihm zusammen in allen diesen Prozeßakten vor, und die Ehefrau besonders als eine gewandte Prozeßführerin. Dort bleiben sie völlig stumm für die Menschheit acht Jahre lang. Glücklich die Nation und noch glücklicher können wir sagen die Haushaltung, „deren öffentliche Geschichte inhaltslos ist". Aber im achten Jahre,

1770, kommt der Baron von Gersdorf in Kay, der weiter stromaufwärts wohnt, auf den Gedanken, sich mit Fischzucht zu beschäftigen. Er legt sich einen Fischteich an und legt zur teilweisen Versorgung desselben mit Wasser einen Balken oder ein Wehr durch den armen Bach und lenkt einen Teil von Arnolds Wasser ab.

1773 kommen die Arnolds in Rückstand mit ihrem Pachtzins. ‚Mangel an Wasser; der Fischteich verdirbt unser Wasser', stellen sie dem Major Graf von Schmettau vor. ‚Klagt dann gegen von Gersdorf vor Gericht', sagt Schmettau. ‚Ich muß meinen Pachtzins haben! Ich will euch Zeit lassen, längere Termine, aber bezahlt dann, oder sonst —!' Vier Jahre hindurch versuchten die Arnolds mehr oder weniger zu bezahlen, konnten es aber nicht, oder doch nie vollständig. So daß Major von Schmettau sie während dieser Zeit vor seinen Gerichtshof in Pommerzig lud, eine Art Patrimonialgerichtshof. Ich glaube, es ist mehr oder weniger sein Hof, obschon er nicht dort sitzt, und ein Advokat, den er allerdings nicht ernennt, aber dessen Ernennung er doch wahrscheinlich genehmigt, spricht dort Recht. Schlecker ist der Name des Advokaten, und alle Beamten erklären, daß er in keiner Weise unrecht gehandelt habe. Nichts weist darauf hin, daß der Graf von Schmettau in diesem Gerichtshof seine Hand an die Wage der Gerechtigkeit legte. Doch wer weiß, ob er nicht mit seinem Auge mehr oder weniger Einfluß darauf ausüben konnte und jedenfalls von den unglücklichen Arnolds und besonders von einer unglücklichen Frau Arnold beargwöhnt werden konnte, daß er dies getan. Frau Arnold faßte einen starken Verdacht und scheint gelegentlich gegen Schlecker in dieser Hinsicht aufgetreten zu sein, der einmal die arme Frau wegen Nichtachtung des Gerichtshofs einsperren ließ. ‚Nur zwei Stunden!' beteuerte Schlecker später, worauf sie ruhiger und mit dem gehörigen Respekt vor dem Gerichtshof herauskam.

Nicht die geringste Nachricht über jene Prozeduren an Schleckers Gerichtshof hat sich erhalten. Aber nach vielem Lesen stößt man zufällig auf eine kleine Tatsache, welche ein vorübergehendes Licht darüber verbreitet. Daß nämlich schon im Jahre 1775, vier Jahre, ehe man in offiziellen Kreisen und mehr noch in der allgemeinen Gesellschaft von dem Falle zu hören anfing, Frau Arnold eine Gelegenheit wahrgenommen, als der König nicht weit davon in Krossen war, und eine Bittschrift überreicht hatte. ‚O gerechter König, ernenne eine Militärkommission zur Untersuchung der Sache. Unparteiische Offiziere werden schnell entdecken, wie die Dinge stehen, und nach Fug und Recht entscheiden[1]!' Was auf eine unangenehme Erfahrung in Schleckers Gerichtshof hindeutet. Gewiß ist, daß Schleckers Gerichtshof auf diese langweilige ermüdende Art in allen Punkten gegen Frau Arnold entschied. ‚Bezahlt den Herrn Grafen von Schmettau oder macht, daß ihr fortkommt. Verklagt von Gersdorf, wenn ihr wollt!' Und endlich, da die Arnolds ihre Rückstände nicht bezahlen und sich auch von einer Klage gegen den Baron von Gersdorf, den großen Herrn in Kay, gar nichts versprechen konnten, so verordnete Schlecker, nachdem die Sache sich fünf Jahre hingezogen, den Verkauf der Mühle. Und der Verkauf fand statt. Am 7. September 1778 wird die Mühle in Züllichau durch Auktion versteigert. Herr Landeinnehmer Kuppisch kaufte sie für die mäßige Summe von 600 Talern, und die Arnolds sind eine ausgestoßene Familie. „Am 7. September", als der traurige Feldzug des Kartoffelkrieges gerade zu Ende ging. Morgen Marsch nach Trautenau, dreißig Pferde vor jeder Kanone.

[1] Preuß III. 382.

Die Arnolds appellierten verschiedene Male an die neumärkische Regierung, aber ohne den geringsten Erfolg. „Schlecker hat in allen Punkten recht, Gersdorf hat recht!" antwortete die Regierung. „Fort mit euch!" Eine Mühle, die nach Fug und Recht verwirkt und an den Meistbietenden versteigert ist. Bald wurde es bekannt, daß der Landeinnehmer Kuppisch seinen Kauf an von Gersdorf abgetreten habe. „Ha!" sagte das ländliche Publikum, etwas Schlechtes witternd. Gewiß ist, von Gersdorf ist Eigentümer des Fischteichs und der Mühle geworden, und es ist nicht die Sache der zugrunde gerichteten Arnolds, in Schleckers Rechtsspruch ein bewundernswertes Beispiel zu sehen.

Und fürwahr, wenn man jene Schubkarrenladungen voll Gerichtsverhandlungen und Relationes durchliest, muß man zugeben, daß dieselben als Grund dafür, daß man zugrunde gerichtet wird und seine Mühle in die Hände des großen Mannes übergehen sieht, der eine Liebhaberei für Karpfen hat, äußerst ungenügend erscheinen. Die Gerichtsverhandlungen sind gebührendermaßen umfangreich. Ganze Schubkarrenladungen, die traurigste Lektüre in der Welt, sind erhalten. Alle möglichen Fragen werden erörtert. Es wird aus Grotius und anderen bewiesen, daß die Grundherren ein Recht haben, Fließe, welche ihr Besitztum durchströmen, zu benutzen, wie sie wollen. Daß von Gersdorf durch einen Vertrag vom Jahre 1566 wirklich das Recht hatte, seinen Fischteich anzulegen — ob Schmettau die Pflicht hatte, Arnold dafür zu entschädigen, wird nicht erwähnt. Ebensowenig wird seltsam genug irgendwo nachgewiesen, oder ein Versuch gemacht nachzuweisen, wieviel Wasser Arnold durch den Teich verlor, und noch viel weniger, was für ein Maß wirklichen Schadens Arnold, teils durch den Verlust seiner Zeit, teils durch den Verlust seiner Kunden (die es müde wurden, auf eine solche Mühle zu warten) zugefügt wurde. Dies, was einem als die Seele der ganzen Sache erscheint, bleibt völlig unberücksichtigt und völlig unentschieden — nachdem ich glaube vier oder mindestens drei Kommissionen zu verschiedenen Zeiten Untersuchung darüber gepflogen und die geschätztesten hydraulischen Weisen ihre Meinung abgegeben hatten — und wird wie die Rolle Hamlets auf besonderes Verlangen ausgelassen. Kein Wunder, daß Frau Arnold um eine Militärkommission bat, das heißt um eine Entscheidung von vernünftigen menschlichen Geschöpfen statt von juristischen Perücken, die auf solche Weise zu Werke gehen.

Es war während des Jahres 1775, als Rosine (was wir für einen sehr aufklärenden Punkt hielten!) dem König in Krossen ihre Bittschrift überreicht hatte, welche nachwies, wie schlecht Schlecker sie behandelte. Jetzt „am 1. Mai 1779 berief sie sich darauf in einer neuen Bittschrift und bat wieder, daß eine Militärkommission die Sache entscheiden möge. Am 4. Mai 1779 — der König war noch nicht heimgekehrt, aber auf

dem Wege[1] — schickt das Kabinett des Königs dieses Schreiben auf Befehl an das Justizdepartement, ohne Näheres dazu zu sagen, da ja das Vorhandensein der Petition genug sagt. Das Justizdepartement fordert hierauf die Prozeßakten, die dokumentarische Erzählung der res Arnold von Küstrin und findet alles in der Ordnung: „Ruhe, ihr Arnolds; was wollt ihr eigentlich[2]?"

In demselben Jahre 1779 (ein genaues Datum wird nicht angegeben), als der Großkanzler von Fürst zur offiziellen Inspektion der Rechtsverwaltung in Küstrin war, verfehlte Frau Arnold nicht, es auch dort mit einer Bittschrift zu versuchen. „Sehen Sie hoher Gerichtsherr, der gekommen ist, Mißbräuche zu beseitigen, das kann unmöglich recht sein; oder wenn es recht ist, ist es nicht auch zugleich unrecht?" „Still!" antwortete Fürst; denn ich glaube, die Männer des Rechts wurden, seit diese neue Strenge der königlichen Wachsamkeit gegen sie begonnen hatte, mit solchen Klagen von Dorfschaften und dunklem begehrlichen Bauernvolk geplagt. „Still!" und warf die Bittschrift ohne weiteres in seinen Papierkorb.

Gibt es denn gar keine Hoffnung? Arnold besinnt sich, daß ein Bruder von ihm preußischer Soldat ist, und daß er den Prinzen Leopold von Braunschweig zum Obersten hat, einen Prinzen, der sich immer gegen arme Leute freundlich zeigt. Das Regiment Leopolds steht in Frankfurt. Versuchen wir es bei Leopold auf diesem Wege. Prinz Leopold interessierte sich dafür — der Soldat Arnold war ihm vermutlich als ein verständiger und ehrlicher Mann bekannt. Prinz Leopold wendet sich jetzt ebenfalls an Fürst: „Scheint mir ein Mißgriff, Herr Kanzler, wenn nicht vom Standpunkt des Rechts, so von dem der Billigkeit. Schmettau hatte ein Recht auf seinen Pachtzins; von Gersdorf, durch den Vertrag von 1566, auf seinen Fischteich, aber die Arnolds hatten kein Wasser und haben ihre Mühle verloren. Könnte man nicht", deutet Leopold an, „ohne jedes Aufsehen eine aus neutralen der Neumark fremden Leuten bestehende Kommission einsetzen, um die Sache bis auf den Grund zu untersuchen und nach Grundsätzen der Billigkeit zu entscheiden?" Worauf Fürst auch ihm, wiewohl in höflicherer Form antwortet: „Still, Durchlaucht! Jeder treibe sein eigenes Geschäft!"

So daß selbst Prinz Leopold, des Königs Neffe, nichts ausrichten kann. Einige meinen, Leopold habe in ebendiesem Herbst beiläufig oder wie beiläufig die Sache dem König gegenüber erwähnt, dessen Sinn für alle derartigen Vorgänge ganz besonders wachsam ist, da er weiß, was für steifleinene Gesellen seine Justizbeamten sind. „Bei den Manövern", sagen diese Leute, kann Prinz Leopold es nicht getan haben, weil in diesem Jahre keine Manöver stattfanden, sondern König und Heer bloß aus dem

[1] „Kam in Berlin an am 27. Mai" (Rödenbeck III. 201).
[2] Preuß III. 382.

bayrischen Kriege zurückkehrten. Aber im August und bis in den September hinein machte die herzoglich braunschweigische Familie einen Besuch in Potsdam[1]. Leopolds Mama und einige von seinen Brüdern, und es ist sehr möglich, daß Oberst Prinz Leopold, obschon er nicht ausdrücklich in den Büchern erwähnt wird, die Erlaubnis bekam, um seiner Mama und seiner selbst willen einige Tage an diesem Besuch teilzunehmen, und daß er in einem gut gewählten Augenblick seine beiläufige Bemerkung mit dem beabsichtigten Erfolg vorbrachte. In diesem Falle erwies Leopold sich keineswegs als unwirksam, sondern wurde am Ende noch der Retter der Arnolds.

Wackerer junger Mann, man glaubt es gerne von ihm, um es der einzigen anderen von ihm bekannten Tatsache hinzuzufügen, die auch schön, obschon tragisch war. Sechs Jahre später im Frühling 1785 strömte die Oder durch Regengüsse angeschwollen in wilden Fluten dahin. Es schien, als sollten die Häuser in den Vorstädten hinweggespült werden. Leopold, der dies von der Brücke oder vom Ufer, vielleicht teilweise mit einem offiziellen Auge, beobachtete, sah, daß die Bewohner einiger Häuser wahrscheinlich ertrinken würden. Blickte verzweifelt nach Beistand umher, fand aber keinen und stieß, von unbezwinglichem Mitleid ergriffen, selbst in einem kleinen Boot hinaus in die wildschäumenden Wellen und fand seinen Tod dort. Ertrank selbst in dem Bemühen, andere zu retten. Was lautes Wehklagen in der Welt hervorrief, in dem Herzen seiner armen Mutter welch namenloses, lautloses Wehklagen[2]! Er hatte eine Garnisonschule in Frankfurt gegründet, keine Mühe und kein Geld dabei gespart. Ein Mann, den man in Frankfurt anbetete. „Sein Bruder Friedrich schenkte im nächsten Jahre zum Andenken an ihn die Uniform, in welcher Leopold ertrank, der Freimaurerloge in Berlin, deren Mitglied er gewesen war[3]." Sunt lacrimae rerum.

Doch kehren wir zurück zu den Arnolds und dem Abschluß ihrer Sache! Denn wir sind jetzt durch Leopolds Hilfe oder sonstwie bei dem letzten Akt dieser langweiligen Begebenheit angelangt.

Am 21. August 1779 (während jene hohen Braunschweiger noch in Potsdam waren, wenn das irgendeinen Einfluß ausübte) richteten die Arnolds wieder eine Bittschrift an den König. „Ach, noch keine Gerechtigkeit, Ihro Majestät!" — „Sollten wir denn das Ende hiervon sehen?" denkt der König. „Ein Soldat mit menschlichen Augen soll in Begleitung einer ihrer Advokatenperücken dahin und die Sache an Ort und Stelle untersuchen!" Und nachdem er die Arnoldsche Klage zu Protokoll genommen, erläßt er am nächsten Tage eine Kabinettsordre an die Küstri-

[1] Rödenbeck III. 206 ff.
[2] Friedrichs Brief an sie, Oeuvres de Frédéric XXVII. i. 351 („12. Mai 1785").
[3] Militärlexikon I. 247.

ner Advokatenperücken: „Oberst Heucking" (dessen Regiment in dem Bezirk von Züllichau steht, ein sehr gewissenhafter Mann) „soll der Soldat sein. Ihr könnt ihm ein Mitglied Eures Gerichts beigeben, welches Ihr dafür am geeignetsten haltet, und seht, daß endlich recht geschieht. Und macht es gefälligst schnell!"

Die Küstriner Regierung ernennt ohne Verzug Regierungsrat Neumann, der schnell bereit ist, ebenso wie Oberst Heucking. Und diese beiden reisen zusammen den Bach von Pommerzig hinauf durch jene Moorgegend. Untersuchen, sinnen nach, vernehmen Zeugen, beratschlagen und bemühen sich ohne Zweifel ernstlich, diesem armen Arnoldschen Problem auf den Grund zu kommen. Wie viele Septembertage hindurch, weiß ich nicht. Aber jedermann weiß, daß sie sich nicht verständigen konnten, mit anderen Worten, daß sie zwei verschiedene Gründe sahen. Der Advokat einen Grund — der Soldat einen andern. „Der wahre Grund ist bereits gefunden", erklärte der Advokat. „Bestätigen wir die Entscheidung des Gerichts in allen Punkten." — „Nein, Arnold hat Wasser verloren, hat Unrecht erlitten!" denkt Heucking. „Das ist der wahre Grund." Und so trennen sie sich, jeder mit seiner eigenen Meinung. Neumann behauptete später, der Oberst sei mit einer vorgefaßten Meinung an die Sache gegangen und habe in seinem Eifer, ihn zu überreden, sogar einmal oder öfter gesagt: „Se. Majestät hat es sich in den Kopf gesetzt; ihr werdet nichts als Unannehmlichkeit davon haben, wenn ihr auf eurer Ansicht besteht." Wogegen der tugendhafte Neumann taub blieb. Neumann sagt auch, der Oberst, der mit österreichischen Feinden, aber nicht mit dem Recht bekannt war, hatte seinen Regimentsauditeur mitgebracht, einen gewissen Bech, früher Advokat in Krossen (die Leser kennen Krossen und der Exdiktator Wedell kennt es), der mit der Küstriner Regierung in Streit geraten war und einen Verweis von ihr erhalten hatte (hatte sie vielleicht im Interesse einiger seiner armen Klienten zu sehr belästigt), auch ein verschlagener Mensch war und besagter Regierung übelwollte. Ein gewandter Mensch mochte Bech sein, oder muß er gewesen sein. Aber sein jetziges Amt eines Regimentsauditeurs ist ein Zeugnis für seine Ehrenhaftigkeit — das wenigstens gegen Neumann ausreicht.

Neumanns Gerichtshof beobachtete Schweigen über diese Mutmaßungen Neumanns, sagte aber nachher, „Heucking sei der Sache nicht auf den Grund gegangen." Dies war in einem späteren Bericht, fünf oder sechs Wochen später. Ihr gegenwärtiger Bericht lief darauf hinaus: „Alles genau, wie es vorher stand", ohne Heucking auch nur zu erwähnen. Reichten diesen Bericht ein am 27. September, um welche Zeit auch der Bericht Heuckings eingegangen war und einen starken Eindruck auf Se. Majestät hervorgebracht hatte. Vermutlich ein klarer und ehrlicher Bericht, obgleich er zum Unglück für die Neugierigen jetzt verloren ist. Unter den

Schubkarrenladungen voll leerem perückenhaften Stoff ist dies eine vermutlich menschliche Stück nicht zu entdecken.

Friedrichs Zorn über den Küstriner Bericht: Ganz genau so, wie es vorher stand", und ohne Erwähnung Heuckings oder seiner abweichenden Meinung war beträchtlich. Schon am 27. September, das heißt an demselben Tage, als jene Küstriner Leute ihren herausfordernden Bericht unterzeichneten — hatte Friedrich, der auf Heucking baute, seinem Kammergericht den Bericht des unparteiischen Heucking übersandt mit dem Befehl: „Seht da, einen deutlichen und ganz ausführlichen Bericht, welcher der Sache auf den Grund geht! Schnell, laßt diesen Arnolds Gerechtigkeit widerfahren[1]!" Kaum war dies abgegangen, als am 29. September die Küstriner Impertinenz: „Ganz genau so, wie es vorher stand", eintraf, welche des Königs „äußerstes Mißfallen" erregte, wie sich aus seiner Antwort ergibt. „Bringt mir dies sofort in Ordnung und helft den Beschwerden dieser Arnolds ab!" Ihr rabulistischen, pedantischen Schelme bringt diese Arnoldsche Angelegenheit in Ordnung, schnell! —

Die Küstriner Schelme ergreifen demnach, mit welchen Gefühlen, weiß ich nicht, ihre Maßnahmen. Ernennen eine neue Kommission mit einigen Advokaten und wenigstens einem hydraulischen Herrn namens Schade, die sich an Ort und Stelle begeben, Zeugen vernehmen sollen und dergleichen. Sie gingen demnach und brachten nicht zu schnell, da der hydraulische Schade etwas anderer Meinung war als die Advokaten, einen Bericht zustande, über welchen der Küstriner Gerichtshof am 28. Oktober berichtete, „daß man einen Irrtum gefunden habe. 44 Taler 12 Groschen, der Wert von zurückgelassenem Korn, als seine Mühle verkauft worden sei, komme Arnold zu. Mit dieser Berichtigung sei jetzt alles in der vollkommensten Ordnung, und Heucking habe die Sache nicht gründlich genug untersuchen lassen." Durch irgendeinen Zufall gelangte dieser Bericht nicht sofort an Friedrich, oder war seiner Aufmerksamkeit entgangen, so daß —

am 21. November, als die Sache in diesem entzündlichen Zustand war, Frau Arnold sich wieder mit einer Bittschrift an Se. Majestät wendet. Worauf ein neuer königlicher Befehl erfolgt[2], in viel geduldigerem Tone, als man hätte erwarten mögen, „die Sache nunmehro in Recht und Billigkeit abzumachen, damit solche einmal zu Ende komme!" Worauf die Küstriner antworten: „Alles ist in Ordnung gebracht, Ihro Majestät. Frau Arnold hat in ihrer Bittschrift verschwiegen, daß sie 44 Taler 12 Groschen gewonnen hat." — Ein wichtiges Item das, 44 Taler 12 Groschen für zurückgelassenes Korn (das offenbar Arnold gehörte, als seine Mühle verkauft wurde)! „Unseren Urteilsspruch können wir nicht ändern. Ein Urteilsspruch kann nur durch Appellation geändert werden. Ew. Majestät entscheidet, wo die Appellation stattfinden soll!" Friedrichs Geduld geht

[1] Preuß III. 489.
[2] Das. III. 490.

jetzt zu Ende, aber er bezwingt sich noch. „Es soll an das Berliner Kammergericht appelliert werden", entscheidet er am 28. November und will auch seitens des Kammergerichts keinen Verzug erlauben. „Die Akten sind alle in Küstrin, sagt ihr? Laßt sie durch einen Boten holen! Sie werden in einem Tage kommen. Schnell, sage ich!"

Kanzler Fürst ist kein williges Pferd in diesem Falle, aber er muß laufen. Am 7. Dezember tagt das Kammergericht in bezug auf die Arnoldsche Appellation. Die Ansicht des Kammergerichts ist: „Die Küstriner Akten sind alle hier, nicht der geringste Verzug ist gestattet. Sie Richter Rannsleben, nehmen Sie diese Akten. Machen Sie sich darüber her! Lassen Sie uns, wenn es menschenmöglich ist, morgen einen Bericht darüber zukommen." Rannsleben übernimmt die Akten am 7. Dezember, arbeitet den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht. Und stellt sich am 8. Dezember mit einem klaren Bericht oder vielmehr mit zwei Berichten darüber ein. Der eine über Arnold gegen Schmettau, in sechs Bogen, der andere über Arnold gegen Gersdorf in zweien. Zieht diese Dokumente aus seiner Tasche am 8. Dezember, liest sie dem versammelten Gerichtshof vor (sechs Richter sind zugegen) — welcher unter Ausdrücken des Dankes an den schnellen Rannsleben seinen Bericht sofort annimmt und über die Entscheidung der Küstriner Räte erkennt: „Richtig in allen Punkten." Sie unterzeichnen hierauf alle den Bericht, froh darüber, denselben abgeschlossen zu haben.

Es war Freitag, den 10. Dezember 1779, als Friedrich diese schöne Nachricht erhielt, Sonnabend, den 11., als er den Urteilsspruch in authentischer Gestalt sah. Er liegt elendiglich krank an der Gicht im Schlosse zu Berlin. Und ich glaube, seit sein Vater seligen Angedenkens gewissen Richtern mit einem Knüttel die Zähne ausschlug und die richterlichen Köpfe zerbrach, ist niemand in jenem Schloß wieder in solcher Stimmung gewesen gegen die Männer des Gesetzes. „Kommt mit den drei Räten, welche das Arnoldsche Urteil abgefaßt haben, um 2 Uhr hier aufs Schloß vor mich!" Sonnabend um 11 Uhr vormittags erhält der Kanzler Fürst diesen Befehl. Beruft Rannsleben und zwei andere, Friedel und Graun, und es begab sich eine Szene — aber es wird besser sein, Rannsleben selbst die Geschichte erzählen zu lassen, der eine allem Anschein nach peinlich genaue Selbstbiographie hinterlassen hat, welche jedoch mit Ausnahme dieser allein denkwürdigen Stelle noch unveröffentlicht ist und wahrscheinlich auch bleiben wird:

„Berlin, Dienstag, 7. Dezember 1779," sagt Rannsleben (er soll es in seinen eigenen Worten erzählen), „wurden auf mich die aus der Neumark eingesandten Acta in c. des Müllers Arnold von der Krebsmühle und dessen Ehefrau contra den Landrat von Gersdorf, ingleichen dieselben contra den Grafen Schmettau ad referendum distribuiret und mir dabei von dem Präsidenten von Rebeur aufgegeben, die Sache dergestalt zu beschleunigen, daß die relationes am folgenden Tage

in pleno Collegii abgelesen und die Sententien angefertigt werden könnten. Ich fing sofort an zu arbeiten, continuirte die ganze Nacht und brachte beide Relationes, die eine von sechs, die andere aber von zwei Bogen, am andern Tag auf das Kammergericht. Sie wurden auch beide verlesen, wobei außer mir folgende Mitglieder des Collegii gegenwärtig waren: Präsident von Rebeur, Räte: Uhl, Friedel, Kircheisen, Graun, Gräßler.

„Der appellierende Teil", wie wir alle wissen, „war Müller Arnold. Der König hatte die Sache in ganz besondere Aufmerksamkeit genommen. Es waren in den Akten sehr harte Kabinettsordres, worin der König ganz positiv gesagt hatte, der Müller solle recht bekommen. Dennoch hatte der König keinen eigentlichen Machtspruch getan, sondern in den an das Kammergericht erlassenen Kabinettsordres bloß gesagt, wir sollten schleunigst erkennen und wie dies geschehen, bei Allerhöchst denenselben anzeigen." Mit der Schnelligkeit des Lichtes oder des Gedankens entschied dies Kammergericht, nachdem Rannsleben kaum zu Ende gelesen hatte — es ist wohl bekannt, wie: — ‚In des Königs Namen; in allen Punkten richtig erkannt, ihr Küstriner Herren. Seid so gut, dies den Beteiligten anzuzeigen!'

Dieser Urteilsspruch des Kammergerichts wurde sofort nach Küstrin befördert, und was Seine Majestät anging, so kam das Kammergericht überein, ihm bloß die Tatsache zu melden: ‚Der Urteilsspruch ist gefällt, Ihro Majestät; der Urteilsspruch ist schon nach Küstrin unterwegs.' Sie, Rannsleben, schreiben wieder für uns, ohne sich auf den Inhalt der Urteils einzulassen. Und Rannsleben schreibt. Schreibt die obige Botschaft an Seine Majestät, „welche Freitag, den 10. Dezember, an den König abging. Und an demselben Tage", fährt Rannsleben fort, „erließ der König eine sehr harte Kabinettsordre an den Etatsminister von Dörnberg" — den Vorsteher des Departements, zu welchem das Kammergericht gehört— „und befahl, eine Abschrift des Urteils einzusenden. Welches in continenti befolgt wurde.

Hierauf kam den Sonnabend gegen elf Uhr eine andere Kabinettsordre an den Großkanzler von Fürst", unsern und aller Richter erhabenen Chef: „‚Erscheint heute um zwei Uhr vor mir; und bringt die drei Räte mit, welche das Urteil in der Arnoldschen Sache minutiiert haben.'" Eine bedeutungsvolle Botschaft für Fürst und die drei Räte.

„Nota," sagt Rannsleben hier, „der König stehet in der Meinung, zur Aburteilung einer jeden Sache gehören drei Räte. Aber eigentlich hätten die obigen sechs membra Collegii nebst mir aufs Schloß gehen müssen oder ich allein." In einigen Beziehungen ein schlecht unterrichteter König. Rannsleben fährt fort:

„Der Präsident von Rebeur kam um drei Viertel auf zwölf zu mir gefahren, notifizierte mir den Befehl des Königs und sagte mir, da der König nur drei Räte zu sprechen verlange, so könne er keine anderen dazu ernennen als die Verhörs-Quadrille, bei welcher ich stand, nämlich die Räte Friedel, Kircheisen und mich. Als er aber das Original-Urtel nachsah, so bemerkte er, daß der Rat Kircheisen dieses nicht mit unterschrieben hatte. Er änderte dahero seine Meinung und nahm nunmehro den Rat Graun dazu, daß dieser statt des Rats Kircheisen mit aufs Schloß gehen solle; denn der Herr Präsident von Rebeur fürchtete, der König möchte das Original-Urtel sehen wollen und würde ungehalten sein, daß ihm jemand geschickt würde, der doch das Urtel nicht mit unterschrieben habe. Der Präsident von Rebeur instruierte mich, daß ich als Referent das Wort führen und dem König ganz kürzlich diejenigen Gründe vorlegen müsse, welche das Kammergericht dergestalt, wie geschehen, zu erkennen bewogen hätten.

Meiner lieben Frau sagte ich", wie es einem guten Ehemanne geziemte, „hiervon nichts, sondern allein meinem Schwiegervater, welcher mir guten Mut zusprach, sowie ich denn überhaupt keine Furcht bei mir verspürte, weil ich in meinem Gewissen überzeugt war, daß ich in Entscheidung der Arnoldschen Sache nach meinem besten Wissen und Überzeugung zu Werke gegangen war.

Um ein Uhr fuhr ich zum Großkanzler, wo ich schon die Räte Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler", der alte Fürst, „instruierte uns, was wir, wenn wir vor den König kommen würden, zu beobachten hätten, und hierauf fuhr er gegen zwei Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß. Wir gingen in das Zimmer, welches gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heiducken, durch welchen der Kanzler dem Könige melden ließ, daß er mit uns da sei. Der Heiducke kam bald zurück, erkundigte sich, ob der Geheime Kabinettsrat Stellter", ein Sekretär oder Schnellschreiber Seiner Majestät, „noch nicht da sei, und ob wir" (wir, was für ein Zweifel!) „Geheimräte wären. Kurz nachher wurden wir vor den König geführt. Wir gingen drei Zimmer durch, wovon das mittelste das war, worin die Konfidenztafel" (ein Tisch, welcher mit Winden durch den Fußboden niedergelassen wird und serviert wieder heraufkommt, wenn man mit seinen Freunden ganz besonders allein sein will) „steht. In dem vierten, einem kleinen Zimmer mit einem Fenster, war der König. Zuerst ging der Großkanzler, diesem folgte ich auf dem Fuße nach; hinter mir kamen die Räte Friedel und Graun. Vor der Türe im Zimmer stand ein Schirm, gegen welchen wir uns mit dem Rücken stellten" — in einer respektvollen Viererreihe, Fürst am inneren Ende (ob rechts oder links, ist gleichgültig). „Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns geradezu ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte einen schlechten Hut auf, welcher nach Art der Predigerhüte geformt war, einen Überrock von moldoré, Moll oder Sammet, welches ich nicht recht unterscheiden konnte; schwarze Beinkleider und Stiefel, so ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisiert. Drei kleine Bänke mit grünem Tuch beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße liegen hatte" (schrecklich krank an der Gicht). „Er hatte eine Art von Muffe oder Rouleau vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu haben schien. In der anderen hatte er die Arnoldsche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl; zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen — und zwei goldene Dosen, reich mit Brillanten garniert, aus welchen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm.

Außer uns war noch im Zimmer der Kabinettsrat Stellter" (mit der schnellen Hand), „der an einem Pulte stand und sich zum Schreiben fertigmachte. Der König sah uns an und sagte: ‚Tretet näher!' worauf wir noch einen Schritt vorwärts taten, so daß wir nicht zwei Schritt von ihm entfernt waren. Er frug uns drei", ohne von dem Großkanzler Notiz zu nehmen:

König. ‚Seid ihr diejenigen, welche die Arnoldsche Sentenz gemacht haben?'

Wir (besonders ich, mit einer Verbeugung). ‚Ja.'

„Der König wandte sich hierauf an den Rat Friedel" (an Friedel als an die Mittelfigur von den dreien, vielleicht als den stattlichsten, wiewohl der arme Friedel, abgesehen von seiner Unterschrift, wenig über die Sache wußte, in der Rannsleben der Sprecher hatte sein sollen) „und frug ihn diejenigen Fragen, welche in der Zeitung vom 14. Dezember 1779 aufgeführt sind, und sagte uns alles dasjenige, was das der gedachten Zeitung einverleibte Protokoll enthält[1]" (indem Schnellschreiber Stellter niederschrieb, was gesagt wurde, ganz korrekt, bezeugt Rannsleben). Nach Stellter (d. h. nach dem eben erwähnten „Protokoll"), oder nach Stellter und Rannsleben zusammen, setzen wir die Unterredung fort:

König zu Friedel (im Tone eines an der Gicht leidenden Rhadamanthus). ‚Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das tun?'

Friedel (und die beiden Stummen, sich verbeugend). ‚Nein.'

[1] „Von Sr. Königlichen Majestät Höchstselbst abgehaltenes Protokoll, den 11. Dezember 1779, über die drei Kammergerichtsräte Friedel, Graun und Rannsleben", bei Preuß III. 494, 495.

K ö n i g. ‚Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und also auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat? Ist das gerecht?‘

F r i e d e l (und die vorbenannten Stummen). ‚Nein.‘

K ö n i g. ‚Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um mehr Wasser in dem Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Mühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Und wenn das noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr vierzehn Tage und im späten Herbst noch etwa vierzehn Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendiert, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser für seine Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht mehr bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat, was tut die küstrinsche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt. Und das Berliner Tribunal‘ — Kanzler Fürst, der peinlich stumm dasteht, ohne bis jetzt angeredet oder bemerkt worden zu sein, mehr wie ein Besenstiel als ein Kanzler, wagt es, mit einer Silbe, welche die Worte ‚Berliner Tribunal‘ verbessern soll, einzufallen. —

F ü r s t (bedeutsam): ‚Kammergericht‘ (mild bedeutsam und vielleicht mit etwas in seinem Tone, was erklärt: ‚Ich bin kein Besenstiel!‘), ‚Kammergericht!‘

K ö n i g (zu dem Schnellschreiber Stellter). ‚Kammergerichts-Tribunal!‘ — (dann zu Fürst:) ‚Mache Er, daß Er fortkommt, Herr! Sein Nachfolger ist schon ernannt; mit Ihm habe ich nichts mehr zu tun!‘ — „Befahl,“ sagt der offizielle Rannsleben, „befahl dem Großkanzler in sehr harten Ausdrücken, sich zu entfernen, indem er bemerkte, seine Stelle sei schon wieder besetzt, welches dieser auch, ohne ein Wort zu sagen, tat und vor uns dreien mit der größten Geschwindigkeit vorbei wegging.“ Vor uns — wahrscheinlich weil hinter dem Schirme kein Raum war — und verschwindet völlig aus Friedrichs Geschichte, außer einem G e s p e n s t von ihm (so können wir es nennen), welches noch einmal einen Augenblick erscheint wie man sehen wird.

K ö n i g (fährt zu Friedel gewandt fort, vermutlich nicht in leiserem Tone): — ‚Das Kammergerichts-Tribunal approbiert solches. Das ist höchst ungerecht und Sr. Königl. Majestät Landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen: — Mein Name‘ (Ihr gebt es „Im Namen des Königs“) ‚cruel gemißbraucht!‘

Soweit reicht der Bericht des „am nächsten Dienstag gedruckten königlichen Protokolls“ und Rannslebens. Aber von diesem Punkte an gerät die Unterhaltung — wenn man es eine Unterhaltung nennen kann, da es lediglich eine Zurechtweisung und ein Ausbruch des königlichen Zornes gegen Friedel und seine beiden Gefährten war, die, soweit ich erfahren kann, alle stumm sind und wie Verbrecher vor Gericht dastehen, welche sich ungerecht verurteilt fühlen — gerät die Unterhaltung mehr und mehr in Brand und kann nicht genau berichtet werden. ‚M e i n Name zu einer solchen Sache! Wann habe ich je einen armen Mann aus Liebe zu einem reichen unterdrückt? Die Formen des Perückentums beobachtet ihr mit feierlicher Sorgfalt und kümmert euch nicht darum, was aus den wesentlichen Tatsachen wird? Die Akte von 1566 erlaubt Gersdorf, seinen Teich anzulegen? Wahrscheinlich genug — und Arnolds Verlust an Wasser, euch dessen zu vergewissern, ist nicht der Mühe wert? Ihr wißt noch nicht, wie groß er war, einige von euch sagen sogar, er habe gar nicht stattgefunden. Ist ihnen einerlei, ob er stattgefunden hat oder nicht. Konnte Arnold mahlen wie früher, oder nicht? Was ist die Akte von 1566 oder irgendeine Akte im Vergleich damit? Elende Menschen, und hättet ihr auch ellenlange Perücken und Gesetzbücher und zentnerschwere Akten von 1566 hinter euch, wozu nützt das, wenn ihr zugebt, daß das Recht eines armen Mannes mit Füßen getreten wird? Was für einen Sinn hat es, daß ihr als Richter dasitzt? Verwalter des Rechts in Gottes Namen und in meinem? Ich will ein Exempel an euch statuieren, dessen

man sich erinnern soll! — Aus meinen Augen!' Worauf alle drei eiligst hinausgehen — obgleich nicht weit, nicht nach Hause, wie man sehen wird.

Nur den wesentlichen Inhalt von diesem allen, nicht die genauen Worte, konnte (oder sollte) Stellter niederschreiben. Und in dem Protokoll ist es anständigerweise ganz ausgelassen. Rannsleben sagt bloß: „Der König bediente sich noch sehr harter Ausdrücke gegen uns" — zu hart, um wiederholt zu werden — „und entließ uns endlich, ohne zu sagen, was er mit uns machen wolle. Kaum hatten wir das Zimmer verlassen, als er hinter uns herkam und uns befahl, zu warten. — — Der König hatte während der Unterredung mit uns die von mir abgefaßte Sentenz in der Hand und schien darüber insonderheit aufgebracht zu sein, daß sie in seinem Namen abgefaßt war, welches immer geschieht. Er schlug öfter auf selbige mit der anderen Hand" — die Hitze des Zornes verzehrte die Gicht für den Augenblick vollständig — „und sagte dabei zu wiederholten Malen: Meinen Namen cruel gemißbraucht[1]!" Wir wollen jetzt den Rest des Protokolls mitteilen (was unmittelbar auf den obigen katechetischen oder dialogischen Teil folgt, ehe derselbe Feuer fing), nach Stellters Aufzeichnungen, wie diese am nächsten Dienstag in allen Zeitungen gelesen wurden:

„Protokoll" (vom 11. Dezember, unter dem schon mitgeteilten Titel; auf der Rückseite ist hinzugefügt: „welches gedruckt werden soll").

— — (Katecheten wie oben — und dann): „Des Königs Wille ist und war immer, daß jedermann, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administrieren und einem jeglichen dero Untertanen, ohne Ansehen der Person und des Standes, durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll.

Se. Majestät werden daher in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle in der Neumark abgesprochenen und hier approbierten, höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuieren, damit sämtliche Justiz-Collegia in allen dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja, was noch mehr ist, der Bettler ebensowohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden. Indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich; und bei solchen Gelegenheiten muß pur nach der Gerechtigkeit verfahren werden, ohne Ansehen der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben. Und wo sie nicht mit der Justiz ohne alles Ansehen der Person und des Standes gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit verletzen, so sollen sie es mit Sr. Königl. Majestät zu tun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande, vor der kann man sich schützen; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre übeln Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind, und meritieren eine doppelte Bestrafung.

Übrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekanntgemacht, daß Se. Majestät einen neuen Großkanzler ernannt haben." Fürst ist entlassen. „Höchstdieselben werden aber demohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinterher sein, und befehlen auch hiermit auf das nachdrücklichste: Erstens" — was auch letztens ist — „daß mit einer égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer; denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Se. Königl. Majestät in diesem Stücke einen Fehler finden werden, so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räte, die eine so üble, mit der offenbaren

[1] Preuß III 495—498.

Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wornach sich also sämtliche Justiz-Collegia in allen dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Memorandum. Auf Sr. Majestät Befehl ist bereits veranstaltet, daß dieses Protokoll in den hiesigen Zeitungen inseriert wird[1]."

Der Rest von Rannslebens Erzählung ist schön kurz und bezeichnend. — „Wir hatten kaum das Zimmer verlassen," sagte er oben, „als der König hinter uns herkam", lahm, wie er war, mit einem donnernden: ‚Wartet hier!' Rannsleben fährt fort: „Kurz darauf kam ein Adjutant, welcher uns in einem Wagen nach dem gemeinen Stadtgefängnisse, dem Kalandshof, führte, wo wir eine Wache von zwei Unteroffizieren und zwei Gemeinen bekamen. Den 13. Dezember 1779", den dritten Tag unseres Arrestes, „wurde uns eine Kabinettsordre publiziert, nach welcher der König eine Kommission zur Untersuchung ernannt, dieser aber zum voraus anbefohlen hatte, auf keine geringere Strafe als ein Jahr Festung, Kassation und Ersetzung alles Schadens an die Arnoldschen Eheleute zu erkennen, welches denn freilich eine üble Perspektive war."

Genau dasselbe hat unsere Brüder in Küstrin betroffen. Alle werden plötzlich ins Gefängnis gebracht, gerade während sie unsere Billigung ihres Verfahrens lesen. Da sitzen sie, und ihre Strafe soll dieselbe sein wie unsere. „Unser Arrest auf dem Kalandshofe dauerte vom 11. Dezember bis zum 5. Januar 1780", drei Wochen und drei Tage — als (mit zwei sogleich zu erwähnenden Ausnahmen) wir alle, Kammergerichtsräte und Küstriner, nach Spandau gebracht wurden.

Ich sprach von dem, was man ein Gespenst des Kanzlers Fürst nennen könne, welches noch einmal das Licht des Mondes oder der Sonne, wenn in jenen trüben Dezembertagen eine da war, wieder aufgesucht habe. Hier ist es, bezeugt von einem, der es sah: „Am Morgen des 12. Dezember, den Tag nach der Entlassung des Großkanzlers, war die Straße, wo er wohnte, gedrängt voll von den Wagen der Kur machenden Personen, welche dem gefallenen Kanzler die Kondolenzvisite abstatteten. Man konnte die Wagenmenge von den Fenstern des Schlosses sehen." Derselbe junge Jurist (allmählich ein sehr alter), der als eine der Kur machenden Personen an jenem Tage dies sah und es Herrn Preuß in seinem Alter erzählte[2], erzählt auch die folgende bezeichnende Tatsache:

„In den folgenden Tagen", nach den obigen Ereignissen und der Veröffentlichung des königlichen Protokolls, „besuchte ich oft in vormittäglichen Stunden den Schloßplatz, nach der Seite, wo Friedrich wohnte, dasselbe Lokal, welches jetzt" (1833) „Seine Königliche Hoheit, der Kronprinz, bewohnt. Ich erinnere mich, daß hier, auf dem Teile des Schloßplatzes, der sich unmittelbar unter Friedrichs Fenstern befand, fortwährend Bauern standen, nicht etwa zu zehn oder zwölf, sondern bis in die hundert, welche alle Bittschriften mit der Hand in die Höhe hielten und riefen, der König solle die Schriften zu sich heraufholen lassen. Sie seien noch viel ärger behandelt worden als der Müller Arnold. Und in der Tat war es damals so sehr um alle Autorität geschehen, daß die Gerichte längere Zeit hindurch ihre Autorität nur mit der größten Schwierigkeit aufrechthalten konnten, indem jeder, der verurteilt worden war, an den König ging und sich auf das Müller Arnoldsche Beispiel berief."

Weit ernster als dies Gespenst von Fürst ist die Tatsache, daß Minister Zedlitz zögert und sich endlich weigert, ein solches Urteil bekanntzumachen, wie der König es gegen diese Männer des Gesetzes anordnet. Der schätzenswerte, fähige, gewissenhafte Zedlitz, voll Eifer auch in Erziehungsangelegenheiten, den ich immer dafür liebhabe, daß er es möglich machte, einem Kursus von Kants Vorlesungen beizuwohnen, während er 100 Meilen von ihm entfernt war. (Ein wirklicher Kursus an der Königs-

[1] In Berlinische Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen Nr. 149, „Dienstag, 14. Dezember 1779". Preuß III. 494.
[2] Preuß III 499, 500.

berger Universität von dem großen Kant; jede Vorlesung wird in Schnellschrift pünktlich niedergeschrieben und durch eine Post nach der anderen an den geschäftigen Mann in Berlin übersandt [1].) Hier folgt nun ein peinlicher Briefwechsel zwischen dem Könige und ihm — peinlich, aber doch angenehm:

Der König an den Minister von Zedlitz, der beunruhigende Zweifel hegt (Berlin, 28. Dezember 1779). — ‚Es ist mir Euer Bericht vom 20. d. wegen des über die arretierten Räte abzufassenden Urteils zwar zugekommen. Aber meint Ihr denn, daß ich Eure Advokaten-Streiche nicht kenne? Und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbolen vergrößern und verkleinern kann, wie man es à propos findet? Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten etwas untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache; und da wissen sie denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein, Ihr könnt das nur gewiß sein, daß ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube als allen Euren Advokaten und Rechten. Also wollet Ihr hierin nicht nach meiner Ordre gehen, so nehme ich einen anderen in Eure Stelle; denn davon gehe ich nicht ab. Also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gerne wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer miserabler Stil, den Ihr da vorbringt, nicht den mindesten Eindruck auf mich macht. Hiernach nun könnt Ihr Euch richten und nur sagen, ob Ihr nach meiner Ordre gehen wollt; denn davon gehe ich keineswegs ab. Ich bin usw. Friedrich.‘

Marginale (eigenhändig). — ‚Der Herr wird mir nichts weismachen. Ich kenne alle Advokaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nötig, weil die Canaillen enorm von meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chicaniren tut, muß härter als ein Straßenräuber bestraft werden. Denn man vertraut sich dem erstern und vor letztern kann man sich hüten.‘

Zedlitz an den König (Berlin, 31. Dezember 1779). — ‚Ich habe Ew. Königlichen Majestät Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Überzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und auch vom Kriminalsenat angezeigten Gründen‘ (das Papier mit den Gründen ist glücklicherweise verloren) ‚werden Ew. Königliche Majestät zu erwägen geruhen, daß ich außerstande bin, ein kondemnatorisches Urteil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbeamten abzufassen. Bis in den Tod Ew. Majestät — von Zedlitz.‘

König an Zedlitz (Berlin, 1. Januar 1780). — ‚Mein lieber Etats-Minister Freiherr von Zedlitz. — Es befremdet mich sehr, aus Eurem Schreiben vom gestrigen Dato zu ersehen, daß Ihr Euch weigert, wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbediente meiner Ordre gemäß ein Urteil abzufassen. Wenn Sie also nicht sprechen wollen, so tu ich es und spreche das Urteil nachstehendermaßen:

1. Soll der küstrinsche Regierungsrat Scheibler, welcher nach dem Gutachten des Criminal-Colegii einer entgegengesetzten Meinung gewesen und dahin votiert hat, daß der vorliegende dem unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei, und daß daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger recherchiret werden müsse, des Arrests entlassen sein und auf seinen Posten nach Küstrin zurückgehen. Desgleichen soll auch der Kammergerichtsrat Rannsleben, welcher nach dem Inhalt des Gutachtens sich alle Mühe gegeben, um alle vorkommenden Bedenklichkeiten, besonders wegen des etwa näher auszumittelnden Wasserverhältnisses und der vorgegebenen Schädlichkeit des Teichs, mit einer ganz sichtbaren Unparteilichkeit vorgetragen hat, ebenfalls des Arrests entlassen werden.

[1] Kuno Fischer, Kants Leben (Mannheim 1860) S. 34, 35.

2. Was hingegen die anderen arretierten Justizbedienten sind, so werden solche hiermit kassiert und zum einjährigen Festungsarrest kondemniert. Überdem sollen sie den Wert der Arnoldschen Mühle sowohl, als auch ihm selbst allen seinen gehabten Verlust und Schaden, der ihm bei dieser Sache verursacht worden, nach der von der Neumärkischen Kammer anzufertigenden Taxe aus ihren eigenen Mitteln bezahlen.' (Der Schadenersatz belief sich auf 1358 Taler 11 Groschen 1 Pfennig und wurde während der nächsten acht Monate pünktlich an Arnold entrichtet [1]) — ,und

3. Soll solchergestalt der Müller Arnold völlig in integrum restituiret werden. Hiernach nun muß alles weiter Erforderliche sofort ausgefertigt und zu meiner Vollziehung eingereicht werden. Welches also ohne Anstand Ihr besorgen werdet. Übrigens will ich Euch noch sagen, wie es mir lieb ist, daß ich Euch bei dieser Gelegenheit so kennenlernen' (als einen Mann, der nicht gegen sein Gewissen handeln will), ,und werde nun schon sehen, was ich weiter mit Euch mache.' (Ließ ihn, wo er war, was ihm am besten schien.) ,Wornach Ihr Euch also richten könnt, und bin ich sonsten Euer wohlaffektionierter König — Friedrich [2].'

Dies ist ein unparteiischer Bericht über den Streit zwischen Friedrich und den Rechtsgelehrten, welcher bekannt ist als „der Müller-Arnoldsche Prozeß" und die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregte, gerade als das Dezennium der Französischen Revolution anfing. In Rußland schickte die Zarin Katharina, die Freundin der Philosophen, ihrem Senat eine Abschrift des Protokolls vom 11. Dezember als einer merkwürdigen Urkunde königlicher höchster Justizpflege. In Frankreich wurden Kupferstiche, die den Prozeß feierten — „ein Kupferstich von Vangelisti, betitelt Balance de Frédéric" — in den Ladenfenstern ausgestellt, in den Zeitungen beschrieben und in den Salons besprochen. Der Prozeß brachte einen früheren Müller-Prozeß Friedrichs wieder zur Sprache, der vor mehr als dreißig Jahren berühmt gewesen war, als Sanssouci erbaut wurde. Die Leser kennen ihn, den Prozeß des Potsdamer Müllers und seiner hartnäckigen Windmühle, die noch jetzt auf ihrem Hügel in jener Gegend mahlt und um keinen Preis mit zu dem königlichen Garten geschlagen werden wollte. „Um keinen Preis?" fragte der Agent des Königs. „Kann der König sie Euch nicht für gar nichts wegnehmen, wenn er wollte?" — „Ja, wenn wir nicht das Kammergericht in Berlin hätten!" antwortete der Müller. Zu Friedrichs großer Freude, wie es scheint — denn hierdurch konnte die Windmühle selbst hinfort eine Art Schmuck für seinen Garten werden. Die französische Bewunderung dieser beiden Müller-Prozesse blieb noch lange Jahre groß [3].

Was den Müller Arnold und seine Sache angeht, so verurteilte die Stimme der preußischen Gesellschaft einmütig Friedrichs Verfahren, solche Härte gegen Großkanzler Fürst und ehrenhafte alte Beamte, eine Härte, die nach der Meinung der preußischen Gesellschaft zur Barbarei und Tyrannei stieg. Um diesem Gefühl Ausdruck zu geben und es offen zu bezeugen, fuh-

[1] Preuß III. 409.

[2] Das. III. 519, 520, 405 Anm.

[3] Dieulafoi, Le Meunier de Sanssouci (Komödie oder Posse, ich weiß nicht, aus welchem Jahre); Andrieux, Le Moulin de Sanssouci („ein Gedicht", verlesen im Institut National, 15 Germinal, An 5) usw.; Preuß III. 412, 413.

ren sie in Masse zu Fürst (einige sagen auch an die Gefängnistüren, doch das scheint nicht erwiesen) und machten dem alten Fürst und Komp. die Kur. Unter den Augen Friedrichs, der fragte: „Was bedeutet der Auflauf in der Straße?" — und als er es erfuhr, nicht die geringste hörbare Bemerkung machte, aber mit seinem heilsamen Kassieren der perückentragenden Herren fortfuhr und sie im Gefängnis hielt, bis ihre volle Zeit um war.

Mein Eindruck ist gewesen, daß die Berliner Gesellschaft eine größere Achtung vor bloßer Ehrenhaftigkeit der Perücke hatte, als Friedrich. Für Friedrich ist eine Ehrenhaftigkeit der Perücke, die in einen feierlichen Fehlschlag der Gerechtigkeit ausgeht, eine bloße Ungeheuerlichkeit, schlimmer, als der perückenloseste Zustand sein könnte. Ohne Perücke wäre es vielleicht zu ertragen als etwas, wozu man mehr oder weniger geboren ist. Aber in einer Perücke — fort damit! Und die Perücke, welche so etwas schirmt und sich bemüht, es zu verbergen oder sogar es zu beschönigen, in die Gosse mit einer solchen Perücke!

Um ihren Gefühlen für Fürst und Komp. Ausdruck zu geben, mußte die Berliner Gesellschaft ferner den Anspruch des Müllers Arnold für nichtig erklären, und behaupten, ihm sei kein Unrecht widerfahren. Bloßer Vorwand seinerseits, Ausflüchte für seine Trägheit, für seine Unfähigkeit, die Pacht zu bezahlen, sagte die Berliner Gesellschaft. Und jene unparteiische Militärperson, die Friedrich hinschickte, um beim Lichte der Natur zu untersuchen und Bericht zu erstatten? „War bestochen!" antworten sie, „hatte Intrigen mit" — ich vergesse mit wem, irgendeinem Frauenzimmer (vielleicht mit Arnolds alter, häßlicher Frau, wenn man die Nachfrage aufs äußerste treibt!) — „und war völlig unzuverlässig!" In diesem verurteilten Zustande, gänzlich mißbilligt von der Berliner Gesellschaft, fand man den Arnoldschen Prozeß bei Friedrichs Tode. (Wiedereinsetzung des alten Fürst und Komp. in ihre frühere ehrenhafte Stellung war einer der ersten Akte der neuen Regierung, der sofortiger Popularität gewiß war.) Und ich glaube, in diesem Zustande ist er so ziemlich bis auf unsere Zeit geblieben, indem wenige oder niemand in der Berliner Gesellschaft zugeben, daß Müller Arnold Anspruch auf Abhilfe hatte, und noch viel weniger jenes Vorgehen gegen Fürst und die Perücken verteidigen[1].

Wer möchte es wagen, aus dieser weiten Ferne zu widersprechen? Noch einmal mein eigener unmaßgeblicher Eindruck, über den ich außer gegen Freunde Schweigen beobachte, war, daß die Berliner Gesellschaft unrecht

[1] Herr Preuß selbst neigt zu dieser Ansicht und spricht sich gegen Friedrichs Verfahren aus, aber seine Darstellung ist wie gewöhnlich genau und authentisch — obgleich in trauriger Weise verworren und in verschiedene Winkel verstreut (Preuß III. 381—413; dann wieder das. 520 ff.). Auf der anderen Seite ist ein gewisser Segebusch da, ein gelehrter Doktor aus Altona, der des Königs Partei ergreift — und freilich ziemlich stupide, lediglich argumentativ und nicht aufklärend ist, wenn man ihn liest. Segebusch, Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrichs des Großen in die bekannte Rechtssache des Müllers Arnold, auch für Nichtjuristen (Altona 1829).

hatte, daß Müller Arnold in der Tat einen Teil seines Dammwassers verloren hatte und zu einer Abänderung des Urteils berechtigt war, und daß in einem solchen Falle Friedrichs Abscheu vor dem Auftreten von Fürst und Komp. (einem Abscheu, welchen die Gicht verstärkte) trotz alledem seine höchst ehrenhafte Seite hatte.

Als nach Friedrichs Tode die Sache auf das dringende Ersuchen Gersdorfs wieder aufgenommen und „vor das geheime Tribunal als den kompetenten Appellationshof in dritter Instanz" gebracht wurde, fand das besagte Tribunal, daß der Rechtsgrundsatz, nach welchem die niederen Gerichtshöfe „hinsichtlich des absoluten Rechts der Eigentümer von Privatwassern" verfahren, sich auf den gegenwärtigen Fall nicht anwenden lasse, aber daß der Vertrag von 1566 anwendbar sei, und auch, daß „die Tatsachen in bezug auf den angeblich erlittenen Schaden" (nichts als ein V o r w a n d) „durch Verlust an Wasser" genügend gegen Arnold erwiesen seien. Gersdorf kann daher seinen Teich haben, und Arnold muß das ihm von den verurteilten Richtern „als Schadenersatz" bezahlte Geld zurückerstatten, ebenso wie das Kaufgeld für seine Mühle, wenn er die letztere behalten will. Alle diese Gelder bezahlte jedoch Se. Majestät Friedrich Wilhelm II., Friedrichs Nachfolger, um ein- für allemal mit der Sache abzuschließen, aus seiner eigenen Tasche. Das beste, was zu diesem Ende geschehen konnte.

Auf seiner letzten Reise nach Westpreußen (Juni 1784) sagte Friedrich zu dem neuen Regierungspräsidenten dort: „Ich bin eigentlich der oberste Justizkommissarius in meinem Lande und habe eine schwere Verantwortung auf mir" — wie auch Er in diesem neuen Amte haben wird. Friedrich vernachlässigte diesen Teil seiner Regierung nie, und man muß gestehen, daß sein ganzes Benehmen dabei treu, schön und menschlich war. Äußerst ungeduldig ist er allerdings, wenn er bei seinen Richtern auf Dummheit und Pedanterie stößt, welche das Wesen und die Tatsachen auszulöschen drohen. Folgendes ist eins seiner Marginale, eins von vielen, worunter manche noch beißendere, die jeder mit Befriedigung liest. Der Fall ist der eines Mörders, der Mord ist unbestreitbar; „aber muß man nicht Wahnsinn schließen, Majestät, da es so an Motiven fehlt, so an —?" Seine Majestät antwortet: „Das ist nichts als ledige und dumme Vorwort. Der Kerl hat ein Kind umgebracht; wenn er Soldat wäre, so würde er ohne Priester exekutiert, und weil diese Canaille ein Bürger ist, so macht man ihn melancholisch, um ihn zu retten. Schöne Justiz[1]!"

Friedrich muß alle Todesurteile unterschreiben, und er tut es, soweit ich bemerkt habe, mit hinreichender Strenge. Übrigens scheint sein Verbrecherkalender kleiner zu sein als irgendein anderer seiner Zeit. „In einer Bevölkerung von 5 200 000", sagt er einmal, „werden 14—15 jährlich zum Tode verurteilt."

[1] Preuß III. 375.

Achtes Kapitel / Der Fürstenbund. Friedrichs letzte Jahre

Am 29. November 1780 starb in Wien die edle Kaiserin Maria Theresia nach einer kurzen Krankheit. Ihr Ende war ebenso schön und musterhaft, wie ihr Leben gewesen war. Die Krankheit, welche zuerst nichts weiter zu sein schien als eine starke Erkältung, erwies sich als eine Verhärtung der Lunge; das Hauptsymptom war eine mehr und mehr erstickende Beschwerde des Atmens. Am Rande des Todes lehnte die Kaiserin, die auf einem Stuhle saß (es war ihr bei einem solchen Ringen nach Luft unmöglich, im Bette zu verbleiben), ihr Haupt zurück, als wolle sie schlafen. Eine ihrer Frauen legte die Kissen zurecht und flüsterte leise: „Will Ew. Majestät schlafen?" — „Nein," antwortete die sterbende Kaiserin, „ich könnte schlafen, aber ich darf nicht; der Tod ist zu nahe. Er muß mich nicht überraschen. Während der letzten fünfzehn Jahre habe ich mich darauf vorbereitet; ich will ihm wachend begegnen." Vor fünfzehn Jahren wurde ihr geliebter Franz ihr plötzlich entrissen, und seitdem hat sie Witwenkleidung getragen und sich als jemand betrachtet, der mit der Welt fertig ist. Der 18. jedes Monats ist für sie ein Tag einsamen Betens gewesen. Jeden 18. August (Franz' Todestag) ist sie pünktlich hinabgestiegen in die Gewölbe der Stephanskirche und hat dort an seinem Sarge gesessen. — Im letzten August zerbrach etwas an der Treppe, als sie hinabstieg. Das ist ihr seitdem eine Vorbedeutung gewesen[1], eine Vorbedeutung, welche jetzt erfüllt ist.

Nach ihrem Tode ließen Joseph und Kaunitz, deren Einfluß jetzt allein galt, ihren ehrgeizigen Unternehmungen die Zügel schießen. Pläne aller Art, auch in bezug auf Bayern, trotz der jüngst erfahrenen Abwehr. Hinsichtlich dieses letzteren und auch großer Aussichten in der Türkei ist der junge Kaiser jetzt auf eine schlaue, für ihn verheißungsvolle Methode verfallen — die nämlich, sich bei der Zarin beliebt zu machen und Friedrich bei ihr zu verdrängen. Im Sommer 1780, als die Kaiserin noch am

[1] Hormayr, Österreichischer Plutarch IV. 94; Keith II. 114.

Leben war, machte Joseph seinen berühmten ersten Besuch bei der Zarin (Mai bis August 1780[1]). Erst einige Jahre später seinen dreifach berühmten zweiten Besuch (die dreifach berühmte Kleopatra-Reise mit ihr den Dnjepr hinab, wobei theatralische Städte und Bevölkerungen an den Ufern mit ihnen Schritt hielten, so groß war das szenische Talent der russischen Beamten, Potemkin als Bühnendirektor an der Spitze). Im Laufe welches ersten Besuches, und noch mehr des zweiten, die Zarin und Joseph, wie wohl bekannt ist, zu einem Einverständnis gelangten. Noch war wenig davon ausgesprochen, aber der Sinn ist beiden schon klar. „Eine freimütige Allianz, hohe Dame. Für Euch voller Spielraum mit Eurer glorreichen Idee einer griechischen Hauptstadt und eines griechischen Reiches. Die Türken ganz hinausgestoßen, Konstantinopel wieder eine christliche Metropole" (und Euer nächster Enkel ein K o n s t a n t i n — in Bereitschaft dafür). „Warum nicht, wenn ich meinen Anteil in den Donauländern bekomme, die mir bequem liegen. Für Euch, sage ich, ein östliches Reich, für mich ein westliches. Wiedergeburt des armen alten Römischen Reiches, soweit dies möglich ist, und kein Hindernis in bezug auf Bayern das nächste Mal. Haben wir nicht beide genug gehabt von dem alten Friedrich, der beständig auf dem status quo beharrt und uns ein bloßes Hemmnis auf dem Wege ist?"

Die Zarin Katharina machte sich den Wink zunutze, taufte ihren nächsten Enkel „Konstantin" (damit er in Bereitschaft sei[2]) und weigerte sich von dieser Zeit an hartnäckig, ihren Vertrag mit Friedrich zu erneuern. — Zu Friedrichs großem Kummer, da er sie zugleich eifrig bemüht sah, die deutschen Pläne Josephs, bayrische und andere, zu fördern, und sich die unheilvollen Folgen ausmalte, welche es für Preußen haben müsse, wenn dieser laufende Termin des Vertrages endete. Was Joseph anging, so war er Tag und Nacht geschäftig — wirklich gefährlich für Friedrich und die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches. Mit der Hilfe der Zarin bringt er es dahin, daß sein junger Bruder Maximilian zum Koadjutor von Köln erwählt wird, zum Nachfolger unseres schmächtigen Freundes dort, um zu rechter Zeit Kurköln zu werden und das Kurfürstentum Köln hinfort zu einem Stück Österreich zu machen[3]. Dann kommen P a n i s b r i e f e[4] — wer weiß was alles für Usurpationen, Besitzergreifungen und Ansprüche

[1] Hermann VI. 132—135.

[2] Dies ist der Konstantin, welcher zugunsten des verstorbenen Zaren Nikolaus entsagte und sich sowohl hinsichtlich des ‚Neuen griechischen Reichs' als auch sonst als nutzlos erwies.

[3] Ein weitläufiger und eingehender Bericht über diese Sache bei Dohm I. 295 bis 379.

[4] P a n i s - (Brot-) B r i e f ist ein Brief, den der Kaiser in früheren Jahrhunderten zugunsten alter abgenutzter Diener an ein Kloster, einen Abt oder Prior in guten Verhältnissen richtete: ‚Seid so gut, diesen alten Herrn mit Panis (Brot oder Unterhalt im allgemeinen) zu versorgen, solange er lebt.' Sehr hübsch zu Barbarossas Zeit — aber jetzt.

ohne Ende und endlich ein offener Anspruch, Bayern trotz alledem einzuverleiben. Jetzt nicht einen Teil von Bayern, sondern das ganze. „Du Karl Theodor, gekränkter Mann, können wir dir nicht ein Gebiet in den Niederlanden geben? Ein König sollst du dort sein und dein Votum als Kurpfalz doch behalten; denke nur! Als Gegengabe dafür überlasse uns Bayern als Lehen und laß uns so abschließen.“ — Karl Theodor ist ganz bereit dazu. Nur sind einige andere es vielleicht nicht.

Damals und dort waren diese drohenden Verwicklungen, die jetzt wie ein Traum der Nacht verschwunden sind, wirklich Lebensfragen für das Königreich Preußen, welche ein alter Hirte des Volkes nie aus den Augen verlieren durfte. Sie hielten einen wachsamen König Friedrich in fortwährender Spannung und waren eine stehende Lebensaufgabe für ihn in jenen letzten Jahren. Eine für menschliche Bemühungen beinahe unlösbare Aufgabe, da die russische Karte offenbar in die andere Hand übergegangen war. Eine Aufgabe, welche aber trotzdem gelöst wurde, man erinnert sich noch wie.

Bei der Entwicklung jenes hübschen bayrischen Projektes wurde die Sache dringend. Und man weiß wohl, durch welchen Geniestreich Friedrich ihr ein Schachmatt entgegensetzte und an ihrer Stelle einen Fürstenbund mit Preußen an der Spitze ins Leben rief, um die Verletzung der Reichsgesetze ein- für allemal zu verbieten. Der Fürstenbund, das ist der siegreiche Gipfel von Friedrichs öffentlicher Geschichte, dem alle seine Anstrengungen während dieser fünf Jahre zustrebten, Friedrichs letzte Tat in der Welt. Eine jetzt veraltete Tat, überall der Vergessenheit verfallen, außer in der deutschen Spezialgeschichte und für diejenigen, welche Friedrichs Charakter im Greisenalter studieren. Blieb in der europäischen Geschichte völlig ohne Resultat, eine so unerwartete Wendung nahmen die Dinge. Ein Fürstenbund, der innerhalb weniger Jahre vollständig verschlungen wurde von jenem Weltausbruch der Demokratie und des Krieges der Giganten und — wenn nicht etwa Napoleons Rheinbund ein flüchtig nachspukendes Gespenst davon war — nicht einmal ein Gespenst hinterließ. Ein Fürstenbund, von dem wir etwas sagen müssen, wenn sein Jahr kommt, aber offenbar nicht viel.

Auch die häuslichen Verhältnisse, wie sie von unseren preußischen Gewährsmännern dargestellt werden, sind kein inhaltsreicher Gegenstand für uns. Friedrichs Greisenalter ist nicht unliebenswürdig. Im Gegenteil, ich glaube, es würde ein hübsches Bild abgegeben haben, wäre ein Maler dagewesen, der es mit dem mindesten Verständnis oder physiognomischen Zusammenhang entworfen hätte, aber ein solcher Maler war nicht da. Seine Briefe und alle vorhandenen Symptome lassen einen tapferen alten Mann erkennen, der das Herz auf dem rechten Flecke hat, beständig viele schlimme Hemmnisse überwindet und wie die Sterne immer stetig bei

seiner Arbeit ist. In Gram oder Verzagen dasitzen ist ihm zu allen Zeiten fremd gewesen. „Warum verzagen? Wird nicht alles bald vorüber sein? Ist es von großer Wichtigkeit, solange es dauert?" Ein schönes, ungekünstelt kräftiges, einfaches und männliches Greisenalter, eher heiter als traurig, trotz der elektrischen Entladungen und des trüben Wetters, woran es nicht fehlen konnte.

Von alledem bleibt hier nicht mehr viel zu sagen übrig. Friedrichs Element wird allmählich trübe, von düsterer Färbung. Und auch die Berichte darüber scheinen trüber zu werden und in immer längeren Zwischenräumen einander zu folgen. Die alten Freunde von der intellektuellen Art sind fast sämtlich tot; die neuen sind nicht von Interesse für uns, vergleichsweise nicht nennenswert. Der hauptsächlichste ist vielleicht ein gewisser junger Marchese Lucchesini, der um diese Zeit kommt[1] und sowohl bei Friedrich als bei seinem Nachfolger sich immer größerer Gunst erfreut — von letzterem sogar als Diplomat beschäftigt wird. Ein talentvoller junger Mann aus Lucca, von feinem Verstand und, was hier nicht minder wesentlich war, von dem feinsten Anstand in Bildung und Manieren. Man macht keine Bekanntschaft mit ihm in diesen zerstreuten Berichten, und wünscht es auch nicht. Er war es, der den hohlen, ewig schreibenden Denina hierher brachte, wenn man ihm das als Verdienst anrechnen kann. Der hohle Denina kam als Akademiker im Oktober 1782, sah Friedrich[2] wenigstens einmal („Akademiker, Pension — ja, ja!"), und ich weiß nicht, ob ein zweites Mal.

Friedrich flüchtet bei dem Verlust seiner Freunde nicht in die Einsamkeit. Er sieht sich immer nach einem Ersatz um, sieht seinen Mann einmal oder zweimal, in verschiedenen Fällen nur einmal und überläßt ihn hinfort seiner als Sinekure genossenen Pension. Cornelius de Pauw, der reiche Kanonikus von Xanten (Onkel des später berühmten Anacharsis Klootz) kam auf diese Weise und blieb etwa sechs Monate in der Nähe des Hofes, wo er nicht gefiel, und wo es ihm nicht gefiel, und erhielt dann die Erlaubnis, mit seiner Pension ein- für allemal nach Hause zurückzukehren. Ein anderer, ein Franzose, dessen Namen ich vergaß, hockte düster in Potsdam, nachdem man ihn verworfen hatte, stumm (da er kein Deutsch verstand), ungeschoren, ungekämmt und ruppig wie Nebukadnezar, bis er starb. De Catt ist noch eine Hilfsquelle, beständig fest, bis ganz zuletzt, wie man meint, irgend jemandes Zunge ihm beim König schadete.

Allein oder beinahe allein. Von dem alten Kreise ist Bastiani noch übrig, ein großer Mann mit dunkeln Augenbrauen und ungewöhnlich glänzenden Augen, jetzt selbst alt und ein behäbiger Abt in Schlesien, der von Zeit zu Zeit kommt und die früheren Gegenstände der Unterhaltung wieder bei dem König anregt. Bastianis Geschichte ist sehr merkwürdig. Als

[1] „Kammerherr" (titular, mit Pension usw.) „9. Mai 1780, damals 28 Jahre alt" (Preuß IV. 211) — wann oder wie er ankam, wird nicht gesagt.
[2] Rödenbeck III. 285, 286.

ein hochgewachsener, venetianischer Mönch (Sohn eines Schneiders in Venedig) wurde er von Friedrich Wilhelms Werbern aufgegriffen. Friedrich fand ihn unter den Potsdamer Riesen dienen, entdeckte aber in dem intelligent aussehenden Mann ganz andere Talente, ganz andere Kenntnisse und machte ihn allmählich zu dem, was er jetzt ist. Zieht ihn öfters damit auf, daß er eines Tages Papst werden wird, so schlau und klug ist er. „Was wird Er zu mir, einem Ketzer, sagen, wenn Er Papst wird? Sage Er es jetzt! Heraus damit, ich will es!" Bastiani wehrte sich, so gut er konnte, aber da dies ihm nichts half, machte er, wie es heißt, den einzigen ihm zugeschriebenen Witz: „Ich werde sagen: O königlicher Adler, schirme mich mit Deinen Flügeln, aber verschone mich mit Deinem scharfen Schnabel!" Dies ist der einzige Witz, der von Bastiani berichtet wird; denn er war im ganzen schweigsam und praktisch tätig und vergeudete seinen schönen Verstand nicht auf solche Weise.

Fremde Besucher sind in Menge da, und dann und wann geht es glänzend her. Aber hauptsächlich scheinen die alten Generale des Königs Gesellschaft zu bilden. Die Mittagstafel ist immer seine heiterste Stunde; von zehn bis sieben hat er täglich Gäste. Seidlitz, der außer als Soldat nie viel Geist hatte, ist schon lange tot. Zieten kommt selten und schläft ein, wenn er kommt. General Görtz (Bruder des Weimar-Münchener Görtz), Buddenbrock (des Königs Genosse in seiner Jugend, in den Rheinsberger Zeiten), der gute Fähigkeiten besitzt, Prittwitz (der ihn bei Kunersdorf rettete und lebhaft, obschon stupide ist), General und Oberstallmeister Schwerin, von hastiger Zunge, nicht witzig, aber ein Gegenstand des Witzes, und Major Graf von Pinto, ein großsprecherischer Exösterreicher, dito, dito, diese sind unter seinen hauptsächlichsten Tafelgästen. Wenn schöne Theorien nicht passen, so werden alte Jugendstreiche und alte Kriegsgeschichten die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Es fehlt dabei nie an scherzhaften Bemerkungen seitens des alten Königs, der mit Schnupftabak befleckt dasitzt (sagt der insgeheim übelgelaunte Büsching) und Fett an seinen Fingern nicht genügend verabscheut, noch auch seine Nägel ganz rein hält. Lacht gelegentlich auch über die Geistlichkeit und hat wenig von der Ehrfurcht, welche für einen alten König schicklich wäre. Die Wahrheit ist, Doktor, er hat viel gelitten durch die Dummheit der Menschen und hat es immer geliebt, unverhüllt auf sein Ziel loszugehen. Übrigens, wie ihr sehen könnt, im Herzen ein alter Stoiker, der die Dinge nimmt, wie sie eben sind, vor allem nutzloses Verzagen meidet und beim Mittagessen gern eine vergnügte Stunde haben will, wenn er kann.

Besuche von seinen Verwandten sind noch ziemlich häufig, finden aber nie ohne vorhergegangene Einladung statt. Sonst ist er ganz ein alter Junggeselle, ein alter militärischer Abt und hat für alle Stunden seine Geschäfte. Die Prinzessin Amalie besorgt seine Wäsche, nicht sehr gut, die liebe alte Dame, die selbst ein Krüppel ist, leidend und stimmlos, nur in

heiserem Flüstern spricht. Ich glaube, ich habe gehört, daß nicht mehr als zwölf Hemden da waren, nicht in der besten Ordnung, als der König starb. Ein König, der gegen kleine Dinge und besonders gegen die Sorge um Hemden und unwesentliche Schneidereien aufs höchste gleichgültig ist. Hält an der Literatur fast mehr als je zuvor fest, schriftstellert noch gelegentlich[1] und hat seine tägliche Lektüre, Konzerte und Korrespondenz wie gewöhnlich. Die Leser können sich das dunkle Haushaltsgemälde, das überdies noch dunkel beschrieben wird, vorstellen. Die folgenden Anekdoten mögen zur Vervollständigung dieses Bildes oder wenigstens zur Ergänzung alles dessen, was ich darüber zu sagen habe, hinzugefügt werden:

Sie gehen also am Mittwoch? — „Zeitverlust war einer der Verluste, welche Friedrich am wenigsten ertragen konnte. Bei Besuchen, sogar von seinen Geschwistern, die immer auf seine eigene ausdrückliche Einladung stattfanden, sagte er wohl eines Morgens" (wir wollen es Dienstag morgen nennen): „,Ich bedauere, zu hören, daß Sie am Mittwoch gehen wollen!'" (Was ihr nie vorher gehört habt.) — „,Ach, Majestät, wir müssen!' — ,Nun, ich bedauere sehr, aber ich will Ihnen keinen Zwang auferlegen. Angenehme Augenblicke können nicht ewig dauern!' Und öfter, nachdem man sich hierüber verständigt, pflegte er zu sagen: ,Aber können Sie denn nicht bis Donnerstag bleiben? Bleiben Sie doch noch einen Tag länger!' — ,Nun, da Ew. Majestät es gnädigst wünscht!' Und am Donnerstag, nicht am Mittwoch, endete unter diesen seltsamen Verhältnissen der Besuch. Dieser Charakterzug steht in den Anekdotenbüchern, aber seine Echtheit ruht nicht auf diesem unsicheren Grunde. Merkwürdig genug ist er mir persönlich durch zwei klare Zwischenberichte von Friedrichs Schwester, der Herzogin von Braunschweig, zugekommen, die, wenn irgend jemand, davon wissen mußte[2]!"

Diner bei der Königin. Die Königin, eine kluge, einfache und würdige Person, von musterhaftem Benehmen in einer schwierigen Lage, scheint in der Berliner Gesellschaft und in den Hofkreisen sehr geachtet gewesen zu sein. Auch fehlte es dem Könige nicht an demselben Gefühl für sie, wovon noch manche Beweise vorhanden sind. Aber was persönlichen Verkehr betraf, welch eine Gestalt hatte dieser allmählich angenommen! Preuß erzählt nach den Berichten von Augenzeugen: „Wenn der König nach dem Siebenjährigen Kriege im Winter zuweilen bei der Königin, seiner Gemahlin, und in ihren Zimmern zu Mittag speiste, so sprach er dabei nicht ein Wort mit ihr, sondern machte ihr nur beim Kommen, beim Niedersitzen und beim Aufstehen die üblichen Verbeugungen und saß ihr bei Tische gegenüber. In den siebziger Jahren litt die Königin einmal an Gicht, die Tafel fand in ihren Zimmern statt, sie erschien dabei nicht, sondern sie saß in dem Versammlungszimmer in einem Fauteuil. Bei dieser Gelegenheit näherte sich der König der Königin und erkundigte sich verbindlich nach ihrer Gesundheit. Dies erregte bei allen Anwesenden und, als die Nachricht davon sich verbreitete, auch in der Stadt große

[1] Zum Beispiel die berühmte Schrift De la Littérature Allemande (die seinen Angriff auf Shakespeare und seine erste, einem Willkommen gerade entgegengesetzte Begrüßung von Goethes Götz von Berlichingen enthielt), gedruckt unter der Beaufsichtigung des stupiden Thiebault, Berlin 1780. Steht jetzt in Oeuvres de Frédéric VI. 89—122. Die letzten Stücke sind hauptsächlich militärische Instruktionen, praktischer oder offizieller Natur.

[2] Mein Berichterstatter ist Sir George Sinclair, Baronet von Thurso; der seinige war die ausgezeichnete Gräfin von Finlater, deren geistiger und körperlicher Anmut man sich noch erinnert, und die Ehrendame bei der Herzogin gewesen war.

Verwunderung und Teilnahme. Es ist wahrscheinlich das letztemal vor seinem Tode gewesen, daß er mit ihr gesprochen hat [1]."

Die beiden Großneffen. — „Der König liebte die Kinder und hatte seine Großneffen gern um sich. Eines Tages, als der König in seinem Kabinett arbeitete, spielte der jüngere, ein Knabe von acht oder neun Jahren" (der bald nach seinem zwanzigsten Jahre starb), „im Zimmer Ball und warf den Ball wiederholt auf des Königs Schreibtisch. Der König warf ihn zwei- oder mehreremal zurück, aber das nächste Mal steckte er ihn in die Tasche und schrieb weiter. ‚Geben Sie mir ihn wieder, Majestät!' bat der Knabe, bat nochmals; Majestät nahm keine Notiz davon, fuhr fort zu schreiben. Bis endlich in zornigem Tone die Worte kamen: ‚Will Ew. Majestät mir den Ball jetzt geben?' Der König blickte auf; fand den kleinen Hohenzoller fest dastehen, die Arme in die Seiten und mit einem ganz gebieterischen Aussehen. ‚Du bist ein braver kleiner Kerl; dir werden sie Schlesien nicht abnehmen!' rief er lachend und warf ihm den Ball zu [2]."

Von dem älteren Prinzen, nachher Friedrich Wilhelm III., Vater des gegenwärtigen Königs, gibt es eine viel interessantere Anekdote, und überdies eine, die er selbst erzählt hat, obgleich die genauen Ausdrücke unwiederbringlich verloren sind. „Wie der König ihn nach seinen französischen Studien befragte, einen Lafontaine aus dem Bücherbord nahm und sagte: ‚Übersetze mir diese Fabel'; was der Knabe mit so großer Gewandheit und Genauigkeit tat, daß der König ihn sehr dafür lobte, ihn so sehr lobte, daß es den ehrlichen kleinen Kerl in Verlegenheit brachte, so daß er gestand: ‚Ich habe es vor einigen Tagen mit meinem Lehrer übersetzt!' Zur noch größeren Freude des Königs, der ihn zu einem Spaziergang in den Garten nahm und ihm in immer ernsterem Tone ermahnend, von dem höchsten Gesetz der Wahrheit und der Rechtschaffenheit sprach, dem alle Menschen und noch mehr alle Könige gehorchen sollen, wobei eine seiner Bemerkungen war: ‚Sieh hier dies hohe Ding!'" (den Obelisken, an dem sie in dem Garten vorbeikamen). „‚Seine Gradheit ist seine Stärke! (sa droiture fait sa force).' Und beim Abschied sagte er: ‚Erinnere dich dieses Abends, mein guter Fritz; vielleicht wirst du daran denken, wenn ich schon lange tot bin.' In bezug worauf der gute Friedrich Wilhelm fromm erklärt, daß er es oft getan habe in den Stürmen des Schicksals, welche über ihn hereinbrachen [3]."

Gewerbliche Angelegenheiten, besonders hinsichtlich der Anlegung von Kolonien, Wasserleitungen, Dämmen und der Urbarmachung wüster Ländereien, bilden einen bedeutenden Teil der Arbeiten dieses Königs — die Leser würden kaum ahnen, einer wie großen und wie unablässigen Arbeit. Es hat sich hierüber ein Bericht erhalten, der mir sogar ins Englische übersetzt zur Hand liegt, und den man als einen Kolonialtag in Friedrichs Gesellschaft bezeichnen könnte. (Es ist der 23. Juli 1779, den Friedrich, der eben erst aus dem bayrischen Kriege heimgekehrt war, von fünf Uhr morgens an ganz damit verbrachte, umherzufahren und seine Kolonien und Landverbesserungen in dem Potsdam-Ruppiner Distrikte

[1] Preuß IV. 187.

[2] Fischer II. 445 („Jahr 1780").

[3] R. F. Eylert, Charakterzüge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. (Magdeburg 1843) I. 450—456. Dies ist ein „Hofprediger und Bischof Eylert". Unzweifelhaft hörte er diese Anekdote von seinem Herrn, und man hörte sie ihn wiederholen; aber die Redeweise, in die der Herausgeber sie gebracht hat, ist ganz flitterhaft und modern und kann unmöglich als die Friedrichs, noch auch, wie mir scheint, als die Friedrich Wilhelms III. angesehen werden.

einer eingehenden Besichtigung zu unterwerfen.) Ein sehr merkwürdiger Bericht von einem gewissen Vogt oder Aufseher, welcher neben seinem Wagen herritt, über alle Fragen, Urteile und Bemerkungen Friedrichs über Personen und Gegenstände, bis er zur Nacht in Ruppin einkehrte. Mit advokatischer, ja beinahe mit religiöser Genauigkeit von dem fraglichen Aufseher, einem Schwiegersohn des Dichters Gleim niedergeschrieben — von welch letzterem er ein Jahr nach Friedrichs Tode veröffentlicht wurde, und seitdem von vielen anderen. Er ist merkwürdig authentisch, teilweise charakteristisch, obgleich er bei seinem nüchternen advokatischen Stil eine etwas schwere Lektüre bildet. Ein glücklicher Umstand für die meisten Leser, daß der unerbittliche Mangel an Raum ihn bei dieser Gelegenheit ausschließt!

Kein Leser stellt sich vor oder könnte durch ein einziges Dokument eine genügende Vorstellung davon erlangen, wie unermüdlich Friedrich für diesen Teil seines Amtes tätig ist. Der sorgsamste Landwirt bemüht sich nicht eifriger um sein Landgut als Friedrich um sein ganzes Königreich. Welches in der Tat ein ihm vom Himmel in Pacht gegebenes Landgut ist, wo kein Torweg zerbrochen, kein Stein und keine Scholle in den kleinsten Graben geworfen werden können, ohne daß es ihm, dem Landwirt, Schaden zufügt und unverzüglich seine Sorgfalt in Anspruch nimmt. Es finden Zusammenkünfte statt mit den schlesischen Fabrikanten (zur Zeit der Manöver). Unterredungen, wovon einige sich erhalten haben, sehr merkwürdig zu lesen, so langweilig sie auch sind. Viele zerstreute Beweise sind da, und nur langsam wird, zwar nicht diese Tätigkeit selbst, immerhin aber ihre Intensität völlig glaublich. Doch bei den uns jetzt auferlegten Bedingungen ist dies alles nicht mitteilbar und muß, wie so vieles andere, der ermatteten Phantasie anheimgestellt werden.

Folgendes ist der Bericht eines Augenzeugen, die Berichte mehrerer Augenzeugen, welche uns glücklicherweise noch erhalten sind, über den wirklichen Friedrich, wie er aussah, und wie er lebte. Diese werfen in angenehmer Weise eine vorübergehende Beleuchtung auf seine Angelegenheiten und auf ihn, und auf diese wollen wir uns beschränken.

Der Fürst von Ligne sieht nach zehn Jahren Friedrich zum zweitenmal und erstattet über seine Unterhaltung mit ihm Bericht.

Im Sommer 1780 machte, wie wir erwähnten, Kaiser Joseph der Zarin seinen ersten Besuch. Sie trafen sich gegen Ende Mai in Mohilew am Dnjepr und sind seitdem, scheinbar in bloßen Festlichkeiten und Vergnügungen (obgleich nebenher genug Geschäfte besorgt wurden) länger als einen Monat umhergeschwärmt, als der Fürst von Ligne Befehl erhielt, nach Petersburg zu ihnen zu kommen. Er reist über Berlin, bleibt etwa eine Woche in Potsdam bei Friedrich und erstattet der polnischen Majestät

über diese neuen Unterredungen von 1780 Bericht, ein Jahr, nachdem er ihm die 1770 in Mährisch-Neustadt gehaltenen überschickt hatte, welche wir oben lasen. Jene wurden 1785 aus dem Gedächtnis niedergeschrieben, diese 1786, und zwar „gegen das Ende dieses Jahres", wie aus innerer Augenscheinlichkeit hervorgeht. Seien uns diese denn auch willkommen, wie sie eben sind.

„Da Ew. Majestät" (Quasi-Majestät von Polen) „willens ist, noch einmal eine Viertelstunde der Zeit zu verlieren, welche Sie so gut anwenden, um die Liebe aller derjenigen zu gewinnen, denen Sie sich bekannt zu machen geruhen, so ist hier meine zweite Zusammenkunft. Dieselbe kann nur für Sie von Interesse sein, der den König gekannt hat und da Charakterzüge entdeckt, wo ein anderer nur einfache Worte sieht. Man findet so selten jenes Vertrauen oder wenigstens jene Gutherzigkeit, welche Ew. Majestät charakterisiert. Bei Ihnen kann man sich der Ruhe hingeben; aber bei dem König von Preußen mußte man immer unter den Waffen stehen, zur Abwehr und zum Angriff gerüstet sein und die richtige Mitte halten zwischen einem kleinen Angriff und einer großen Verteidigung. Ich gehe nun an meine Aufgabe und werde zum letztenmal über ihn reden.

Er hatte mir das Versprechen abgenommen, ihn in Berlin zu besuchen. Ich eilte unmittelbar nach jenem kleinen Kriege dorthin" (dem Kartoffelkrieg), „den er als ‚einen Rechtsstreit bezeichnete, in dem er als Vogt habe Exekution üben müssen'. Der Erfolg war, wie bekannt, für ihn eine große Auslage an Menschen, Pferden und Geld, ein gewisser Schein von Ehrenhaftigkeit und Selbstlosigkeit; wenig Kriegsruhm, etwas Ehrlichkeit in der Politik und viel Bitterkeit gegen uns Österreicher. Der König fing damit an, ohne zu wissen, warum, den österreichischen Offizieren ohne einen besonderen, von ihm selbst unterzeichneten Befehl das Betreten seines Landes zu verbieten. Unser Hof erließ hierauf ein ähnliches Verbot gegen die preußischen Offiziere; und gegenseitige Belästigung, ohne Nutzen und Grund, war die Folge. Ich meinerseits habe ein vertrauendes Gemüt. Ich dachte, ich würde keine Erlaubnis nötig haben, und glaube noch, daß ich ohne eine solche hätte fertig werden können. Aber mehr der Wunsch, einen Brief von dem großen Friedrich zu erhalten, als die Furcht, schlecht empfangen zu werden, veranlaßte mich, ihm zu schreiben. Mein Brief war ganz durchglüht von meiner Begeisterung, Bewunderung und dem Feuer meiner Gefühle für diesen großen und außerordentlichen Menschen und brachte mir drei sehr hübsche Antworten von ihm. Er gab mir im kleinen fast dasselbe, was ich ihm im großen gegeben hatte, und was er an Bewunderung nicht erwidern konnte — denn ich entsinne mich nicht, eine Schlacht gewonnen zu haben — gewährte er mir an Freundschaft. Aus Furcht, daß seine Briefe mich verfehlen könnten, hatte er mir von Potsdam nach Wien, nach Dresden und nach Berlin geschrieben." (Endlich Sonnabend, 9. Juli 1780 war ich in Potsdam bereit — blieb dort etwa eine Woche[1].)

„Während ich mit meinem Sohne Charles und M. de Lille" (dem Abbé de Lille, dem Verfasser eines jetzt vergessenen Prosawerks, keineswegs dem lyrischen de Lisle, Verfasser von Les Jardins) „auf den Glockenschlag zwölf wartete, um dem Könige vorgestellt zu werden, ging ich auf die Parade. Und wurde, als dieselbe zu Ende war, von österreichischen Deserteuren, und zwar besonders Leuten aus meinem eigenen Regiment, umringt und in das Schloß geleitet, die mich beinahe umarmten und mich um Verzeihung baten, daß sie mich verlassen hätten.

Die Stunde der Vorstellung schlug. Der König empfing mich mit unsäglicher Freundlichkeit. Die militärische Kälte des Hauptquartiers eines Generals verwandelte

[1] „9. (oder 10.) Juli 1780" (Rödenbeck III. 233), „blieb bis zum 16."

sich in ein sanftes und gütiges Willkommen. Er sagte zu mir, ‚er habe nicht gedacht, daß ich einen so großen Sohn hätte‘."

Ich. ‚Er ist sogar verheiratet, Sire, schon seit zwölf Monaten.‘

König. ‚Darf ich‘ (oserais-je) ‚fragen, mit wem?‘ „Er gebrauchte diesen Ausdruck ‚oserais-je‘ oft und auch den: ‚Wenn Sie mir die Ehre gewähren wollen, es Ihnen zu sagen, Si vous me permettez d'avoir l'honneur de vous dire.‘"

Ich. ‚An eine polnische Dame, eine Massalska.‘

König (zu meinem Sohne). ‚Was, eine Massalska? Wissen Sie, was Ihre Großmutter getan hat?‘

‚Nein, Sire‘, sagte Charles.

König. ‚Sie legte bei der Belagerung von Danzig mit ihrer eigenen Hand die Lunte auf die Kanone [1], feuerte und veranlaßte andere, zu feuern, und verteidigte sich, als ihre Partei, die den Kopf verloren hatte, nur an Übergabe dachte.‘

Ich. ‚Die Frauen sind in der Tat unbeschreiblich; abwechselnd stark und schwach, indiskret, heuchlerisch, sind sie zu allem fähig.‘ ‚Unzweifelhaft‘, sagte M. de Lille, bekümmert, daß an ihn das Wort noch nicht gerichtet war, und mit einer Vertraulichkeit, die keine große Aussicht auf Erfolg verhieß. ‚Unzweifelhaft. Sehen Sie —‘, sagte er. Der König unterbrach ihn. Ich führte einige Belege für meine Meinung an — wie zum Beispiel die Frau Hachette bei der Belagerung von Beauvais [2]. Der König machte einen kleinen Ausflug nach Rom und Sparta. Er hatte den Spaziergang dorthin gern. Nach einer kurzen Pause erzählte ich de Lille zu Gefallen, daß M. de Voltaire in de Lilles Armen gestorben sei. Dies bewog den König, einige Fragen an ihn zu richten. Er antwortete auf etwas zu weitschweifige Art und entfernte sich. Charles und ich blieben zur Tafel da." Dies ist der erste Tag in Potsdam.

„Hier, fünf Stunden täglich, riß die enzyklopädische Unterhaltung des Königs mich vollständig hin. Die schönen Künste, der Krieg, die Medizin, Literatur und Religion, Philosophie, Moralgeschichte und Gesetzgebung passierten nacheinander Revue. Die schönen Jahrhunderte von Augustus und Ludwig XIV.; die gute Gesellschaft bei den Römern, bei den Griechen, bei den Franzosen; die Ritterlichkeit Franz' I., der Freimut und die Tapferkeit Heinrichs IV., die Wiedergeburt der Wissenschaften und ihr Umschwung seit Leo X., Anekdoten über geistreiche Männer anderer Zeiten, und wie schwer es sei, mit denselben zu verkehren; M. de Voltaires Vergehen; die Empfindlichkeit M. de Maupertuis', Algarottis angenehme Manieren, Jordans feiner Witz, Hypochondrie d'Argens', den der König durch die einfache Bemerkung, daß er schlecht aussehe, dahin brachte, vierundzwanzig Stunden im Bette zu bleiben — und kurz, was nicht? Alles, das Verschiedenartigste und Geistreichste, was man sagen konnte, kam von ihm — in einem sehr sanften, etwas leisen Ton der Stimme, der nicht weniger angenehm war als die Bewegungen seiner Lippen, welche eine unaussprechliche Anmut hatten.

Dies war es, glaube ich, was einen verhinderte, die Bemerkung zu machen, daß er in der Tat, wie die Helden Homers, etwas schwatzhaft war, wiewohl in erhabener Weise. Leute, die viel reden, verdanken ihren Ruf als solchen oft ihrer Stimme, ihrem Ton und ihren Bewegungen. Denn man konnte gewiß keinen Menschen finden, der mehr sprach als der König, aber man empfand es aufs angenehmste, daß dies der Fall war. Gewohnt in Gegenwart von vier oder fünf Generalen, die kein Französisch verstanden, mit dem Marquis Lucchesini zu sprechen, entschädigte er sich

[1] Im Februar 1734, während des armen Stanislaus Lesczinski zweiter Herrschaftsperiode.

[2] A. D. 1472, die Burgunder stürmten den Wall und hatten ihre Fahne schon darauf gepflanzt, die Fahne und der Fahnenträger werden von Hachette und anderen begeisterten Frauen in den Graben hinabgeschleudert — mit dem schönsten Erfolg.

auf solche Weise für die Stunden der Arbeit, des Studiums, des Nachdenkens und der Einsamkeit. Ich muß wenigstens, sagte ich mir, ein Wort dazwischenwerfen. Er hatte gerade Virgil erwähnt. Ich sagte:

Ich. ‚Was für ein großer Dichter, Sire, aber was für ein schlechter Gärtner!'

König. ‚Ach, wem sagen Sie das? Habe ich nicht versucht zu pflanzen, säen, pflügen und zu graben mit den Georgica in der Hand? „Aber, Monsieur," sagte mein Gärtner, „Sie sind töricht und Ihr Buch nicht minder, das ist nicht die Art, wie man zu Werke geht." Ah, mon Dieu, was für ein Klima! Würden Sie es glauben, daß der Himmel oder die Sonne mir alles versagt? Sehen Sie meine armen Orangenbäume, meine Olivenbäume und Zitronenbäume an, sie verkommen alle.'

Ich. ‚Es scheint also, daß nur Lorbeeren bei Ihnen gedeihen, Sire.' (Der König warf mir einen allerliebsten Blick zu, und um eine leere Bemerkung durch eine alberne zu decken, fügte ich schnell hinzu:) ‚Überdies, Sire, gibt es zu viele grénadiers' (bedeutet im Französischen ebensowohl Granatäpfel als Grenadiere — ein Haken, woran man seinen kleinen Witz aufhängt) ‚in diesem Lande; die essen alles auf!' Der König brach in lautes Gelächter aus; denn nur Absurditäten rufen Gelächter hervor.

Eines Tages hatte ich einen Teller umgedreht, um zu sehen, von was für Porzellan er wäre. ‚Woher denken Sie, daß er kommt?' fragte der König.

Ich. ‚Ich glaubte, es wäre sächsisches Porzellan, aber statt zweier Schwerter' (dem sächsischen Merkzeichen) ‚sehe ich nur eins, welches reichlich so viel wert ist als die beiden zusammen.'

König. ‚Es ist ein Szepter.'

Ich. ‚Ich bitte Ew. Majestät um Vergebung, aber es ist einem Schwerte so ähnlich, daß man es leicht damit verwechseln könnte.' „Und dies war wirklich der Fall. Wie bekannt, ist dies das Merkzeichen des Berliner Porzellans. Da der König mitunter König spielte und sich mitunter für äußerst großartig hielt, wenn er einen Spazierstock oder eine mit ein paar elenden kleinen Diamanten besetzte Schnupftabaksdose zur Hand nahm, bin ich nicht ganz sicher, ob meine kleine Allegorie ihm gerade sehr gefiel.

Eines Tages, als ich zu ihm ins Zimmer trat, kam er mir entgegen und sagte: ‚Ich zittere, Ihnen schlechte Nachrichten geben zu müssen. Ich habe soeben gehört, daß Prinz Karl von Lothringen im Sterben liegt[1].' Er blickte mich an, um zu sehen, was für eine Wirkung dies auf mich hervorbringen würde. Und da er die Tränen in meine Augen dringen sah, änderte er durch die zartesten Übergänge den Gegenstand der Unterhaltung, sprach vom Kriege und vom Marschall Lacy. Er erkundigte sich bei mir nach Lacy und sagte: ‚Das ist ein Mann von größtem Verdienst. In früheren Zeiten verstand Graf Mercy bei uns' (fiel als Oberbefehlshaber in der Schlacht bei Parma, 1733) ‚wie Puysegur bei den Franzosen etwas von Märschen und Lagerungen. Man sieht aus Hyginus' Buch' (einem alten Buche) „Über die Lagerkunst", daß auch die Griechen sich mit diesem Gegenstande beschäftigten. Aber Ihr Marschall übertrifft die Alten, die Neueren und alle berühmtesten Männer, die sich damit abgegeben haben. So errang ich (wenn Sie mir die Bemerkung erlauben wollen) nicht den geringsten Vorteil, sooft er Ihr Generalquartiermeister war. Erinnern Sie sich nur der beiden Feldzüge von 1758 und 1759; alles gelang Ihnen. Ich sagte oft zu mir selbst: „Werde ich denn nie diesen Menschen loswerden?" Sie selbst befreiten mich von ihm und' (eine freigebige oder sogar verschwenderische Lobrede auf Lacy, der de Lignes Freund ist, welche wir auslassen können).

„Am nächsten Tage kam der König an mich heran, sobald er mich sah, und

[1] Ist schon gestorben, „in Brüssel, 4. Juli"; der Herzog von Sachsen-Teschen und dessen Gemahlin Christina folgten ihm als gemeinschaftliche Gouverneure in jenen Gegenden nach.

sagte mit dem innigsten Ausdruck: ‚Wenn Sie den Verlust eines Mannes erfahren müssen, welcher Sie liebte und der Menschheit Ehre machte, so erfahren sie es besser von jemand, der ihn so tief empfindet als ich. Der arme Prinz Karl ist tot. Andere werden ihn vielleicht in Ihrem Herzen ersetzen; aber wenige Fürsten können ihn ersetzen in der Schönheit seiner Seele und allen seinen Tugenden.‘ Indem er dies sagte, stieg seine Bewegung aufs höchste. Ich sagte: ‚Ew. Majestät Teilnahme ist ein Trost für mich, und Sie haben nicht auf seinen Tod gewartet, um gut über ihn zu sprechen. Es stehen schöne Verse über ihn in dem Gedicht Sur l'Art de la Guerre.‘ Meine Bewegung erschütterte mich gegen meinen Willen; dennoch wiederholte ich ihm jene Verse[1]. Der Schriftsteller schien es zu würdigen, daß ich sie auswendig wußte.

König. ‚Sein Übergang über den Rhein war sehr schön, aber der arme Fürst hing von so vielen Leuten ab! Ich hing nie von einem anderen ab als von mir selbst, mitunter war dies nur zu sehr mein Glück. Er wurde schlecht bedient, man gehorchte ihm nicht genug; weder das eine noch das andere war je bei mir der Fall. — Ihr General Nadasti schien mir ein großer Reitergeneral.‘

Da ich die Ansicht des Königs in diesem Punkte nicht teilte, begnügte ich mich damit, zu sagen, daß Nadasti sehr brillant und sehr geschickt im Feuern sei, und daß er seine Husaren ans Ende der Welt und weiter hätte führen können, so vortrefflich verstand er, sie zu begeistern.

König. ‚Was ist aus dem tapfern Obersten geworden, der bei Roßbach den Teufel spielte? Ah, es war der Marquis von Voghera, glaubte ich. Ja, der war es, denn ich erkundigte mich nach der Schlacht nach seinem Namen.‘

Ich. ‚Er ist General der Kavallerie.‘

König. ‚Perdi! Es gehörte ein tüchtiger Kampfesmut dazu, anzugreifen wie Ihre zwei Kürassierregimenter dort, und ich glaube, auch Ihre Husaren; denn die Schlacht war verloren, ehe sie begann.‘

Ich. ‚Um bei Herrn von Voghera zu bleiben: weiß Ew. Majestät, was er vor dem Angriff tat? Er ist ein übersprudelnder, rastloser, immer eifriger Mann und hat etwas von dem guten alten Rittertum an sich. Als er sah, daß sein Regiment nicht schnell genug ankommen würde, galoppierte er ihm voraus, und als er an den Befehlshaber des preußischen Kavallerieregiments herankam, das er angreifen wollte, salutierte er wie auf der Parade. Der andere erwiderte den Gruß, und dann hieben sie wie Wahnsinnige aufeinander los.‘

König. ‚Das ist ein sehr guter Stil! Ich möchte den Mann kennen; ich würde ihm dafür danken. Ihr General von Ried war also vom Teufel besessen, damals bei Eilenburg‘ (ein hitziger Kampf dort, in der Gegend von Meißen im Jahre 1758, als die Arembergischen Dragoner so übel mitgenommen wurden) ‚die braven Dragoner, welche solange mit Ruhm Ihren Namen trugen, zwischen drei von meinen Kolonnen vorrücken zu lassen?‘ —

„Er hatte dieselbe Frage schon vor zehn Jahren im Lager von Neustadt an mich gerichtet, und ich hatte ihm umsonst gesagt, daß es nicht General von Ried gewesen, daß Ried sie gar nicht anführte, und daß es Marschall Dauns Fehler war, der sie nicht in jenen Eilenburger Wald hätte schicken und noch weniger ihnen hätte befehlen sollen, dort zu halten, ohne auch nur eine Streifwache auszusenden. Der König konnte unsern General Ried, der ihm als Gesandter in Berlin sehr mißfallen hatte,

[1] Soutien de mes rivaux, digne appui de ta reine,
Charles, d'un ennemi sourd aux cris de la haine
Reçois l'éloge' ...... (für den Rheinübergang, 1744), zehn schöne Zeilen, die sich noch des Lesens verlohnen, wie in der Tat das ganze Gedicht, besonders für militärische Leser (L'Art de la Guerre, Chant VI.: Oeuvres de Frédéric X. 273).

nicht leiden. Und es war seine Art und Weise, alles auf die Rechnung von Leuten zu setzen, die ihm mißfielen."

K ö n i g. ‚Wenn ich an jene verteufelten sächsischen Lager denke' (Sommer 1760) — ‚das waren unangreifbare Zitadellen. Wäre bei Torgau Lacy noch Generalquartiermeister gewesen, so würde ich keinen Angriff gegen ihn versucht haben. Aber ich sah dort sofort, daß das Lager schlecht ausgewählt war.'

I c h. ‚Der hohe Ruf solcher Feldlager erregt öfter den Wunsch, sich an ihnen zu versuchen. Zum Beispiel — ich bitte Ew. Majestät um Vergebung — aber ich habe immer gedacht, Sie würden sich endlich noch an dem Lager von Plauen versucht haben, hätte der Krieg länger gedauert.'

K ö n i g. ‚O nein, nie! Es war unmöglich, es zu nehmen.'

I c h. ‚Glaubt Ew. Majestät nicht, mit einer guten Batterie auf den Höhen von Dolschen, die uns beherrschten, mit einigen in der Schlucht hintereinander aufgestellten Bataillonen, die uns eine Viertelstunde vor Tagesanbruch attackiert hätten' (und so weiter, ziemlich weitläufig ausgeführt — vortrefflich für militärische Leser, die den Plauenschen Grund kennen), ‚hätten Sie uns aus jenem beinahe uneinnehmbaren Zufluchtsort herauswerfen können?'

K ö n i g. ‚Und ihre Batterie auf dem Windberg, die meine armen Bataillone die ganze Zeit über in Ihrer Schlucht gegeißelt haben würde?'

Ich. ‚Aber Sire, die Nacht!'

K ö n i g. ‚Oh, ihr konntet uns nicht einmal im Finstern verfehlen. Der große Hohlweg von Burg und sogar von Potschappel her würde sich wie eine Wasserhose' (oder Feuerhose) ‚gegen uns entladen haben. Sie sehen, ich bin nicht so tapfer, wie Sie denken.'

„Der Kaiser war zu seiner Zusammenkunft" (seiner ersten Zusammenkunft, und in der Tat ist sie jetzt schon mehr als halb vorüber, sechs Wochen davon vergangen) „mit der Zarin von Rußland abgereist. Diese Zusammenkunft gefiel dem König nicht" (kein Wunder). „Und um die guten Wirkungen, welche sie für uns hatte, zu hintertreiben, schickte er direkt und auf sehr ungeschickte Weise den Kronprinzen nach Petersburg" (der nicht den mindesten Erfolg dort errang, der tölpische Mensch, und von einer in neue Bahnen eingelenkten Zarin öffentlich angefahren wurde). „Seine Majestät besorgte schon, daß der russische Hof im Begriff stehe, ihm zu entschlüpfen. Und ich fürchtete immer, er möchte inmitten all seiner Freundlichkeiten sich daran erinnern, daß ich ein Österreicher war. ‚Was,' sagte ich zu mir, ‚kein einziges Epigramm auf uns oder auf unsern Monarchen? Was für eine Veränderung!'

Eines Tages bei der Tafel sagte der schwatzhafte Pinto zu der ihm zunächst sitzenden Person: ‚Dieser Kaiser ist ein großer Reisender; es war nie einer vor ihm da, der so weit reiste.' ‚Ich bitte um Vergebung, Monsieur,' sagte der König, ‚Karl der Fünfte ging nach Afrika; er gewann die Schlacht bei Oran.' Und sich zu mir wendend, der ich nicht klar sah, ob es eine scherzhafte Bemerkung oder nur Geschichte wäre, sagte er: ‚Diesmal ist der Kaiser glücklicher als Karl XII. Wie Karl betrat er Rußland bei Mohilew, aber es scheint mir, daß e r in Moskau ankommen wird.'

Derselbe Pinto hatte eines Tages gehört, daß der König in Verlegenheit sei, wen er als Gesandten irgendwohin schicken solle, und sagte: ‚Warum schickt Ew. Majestät nicht Lucchesini hin, der ist ein Mann von Geist?' ‚Eben weil er das ist,' antwortete der König, ‚wünsche ich ihn zu behalten. Ich würde eher Sie hinschicken als ihn oder einen langweiligen Menschen wie Monsieur —.' Ich vergesse, wen; aber ich glaube, es ist jemand, den er später irgendwo als Gesandten anstellte.

M. de Lucchesini rief durch den Reiz seiner Unterhaltung die des Königs hervor. Er wußte, was für Gegenstände dem König angenehm waren, und dann verstand er zuzuhören, was nicht so leicht ist, als man denkt, und was kein dummer Mensch

je verstanden hat. Er machte sich durch seine verführerischen Manieren und die Anmut seines Geistes bei jedermann so angenehm wie bei Sr. Majestät. Pinto, der nichts zu riskieren hatte, erlaubte sich alles. So sagte er einmal: ‚Fragen Sie den österreichischen General nach allem, was er mich tun sah, als ich im Dienste des Kaisers war!‘

Ich. ‚Ein Feuerwerk zu meiner Hochzeit, war es das nicht, mein lieber Pinto?‘

König (unterbrechend). ‚Erweisen Sie mir die Ehre, zu sagen, ob es gut ausfiel?‘

Ich. ‚Nein, Sire; es beunruhigte sogar alle meine Verwandten, die es für ein schlechtes Omen hielten. Der Herr Major hier war auf den Gedanken verfallen, zwei flammende Herzen zu vereinigen, ein sehr neues Bild für ein verheiratetes Paar. Aber die Rinne, in der sie einander zugleiten und sich vereinigen sollten, stürzte ein; das Herz meiner Frau ging, und das meine blieb.‘

König. ‚Sie sehen, Pinto, Sie waren für diese Leute ebensowenig von Nutzen als für mich.‘

Ich. ‚Oh, Sire, Ew. Majestät ist ihm seitdem Entschädigung für die Säbelhiebe schuldig geworden, die er auf seinem Kopfe hatte.‘

König. ‚Er erhält nur zuviel Entschädigung. Pinto, habe ich Ihnen nicht gestern etwas von meinem guten preußischen Honig geschickt?‘

Pinto. ‚Ja, freilich, das war, damit er bekannt werden sollte. Wenn Ew. Majestät den in Mode bringen und verkaufen könnte, würden Sie der größte König auf Erden sein. Denn Ihr Königreich bringt weiter nichts als dies hervor; aber davon ist auch reichlich da.‘

‚Wissen Sie,‘ sagte der König eines Tages zu mir, ‚wissen Sie, daß ich meine ersten Kriegstaten für das Haus Österreich ausgeführt habe? Mon Dieu, wie die Zeit vergeht!‘ — „Er hatte eine Art und Weise, seine Hände langsam zusammenzufalten, indem er diese Mon-Dieu's ausrief, die ihm ein ganz gutmütiges und äußerst mildes Aussehen gaben.“ — ‚Wissen Sie, daß ich die letzten glänzenden Strahlen von Prinz Eugens Genie gesehen habe?‘

Ich. ‚Vielleicht waren es diese Strahlen, an welchen Ew. Majestät Genie sich entzündete.‘

König. ‚Eh, mon Dieu! Wer könnte Prinz Eugen gleichkommen?‘

Ich. ‚Derjenige, welcher ihn übertrifft — zum Beispiel derjenige, welcher zwölf Schlachten gewinnen könnte!‘ — „Er nahm seine bescheidene Miene an. Ich habe immer gesagt, es ist leicht, bescheiden zu sein, wenn man reich ist. Er schien mich nicht verstanden zu haben und sagte:

König. ‚Wenn die Kabale, gegen welche der Prinz vierzig Jahre hindurch immer in seiner Armee zu kämpfen hatte, Unheil gegen ihn anstiften wollte, benutzte sie meist die Abendzeit dazu, wenn sein Geist, der am Morgen frisch genug war, ermattet war durch die Mühen des Tages. Auf diese Weise überredete sie ihn, seinen schlechten Marsch nach Mainz zu unternehmen.‘ (Ein Marsch, der mir nicht bekannt ist.)

Ich. ‚In bezug auf Sie selbst, Sire, und den Rheinfeldzug lehren Sie mich nichts. Ich weiß alles, was Ew. Majestät tat, und sogar, was Sie sagten. Ich könnte Ihnen von Ihren Reisen nach Straßburg und Holland erzählen, und was in einem gewissen Boote vorging. In bezug auf diesen Rheinfeldzug hat einer unserer alten Generale, den ich oft zum Reden bringe, wie man ein altes Manuskript liest, mir erzählt, wie erstaunt er war, einen jungen preußischen Offizier zu sehen, den er nicht kannte, und der einem General des verstorbenen Königs, welcher den Befehl erlassen hatte, nicht zum Furagieren auszugehen, antwortete: „Und ich, mein Herr, befehle Ihnen, zu gehen! Unsere Armee braucht es, kurz, ich will es haben (je le veux)! —“‘

König. ‚Sie betrachten mich zu sehr von der vorteilhaften Seite. Fragen Sie diese Herren nach meinen Grillen und Launen; sie werden Ihnen schöne Dinge von mir erzählen!‘

„Wir kamen auf einige Anekdoten zu sprechen, die in gewissen obskuren Büchern aufbewahrt oder verborgen sind. ‚Ich habe mich‘, sagte ich zu dem König, ‚sehr über die große Ladung wahrer und falscher Bücher amüsiert, welche von französischen Refugiés geschrieben worden sind, und die man vielleicht in Frankreich selbst nicht kennt.‘“ (Läßt sich etwas über diesen Gegenstand aus, obgleich er es uns nicht sagt.)

König. ‚Wo entdeckten Sie denn alle diese hübschen alten Sachen? Sie würden mich abends unterhalten, besser als die Unterhaltung meines Doktors von der Sorbonne‘ (eines gewissen Peyrau, eines umherwandernden Geschöpfes, das sonst nicht vom mindesten Interesse für uns ist[1]), ‚den ich hier habe und den ich zu bekehren suche.‘

Ich. ‚Ich fand sie alle in einer böhmischen Bibliothek, wo ich mich zwei Winter damit unterhielt.‘

König. ‚Wieso? Zwei Winter in Böhmen? Was zum Henker machten Sie da? Ist es lange her?‘

Ich. ‚Nein, Sire; nur ein paar Jahre.‘ (Zur Zeit des Kartoffelkrieges!) ‚Ich hatte mich dorthin zurückgezogen, um in Ruhe lesen zu können.‘ — „Er lächelte und schien es zu würdigen, daß ich den kleinen Krieg von 1778 nicht erwähnte und ihm eine Rede darüber ersparte. Er merkte gut genug, daß ich damals in Böhmen meine Winterquartiere gehabt hatte, und meine Zurückhaltung gefiel ihm. Ein alter Zauberer, wie er war, ausgestattet mit dem feinsten Takt, den es je gegeben, entdeckte er auch, daß ich ihm nicht zu sagen wünschte, ich hätte Berlin verändert gefunden, seit ich zuletzt dort gewesen war. Ich hütete mich wohl, ihn daran zu erinnern, daß ich dabei war, als es im Jahre 1760 unter M. d. Lacys Befehlen genommen wurde“ (M. de Lacys, in der Tat!). „Die Abneigung des Königs gegen M. de Ried rührte daher, daß dieser einmal von der ersten Einnahme von Berlin durch Marschall Haddick“ (so vorübergehend, wie dieselbe war, mit Roßbach in ihrem unmittelbaren Gefolge) „gesprochen hatte.“

„In bezug auf den Doktor der Sorbonne“ (den uninteressanten Peyrau), „mit dem er täglich disputierte“, sagte der König einmal zu mir: ‚Verschaffen Sie mir ein Bistum für ihn!‘ ‚Ich glaube nicht,‘ antwortete ich, ‚daß meine Empfehlung oder die Ew. Majestät ihm bei uns von Nutzen sein könnte.‘ ‚Ah, allerdings nicht!‘ sagte der König. ‚Nun, ich will für diesen armen Teufel an die Zarin von Rußland schreiben. Er fängt an mir langweilig zu werden. Er gibt sich für einen Jansenisten aus. Mon Dieu, was für Dummköpfe die gegenwärtigen Jansenisten sind! Aber Frankreich hätte jenen Herd ihres Genies, das Port Royal, nicht zerstören sollen, so extravagant es auch war. In der Tat, man sollte nichts zerstören! Warum haben sie auch die Bewahrer der Geisteswerke von Rom und Athen vernichtet, jene vortrefflichen Professoren der Humaniora und vielleicht der Humanität, die exjesuitischen Väter? Das Erziehungswesen wird dabei verlieren. Aber da meine Brüder, die Allerkatholischsten, Allerchristlichsten und Allertreusten und Katholischen Könige, sie fortgejagt haben, so sammle ich, der Allerketzerischste, so viele von ihnen, als ich kann, und eines Tages wird mir um ihretwillen vielleicht von denen der Hof gemacht werden, die welche brauchen. Ich erhalte die Rasse. Ich sagte, indem ich neulich meinen Vorrat überzählte: „Einen Rektor, wie dich mein Vater, könnte ich leicht für 300 Taler verkaufen. Dich ehrwürdiger Vater Provinzial für 600, und so die übrigen im Verhältnis.“ Wenn man nicht reich ist, macht man seine Spekulationen.‘

[1] Nicolai, Anekdoten II. 133. Anm.

„Wegen meines mangelhaften Gedächtnisses und wegen des Mangels an Gelegenheiten, den größesten Menschen, der je lebte“ (O, mon prince!), „öfter zu sehen, muß ich aufhören. Es ist nicht ein Wort in diesem allen, das nicht sein eigen war, und die, welche ihn gesehen haben, werden seine Art und Weise erkennen. Mein einziger Wunsch ist, diejenigen mit ihm bekannt zu machen, welche nicht das Glück hatten, ihn zu sehen. Seine Augen sind zu hart in den Porträts. Durch angestrengte Arbeiten im Kabinett und die Mühsale des Krieges waren sie scharf und durchdringend geworden. Aber sie nahmen einen schönen Ausdruck von Milde an, wenn er von edlen Taten oder Gefühlen hörte oder erzählte. Bis zu seinem Tode und noch ganz kurz vor demselben geruhte er — trotz der vielen Leichtfertigkeiten, die ich mir, wie er wußte, sowohl im Reden als im Schreiben erlaubt hatte und die er sicherlich nur meiner Pflicht zuschrieb, insofern diese meinem Interesse entgegengesetzt war — mich durch Zeichen seines Andenkens zu ehren, und beauftragte öfter seine Gesandten in Paris und in Wien, mich seines Wohlwollens zu versichern.

Ich glaube nicht mehr an Erdbeben und Sonnenfinsternisse bei Cäsars Tode, da nichts Derartiges bei dem Tode Friedrichs des Großen stattgefunden hat. Ich weiß nicht, Sire, ob große Naturereignisse den Tag ankündigen werden, wann Sie zu regieren aufhören“ (die großen Ereignisse müssen sehr müßig sein, wenn sie es tun, Hoheit!), „aber es ist ein Ereignis in der Welt, einen König zu sehen, der eine Republik regiert, indem er sich ebensosehr durch seine Persönlichkeit Gehorsam und Achtung sichert als durch seine Rechte[1].“ (Hört, hört!)

Der Fürst von Ligne eilt hierauf nach Petersburg und der letzten Hälfte des Besuchs seines Kaisers zu. Der Fürst hatte auch einen persönlichen Zweck dabei — in Hinsicht auf seine neue Schwiegertochter Massalska und Ansprüche auf umfangreiche polnische Güter, die ihr gehörten. Er bezauberte Petersburg und die Zarin; aber von den Massalskaschen Gütern konnte er nichts zurückerlangen. Die freigebige Zarin schenkte ihm statt dessen „ein schönes Gut“ in der Krim und lud ihn ein, dasselbe mit ihr bei dem nächsten Besuche seines Kaisers (dem höchst theatralischen Besuch zu Schiffe vom Jahre 1787) zu besehen. Es ist wohl bekannt, daß der Fürst dies tat und daß er darüber berichtet hat auf seine angenehme, nicht unwahre, obgleich ungenaue, stark gefärbte und phantastische Weise — wenn dies oder er uns noch ferner etwas angingen.

Wie General von der Marwitz als Knabe Friedrich den Großen dreimal sah (1782—1785).

General von der Marwitz, der vor nicht vielen Jahren starb, gehört zu der alten Familie der Marwitz, von welcher uns mehrere durch ihre rauhe Ehrlichkeit, Selbständigkeit und persönliche Eigentümlichkeiten bekannt geworden sind. Dieser General, scheint es, hatte eine Selbstbiographie hinterlassen. Seine Freunde meinten, dieselbe könne nach jenen radikalen Verwirrungen, welche im Jahre 1848 und später ausbrachen, dem preußischen Publikum vonnutzen sein, und ein erster Band von Marwitz' nachgelassenen Papieren wurde demnach gedruckt[2]. Ob mehr heraus-

[1] Prince de Ligne, Mémoires et Mélanges I. 22—40.
[2] Nachlaß des Generals von der Marwitz, 1 Bd. 8° (Berlin 1852).

gekommen ist, habe ich nicht gehört. Aber in diesem ersten Bande fand ich eine vortreffliche gehaltvolle Lektüre und in dem Verfasser einen echten alten preußischen Gentleman, in seinem ganzen Wesen dem echten alten englischen dito sehr ähnlich, der mir die Kehrseite von dieser und jener vielberühmten modern-preußischen Persönlichkeit oder Sache, z. B. Fürst Hardenberg, Johannes von Müller und dergleichen, zeigte und mir vor allem die folgenden drei Reminiszenzen an Friedrich verschaffte, schöne kleine Gemälde, gebadet in Morgenlicht und offenbar treu nach dem Leben:

1. Juni 1782 oder 1783. „Das erstemal, daß ich ihn sah, war im Sommer 1782" (vielleicht auch 1783), „wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte" (in Westpreußen, denn die Königsberger Gegend besucht er nie wieder) „und in Dolgelin Pferde wechselte." Dolgelin ist in der Gegend von Müllrose, westlich von Frankfurt; unser Marwitzer Schloß nicht weit davon. „Ich war mit der Mlle. Bénézet, meiner französischen Gouvernante, hingeschickt und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger.

Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich, weil es dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag 50 Taler und für das Nachtquartier 100 Taler ihnen auszahlen ließ. Das wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Zwar mochte dessen Bedienung sich wohl traktieren lassen; sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verflossenen Jahre war er bei diesem eben erst neu angestellten Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und er hatte die 100 Taler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde, und hatte alle Anstalten gemacht.

Wir warteten also dort und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspannpferde standen geordnet" (Bauernpferde, ganz kleine katzenhafte Dinger, aber die besten ausgesucht, denn damals gab es keine Postpferde, die schnell laufen konnten) — „die Bauern, die reiten sollten, geputzt und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauernknecht und auf den vordersten zwei Vorreiter des Königs.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauernpferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab und sagte, der König werde in fünf Minuten hier sein. Sah das Relais nach und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder begießen sollten; stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter, und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes kleines Bauernpferdchen gelegt war, stieg er auf und im Galopp weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von 17 bis 18 Jahren, ganz erschöpft, mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war, und dicht hinter ihm her kam der König. Er saß allein in einer altmodischen Fensterkutsche, einem sogenannten vis-à-vis" (ein schmaler Wagen, in welchem im Fond nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz hat). „Diese Kutsche war sehr lang, wie alle damaligen alten Wagen. Zwischen dem Kutscherbock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht, in Rinnen, die auf Winden gingen" (nicht auf Federn), „hängend; zwei Bäume zur Verbindung des Vorder- und Hinterwagens, die nicht unter, sondern neben dem Wagenkasten weggingen, die Hinterräder erst weit hinter selbigem folgend.

Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher" (dem berühmten Pfund): ‚Ist das Dolgelin?' — ‚Ja, Ihro Majestät!' — ‚Hier will ich bleiben.' — ‚Nein,' sagte Pfund, ‚die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Müncheberg, und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam.' — ‚Na! Wenn es sein muß!' —

„Und damit wurde umgespannt. Die Bauern, welche von weitem ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade zum Wagenfenster in die Höhe. Ich war nun höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt und die Schnüre losgemacht, so daß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutkordons waren losgerissen und tanzten auf dieser heruntergelassenen Krempe umher; die weiße Generalsfeder im Hut war zerrissen und schmutzig; die einfache blaue Montierung, mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak. Dazu hatte er schwarze Samthosen an" (und natürlich die immerwährenden S t i e f e l, die er weder schwärzen noch wichsen lassen und noch weniger für neue austauschen wollte, solange sie zusammenhielten). „Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer geradeaus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hochhalten und setzte mich wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen Kind das sei. ‚Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf.' — ‚Ist das der General?' — ‚Nein, der Kammerherr.' Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er als Müßiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen; fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen und allen denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren.

Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund 10 Taler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete. Auch der frühere Prediger in Dolgelin hatte es getan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, ihm im vorigen Jahre nichts gegeben — weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er noch vor Sonnenuntergang Dolgelin passierte und sich 10 Taler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb."

2. J a n u a r 1785. „Das zweitemal sah ich den König in Berlin während des Karnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, welche Hofdame bei der Prinzessin Heinrich war, also in das Prinz Heinrichsche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Wie wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorbeigerannt und sprang in Bogensätzen die Treppe hinab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: ‚Das war der Prinz Heinrich!' Wir traten nun ins Fenster des ersten Stockwerks und schauten aus, was den kleinen Mann zu solchen Bogensätzen bewegen könne. Und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich der Zweite fuhr in Potsdam n i e m a l s, außer wenn er verreiste, sondern ritt beständig. Er schien jenes für eine Schmach und eines Soldaten unwürdig zu halten; denn wie er den letzten Herbst seines Lebens" (eben 1785) „so krank in dem luftigen Sanssouci war" (wo keine Öfen, sondern nur Kamine sind), „daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hineinzuf a h r e n, sondern hoffte von einem Tage zum andern auf so viel Besserung, daß er hineinreiten könne. Da diese aber nicht erfolgte und es immer kälter ward, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel in einer Sänfte" (damit niemand es merken sollte) „hinein t r a g e n zu lassen. — Auch während der Revuen in Berlin

oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Karnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er, und zwar immer in königlichem Pomp.

Voran gingen acht Läufer mit ihren Stäben, Federmützen und Läuferschürzen in zwei Gliedern. Da diese aber sonst gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invaliden aus der Garde. Daraus folgte, daß der König auch immer in langsamem Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine andern als vom Schlosse in die Oper wöchentlich zweimal, und während des ganzen Aufenthalts ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie." (Einmal speiste er auch immer bei seiner Gemahlin, mit der er kein Wort sprach; er verbeugte sich gegen sie bloß beim Kommen und beim Fortgehen!) „Dann ruhten die Läufer wieder ein Jahr lang. Hinter ihnen kam der achtspännige königliche Wagen mit acht Fenstern rundherum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbüschen auf den Köpfen. Kutscher und Vorreiter in der damaligen königlichen Livree, blaue Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Nähte mit einem roten Tuchstreifen besetzt, dieser aber wieder mit zwei schmalen goldenen Tressen eingefaßt, welches einen recht guten Effekt hervorbrachte. Auf den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, rot mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten" (aber nicht etwa Federbüschen), „hinten der Bediententritt leer, und hinter demselben unten, wo man zu dem Bediententritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. So bewegte sich der Zug langsam heran und fuhr in das Portal ein. Wir sahen von der Treppe herunter. Prinz Heinrich stand an der Wagentür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm ihn bei der Hand, stieg die Treppe hinauf; und so gingen sie nahe bei uns" (die wir auf die Treppe zum zweiten Stock retirierten) „vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen."

3. 23. Mai 1785. „Das drittemal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue zurückkommen[1]. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Halleschen Tore gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch zwanzig Jahre lang das Gnadenbrot auf der école vétérinaire bekam; denn seit dem bayrischen Kriege" (1778) „hatte Friedrich kaum noch ein anderes Pferd geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser konditioniert, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze" (aber nicht der langen Seitenspitze, die man jetzt wohl vorn setzt) „nach vorn, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generale, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondell" (jetzt Belle-Allianceplatz) „und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben demselben, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und sowie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andere Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Halleschen Tore bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses erfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten so viel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, den Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten.

[1] „21.—23. Mai" (Rödenbeck III. 327).

Man sieht den Unterschied zwischen damals und jetzt. Wer schrie damals? Wer blieb anständig? Wer brüllt jetzt, und welchen Wert kann man auf solches Brüllen legen?" (Der Adel sollte edel sein, denkt dieser alte Marwitz, in seiner Ehrfurcht vor dem Edlen. Wenn der Adel selbst gewissermaßen ein gewaschener Pöbel wird, was sollen wir dazu sagen?)

„Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen" (welches, in der Wilhelmstraße gelegen, an die Kochstraße stößt), „war die Menge noch dichter, denn sie erwarteten ihn da. Der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte ohne Anwesenheit irgendeiner Polizei geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügeltüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr her, wankte die flachen Stiegen hinab ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut" (den er nun aber mit herabhängendem Arm ganz unten hielt), „umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu; alles war verschwunden, und noch stand die Menge entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war; und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein 73 jähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte! Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten nah und fern, rund um sich her, und wenn man auf ihn blickte, so regte sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen [1]."

Dies war am 21. Mai 1785, ich glaube, das letztemal, daß Berlin seinen König auf diese öffentliche Weise durch die Straßen reiten sah. Die Fürstenbund-Angelegenheit wird jetzt insgeheim in Berlin und in ganz Deutschland sehr eifrig betrieben und kommt in etwa zwei Monaten zum Abschluß — wie wir weiter unten sehen werden.

General Bouillé macht bei seiner Heimkehr von seinen westindischen Kriegstaten Friedrich einen Besuch (5.—11. August 1784).

In diesen letzten Jahren seines Lebens empfing Friedrich Besuche von vielen angesehenen Franzosen. 1782 vom Abbé Raynal (den er mit Ausnahme seines ausdrucksvollen Gesichts wenig bewunderte) [2]. 1786 von Mirabeau (dessen persönliche Eigenschaften ihm gefallen zu haben scheinen) — aber besonders zwischen diesen beiden von verschiedenen französischen Militärs, die jetzt mit ihren Lorbeeren aus dem amerikanischen Kriege heimkehren und zu seinen Manövern kommen, begierig, den großen Mann zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Lafayette, Ségur und viele andere kamen. Der einzige, welcher uns hier interessiert, ist der Marquis

[1] Nachlaß des Generals von der Marwitz I. 15—20.
[2] Rödenbeck III. 277 Anm.

von Bouillé, schon bekannt durch seine schnellen scharfen Operationen gegen die Engländer in den Antillen und nachher aller Welt denkwürdig wegen seines Vorsitzes bei der Flucht des armen Ludwigs XVI. und seiner Königin, der Flucht nach Varennes (1791), welche keineswegs so erfolgreich war. „Der wackere Bouillé", wie wir ihn vor langer Zeit nannten, als wir die letztere Operation anderswo beschrieben[1]. Bouillé hinterließ Memoiren, welche auch von Friedrich erzählen. In dem vor kurzem durch Freundeshand veröffentlichten Vie de Bouillé[2] findet sich eine Übersicht alles dessen, was seine Papiere über Friedrich enthalten. Dies wollen wir jetzt in noch kürzerer Form, aber im übrigen unverändert den Lesern mitteilen.

„Im Juli 1784 reiste der Marquis de Bouillé" (vor kurzem von einem Besuch nach England zurückgekehrt) „mit dem Wunsche, die preußische Armee zu sehen und dem großen Friedrich seine Aufwartung zu machen, solange es noch Zeit war, über Holland nach Berlin durch Potsdam." (Kein Datum, er kam in Berlin am „6. August" an[3], so daß wir den „5. August" als seinen Tag in Potsdam mutmaßen können.) „Sah in Sanssouci in der Vorhalle eine Bronzebüste Karls XII.; in dem Speisesaal unter anderen Gemälden ein Porträt der Chateauroux, Ludwigs XV. erster Mätresse. In dem Schlafzimmer des Königs ein einfaches Lagerbett mit einer Decke von rotem Taffet — gleich den anderen Möbeln ziemlich schmutzig, infolge der Hunde. Viele Bücher lagen umher: Cicero, Tacitus, Titus Livius" (in französischen Übersetzungen). „Auf einem Stuhle ein Porträt des Kaisers Joseph II., eben dasselbe in des Königs Zimmern im Berliner Schloß, auch in dem Neuen Palais in Potsdam. ‚C'est un jeune homme que je ne dois pas perdre de vue.'

Indem der König eintrat, nahm er seinen Hut ab und begrüßte den Marquis, welchen ein Kammerherr namens Görtz vorstellte" — (kein Kammerherr, ein Generalleutnant und viel um den König; sein Bruder, der weimarsche Görtz, ist vor einiger Zeit als preußischer Gesandter nach Petersburg gegangen). „Der König sprach über den Krieg des Isles" (meinen westindischen Krieg) „und über England. ‚Sie' (die Engländer) ‚sind wie Kranke, die ein Fieber gehabt haben und nicht wissen, wie krank sie gewesen sind, ehe der Anfall vorüber ist.' Fox behandelte er als einen Lärmmacher, aber drückte seine Bewunderung aus für den jungen Pitt. ‚Die Ruhe, womit er es nicht bloß erträgt, daß man ihm widerspricht, sondern ihn lächerlich macht und beleidigt, cela paraît au-dessus de la patience humaine.' Der König schloß die Unterhaltung, indem er sagte, es werde ihm angenehm sein, mich in Schlesien zu sehen, wohin er gerade zu seinen Manövern abreisen wollte" (wird abreisen in zehn Tagen, am 15. August).

„Friedrich war 72 Jahre alt" am verflossenen 24. Januar. „Seine Physiognomie, Kleidung und Erscheinung sind ungefähr so, wie die zahlreichen wohlbekannten Porträts ihn darstellen. Bei Hofe und bei großen Zeremonien erscheint er mitunter in schwarzen, über die Knie hinaufgezogenen Strümpfen und einem rosa oder himmelblauen" (bleu céleste) „Rock. Er liebt diese Farben, wie auch seine Möbel zeigen. Der Marquis speiste bei dem Prinzen von Preußen ohne vorhergegangene Vorstellung; so einfach sind die Sitten an diesem soldatischen Hofe. Der Thronerbe wohnt in dem Hause eines Brauers und ist sehr schlecht eingerichtet, darf nicht außerhalb seiner Wohnung schlafen ohne Erlaubnis vom Könige."

[1] In „The French Revolution. A History, by Thomas Carlyle." D. Übers.
[2] René de Bouillé, Essai sur la vie du Marquis de Bouillé (Paris 1853).
[3] Rödenbeck III. 309.

Bouillé reiste am 11. August nach Schlesien ab und war zu rechter Zeit in Neiße. „Ging um fünf Uhr morgens" (das Datum ist der 19. August, das Manöver dauert bis zum 24.[1]), „um den König zu Pferde steigen zu sehen. Alle Generale, der Prinz von Preußen unter ihnen, warteten auf der Straße vor einem sehr einfachen Hause, wo der König wohnte. Nachdem sie eine halbe Stunde gewartet hatten, erschien der König, grüßte sehr gnädig, ohne ein Wort zu sprechen. Dies war eine seiner Spezialrevuen" (das war sie!). „Er ritt gewöhnlich allein in völligem Schweigen; dann kam es vor, daß er seinen regard terrible hatte, und daß seine Züge einen Ausdruck von Strenge annahmen, um nicht mehr zu sagen." (Ist, wie es scheint, unzufrieden mit der Revue, obgleich Bouillé keine Fehler bemerkte und bloß weiter erzählt): „Bei den Revuen inspiziert der König strenge ein Regiment nach dem andern. Er selbst wählt sogar die Korporale und Sergeanten aus, um wieviel mehr die höheren Offiziere, und ernennt, wenn vakante Stellen da sind, die Kadetten, welche sie ausfüllen sollen, die sämtlich Adlige sind." Ja, mit seltenen Ausnahmen, alle. So demokratisch Friedrichs Gemütsstimmung war, so strenge ist er in Hinsicht auf diesen Punkt. „Weil", sagt er wiederholt, „Adlige Ehre haben. Ein Adliger, der sich schlecht beträgt oder im Augenblick der Gefahr seine Pflicht versäumt, kann bei seiner eigenen Klasse keine Zuflucht finden, während ein Mann von niederer Geburt es bei der seinen immer kann[2]." Bouillé fährt fort:

„Nach der Revue speiste ich bei Seiner Majestät. Kurz vor dem Diner gab er den versammelten Generalen den ‚Befehl' für morgen" (wie wir bei Conways Besuch vor zehn Jahren sahen). „Dies dauerte ungefähr eine Viertelstunde. Der König grüßte dann alle, indem er très affectueusement seinen Hut abnahm, den er sofort wieder aufsetzte. Zeigte jetzt seine leutselige Miene und war sehr höflich gegen die anwesenden Fremden. Die Unterhaltung drehte sich um die Kriege Ludwigs XIV., dann um den englisch-amerikanischen Krieg — wobei der König immer die Engländer tadelte, die er nicht leiden mag. Das Diner dauerte drei Stunden. Seine Majestät sagte mehr als einmal zu mir" (in übler Laune, scheint mir beinah, und mit dem Wunsch, dieselbe zu verbergen): „‚Völlige Freiheit hier, Monsieur, gerade, als ob wir im Wirtshaus wären. (Içi, toute liberté, Monsieur, comme si nous étions au cabaret)!' — Am nächsten Tage" (20. August) „speiste er wieder beim König. Der König sprach von Frankreich, vom Kardinal Richelieu, dessen Verwaltungsgrundsätze er lobte. Wiederholte mehrere Male, daß ‚er die französische Nation nicht geeignet für eine freie Regierung halte!' Bei den Revuen führte Friedrich selbst nicht den Befehl, aber er ordnete die Bewegungen an und folgte ihnen, beurteilte, tadelte sie und so fort. Saß sechs Stunden lang zu Pferde, ohne ermüdet zu scheinen.

Der König reiste am 25. August" (am 24., wenn etwas darauf ankäme) „nach Breslau ab. Bouillé folgte ihm dorthin und wurde wieder zur Tafel geladen. Außer den Offizieren waren mehrere polnische Fürsten, der Bischof der Diözese und der Abt Bastiani zugegen. Der König machte scherzhafte Bemerkungen über die Religion" (schade das!), „und Bastiani hielt mit seinen Erwiderungen" abwehrender Art „nicht zurück. Der König sagte mir bei einer Gelegenheit: ‚Würden Sie es glauben? Ich habe soeben die Finanzen meiner armen Jesuiten in Ordnung gebracht. Sie verstehen nichts von diesen Dingen, ces bons hommes. Sie sind von Nutzen für mich für die Bildung meiner katholischen Geistlichkeit. Ich habe es mit Sr. Heiligkeit dem Papst angeordnet, der ein guter Freund von mir ist und sich sehr gut gegen mich benimmt.' Aus dem Fenster nach dem Kapuzinerkloster deutend: ‚Diese Menschen belästigen mich etwas mit ihrem Glockengeläut. Sie haben sich erboten, um meinetwillen in der Nacht damit aufzuhören, aber ich lehnte es ab. Man muß jedem sein Geschäft lassen; das ihrige ist zu beten, und es hätte mir leid getan, sie ihres Geläutes zu berauben.'

[1] Rödenbeck III. 310.
[2] Oeuvres de Frédéric (mehr als einmal).

Die in Breslau versammelten 20 000 Mann errangen nicht den Beifall des Königs" — ach, weit davon entfernt, wie wir sehen werden! „Zu einigen Regimentschefs sagte er: ‚Vous ressemblez plus à des tailleurs qu'à des militaires (Ihr seht mehr wie Schneider aus als wie Soldaten)!' Er verabschiedete mehrere und schickte sogar einen Generalmajor auf sechs Wochen ins Gefängnis." Das mit den Schneidern und dem Einsperren Generalmajor von Erlachs ist nur zu wahr, und dies ist nicht einmal der traurigste Teil der Angelegenheit für uns. „Bouillé wollte jetzt einen Ausflug nach Prag antreten, um ein Lager des Kaisers dort zu besuchen. ‚Bedenken Sie,' sagte der König, auf Bouillés blaue Uniform anspielend, ‚bedenken Sie, daß man in dem Lande, wohin Sie gehen, die blauen Röcke nicht leiden mag. Und sogar Ihre Königin hat die Familienabneigung bewahrt, denn sie mag sie auch nicht leiden[1].'

Am 5. September 1784 kam Bouillé in Prag an. Die österreichischen Manöver sind sehr verschieden; die Truppen, obgleich glänzender gekleidet, stechen unvorteilhaft gegen die Preußen ab." — Unvorteilhaft, wiewohl der strenge König so unzufrieden war. „Wenn Kaiser Joseph von Friedrich spricht, nennt er ihn immer bewundernd ‚Le Roi'. Joseph ist ein großer Frager und beantwortet seine Fragen selbst. Sein Ton ist brusque et décidé. Das Diner dauerte eine Stunde.

Er kehrte zurück nach Potsdam, um bei den Herbstmanövern (21.—23. September 1784) zugegen zu sein[2]. Das Diner war äußerst glänzend und prächtig serviert. Zwölf schöne Pagen in blauem oder rosafarbenem Samt warteten den Gästen auf, welch letztere aus vierzig alten, rauhen, gestiefelten und gespornten Kriegern bestanden. Der König sprach von den Franzosen mit Anerkennung. ‚Aber', fügte er hinzu, ‚der Hof verdirbt alles. Jene Hofmenschen mit ihren roten Hacken und zarten Nerven machen sehr schlechte Soldaten. Der Marschall von Sachsen erzählte mir oft, daß bei seinen Feldzügen in Flandern die Höflinge ihm mehr Mühe machten als Cumberland.' Sprach von dem Marschall Richelieu und von Ludwig XIV., den er geschickt verteidigte. Tadelte jedoch die Widerrufung des Edikts von Nantes. Erwähnte die große Anhänglichkeit der ‚protestantischen Flüchtlinge' an Frankreich und seinen König. ‚Würden Sie es glauben?' sagte er. ‚Unter Ludwig XIV. pflegten sie und ihre Familien sich an dem St.-Ludwigs-Tage zu versammeln, um das Fest des Königs zu feiern, der sie verfolgte!' Drückte sein Bedauern für Ludwig XV. aus und lobte dessen Gutmütigkeit.

Friedrich zeigte in seiner Unterhaltung eine Bescheidenheit, die etwas erkünstelt schien. ‚S'il m'est permis d'avoir une opinion!' war ein gewöhnlicher Ausdruck von ihm. Während besagte opinion über die meisten Dinge, unter anderen auch über die Arzneikunst, immer vortrefflich war. Glaubt, daß die französische Literatur die der Alten übertreffe. Denkt gering von der englischen Literatur, machte Shakespeare lächerlich und machte sich auch lustig über die deutsche Literatur — ihre barbarische Sprache, ihre Schriftsteller ohne Genie." —

„Ich bat um die Erlaubnis des Königs und erhielt dieselbe, meinen Sohn in seine Académie des Gentilshommes zu bringen, eine ausnahmsweise Gunst. Beim Abschied sagte der König zu mir: ‚Ich hoffe, Sie werden als Marschall von Frankreich zu mir zurückkehren. Darüber würde ich mich sehr freuen, und Ihr Volk könnte nichts Besseres tun, da niemand imstande ist, ihm größere Dienste zu leisten.'"

Bouillé wird im nächsten Jahre auf einen Augenblick wieder erscheinen. Vorläufig kehrt er „in den ersten Tagen des Oktober 1784" nach Frankreich zurück, wo er Prinz Heinrich findet, der bereits seit drei Monaten dort zu Besuch ist[3]. Ein glänzendes Ereignis in Heinrichs Leben und auch ein vorteilhaftes, da der arme König Ludwig

[1] Essai sur la vie du Marquis de Bouillé S. 134—149.
[2] Rödenbeck III. 313.
[3] „2. Juli 1784" war Prinz Heinrich abgereist (Rödenbeck III. 309).

(was bei Heinrichs Finanzverhältnissen sehr willkommen war) ihm auf eine zarte königliche Weise „ein Geschenk von 400 000 Franken" gemacht hatte [1]. — Teilweise, um ihn zugunsten Frankreichs zu stimmen. „Mag gute Früchte tragen," denken einige, „wenn ein gewisser Neffe drüben zur Regierung kommt, was bald geschehen muß."

Was Bouillé über die schlesischen Manöver gehört hatte, ist vollkommen wahr und nur ein Teil der Wahrheit. Hier ist ein unwilliger Brief des Königs an die hauptsächlich verantwortliche Person, in auffallendem Maße voll heftigen Zornes gegen einen, der übrigens ein lieber alter Freund ist.

Friedrich an den Generalleutnant von Tauentzien, Generalinspektor der schlesischen Infanterie.

Potsdam, 7. September 1784.

‚Mein lieber General von Tauentzien — Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte ich gegen Euch und will es jetzt schriftlich wiederholen, daß meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt. Wenn ich Schuster oder Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein. Das Thaddensche Regiment gleicht nicht dem unbedeutendsten Landbataillon einer preußischen Armee; Rothkirch und Schwarz taugen auch nicht viel; Zaremba ist in einer solchen Unordnung, daß ich einen Offizier von meinem Regiment nach dem diesjährigen Herbstmanöver hinschicken werde, um es wieder in Ordnung zu bringen; von Erlach sind die Burschen durch das Konterbandieren so verwöhnt, daß sie keinen Soldaten ähnlich sehen; Keller gleicht einem Haufen ungezogener Bauern; Hager hat einen elenden Kommandeur, und Euer Regiment ist sehr mittelmäßig; nur mit Graf von Anhalt, Wendessen und Markgraf Heinrich kann ich zufrieden sein. Seht, so sind die Regimenter en détail. Nun will ich das Manöver beschreiben:

Schwarz machte den unverzeihlichen Fehler, bei Neiße die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es ernst gewesen, so wäre die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die Armee durch die Besetzung der Anhöhe zu decken, marschierte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilee, daß, wäre es ernst gewesen, die feindliche Kavallerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verlorenging. Ich bin nicht willens, durch lâcheté meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, die Armee zwischen Breslau und Ohlau führt und vier Tage zuvor, ehe ich ins Lager komme, mit den unwissenden Generalen manövriert und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kenitz macht den Feind, und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsrecht halten — denn ich würde es einer jeden Puissance verdenken, dergleichen Leute, welche sich so wenig um ihr Metier kümmern, im Dienst zu behalten. Erlach sitzt noch vier Wochen im Arrest' (soll volle sechs Wochen sitzen). ‚Auch habt Ihr diese meine Willensmeinung Eurer ganzen Inspektion bekanntzumachen. — F. [2]'

Was für ein gepfefferter Brief an den trefflichen alten Tauentzien! Hier ist eine Begebenheit für Kaltenborn und die Sympathien der Oppositionsmänner. Aber ach, dieser König weiß, daß Armeen auf keine billigere Weise in gutem Stande zu erhalten sind — obgleich einige es mit

[1] Anonymus (de la Roche-Aymon), Vie privée, politique et militaire du Prince Henri, Frère de Frédéric II (ein dürftiges, allgemeines und unbelehrendes, wiewohl authentisches kleines Buch, Paris 1809) S. 219—239.

[2] Rödenbeck III. 311.

Grog, mit Süßigkeiten und süßen Reden versucht und es am Ende schrecklich viel teurer gefunden haben! Eins ist gewiß, die schlesischen Manöver werden nächstes Jahr, wenn dieser König noch am Leben ist, eine furchtbare Angelegenheit sein, und die militärischen Herren würden am besten tun, sich zu rechter Zeit darauf vorzubereiten. Kaltenborns Sympathie wird wenig helfen; nur daß ihr eure Pflicht kennt und sie sichtbar und unbestreitbar tut, wird vom mindesten Nutzen für euch sein.

Gerade in den Tagen, als Bouillé nach Frankreich abreiste, hatte Friedrich (Oktober 1784) den Gedanken zu einer allgemeinen Konföderation oder Kombination im Reiche gefaßt, um den beständigen Übergriffen Österreichs zu widerstehen, die seit kurzem bedrohlicher geworden sind als je. So ward in dem letztverflossenen Jahre, besonders während der letzten sechs Monate, ein armer halbbayrischer Bischof von Passau oder der Theorie nach souveräner Bischof des Reichs in Fetzen gerissen (die Diözese wird in Fetzen gerissen und das meiste davon mit Gewalt an ihr neues „Bistum Wien" angenäht) auf die tragischste Weise trotz ausdrücklicher Verträge und trotz allen Geschreies, welches der arme Mann und der Heilige Vater selbst darüber erheben können[1]. Dieser Passauer Angelegenheit und den Panisbriefen und dergleichen, welche vorhergegangen waren, hatte Friedrich, obgleich er geflissentlich fast nichts darüber sagte, die größte Aufmerksamkeit gewidmet. Ein Teil von Heinrichs Sendung nach Frankreich soll darin bestanden haben, sich in bezug auf diese Dinge umzuhören (hat Frankreich auch ganz willig gefunden, falls es etwas tun kann). Und jetzt während der allgemeinen Aufregung über Passau bringt Friedrich in einem Briefe an Herzberg den obigen Gedanken vor mit dem Befehl, demselben eine weitere Verwirklichung zu geben und mit den dabei interessierten Ständen im Reiche zu beratschlagen. Herzberg nahm die Sache mit Eifer in die Hand, beauftragte die preußischen Gesandten, überall vorsichtig Nachfragen anzustellen, und glaubte bei den Höfen des Reichs Willigkeit zu finden, besonders bei Hannover. Kurz steckte seine verschiedenen Eisen ins Feuer — und war noch nicht weit gekommen, als ein neuer österreichischer Übergriff bekannt wurde, welcher alle vorhergehenden verdunkelte und Herzbergs Eisen schnell zur Schweißhitze brachte. Zu kurz können wir in dieser Sache nicht sein. Hier sind die Daten, meist aus Dohm:

Am Neujahrstage 1785, oder um diesen Tag herum, erscheint Romanzow, Sohn unseres alten Kolberger und antitürkischen Freundes, der russischer „Gesandter bei dem oberrheinischen Kreise" ist, an dem

[1] Dohm (Denkwürdigkeiten III. 46 — Geschichte der letzten Periode Friedrichs des Zweiten) gibt weitläufige Einzelheiten. Dohms erste drei Bände nennen sich „Geschichte der letzten Periode Friedrichs 1778—1786" und sind voll von dem bayrischen Kriege, der dritte Band meist von dem Fürstenbund; alles freimütig, authentisch, aber verwässert und ziemlich langweilig.

kleinen Hof von Zweibrücken mit einer höchst plötzlichen und staunenswerten Botschaft an den Herzog:

„Ein wichtiger Handel ist zwischen Ihrem Kaiser und Seiner Hoheit von Pfalz und Bayern abgeschlossen, und meine erhabene Herrscherin hat mich beauftragt, Sie im Namen des Kaisers, ihres Freundes, davon in Kenntnis zu setzen. Bayern soll samt und sonders an Österreich abgetreten werden. Zum Ersatz dafür soll der Kurfürst von Bayern die österreichischen Niederlande erhalten (mit alleiniger Ausnahme der Zitadellen von Limburg und Luxemburg) und hinfort König sein mit dem Titel ‚König von Burgund', er und seine glücklichen Nachkommen, für alle Zeiten. Ihrem glücklichen Selbst bietet Österreich in Anerkennung Ihrer unverzüglichen Einwilligung die freie Gabe von einer Million Gulden und Ihrem Bruder Max 500 000 Gulden. Kurbayern soll für sein loyales Benehmen 1 500 000 Gulden haben, und wenn Ihr alle Euch gut betragt, so wird Österreich sich überhaupt edelmütig gegen Euch zeigen. Übrigens ist die Sache bereits abgemacht, und Ihre Weigerung wird nicht verhindern, daß sie zum Abschluß kommt. Ich bitte, daß Ew. Hoheit mich in acht Tagen benachrichtigt, was Sie beschlossen haben!"

Seine arme Hoheit, vom Blitz gerührt, wie man sich denken kann, fragt: „Aber — aber — wozu würde Ew. Exzellenz mir raten?" — „Kann nicht den mindesten Rat erteilen", antwortet Se. Exzellenz. „Will in Frankfurt am Main acht Tage warten, was Ew. Hoheit beschließt, in der Hoffnung, daß Ihr Beschluß ein weiser sein möge, und habe die Ehre, für heute guten Morgen zu sagen." Plötzlich wie ein Donnerkeil im Winter die ganze Sache. Dieser Tag oder der 3. Januar, als Friedrich durch einen Eilboten von Zweibrücken davon hörte, kann als der Geburtstag eines Fürstenbundes betrachtet werden, welcher jetzt nicht mehr hypothetisch, sondern der Verwirklichung sicher ist.

Zweibrücken schickte natürlich Eilboten ab nach Petersburg (erhielt von dort nie eine Antwort), nach Berlin (von wo unverzüglich Antwort kam) — und in weniger als acht Tagen war der arme Zweibrücken (solche Nachrichten empfing er aus Berlin) in der Lage, nach Frankfurt zu schreiben: „Exzellenz, nein! Ich willige nicht ein und werde nie einwilligen." — Denn König Friedrich hat seine Augen wieder offen, und Herzbergs Schmiedefeuer — wir können uns vorstellen, wie die Winde in dieselben hineinfuhren und die Dinge zur Schweißhitze brachten! —

Die Zarin hatte auf Friedrichs dringende Einwendungen — „Was heißt dies, hohe Dame? Das, Ihrem alten Verbündeten und überdies von dem Garanten und Stifter des Friedens von Teschen?" — schnell geantwortet: „Weit entfernt, an eine Verletzung des Friedens von Teschen zu denken! Weit entfernt! Ich dachte, dies wäre ein vorteilhafter Tausch, vorteilhaft besonders für Zweibrücken. Aber da Zweibrücken anderer Meinung ist, so kann natürlich nichts daraus werden." — „Natürlich!" Ob-

gleich mein Romanzow anders redete und die Schmiedefeuer einer gewissen Person gewaltig angeblasen werden! Herzbergs Unterhandlungen wurden zuerst sehr geheim betrieben. Aber seine Gesandten waren aller Orten tätig. Seine Vorschläge fanden die erforderliche Beachtung, hier und da wurden sie angenommen. „Ein sehr milder und sicher aussehender Plan, unzweifelhaft sehr mild in seinem Ton!" Und sie kamen bald Kaunitz zu Ohren, äußerst unwillkommen für das neue Königreich Burgund und ihn!

Dreimal nacheinander erhob Kaunitz während der folgenden Monate (13. April, 11. Mai, 23. Juni) in Gestalt eines „Zirkularschreibens an alle österreichischen Gesandten"[1] seine Stimme zu strenger Abmahnung. Sein Ton wurde immer zorniger und näselte sich endlich zitternd beinahe ganz zum Alt herauf: „Gegen die Verleumdungen und die Böswilligkeit gewisser Personen, welche einen gerechten Kaiser und seine Handlungen mißdeuten!" Aber da die Zarin inzwischen dem Reich in seiner Gesamtheit erklärte, daß sie den Frieden von Teschen heilig halte und immer halten werde, und daß dies oder irgendein anderes Königreich Burgund oder eine Abänderung der Reichsgesetze unmöglich seien, so halfen Kaunitz' Töne nichts, und der Fürstenbund schritt insgeheim, aber mit mächtiger Eile, voran. Und am 29. Juni 1785, nach vieler geheimen und wirksamen Arbeit von seiten Dohms und anderer, versammelten sich die drei Bevollmächtigten, der preußische, der sächsische und der hannoversche („Eine vortreffliche Methode, nur die drei Hauptpersonen zu haben!") noch immer insgeheim in Berlin und hatten, indem sie mit bester Kraft arbeiteten, nach etwa drei Wochen einen Fürstenbundvertrag fertig. Unterzeichnet von diesen dreien am 23. Juli — und alle anderen, die ihn billigten, fügten ihre Unterschriften bei. Wie seitens einer wirksamen, ansehnlichen Anzahl, Braunschweig, Hessen, Mainz und anderer, der Fall war[2], wären nicht schon die ersten drei, besonders da Hannover England bedeutete, an sich ziemlich hinreichend gewesen. Ehe wir diesem Zeitpunkt ganz den Rücken kehren, wollen wir hier zwei Auszüge einschalten, die ihren Raum wohl verdienen:

Bouillés zweiter Besuch (Frühling 1785), 10. Mai 1785, gerade während der Fürstenbund insgeheim in seinen Geburtswehen war. — „Der Marquis von Bouillé war wieder nach Berlin gekommen, um seinen ältesten Sohn in die Académie des Gentilshommes zu bringen, wo der junge Mann zwei Jahre blieb. War in Potsdam" 13.—16. Mai[3]; „wurde gut aufgenommen und speiste in Sanssouci. Benachrichtigte den König vom Tode des Herzogs von Choiseul" (Paris, 8. Mai). „Der König sagte, den Kopf schüttelnd: ‚Il n'y a pas grand mal.' Scheint verdrießlich über die Königin von Frankreich, die Prinz Heinrich keine große Aufmerksamkeit bewiesen hatte. Sprach von Peter dem Großen, ‚dessen viele große Eigenschaften ver-

[1] Dohm III. 64, 68.
[2] Eine Liste bei Dohm.
[3] Rödenbeck III. 325.

dunkelt würden durch seine schreckliche Grausamkeit'. Als er in Berlin seiner Gewohnheit gemäß ohne Begleitung zu Fuß ausging, um König Friedrich Wilhelm zu besuchen, drängten die Leute sich in den Straßen viel um ihn her. ‚Bruder,' sagte er zu dem König, ‚es fehlt Euern Untertanen an Respekt; lasset ein paar von ihnen hängen, das wird die anderen im Zaum halten!' Während desselben Besuchs trat der Zar eines Tages in Charlottenburg nach dem Diner auf den Balkon hinaus, der nach dem Garten zu lag. Als er unten viele Leute versammelt sah, fletschte er die Zähne (grinça des dents) und schien von einem Anfall von Raserei ergriffen zu werden. Die schlaue kleine Katharina, welche mit ihm dort war, bat, daß man eine gewisse Person in dem Haufen da unten, die, welche eine gelbe Perücke trug, sofort entfernen möge, oder es werde etwas Schlimmes geschehen. Sowie man dies getan hatte, wurde der Zar wieder ruhig. Die Zarin bemerkte, er sei solchen Anfällen von Raserei unterworfen, und daß sie, wenn sie dieselben kommen sehe, ihm den Kopf zu kraulen pflege, was ihn mäßige. ‚Voilà Monsieur,' schloß der König, indem er sich an mich wandte, ‚voilà les grands hommes!'

Bouillé blieb vierzehn Tage in Rheinsberg bei dem Prinzen Heinrich, der seinen Bruder darstellt als ungeduldig, rastlos, neidisch, argwöhnisch, sogar als furchtsam und von regelloser Phantasie" — bei weitem nicht so weise als einige von uns! „Fürchtet zu sehr den Ausbruch eines Krieges, was ihn wahrscheinlich herbeiführen wird. Bei der geringsten Unruhe versammelt er seine Truppen an der Grenze, Joseph tut dasselbe, und so —." Ein auffallend milzsüchtiger kleiner Heinrich, Haupt einer Oppositionspartei, die ihre Zunge hat halten müssen. Nährt in der stillen Tiefe seines Wesens einen fast gespenstigen Unwillen gegen seinen Bruder hinsichtlich gewisser Punkte. „Bouillé kehrte nach Paris zurück im Juni 1785 [1]."

C o m t e d e S é g u r (auf dem Wege nach Petersburg als französischer Gesandter) h a t F r i e d r i c h g e s e h e n (29. Januar 1785). Ségur sagt: „Mit lebhafter Neugier betrachtete ich diesen Mann, wie er dastand, groß an Genie, klein an Gestalt, gebückt und gleichsam niedergebeugt unter der Last seiner Lorbeeren und seiner langen Mühen. Sein blauer Rock, alt und abgetragen wie sein Körper, seine langen Stiefel, die hinaufreichen bis übers Knie, und seine mit Schnupftabak bedeckte Weste bildeten ein seltsames, aber imposantes Ganzes. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß er in allen wesentlichen Dingen nicht alt geworden war. Obgleich er wie ein Invalide erschien, fühlte man doch, daß er kämpfen könne wie ein junger Soldat. In seiner kleinen Gestalt erkannte man einen größeren Geist als den irgendeines anderen Menschen." —

„Wer nur überhaupt an Verkehr mit der großen Welt gewöhnt ist und irgendwelchen Adel des Geistes besitzt, kann keine Verlegenheit empfinden, wenn er mit einem König spricht; aber vor einen großen Mann tritt man nicht ohne ein Gefühl der Furcht. Friedrich zeigte in seinem Privatkreise eine sehr ungleiche Stimmung, war mürrisch, eigensinnig, vorurteilsvoll, gefiel sich in Spöttereien und war oft genug epigrammatisch gegen die Franzosen. Im höchsten Grade zuvorkommend gegen Fremde, die es ihm zu begünstigen gefiel, aber bitter scharf gegen alle, gegen die er voreingenommen war, oder die, ohne es zu wissen, die Stunde, in der sie sich ihm näherten, schlecht gewählt hatten. Mir war das Glück in allen diesen Beziehungen hold"; meine Zusammenkunft mit ihm war hinreißend, kann aber nicht weiter berichtet werden [2].

Mit Ausnahme Mirabeaus, der etwa ein Jahr später kam, ist Ségur der angesehenste französische Besucher. Französische Korrespondenz führt der König jetzt wenig oder gar nicht. Im vorigen Oktober vor einem Jahr starb sein d'Alembert, der letzte intellektuelle Franzose, den er wirklich schätzte. Paris und Frankreich scheinen

[1] Essai sur la Vie de Bouillé (oben).

[2] „Mémoires par M. le Comte de Ségur (Paris 1826) II. 133, 120", angeführt bei Preuß IV. 218. Für das Datum sehe man Rödenbeck III. 322, 323.

in fremdartige Abgründe zu versinken, und es lohnt sich immer weniger, davon zu hören. Dann und wann eine verstreute Notiz von Condorcet, Grimm oder ihresgleichen ist alles, was er von dort erhält.

Der Fürstenbund setzte Josephs Plänen, das Reich zu einer Wirklichkeit zu machen, ein schließliches Ziel. Seine Reformen und sein Ehrgeiz mußten seitdem andere Richtungen einschlagen und das arme alte Reich in Ruhe lassen. Ein gewaltiger Reformator war er gewesen, der größte seiner Zeit. Gewaltsam hatte er auf allen Seiten die ruhige österreichische Gepflogenheit durchbrochen. Mönchstum, Schulpedanterie, Handelsmonopole, Leibeigenschaft, alle militärischen und bürgerlichen, geistlichen und weltlichen Zustände hatte er beschlossen, in kürzester Zeit vollkommen zu machen. Österreich blickte in mit Schrecken gemischter Bewunderung zu ihm auf. Er eilte beständig umher und war abgehärtet wie Karl XII.; schlief auf seinem Bärenfell auf dem Fußboden eines Wirtshauses oder einer Hütte, warf sich jeder Absurdität in den Weg, so festgegründet oder gefährlich bewaffnet sie auch sein mochte: „Verschwinde, sage ich!" Will, wenn es nötig ist, einen Beamten von hohem Rang an den Pranger stellen, stellt ihn in einem wirklichen Falle dazu an, auf immer in Wien die Straßen zu fegen. Ein sehr schneller, strenger und doch wohltätiger und menschenfreundlicher Mann. Grenzenlos ehrgeizig, auch das muß von ihm gesagt werden. Ein großer Bewunderer Friedrichs und entschlossen, ihn mit Nutzen nachzuahmen. „Sehr begabt," sagt Friedrich, „aber hat den Fehler" (einen furchtbar ernsten), „gewöhnlich den zweiten Schritt zu tun, bevor er den ersten getan hat."

Als ein unbequemer Nachbar erwies er sich für alle, nicht durch seine Reformen allein. Und endete ungefähr wie hier beim Fürstenbund damit, daß er in allen Dingen nachgeben und ablassen mußte. Keine seiner auswärtigen Unternehmungen gelang ihm, keine seiner inneren Reformen. In Hinsicht auf diese letzteren bemerkt jemand: „Kein österreichischer Mensch und keine österreichische Sache setzten sich irgendwie bestimmt seinen schönen Bemühungen entgegen. Aber auf unbestimmbare Weise wirkte das ganze Gewicht der österreichischen trägen Masse Tag und Nacht gegen ihn. Was, da er sich mit der Kraft eines Dampfmauernbrechers von 100 Tonnen auf den Quadratzoll nach der anderen Seite stemmte, wie wir jetzt sehen, die Wirkung hatte, das ganze Gebäude Österreichs aus den Fugen zu heben und es für die nachfolgenden napoleonischen Erdbeben vorzubereiten." In bezug auf seine auswärtigen Unternehmungen war es nicht besser. Die Holländer feuerten auf seine Fregatte in der Schelde. „Krieg, wenn du willst, du angriffslustiger Kaiser; aber dieser Zoll gehört uns!" Seine Niederländer empörten sich gegen ihn: „Kann die heilige Religion und können alte Sitten und Gebräuche auf solche Art über den Haufen geworfen werden?" Seine große russische Teilhaberschaft und sein Türkenkrieg wurden zu Wasser und endeten in Unglück. Seine

Reformen mußten samt und sonders vorläufig widerrufen werden. Der arme Joseph (denn er hatte auch viele persönliche Kümmernisse) starb an gebrochenem Herzen. „Ihr könnt mir zur Grabschrift geben", sagte er mit einem Tone, welcher tragisch und rührend zugleich ist: „Hier liegt Joseph," der Großes versuchende Joseph, „dem nichts gelingen wollte [1]." Ein Mensch von sehr hohen Fähigkeiten, doch sich derselben viel zu sehr bewußt. Ein Mensch von grenzenlosem Ehrgeiz. Einer jener verhängnisvollen Menschen, verhängnisvoll vor allem zunächst für sich selbst, die ein halbes Genie für ein ganzes nehmen und sich beeilen den zweiten Schritt zu tun, bevor sie den ersten getan haben. Kann weder den alten König noch uns mehr beunruhigen.

[1] Starb in Wien, 20. Februar 1790, noch nicht 50 Jahre alt; wurde dort geboren 13. März 1741. Hormayr, Österreichischer Plutarch IV. 125—223 (und fünf oder sechs neuere Lebensbeschreibungen Josephs, von denen keine, die ich gesehen, im Vergleich mit jener lesenswert war).

Neuntes Kapitel / Friedrichs letzte Krankheit und Tod

Für die gegenwärtigen Leser ist der Fürstenbund ein Nichts geworden. Für uns alle ist jetzt seltsam genug das große Etwas, jener unmittelbar folgende Zwischenfall des Manövers der schlesischen Soldaten, welche Se. Majestät das Jahr vorher so erzürnt hatten. „Wenn ich im nächsten Jahre noch lebe", sagte der König zu Tauentzien. Der König hielt sein Versprechen, und das Schicksal hatte bestimmt, daß er dabei — aber wir wollen das Wort noch nicht aussprechen.

Am 16. August 1785, drei Wochen nach dem Abschluß des Fürstenbundes reiste Friedrich nach Schlesien ab, nach dem ihm und uns allen solange bekannten Strehlen. Bei Groß-Tinz, einem Dorfe in der dortigen Nachbarschaft, sollen das Lager und die Manöver abgehalten werden. Er reist über Krossen, Glogau in kreisförmiger Richtung; denn Glogau, Schweidnitz, Silberberg, Glatz, alle seine Festungen sollen ebenfalls inspiziert werden, und er hat unterwegs viele verschiedenartige Geschäfte zu besorgen. In Hirschberg, nicht auf der militärischen Seite, bekommen wir ihn zu sehen durch einen Bericht, der merkwürdig zu lesen ist:

„Donnerstag, 18. August," sagt ein Brief aus jener kleinen Stadt[1], „reiste er hier durch. Eine Menschenmenge von vielen Tausenden aus der ganzen Umgegend hatte ihn mehrere Stunden erwartet. Endlich kamen die Vorreiter, dann er selbst, der einzige, und aller Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck von Ehrfurcht und Liebe auf einen Punkt gerichtet. Ich kann Ihnen die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß eines jeden bemächtigten, als ich ihn sah, den greisen König, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. Als er vorbei war und ich mich wieder umsah, glänzten in manchen Augen Tränen." (‚Ach, wir werden ihn nicht lange mehr haben!')

„Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Nachdem er sich eine lange Zeit mit den ihm aufwartenden Kaufleuten aus dem Gebirge unterhalten hatte, fragte er: ‚Hat noch jemand mir etwas zu sagen?' — Worauf der Kaufmannsälteste Lachmann aus Greiffen-

[1] Im Auszug bei Rödenbeck III. 331—333.

berg", welches vor kurzem verbrannt und mit des Königs Hilfe wieder aufgebaut war, „vortrat und sagte, ‚die abgebrannten Bürger zu Greiffenberg statteten nochmals ihren untertänigsten Dank ab für das königliche Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser; zwar sei ihr Dank von keinem Gewicht, sie bäten aber täglich Gott, diese königliche Huld zu belohnen.' Der König war sichtlich gerührt und antwortete: ‚Sie haben nicht Ursache, sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, daß ich meinen verunglückten Untertanen wieder aufhelfe; dafür bin ich da.'" —

Sonnabend, den 20., kam er in Tinz an, hatte am nächsten Tage ein kleines Kavalleriemanöver, und am Montag begann die eigentliche Revue. Dauerte vier Tage, 22. bis 25. August, von Montag bis Donnerstag mit Einschluß beider Tage. „Das Hauptquartier war im Hause des Dorfschulzen, und viele angesehene Fremde waren in den umliegenden Landhäusern einquartiert." Groß-Tinz ist etwa drittehalb Meilen nördlich von Strehlen und ebenso weit gerade östlich vom Zobtenberg. Groß-Tinz und seine Revue vom August 1785 sollten lange denkwürdig bleiben.

Wie die Revue in bezug auf Tüchtigkeit in den Waffen auslief, habe ich nicht gehört und schließe nur aus Symptomen, daß sie nicht unbefriedigend war. Gewiß und auf immer denkwürdig ist die Tatsache, daß am Dienstag, dem dritten Tage der Revue, von 4 Uhr morgens an, als die Manöver anfingen, bis nach 10 Uhr, als sie aufhörten, ein Regen fiel wie der Noahs. Ein Regen wie aus Eimern und Wasserhosen, und daß Friedrich (und vielleicht auch die meisten anderen) so eifrig bei seiner Arbeit war, daß er sich nicht im mindesten darum kümmerte, sondern umherirrt und mit luchsäugiger Wachsamkeit alles aufs genaueste inspizierte, als ob kein Regen dagewesen wäre. Machte sich nicht einmal die Mühe, seinen Mantel umzubinden. Sechs Stunden eines solchen Niederströmens und ein schwacher alter Mann von mehr als 73 Jahren. Natürlich war er bis auf die Knochen durchnäßt. Bei seiner Rückkehr ins Hauptquartier fand sich, daß seine Stiefel voll Wasser waren. „Als sie ausgezogen wurden, strömte es heraus wie aus ein paar Eimern."

Er zog trockene Kleider an und führte auf seine gewöhnliche Art den Vorsitz bei der Tafel, welche bald darauf folgte. Hatte viele Generale und Gäste da — Lafayette, Lord Cornwallis, den Herzog von York — und fühlte sich, wie zu erwarten, nachher ungewöhnlich fiebrig. Heiß, bald kalt, ganz krank den ganzen Nachmittag, ist froh, zu Bette zu kommen. Wo er seiner Gewohnheit gemäß in einen tiefen Schlaf fiel, in so starken Schweiß und am folgenden Morgen sehr erholt aufwachte, ganz wohl wieder, wie er meinte. Wohl genug, um seine Revue bequem beenden und die Rückreise antreten zu können. Er ging an jenem Tage nach Brieg bei Neiße herum, wo die Inspektion nicht unterlassen werden darf, obgleich dies die Reise verdoppelt, eine Fahrt von 16 Meilen, die Inspektionsarbeit eingeschlossen. Von dort nach Breslau, wo er noch drei Tage blieb unter Galatafeln, Bällen und Illuminationen zu Ehren des Herzogs von York —

bis jetzt des letzten Herzogs von York, damals ein lebhafter junger Mann von zweiundzwanzig Jahren, dem außer seinen anderen Auszeichnungen zufälligerweise auch die zukommen mag, daß er (sehr unfreiwillig) half, Friedrich den Großen zu töten.

Nach Potsdam kehrte Friedrich eilig zurück und klagte über nichts. Kam etwa zehn Tage später (9. September) nach Berlin zu einer Artillerierevue, sah seine Schwester Amalie, sah verschiedentliche öffentliche im Fortschritt begriffene Arbeiten — ging aber, was in Rücksicht auf seinen Gesundheitszustand vielleicht bezeichnend ist, am Nachmittag nach dem Gesundbrunnen in Berlin und schlief nicht in dem Schloß, sondern in diesem Gesundbrunnen, in dem mit demselben verbundenen Hotel oder Logierhaus[1]. Am folgenden Tage (10. September) wurde das Artilleriemanöver beendet, und der König verließ Berlin — kaum ahnend, daß er Berlin zum letztenmal gesehen hatte.

Die Wahrheit ist, seine Gesundheit muß, ohne daß er es wußte (obgleich jenes Übernachten in dem Gesundbrunnen wahrscheinlich eine Ahnung oder Empfindung der Art bei ihm andeutet), in einem gefährlichen oder fast zerfallenen Zustand gewesen sein. Auch wurde er bald nachher (18.—19. September) während der Nacht plötzlich durch einen Anfall von Stickfluß erweckt, und mehrere Stunden lang, bis er sich erleichtert fühlte, glaubten alle, er werde sterben. Am folgenden Tage kam die Gicht, die er vielleicht beinahe wie einen Freund ansah, die sich aber nicht als ein solcher auswies. Sie wies sich aus als Anführer einer chaotischen Gesellschaft von Feinden, und Friedrichs Ende war, wie mir scheint, schon unerbittlich nahe. Bei der großen Potsdamer Revue (22.—23. September), der Hauptrevue von allen, zu welcher in diesem Herbst eine solche Menge von Fremden herbeigeströmt war, fand er sich völlig außerstande, gegenwärtig zu sein. Er ordnete die Manöver und Vorführungen an und hütete traurig das Zimmer[2].

Friedrich war selbst immer eine Art Arzt. Er hatte wenig Glauben an die professionellen Ärzte, obschon er mit der intelligenten Sorte gern sprach und sie über ihre Wissenschaft auszufragen liebte. Und es wird zugegeben, daß er wirklich gute Ansichten darüber hatte, daß er besonders seine eigene körperliche Konstitution sehr gut verstand, jedenfalls die Wirkungen der

[1] Rödenbeck, an dem Tage.

[2] Diese Revue vom 23. September 1785 ist diejenige, welche den Kupferstichsammlern als „Friedrichs letzte Revue" bekannt ist; da ein gewisser Cunningham, ein englischer Maler (Sohn eines jakobitischen Malers und selbst von wandernden Gewohnheiten) und Clemens, ein preußischer Kupferstecher, als Spekulation in militärischen Porträts einen sehr großen und höchst vortrefflichen Stich davon ausgeführt haben (Berlin 1787), auf welchem unter anderen das glaubwürdigste mir bekannte Porträt Friedrichs in seinem hohen Alter gegeben ist, wiewohl Friedrich selbst nicht dort war. (S. Preuß IV. 242, besonders aber Rödenbeck III. 337 Anm.) — Als Kronprinz hatte Friedrich Pesne gesessen, keinem anderen Künstler nachher.

Ursachen in derselben kannte und die geeigneten Methoden ihrer Behandlung und Diät — wie dies bei einem verständigen alten Manne gewöhnlich der Fall sein wird. Man klagt darüber, daß er die Diät nicht immer beobachtete, und daß er wenigstens in seinen alten Tagen gern starke Suppen, gepfefferte und gewürzte Fleischspeisen gegessen habe. — Vermutlich, weil er eine Art Reizmittel darin fand, wie andere im Weine, eine plötzliche Erneuerung der Kraft, die sehr verlockend für ihn sein mochte. Es hat sehr viel unweises Geschwätz über diesen Gegenstand gegeben, woran ich über das eben Gesagte hinaus keinen Grund sehe, zu glauben. Im Herbste dieses Jahres verließ er wie gewöhnlich (vielleicht etwas später als gewöhnlich) nicht vor dem 8. November (weshalb dieser Verzug eintrat, hat Marwitz uns bereits gesagt) seine Sommerwohnung in Sanssouci und schloß sich für den Winter in dem Potsdamer Schloß (dem alten Schloß) ein. Man wußte, daß er sehr leidend war und nie ausging. Doch dies war während der letzten Winter nicht ganz ungewöhnlich, und die Gerüchte über seine Gesundheit waren unbestimmt und widersprechend. Er selbst schwieg jetzt wie immer, ausgenommen gegen die Ärzte, über diesen Gegenstand. Mehrere ausgezeichnete Militärärzte, Theden, Frese und andere, waren in der Nähe, aber es ist mir nicht bekannt, daß er einen derselben konsultierte.

Erst im Januar 1768, als ungewöhnlich schlimme Symptome von Asthma und Wassersucht sich zeigten, ließ er Selle rufen, den ersten Berliner Arzt und, wie noch offenbar ist, einen Mann von wirklichem Scharfsinn, der von Anfang an die Krankheit für verzweifelt hielt, aber natürlich eine mildernde Behandlung versuchte, die geschickteste, welche ihm möglich war[1]. Selle behielt, wenn er befragt wurde, seine schlimmsten Befürchtungen sorgfältig für sich selbst. Aber der König erkannte Selles wahre Ansicht — die wahrscheinlich auch des Königs eigene Ansicht war — und da er wenig wirkliche Erleichterung, sehr viel Unbequemlichkeit und keine Möglichkeit eines siegenden Erfolges bei diesem Krieg gegen die Außenwerke empfand, wurde er Selles müde und begann seine Hoffnung — die ganze Hoffnung, die ihm noch blieb — auf das nun bald zu erwartende schöne Wetter zu setzen. Er hatte einen beständigen, kurzen kleinen Husten, der ihn sehr belästigte; man fürchtete einen neuen Anfall von Stickfluß, das Atmen war immer beschwerlich.

Aber der Frühling kam ungewöhnlich milde. Der König saß auf den nach Süden gelegenen Balkonen im heiteren Sonnenschein und blickte hinaus auf den klaren Himmel und die Erde und die Neugeburt der Dinge. „Wäre ich in Sanssouci, im Garten!" dachte er. Am 17. April siedelte er

[1] Christian Gottlieb Selle, Krankheitsgeschichte des Höchstseligen Königs von Preußen, Friedrichs des Zweiten Majestät (Berlin 1786): eine kleine, jetzt sehr seltene Schrift, welche einen höchst klaren, verständigen, bescheidenen und überzeugenden Bericht gibt über alles dahin Gehörende und alles andere streng ausschließt.

dorthin über. Nicht in einer Sänfte, wie Marwitz uns von der früheren Übersiedelung erzählte, sondern „in seinem Wagen, sehr früh am Morgen, wobei er mit frischen Pferden eine weite Runde durch verschiedene Dörfer machte" — wahrscheinlich aus dem Grunde, welchen Marwitz anführt. Hier sind zwei gleichzeitige Berichte:

1. Mirabeau in Sanssouci. „An demselben Tage" (17. April, wie es scheint [1]) „sah der König Mirabeau zum zweiten und letzten Male. Mirabeau war am 19. Januar des Jahres nach Berlin gekommen. Zu welchem Zwecke, ist nicht ganz klar — es sei denn, daß er unendlich nach Beschäftigung verlangte, und daß in Paris der Generalkontrolleur Calonne, der seitdem in der Welt so berühmt wurde, ihm offenbar keine geben konnte. Er scheint eine Reise nach Rußland und eine Anstellung bei der Zarin bezweckt zu haben, nachdem er sich Berlin mit seinen großen glänzenden Augen etwas angesehen. Er sah Friedrich zuerst am 25. Januar. Es gehen zwischen Friedrich und ihm im ganzen sieben Briefe oder Billette hin und her. Zwei derselben vom König, und man muß gestehen, daß der arme Mirabeau sich als eine massiv respektvolle, wahrhaftige und männliche Physiognomie darstellt, welche vermutlich Friedrichs erste Meinung über ihn verbessert hat [2]. An diesem Tage (17. April 1786) ist er in Potsdam. So weit wieder auf dem Wege nach Frankreich, da es heißt, daß Mirabeau sen. gefährlich krank ist. ‚Meine Unterredung mit dem König', sagen Mirabeaus Papiere, ‚war sehr lebhaft. Aber der König war so leidend und hatte so große Mühe beim Atmen, daß ich selbst den Wunsch hatte, sie abzukürzen. Denselben Abend reiste ich weiter.'

Mirabeau sen. starb dieses Mal nicht. Und der Generalkontrolleur Calonne, dem viel daran lag, einen zudringlichen und viel zu hellsichtigen Mirabeau jun. loszuwerden, sagte zu dem letzteren: ‚Wollen Sie nicht zurück nach Berlin? Der König liegt im Sterben. Ein neuer König wird zur Regierung kommen, von der höchsten Wichtigkeit für uns!' — Und der arme Mirabeau ging. Verließ Paris wieder im Mai mit Geld versehen, aber ohne eine andere Ausstattung, und mehr in der Rolle eines Zeitungsgeiers als eines diplomatischen Gesandten [3]" — wie wir vielleicht vorübergehend sehen werden.

2. Marie Antoinette in Versailles an ihre Schwester Christine in Brüssel. (Ihr Gemahl und sie, Herzog und Herzogin von Sachsen-Teschen, sind Statthalter der Niederlande):

20. März 1786. — — ‚In Genf ist ein gewisser Villette arretiert, der bei jener abscheulichen Angelegenheit' (der Halsbandgeschichte, welche jetzt einer erstaunten Königin und der Welt bekannt wird [4]) ‚eine Hauptrolle gespielt hat. M. Target', der Advokat des verzauberten Kardinals, ‚wird sein Tagebuch veröffentlichen. Er tut, was seines Amtes ist, und Gott weiß, was für Lügen er gegen uns vorbringen wird. Es ist auch ein Tagebuch von jenem Quacksalber Cagliostro erschienen. Diese beiden bilden augenblicklich das allgemeine Gespräch.'

[1] Preuß, Oeuvres de Frédéric XXV. 328 Anm.

[2] — — „Kommt heute zu mir, wahrscheinlich einer jener zungenfertigen Menschen, die für und gegen alle Welt schreiben" (Friedrich an Prinz Heinrich, „25. Januar 1786, Oeuvres de Frédéric XXVI. 522).

[3] Rödenbeck III. 343; Fils Adoptif (Pseudonym), Mémoires de Mirabeau (Paris 1834) IV. 288—292, 296.

[4] Carlyles Miscellanies (London 1857) IV. 1—60, § Diamond Necklace, der elende Kardinal von Rohan wurde in Versailles verhaftet und in die Bastille gesteckt („15. August 1785"), einen Tag vor Friedrichs Abreise zu seiner schlesischen Revue, und seit dieser Zeit haben die Verhaftungen und richterlichen Untersuchungen fortgedauert — dauern fort bis zum „10. Mai 1786", als das Urteil gesprochen wurde.

6. April. ‚Die Tagebücher, die Lügen folgen einander, und die Sache wird dunkler, nicht klarer. Was für ein Kardinal der Kirche! Er behauptet mit frecher Stirn seine verworrene Geschichte über das Bosquet‘ (Zusammenkunft mit mir, in eigener Person, in jenem Hagebuttengebüsch in Versailles; unbegreiflich für mich, da ich noch nichts von Demoiselle d'Oliva von der Straße weiß, die dort meine Rolle gespielt hatte) ‚und meine Zustimmung‘ (das Halsband für mich zu kaufen). ‚Seine Unverschämtheit und Frechheit übersteigen allen Glauben. O Schwester, ich bedarf meiner ganzen Kraft, so grausame Angriffe zu ertragen.‘ — ‚Der Zustand des Königs von Preußen erregt hier allgemeine Aufmerksamkeit und muß dies auch in Wien tun. Sein Tod wird für nahe bevorstehend gehalten. Ich zweifle nicht, daß Ihr nach dieser Seite die Augen offen habt.‘ —

17. April (gerade während die Mirabeausche Zusammenkunft in Potsdam stattfindet). — ‚Es heißt, daß der König von Preußen im Sterben liegt. Ich bin der politischen Diskussionen darüber, welche Wirkungen sein Tod hervorbringen muß, müde. Er befindet sich augenblicklich besser, ist aber so schwach, daß er es nicht lange mehr aushalten kann. Seine körperliche Kraft ist dahin; aber die Kraft und Energie seines Geistes haben ihn, wie man sagt, oft gestützt und sind sogar in verzweifelten Krisen scheinbar gewachsen. Ich habe ihn nie leiden mögen. Seine zur Schau getragene Immoralität‘ (immoralité affichée, ah, Madame!) ‚hat der öffentlichen Tugend viel geschadet‘ (der öffentlichen Orthodoxie, meine ich), ‚und es sind mir‘ (von lügnerischen oder schlecht unterrichteten Personen) ‚Barbareien von ihm erzählt worden, die Entsetzen erregen. Er hat uns allen sehr viel Unheil zugefügt. Er ist ein König für sein eigenes Land gewesen, aber ein Ruhestörer für seine Umgebung. Er wollte der Schiedsrichter Europas sein, unternahm immer etwas gegen seine Nachbarn und ließ diese die Kosten dafür tragen. Als Töchter Maria Theresias können wir ihn unmöglich bedauern, auch der französische Hof wird ihm keine Leichenrede halten [1].‘

Von Sanssouci aus erschien der König wieder zu Pferde. Ritt mehreremal aus, „Condé“ ein schönes englisches Pferd, eins seiner Lieblingspferde, trug ihn — derselbe Condé, welcher nachher viele Jahre das Gnadenbrot verzehrte und den Touristen wohlbekannt war. Die Ritte waren kurz. Einmal nach dem Neuen Palais, um dort eine neue Winzerei zu besehen, von dort nach dem Potsdamer Tor, in welches er hineinreiten wollte. Da er aber Maurer dort an der Arbeit und die Straße in Unordnung fand, tat er es nicht und ritt statt dessen nach Hause. Dieser Ritt von etwa einer Stunde war sein längster. Selles Behandlung, welche der König immer weniger schätzte und immer weniger befolgte, hörte etwa am 4. Juni auf. An diesem Tage hatte der König zu Selle oder zu sich selbst gesagt: „Es ist genug.“ Jener sein längster Spazierritt fand in der dritten Woche nachher statt am 22. Juni, dem Mittsommertage. Am 4. Juli ritt er nochmals aus, und dies war das letztemal. Etwa zwei Wochen später wurde Condé wieder vorgeführt, aber es ging nicht. Adieu, mein Condé, nicht möglich, wie die Dinge stehen! —

Während dieser ganzen Zeit und bis ganz ans Ende wurden Friedrichs Angelegenheiten, große und kleine, in allen Zweigen und bis ins einzelnste

[1] Comte de Hunolstein, Correspondance inédite de Marie Antoinette (Paris 1864) S. 136, 137, 149.

hinein mit einer Vollkommenheit von ihm besorgt, welche in seinen sonnigsten Tagen nicht übertroffen worden war. Er sah seine Minister, sah alle, die Geschäfte bei ihm hatten, viele, die wenig bei ihm zu tun hatten, und wie Herzberg mit Staunen bemerkte, der Verstand des Königs war nie klarer, sein Urteil nie richtiger und entschiedener gewesen als in diesen schlimmen Banden körperlicher Leiden. Von seiner Krankheit sprach er außer mit den Ärzten mit keinem ein Wort. Friedrichs Körper ist eine Ruine, aber sein Geist ist noch da und empfängt seine Freunde und seine Aufgaben wie sonst. Asthma, Wassersucht, Rose, beständiger Mangel an Schlaf, seit vielen Monaten ist er nicht im Bett gewesen, sondern sitzt Tag und Nacht in einem Lehnstuhl, unfähig, Luft zu schöpfen, außer in dieser Stellung. Er sagte eines Morgens, als jemand bei ihm eintrat: „Wenn Ihr vielleicht einen Nachtwächter braucht, so würde ich gut dazu passen."

Seine vielfältigen militärischen Geschäfte kommen zuerst, dann seine drei Sekretäre mit den bürgerlichen und politischen. Diese drei hat er jüngsthin statt um sechs oder sieben Uhr um vier Uhr morgens bestellen müssen. „Mein Zustand nötigt mich," sagte er, „Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen; sie gehört nicht mir, sondern dem Staate[1]." Um elf Uhr, nachdem die Geschäfte besorgt waren und hierauf gewisse wundärztliche Verrichtungen stattgefunden hatten (bei welch letzteren die Bücher traurig verweilen und die an sich traurig genug sind), werden seine Freunde oder täglichen Gesellschafter zugelassen, besonders fünf oder (den Minister Herzberg *nicht* mitgerechnet) vier. Lucchesini, Schwerin, Pinto und Görtz, die jetzt ungefähr eine Stunde bei ihm sind und wieder zwei Stunden am Abend. Eine langweilige Gesellschaft nach unserem Sinne, vielleicht nicht ganz so langweilig für den König, aber es ist die letzte, die ihm übriggeblieben ist. Und er redet heiter mit ihnen „über Literatur, Geschichte, die Tagesangelegenheiten, oder was immer aufs Tapet kommen mag, als ob keine Krankheit da wäre". Ein Mann, der sich seiner harten Lage angepaßt hat und sich männlich und königlich darin benimmt.

Er wußte wohl, daß es mit ihm zu Ende ging, aber einige meinen, er habe das Ende noch in etwas weiterer Ferne erwartet. Es ist eine großartige Einfachheit des Stoizismus in ihm, von Natur ihm angeboren oder lange zur *zweiten* Natur geworden, ein Stoizismus, der seiner selbst unbewußt ist und in dieser neuen ihm auferlegten Prüfung nichts Besonderes findet. Von alters her ist das Leben ihm unendlich verächtlich gewesen. In bezug auf den Tod empfindet er, glaube ich, weder Furcht noch Hoffnung. Atheismus konnte er in der Tat nie ertragen. Ihm, wie uns allen, war es geradezu unbegreiflich, daß Verstand und sittliches Ge-

[1] Preuß IV. 257 Anm.

fühl ihm durch ein Wesen hätten verliehen sein sollen, welches diese selbst nicht besäße. Aber bei diesem Punkte scheint sein Theismus im wesentlichen stillgestanden zu haben. Instinktiv glaubte er auch, niemand glaubte es fester als er, daß das Recht allein schließlich die Macht in der Welt hat. Schließlich ja — aber von welchem Nutzen war dies für ihn und seine armen kurzen Interessen? Hoffnung für sich selbst auf die göttliche Gerechtigkeit, auf die göttliche Vorsehung hat er, wie ich glaube, praktisch keine. Daß der unergründliche Demiurgus sich um einen solchen Haufen elender Geschöpfe, wie wir selbst und die Menschen sind, kümmern sollte, das scheint ihm auch, wie wir oft bemerkt haben, der Hauptsache nach unglaublich.

Ein trauriger Glaube, der Glaube dieses Königs. Er mußte seine Pflicht ohne Sold und ohne Lohn tun. Ja, Leser — und was deiner Aufmerksamkeit sehr würdig ist, es wird dir schwer sein, in den Annalen irgendeines Glaubens einen König oder Menschen zu finden, der seine Pflicht treuer erfüllte und bis zur letzten Stunde nur damit beschäftigt war, sie treu zu erfüllen. Für den armen Friedrich war dies das ganze Gesetz und die Propheten, und ich empfehle euch sehr, ihn zu übertreffen, wenn ihr durch einen Glücksfall eine bessere Abschrift jener unschätzbaren Dokumente besitzt! — Unausgesprochene Ideen, Phantasien und vorübergehende Aspirationen hatte er vielleicht im Hintergrund seines Geistes. Eines Tages, als er eine Zeitlang draußen saß und in die Sonne blickte, hörte man ihn murmeln: „Vielleicht werde ich dir bald näher sein." — Und in der Tat weiß niemand, was seine Gedanken während dieser letzten Monate waren. Nachweisbar ist nur eine vollständige Erhabenheit über Furcht und Hoffnung. Zuweilen gewinnt man auch flüchtige Blicke auf ein großes regungsloses inneres Meer von Schmerzen, trauriger als alle Tränen oder Klagen, die ihm ganz fehlen.

Die Entlassung Selles am 4. Juni bedeutete keineswegs, daß Friedrich die Hoffnung auf die Arzneikunst aufgegeben hatte. Im Gegenteil, zwei Tage später war ein Brief von ihm an Zimmermann in Hannover unterwegs, dem er seit jener Unterredung, die wir vor fünfzehn Jahren lasen, ein günstiges Andenken bewahrt hat. Sein erster Brief an Zimmermann ist vom 6. Juni. „Wollen Sie auf vierzehn Tage herkommen und sich an mir versuchen?" Zimmermanns entzückte Antwort: „Ja, dreimal ja!" ist vom 10. Juni. Friedrichs zweiter Brief vom 16.: „Kommen Sie denn!" Und Zimmermann kam demgemäß — wie noch sehr wohl bekannt ist. Traf am 23. Juni ein, blieb bis zum 10. Juli und hatte dreiunddreißig Zusammenkünfte oder Unterredungen mit ihm. Einen Besuch am letzten Tage; zwei morgens oder abends an jedem vorhergehenden Tage. Und veröffentlichte ein Buch darüber, welches ungeheures Aufsehen in der Welt erregte und noch mit wenig oder gar keinem Nutzen von denen, welche

Friedrich studieren, gelesen wird[1]. Dreiunddreißig Unterredungen, die kein neues Licht auf Friedrich werfen, von welchen keine einzige der alten uns bekannten Probe gleichkommt.

In der Tat dreht sich das Buch mehr um Zimmermann als um seinen königlichen Patienten und könnte betitelt werden, wie ein Satiriker es betitelt hat: Unterredungen Zimmermanns I. mit Friedrich II. Ein einfältiges Buch, voller Übertreibung und beständiger Abschweifungen in äußerliche Einfälle und Extravaganzen, deren Quelle nur zu deutlich eine ungeheure Meinung des Verfassers von sich selbst ist. Zimmermann ist, seit wir ihn zuletzt sahen, fünfzehn Jahre älter geworden, ein Mann an der Grenze der Sechziger, aber ist nicht in demselben Verhältnis weiser geworden. Obgleich wunderbar von jenem „Leibesschaden" geheilt und voll hoher Hoffnungen, hat er in Hannover seine neuen Mühsale, seine neuen Entschädigungen dafür gehabt, beide von aufregender Art. „Es erhob sich", sagt er in bezug auf einen von ihm geschriebenen Artikel in einer medizinischen Zeitschrift, „eine Weiberepidemie gegen mich" — ein schreckliches Unglück, solange es dauerte! Dann starb ihm seine kleine Tochter unter seinen Händen. Sein Sohn litt an nervöser Schwäche, starb nicht, aber tat Schlimmeres — verfiel in hoffnungslosen Blödsinn und lebte so viele Jahre. Da nun Zimmermann furchtbar niedergebeugt, hypochondrisch und wer weiß was war, scheint es, daß „seine Freunde", während er sich passiv verhielt, „ihm eine junge Frau zuführten" (dreißig Jahre jünger als er), deren Leistungen in dieser schwierigen Stellung jedoch gepriesen werden.

Schließlich ist vor nicht vielen Monaten (Leipzig 1785) die große, endgültige Ausgabe der „Einsamkeit" (in vier Bänden) erschienen, zur Freude und Begeisterung aller philanthropisch-philosophischen und anderer Leihbibliotheksgeschöpfe. Von der ein Exemplar durch den Lauf der Natur, nicht durch Zimmermanns Nachhilfe, in die Hände Katharinas von Rußland gekommen ist. Zimmermann erhält hierauf einen erhabenen kaiserlichen Brief, nebst „einem wertvollen Diamantring", mit der Einladung, auf kaiserliche Kosten nach Petersburg zu kommen. (Was er aus Gesundheitsrücksichten ablehnt.) Soll kaiserlicher Arzt werden (was er gleichfalls ablehnt). Endlich ein fortgesetzter Briefwechsel mit Katharina (eine hinlängliche Prüfung für einen eiteln Kopf) und die Ritterwürde des St. Wladimirordens — so daß Doktor Zimmermann hinfort wenigstens Ritter Zimmermann ist. Und nun ist sein neuer Besuch bei Friedrich dem Großen gekommen, der samt den Folgen, welche er nach sich zog, und den Donnerwolken schwülstiger Spekulationen und chaotischer

[1] Ritter von Zimmermann, Über Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm kurz vor seinem Tode (1 Bd. 8°, Leipzig 1788); diesem folgten: Fragmente über Friedrich den Großen (3 Bde. 12°, Leipzig 1790) usw.

Schreibereien, worin er ihn einhüllte, den armen Ritterdoktor ganz verwirrte, bis sein schöner Geist endlich völlig in der zum Unergründlichen vertieften Hypochondrie versank und nur der Tod, der glücklicherweise bald folgte, ihn entkerkern konnte. In diesem Augenblick leidet Zimmermann an einer schlimmeren „Wassersucht“ geistiger Art, statt der physischen, zu deren Heilung er gekommen ist.

Auszüge aus jenen Zimmermannschen Unterredungen liegen mir reichlich vor, schon seit langer Zeit fertig. Ja, ich höre, es gibt oder gab zu Nutz und Frommen der Neugierigen eine vollständige englische Übersetzung davon. Aber nach ernster Überlegung muß ich jetzt dahin entscheiden, daß sie nichts sind als eine Hanswurstszene aus den älteren Dramatikern, die an diesem Orte, wäre sie auch nicht übertrieben, wie sie es ist, nicht zulässig und in der Tragödie, welche hier aufgeführt wird, offenbar ungehörig ist. Oft genug drängt sich in dieser unehrfürchtigen Welt etwas Possenhaftes in die feierlichste Tragödie ein, aber aus Rücksicht sogar auf die Posse sollten zwischen beiden wenigstens die Türen geschlossen bleiben.

Es genügt uns, zu sagen, daß Ritter Zimmermann — ein Arzt und ein Mann von literarischem Genie, der kein tragischer Hanswurst hätte werden sollen — mit unaussprechlicher Erregung, Schrecken und Gebeten zum Himmel und Paroxysmen seiner eigenen lächerlichen Art dem Könige „Extrakt von Löwenzahn“ verschrieb, ihm beruhigend, melodisch, erfolgreich zuredete und in dem König einen sehr angenehmen Sprecher, aber einen sehr eigensinnigen verkehrten Patienten fand, dessen Vergehen besonders in bezug auf Diät ungeheuer waren. Die Wahrheit ist, daß des Königs Appetit auf solide Nahrung noch fortdauerte. Und man sollte denken, daß dies die einzige hoffnungsvolle Grundlage von Zimmermanns ganzer Behandlung hätte sein müssen, wenn noch irgendwelche Hoffnung da war. Aber nein, Zimmermann erkennt nur mit ungewöhnlicher Emphase lyrisch diesen staunenswerten Appetit bei einem alten von Krankheit überwältigten Manne an — verkündet denselben der ganzen Welt, damit unwissende Personen ihn als ein Verbrechen oder vielleicht im allgemeinen als einen Typus für das vergangene Leben des Mannes betrachten, und macht keine anderen Versuche — beharrt bei seinem „bis zur Honigdicke eingekochten Extrakt von Löwenzahn“ und entfernt sich am siebzehnten Tage, den 10. Juli, sprachlos vor Erregung, fast mit brechendem Herzen und hört auf. Eine unserer Notizen sagt:

„Zimmermann reiste über Dessau und Braunschweig. In Braunschweig konnte Zimmermann, wenn er sich beeilte, vielleicht Mirabeau finden, der noch dort ist und gerade nach Berlin abreist, um beim Tode zugegen zu sein. Aber wenn der Doktor und er einander verfehlten, so war es besser so, da sie später ihre Streitigkeiten hatten. Mirabeau kam in Berlin an am 21. Juli [1], gewaltig fleißig im Sammeln von Nachrichten, Meinungen und Urteilen über Menschen und Ereignisse für seinen

[1] Mirabeau, Histoire secrète de la Cour de Berlin, Band III. der Oeuvres de Mirabeau (Paris 1821), Lettre V. S. 37.

Calonne — und bewundernswert korrekt, wie man findet. So groß ist die Lauterkeit seines Geistes, womit er alles, das Schlimme wie das Gute, aufhellt.

Am 9. Juli, einen Tag vor Zimmermanns Abreise, war Herzberg dauernd nach Potsdam hinausgezogen. Herzberg steht fortan insgeheim in Verbindung mit dem Thronfolger, ganz insgeheim, obgleich Friedrich unzweifelhaft gut genug davon wußte und es für recht hielt. Alle möglichen armseligen Geschöpfe sind natürlich eifrig mit ihren eigenen kleinen Interessen beschäftigt und sagen zu sich selbst: ‚Eine neue Regierung steht offenbar nahe bevor.' Ja, meine Freunde — und eine herrliche Regierung wird es sein im Vergleich mit dieser, lauter Sinnlichkeit, salbungsvolle Religiosität, äußerer Schein und Unfähigkeit, welche zwanzig Jahre später in Jena kulminieren."

Zimmermann feilscht mit seiner Erzählung über den Bericht, welchen er in Braunschweig abstattete, und sagt, „er habe den Herzog" (den Erbprinzen, jetzt seit sechs Jahren Herzog) „zum Schluchzen und Weinen gebracht", obgleich er der Herzogin Hoffnung gemacht haben muß, wie wir jetzt sehen werden. Der Brief oder die Briefe der Herzogin an ihren Bruder sind verloren, aber hier ist seine Antwort:

Friedrich an die verwitwete Herzogin von Braunschweig.

‚Sanssouci, 10. August 1786.

Meine verehrungswürdige Schwester — der hannoversche Doktor hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, meine gute Schwester, aber die Wahrheit ist, daß er mir nichts genützt hat. Die Alten müssen den Jungen Platz machen, damit jedes Geschlecht für sich Raum findet, und wenn wir den Lauf des Lebens genau untersuchen, so besteht er darin, daß man seine Mitgeschöpfe sterben und geboren werden sieht. Inzwischen habe ich mich während der letzten paar Tage etwas erleichtert gefühlt. Mein Herz bleibt Ihnen, meine gute Schwester, unveränderlich ergeben. Mit der größten Hochachtung, meine verehrungswürdige Schwester — Ihr treuer Bruder und Diener

Friedrich [1].'

Dies ist Friedrichs letzter Brief — der letzte an ein befreundetes Wesen. Es ist noch einer da an die Königin, welchen Preuß in seinem Index als später zu betrachten scheint, aber anscheinend ohne Grund, da er kein Datum hat und nur diese Worte enthält: „Madame — Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Wünsche, welche Sie geruhen, mir auszudrücken; aber ein heftiges Fieber hindert mich, Ihnen zu antworten [2]."

Über gewöhnliche laufende Geschäfte und sogar über ungewöhnliche fährt Friedrich noch vier Tage lang fort ausdrücklich Briefe zu diktieren. (Einige über Militärangelegenheiten, Ausfüllung erledigter Stellen, Erhebung von Freikorps.) Zwei oder drei handeln über einen so geringfügigen Gegenstand wie den Ankauf neuer Bücher durch seine Bibliothekare in Berlin. Einer (und demselben war eine Prüfung vorhergegangen) ist ein Befehl an den Magistrat in Potsdam, „dem Bäckermeister Schröder allhier den erbetenen Freipaß auf einhundert Wispel Roggen und fünfzig Wispel Weizen aus Preußen zu bewilligen; obgleich Schröder die Preise dort nicht viel billiger finden wird als hier". Sein letzter Brief vom

[1] Oeuvres de Frédéric XXVII. I. 352.
[2] Das. XXVI. 62.

14. August ist an de Launay, Chef der Steuer. „Ihr Bericht über die Einnahmen und Ausgaben ist mir gestern, den 13., zugekommen, aber er ist nicht übersichtlich genug. Ich verlange einen ausführlicheren" — und erklärt dann mit klarer Kürze, in bezug auf welche Punkte und wie. Er vernachlässigt nichts, weder Großes noch Kleines, solange Leben in ihm ist.

Dienstag, 15. August 1786, erwachte der König gegen seine Gewohnheit erst um 11 Uhr. Als er zuerst aufblickte, schien er verwirrt, besann sich aber bald, rief seine Generale und Sekretäre, die solange gewartet hatten, und gab mit seiner alten Genauigkeit die erforderlichen Befehle. Einen an Rohdich, Kommandanten von Potsdam, über ein Manöver der dortigen Garnison, welches am folgenden Tage stattfinden sollte. Einen Befehl, der bis ins kleinste vollkommen war an Kenntnis des Geländes und zweckmäßiger Benutzung desselben für die Gefechtsbildung und demgemäß am folgenden Tage ausgeführt wurde. Mit derselben Selbstbeherrschung besorgte er seine Kabinettsgeschäfte, indem er seinen drei Sekretären zwar mit schwacher Stimme, aber doch mit der alten Kraft des Geistes Anweisungen erteilte. Einem derselben diktierte er unter anderem eine „Instruktion" für einen gerade abreisenden Gesandten. „Vier Quartseiten," sagt Herzberg, „die dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben. Und am Abend unterzeichnete er seine Befehle wie gewöhnlich. Noch diesen Abend — aber keinen andern Abend mehr. Wir sind jetzt bei der letzten Szene angelangt, welche diese seltsame ereignisvolle Geschichte endet.

Am Mittwochmorgen fanden die Generaladjutanten, Sekretäre und der Kommandant sich zu ihren gewöhnlichen Stunden ein. Aber es wurde ihnen hinausgesagt: „Die Sekretäre sollen warten!" Der König befindet sich in einem röchelnden, ominösen Schlaf, ähnlich dem Todesschlaf und scheint nicht bei Bewußtsein zu sein, wenn er in Zwischenräumen die Augen öffnet. Nachdem dies stundenlang gedauert[1], besann sich der König in einem klaren Augenblick auf Rohdich, den Kommandanten, und versuchte Rohdich die Parole zu geben wie gewöhnlich. Versuchte es zweimal, vielleicht dreimal, fand aber, daß er nicht sprechen konnte — und wandte mit einem klagenden Blick, welcher zu sagen schien: „Es ist also unmöglich!" sein Haupt und sank in den Winkel seines Stuhls zurück. Rohdich brach in Tränen aus; der König lag wieder schlummernd da — bald nachher fing das Todesröcheln an, welches in Zwischenräumen den ganzen Tag fortdauerte. Selle wurde durch einen Eilboten aus Berlin herbeigerufen und kam um 3 Uhr nachmittags an. Der König schien etwas mehr Bewußtsein zu haben und erkannte die Umstehenden. „Sein Gesicht war mehr rot als blaß, und die Augen hatten noch nicht ganz ihr gewohntes Feuer verloren." Gegen Abend ließ das Fieber nach (für Selle vermutlich

[1] Selle (wie oben; Anonymus (Kletschke), Letzte Stunden und Leichenbegängnis Friedrichs des Zweiten (Potsdam 1786); Preuß IV. ff.; Rödenbeck III. 363—366.

ein verhängnisvolles Symptom). Der König fiel in einen sanften Schlaf mit warmem Schweiß, klagte aber beim Erwachen über Frost, wiederholt über Frost und verlangte beständig, mit Kissen zugedeckt zu werden. Und als einer der Doktoren ihn untersuchte, fand er die Füße schon bis gegen die Knie erkaltet. „Was sagte er von den Füßen?" fragte der König mit gebrochenen Worten etwas nachher, als der Arzt hinausgegangen war. „Es sei noch beim alten", antwortete einer der Anwesenden. Der König schüttelte ungläubig den Kopf.

Einmal nahm er, das Glas mit beiden Händen ergreifend, einen Trank Fenchelwasser, sein gewöhnliches Getränk, und schien dadurch erleichtert — seine letzte Erfrischung in dieser Welt. Gegen 9 Uhr abends stellte sich ein beständiger kurzer Husten mit starkem Röcheln auf der Brust ein, der das Atemholen immer mehr erschwerte. Warum sollen wir weiter fortfahren? Friedrich scheidet unter den gewöhnlichen Bedingungen. Ihr könnt hören, wie der Vorhang niederrauscht. Als die über seinem Kopf hängende Wanduhr 11 schlug, fragte er: „Was ist die Glocke?" — „Elf Uhr", war die Antwort. „Um 4", versetzte er, „will ich aufstehen." Einer seiner Hunde saß auf einem Schemel neben ihm. Um Mitternacht bemerkte er, daß das Tier vor Kälte zittre. „Deckt ihn mit einem Kissen zu", sagte oder winkte er. Das waren, glaube ich, wie oben seine letzten völlig bewußten Worte. Später, als nach einem heftigen Hustenanfall der Schleim sich endlich löste, sagte er: „La montagne est passée, nous irons mieux, wir sind über den Berg; jetzt wird es besser gehen."

Sein Gefolge, Herzberg, Selle und einige andere, befanden sich in dem Nebenzimmer. In Friedrichs Zimmer war niemand als Strutzki, sein Kammerlakei, einer von den dreien, die seine einzigen Diener und Wärter sind; ein treuer umsichtiger Mann, wie auch die andern zu sein scheinen, und trefflich für seinen Dienst ausgewählt. Um zu verhüten, daß der König, wie er immer tat, in die Ecke seines Stuhles zurücksank, wo ihm, indem Hals und Brust vorgebeugt waren, die Luft mehr und mehr ausging — nahm Strutzki endlich den König auf sein Knie, indem er mit seinem andern Knie auf dem Fußboden ruhte — während des Königs rechter Arm um Strutzkis Hals, Strutzkis linker Arm um des Königs Rücken lag und seine andere Schulter stützte. Und in dieser Stellung saß das treue Geschöpf mehr als zwei Stunden bewegungslos da, bis das Ende kam. Drinnen ist alles Schweigen außer diesem Atmen, ringsum die dunkle schweigende Erde, darüber die schweigenden Sterne. Zwanzig Minuten nach 2 hielt das Atmen an — schwankte — und hörte auf. Friedrichs Lebenskampf ist ausgekämpft. Statt Leiden und schwerer Arbeit hat er nun Ruhe. Donnerstag morgen, den 17. August 1786, in der eben genannten dunklen Stunde. Am letztverflossenen 31. Mai hatte dieser König 46 Jahre regiert. „Er hat gelebt", zählt Rödenbeck, „74 Jahre, 6 Monate und 24 Tage."

Sein Tod erscheint sehr ernst und einsam — zumal für einen Mann

von so warmem Gefühl, „einen Mann von tieferer Empfindung als andere Menschen!" Aber so war sein ganzes Leben gewesen, ernst und einsam. Das war das harte Gesetz, welches ihm auferlegt worden. Auch war es nicht unangemessen, daß er sich den Tod holte bei jener unbedeutenden schlesischen Revue, wo er wie gewöhnlich gewissenhaft die Arbeit tat, welche eben vorlag; noch daß er jetzt starb, statt einige Jahre später. In diesen Schlußtagen seines Lebens haben wir vorübergehend den Erzkardinal von Rohan, den Erzquacksalber Cagliostro und eine höchst auserwählte Gesellschaft von Personen und Handlungen, wie ein Elixir der Unterwelt, wunderbar ans Tageslicht auftauchen sehen, und ganz Paris und allmählich ganz Europa hallt von der Halsbandgeschichte wieder. Und für Augen von tieferer Erkenntnis — wie zum Beispiel die des Weltdichters Goethe — wird es klar, daß das Chaos wieder schwanger ist. Wie sich seitdem auf die furchtbarste Weise gezeigt hat und noch zeigt. Es ist besser für einen alt und schwach gewordenen königlichen Helden, daß solche Dinge ihm verborgen bleiben.

„Gestern, Mittwoch, 16. August," sagt eine Notiz, welche uns jetzt merkwürdig scheint, „war Mirabeau, der eifrig nach Neuigkeiten schnüffelte, nach Potsdam zu hinausgeritten und begegnete dem Pagen, der in wilder Hast zu Selle ritt." (‚Hat schon ein Pferd abgehetzt', sagen die Bauern der Umgegend.) „Und mit einem Schnabel, welcher gewaltiger war als der irgendeines anderen Geiers, erkannte Mirabeau, daß jetzt das Ende gekommen sei. Und eilte darauf hinweg, um Anordnungen zu treffen für einen Kurier, für Brieftauben, und was sonst nötig war. Und erschien an jenem Abend in der Soiree der Königin in Schönhausen" (die Königin sieht Gesellschaft an diesem Abend, ohne von dem zu träumen, was vorgeht), „‚wo ich', sagt er, ‚eifrig mit dem französischen Gesandten flüsterte', und weniger eifrig mit ‚mon ami Mylord Dalrymple', dem englischen — aber keiner von beiden wollte mir glauben. Ebensowenig" (was Calonne bedauern wird, aber niemand sonst) „konnten die Brieftauben abgeschickt werden, weil es an Geld dazu fehlte[1]." — Genug, genug.

Friedrich wurde nicht in Sanssouci begraben (in jenem Grab, das er sich gebaut hatte). Warum nicht, wird nirgend klar ausgesprochen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch fand keine Einbalsamierung statt. Zwei Regimentschirurgen wuschen die Leiche und bereiteten sie in anständiger Weise für die Bestattung vor. „Um 8 Uhr denselben Abend wurde Friedrichs Leiche, in die Uniform des ersten Gardebataillons gekleidet und in ihrem Sarge liegend, in einem achtspännigen Leichenwagen, von zwölf Unteroffizieren der Garde geleitet, nach Potsdam gebracht. Ganz Potsdam war in den Straßen. Die Soldaten traten aus eigenem Antrieb in Reih' und Glied und folgten der Bahre. Manches rauhe Gesicht konnte sich der Tränen nicht erwehren. Überall herrschte allgemeines Schweigen, wie das Schweigen um Mitternacht. Nur hier und da hörte man ein schwer verhaltenes Schluchzen und den Seufzer: ‚Ach, der gute König!'"

„Den ganzen folgenden Tag lag die Leiche auf dem Paradebett im Schlosse. Tausende strömten von Berlin und aus der ganzen Umgegend

[1] Mirabeau, Histoire secrète etc. (Lettre XIV) S. 58—63.

herbei, um jenes Gesicht zum letztenmal zu sehen. Verfallen und abgezehrt, aber schön im Tode, das dünne graue Haar etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt. Und um 8 Uhr abends" (Freitag, den 18.) „wurde er in die Garnisonkirche in Potsdam getragen und neben seinem Vater in dem Gewölbe hinter der Kanzel beigesetzt[1]" — wo man die beiden Särge noch sehen kann.

Für mich ist er der letzte der Könige, bis jetzt — wann der nächste kommen wird, das ist eine sehr lange Frage! Aber es scheint mir, als wenn nach und nach die Völker, vermutlich alle Völker in ihrer Verzweiflung — geblendet, verschlungen wie Jonas in einem solchen Walfischbauch gemeiner, wüster, abscheulicher Zustände (denn ist nicht die Anarchie oder die Herrschaft des Gemeineren über das Edlere das *eine* Lebenselend, welches der Klage wert ist und in Wahrheit das Greuel der Greuel, welches aus allen andern hervorgeht und sie erzeugt?) — als ob alle Völker und auch England, wenn es ausharrt, an einen solchen Mann und seinen Beruf und seine Leistungen mehr und mehr mit ganz anderen Gefühlen denken werden als mit denen, die gegenwärtig möglich sind.

Doch nun ist alles, was ich von ihm zu sagen hatte, beendet. Auch dies, so scheint es, war eine Arbeit, deren Ausführung mir bestimmt war. Lebt wohl, gute Leser; schlechte, lebt auch wohl!

[1] Rödenbeck III. 365 (das öffentliche Leichenbegängnis fand erst am 9. September statt).

Nachwort des Herausgebers

Das Werk, das wir hiermit dem deutschen Volke in einer neuen Ausgabe vorlegen, erschien in den Jahren 1858 bis 1865 unter dem Titel „History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great", by Thomas Carlyle. Der Verfasser hatte im Jahre 1851 mit den Vorarbeiten begonnen; zwei Reisen nach Deutschland (1852 und 1858) hatte er dazu verwendet, die Schlachtfelder Friedrichs kennenzulernen und die Bibliotheken nach der notwendigen Literatur zu durchforschen. 1858 erschienen die ersten zwei Bände, 1862 der dritte, 1864 der vierte und endlich, nach vierzehnjähriger Arbeit, die Carlyle und seiner Umgebung fast zur Qual geworden war, im Jahre 1865 die beiden letzten Bände.

Carlyle war Romantiker. Das zeigt sich in seiner Haltung der Umwelt gegenüber, in seinem ganzen literarischen Schaffen und nicht zum wenigsten in seinen historischen Werken. Das ist bekannt, und es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die oftmals gegebene Analyse von Carlyles Philosophie und ihren Beziehungen zum deutschen Idealismus, vor allem zu Fichte, noch einmal zu wiederholen. Uns interessiert nur der Geschichtschreiber Carlyle, im besonderen der Geschichtschreiber Friedrichs des Großen.

Aber wir dürfen nicht verkennen, wie stark in dieser wie in den anderen historischen Schriften Carlyles seine romantische, protestierende Philosophie zum Ausdruck kommt. Denn alles, was Carlyle schrieb, schuf er in der Absicht, die Welt zu lehren und zu bessern. Auch seine Geschichtswerke sollten Waffen sein in seinem Kampfe gegen die Aufklärung, den Liberalismus, ja, gegen sein ganzes glaubenlos nach dem Glück jagendes Zeitalter. Aus romantischer Verneinung der Gegenwart heraus suchte er in der Vergangenheit die Helden zu finden, deren Vorbild die armen lässigen Zeitgenossen einer neuen gläubigen, heroischen Zukunft entgegenführen könnte.

Was verlangt er von seinem Helden? Zunächst Wahrhaftigkeit, unerbittliche Wahrhaftigkeit gegen sich selbst und gegen andere, vor allem

aber gegen die Tatsachen der Wirklichkeit. Denn ein Schwärmer ist der Romantiker Carlyle nicht; in ihm lebt vielmehr eine allerdings auch romantische Liebe zum unumstößlich Wahren, Klaren und Realen.

Wahrhaftigkeit zuerst! Dann aber Tätigkeit, unermüdliche Arbeit produktiver Art! Am liebsten ohne Worte. Es ist bezeichnend, welche Vorliebe Carlyle für „unartikulierte" Menschen, stumme Genies vom Schlage Friedrich Wilhelms hat, er, der doch eher dazu neigte, zu viel zu schreiben und zu sagen als zu wenig. Für den Psychologen mag das noch besonders interessant sein, wir sehen auch hierin wieder den Protest gegen die „red- und schreibselige" parlamentarische Gegenwart.

Das dritte, was Carlyle von seinem Helden fordert, ist der Glaube an eine sinnvolle Ordnung des Universums. Am nächsten stehen ihm darum die großen Bekenner eines ethischen Christentums, Cromwell vor allem, dem ja auch eins seiner Werke gewidmet ist. Aber hier wie in der Zeichnung anderer religiös fundierter Persönlichkeiten wie Goethe und Schiller zeigt sich, daß der Glaube, den Carlyle von seinem Helden verlangte, keine blinde Hingabe an die Vorsehung sein durfte, sondern frei errungen, womöglich aus der Verneinung hervorgegangen sein mußte. Die Freiheit des moralischen Individuums ist die Grundlage seiner Geschichtschreibung.

Wahrhaftigkeit, Tätigkeit, Glaube — was hat davon Friedrich der Große? Friedrich ist nicht ganz ein Held nach Carlyles Geschmack: er ist kein Puritaner, kein gläubiger Mensch! Und auch mit der Wahrheit nimmt er es nicht immer so genau, wie Carlyle wünschen möchte: „Seine Liebe zur Wahrheit war lange nicht tief genug, nicht ehrerbietig genug, und seine Liebe zum Esprit (das bloße Gewand oder Trugbild der Weisheit) war zu tief!"

Ja, der Esprit! Die aufklärerische, französische Bildung Friedrichs, Sanssouci und sein Umgang mit Voltaire und den anderen Franzosen sind ein peinliches Kapitel für Carlyle. „Man muß eingestehen, des Königs französische Kolonie von Witzlingen war eine kümmerliche Sippschaft. Man wird versucht, zu fragen: Wozu ist Witz und geistreiches Wesen gut, wenn dies es ist?" Nur entschuldigen kann er hier: es sei eben nichts anderes dagewesen, Friedrichs literarischer Verkehr sei noch der beste gewesen, der in jenem leeren achtzehnten Jahrhundert möglich war. Und indem er noch betont, wie groß Friedrichs loyale Anerkennung der realen Tatsachen war, eilt er rasch weiter, um das darzustellen, was ihm das Größte an Friedrich ist: das tätige, kämpferische Heldentum.

Für Carlyle ist Friedrichs ganzes Leben ein grandioser Kampf gegen eine lügenhafte Welt des faulen Genusses. Das ist Friedrichs Teil der Wahrhaftigkeit, daß er unerbittlich vorgeht gegen Scheintatsachen. Denn das Bild, das Europa vor ihm bot, war ein unwirkliches, schemenhaftes, und Friedrichs Verdienst war es, die Tatsachen wieder zur Geltung, das

wirkliche Kräfteverhältnis zum Ausdruck gebracht zu haben, indem er Österreichs Ansprüche beschnitt.

Es ist deshalb kein Wunder, daß Carlyle von den vier Bänden, in denen er Friedrichs Regierungszeit darstellt, zweieinhalb den Kriegstaten seines Helden widmet. Er tat es bewußt: „Friedrichs Leben — so wenig er es auch an jenem Tage erwartete, als er in Rheinsberg von seinem Fieberanfall aufsprang und die daherbrausende flammende Gelegenheit ergriff — ist ein Kriegsleben. Das Hauptandenken, das von ihm bleiben wird, ist das eines Königs und Menschen, der ein vollendeter Kriegsheld war. Nicht Frieden und die Muse! — nein, das ward ihm versagt, obschon er sich allezeit dagegen sträubte, es für versagt zu halten! Seine Lebensaufgabe war, wie sich herausstellte, ein Kampf um Schlesien. Sie bestand aus drei großen Kriegeskämpfen, Kämpfen nicht um Schlesien allein, sondern unbewußt um viel größere Dinge für seine Nation und ihn!"

Dieses Höhere aber war eben die Vernichtung unwirklicher Größen und das Schaffen einer neuen Wahrheit, indem aus Deutschland eine Nation wurde. Daß Friedrichs Politik letztlich doch einen nationalen Charakter hatte, ist für Carlyle einer ihrer wertvollsten Züge. Bei seiner Auffassung von den Nationen als handelnden, moralischen Individuen mußte er die Notwendigkeit einer Arbeit über den preußischen König zum Teil hieraus ableiten, und es ist deshalb für uns interessant, zu hören, wie er seine These erläutert: „Ist Deutschland eine Nation? Gibt es in Deutschland noch eine Nation? Österreich, nicht unredlich, aber stark in Aberglauben und unfreiwillige Lügenhaftigkeiten versunken und dazu angetan, noch tiefer zu sinken, antwortet allzeit mit düsterem, stolzem Tone: ‚Ja, ich bin die Nation von Deutschland!' — irrt sich aber, wie es sich erweist. Denn nicht Lügenhaftigkeiten, bewußte oder andere, sondern Wahrhaftigkeiten werden von den himmlischen Mächten begünstigt oder am Ende auch nur geduldet. — — Wenn bloß Österreich als Nation da wäre, stände es schlimm um Deutschland. Allerdings. Aber da gibt es auch in Deutschland, sehr unkenntlich für Deutschland, doch authentisch gegenwärtig, einen Mann von dem eigentlichen unbesiegbaren Typus; da ist ferner eine auserlesene, für ihn gedrillte Bevölkerung. Diese zwei zusammen werden beweisen, daß es eine deutsche Nation gibt. Eroberung Schlesiens, drei schlesische Kriege, Arbeiten und tapfere Taten wie die des Alkides zur Behauptung seiner selbst und seines Schlesiens — im geheimen aber, wenn auch unbewußt, war jene andere höhere Frage Deutschlands und der Existenz einer deutschen Nation zu jener Zeit die schwere Aufgabe Friedrichs und seines Preußens."

Weil Friedrichs militärisches Genie moralische Grundlagen hatte, weil seine Taten nur möglich wurden aus klarer Erkenntnis der Wirklichkeit und dem trotzigen, unbeugsamen Willen, sich zu behaupten, und schließlich,

weil seine kriegerische Tätigkeit nicht leerem Ruhm, sondern ganz der höheren Aufgabe und einer höheren Wahrheit galt, deshalb durfte Carlyle ihr einen so großen Raum widmen.

Aber da ist noch ein anderes Motiv Carlyles für diese Verteilung des Stoffes, und dieses Motiv zeigt uns den großen Schotten wieder als Romantiker. Er sagt: „In allen menschlichen Schilderungen ist es nur der Kampf und nicht der Sieg, bei dem man mit Nutzen verweilen kann — der Kampf aufwärts ist der Roman; ist der Held einmal verehelicht — mit dem Ruhm, oder wer immer die Braut sein möge — so ist der Roman zu Ende.“ Was der Held weiterhin tut, mag sehr segensreich sein, und seine Geschichte mag von nun an für sein Land ein besonderes Interesse haben — für Carlyle ist sie zu Ende, und es ist darum nur noch ein allgemeines menschliches Bild von dem alternden Menschen zu entwerfen. „Friedrichs Biographie, seine Physiognomie, wie er ruhig auf seinem eigenen Erntefeld, unter seinem eigenen Volke alt wird, hat noch ein Interesse, und jeder dahin gehörende Charakterzug wird uns willkommen sein. Aber dies ist so ziemlich alles, was jetzt für uns von Bedeutung ist.“

Diese Auffassung, daß der Geschichtschreiber im wesentlichen den Roman eines kämpfenden Helden nachzuzeichnen habe, führt uns auf das methodische Gebiet und erleichtert es uns, Carlyle den ihm zukommenden Platz in der Geschichte der Geschichtschreiber anzuweisen. Bisher konnten wir das nicht. Die Frage, was mit einem Geschichtswerk erreicht werden soll, ist ja keine historische, sondern eine philosophische. Von ihr aus ist eine Einordnung des Historikers in die Reihe der Geschichtschreiber unmöglich. Bei Carlyle ist dies besonders deutlich, ja, seine starke Betonung des Zweckes seiner historischen Werke hat dahin geführt, daß wir Urteile auch über diesen Teil seiner Schriften fast nur von philosophischer Seite haben, und daß diese Urteile fast alle bestimmt sind von der Stellungnahme des Urteilenden zu Carlyles Ethik.

Wir kennen nur eine andere historische Schrift, von der wir sagen könnten, daß ein Vergleich ihres Zweckes mit dem des Carlyleschen Friedrichwerkes auch für den Historiker interessant ist. Das ist Macaulays berühmter Essay über Friedrich den Großen. Denn in dieser Schrift findet gerade die Auffassung von Friedrich, die Carlyle mit seinem Werke leidenschaftlich bekämpfte, den klassischen Ausdruck. Macaulay schrieb ebenso wie Carlyle für die lebende Generation. Aber er schrieb nicht, um sie zu bessern oder irgendwie anders zu machen, sondern um ihr zu zeigen, wie die Menschheit zur herrlichen Freiheit des Laissez-faire emporgestiegen sei, und um ihr im Rückblick auf die niedrige Vergangenheit die nun erreichte Höhe vor Augen zu führen. Friedrich war ihm darum nur ein aufgeklärter Tyrann des 18. Jahrhunderts, Sohn einer Zeit, die immerhin noch nicht so hoch gestanden hatte wie die Gegenwart, und Sohn eines Landes, das fern

von der Freiheit Englands unter den Ketten des Zwanges seufzte. Kein Wunder, daß ein aus solcher Grundanschauung erwachsenes Porträt schief, verzerrt wurde. Friedrichs kämpferisches Heldentum und die Notwendigkeit seines Kampfes gegen die Umwelt konnte Macaulay nicht begreifen; für ihn waren die schlesischen Kriege weiter nichts als Raubzüge, und soweit er ihn nicht gar bitter tadelte, behandelte er die heroische Seite von Friedrichs Wesen mit verständnisloser Kühle. Diese Auffassung färbt natürlich auch auf die Partien von Macaulays Darstellung ab, in denen er von Friedrichs Gesetzgebungs- und Verwaltungstätigkeit spricht. Auch er erkennt an, welche ungeheure Arbeit der König leistete, aber er hält Friedrichs Regierungsweise von seinem liberalen Standpunkt aus für falsch und ihre Ergebnisse für nicht segensreich. Tyrannei rächt sich eben überall, auch wenn sie aufgeklärt ist und einen Schein von freimütiger Toleranz um sich her verbreitet.

Noch stärker zeigt sich der Gegensatz zwischen den beiden englischen Historikern in ihrer Wertung Friedrich Wilhelms.

Mit dem Scharfsinn des Hasses erkannte Macaulay die Bedeutung dieses Herrschers, in dem die ganze Eigenart jenes unliberalen Landes zum erstemal klar zum Ausdruck kam. Der war der verkörperte Absolutismus. Ein Mann, der die Tätigkeit seiner Untertanen tyrannisch bis ins kleinste bestimmte, der keinem das Recht zugestand, über sich selbst zu verfügen. Ihm, nur ihm sollten sie dienen. Zwang überall, und wenn nicht gehorcht wurde, dann kannte er nur ein Mittel: Strafe, Schläge, Hängen. Fürwahr, ein brutaler Tyrann in Macaulays Augen! Feindselige Kälte strömen diese Teile seiner Schrift aus.

Ganz anders Carlyle. Er singt geradezu ein Hohes Lied von diesem Helden der Ordnung, diesem Menschen der Wirklichkeit, diesem Genie der Arbeit. Denn er sieht, w o z u Friedrich Wilhelm seine Untertanen zwang. „So seltsam es den Literaten klingen mag,“ sagt er, „sind wir versucht, Friedrich Wilhelm einen Menschen von Genie zu nennen — ein Genie, das dazu beschieden und ernannt war, sich in der Volkswirtschaft zu betätigen und nicht im Abfassen von Versen oder dreibändigen Romanen. Ein schweigendes Genie. Seine melodische Strophe, in welcher jede mißtönige Silbe ihm unerträglich klingt, ist eine zur regelrechten Ordnung gebrachte Tatsache. Eine Tatsache, fest auf ihre Füße gestellt, Felsengrund unter ihr und das Gesicht frei nach allen Winden und Sternen. Er geht umher, Plattheiten unterdrückend, Nichtsnutzigkeiten durchlüftend, Trug an den Pranger stellend; das Reich der Unordnung, das da ist Unwahrhaftigkeit, Unwürdigkeit, was wir Chaos nennen, hat keinen gefährlicheren Feind.“ Und dann zeichnet er mit warmem, liebevollem Verständnis das Wesen und das Leben dieses rauhen Menschen — mit einem Verständnis, das nicht müde wird, noch da zu verstehen, wo für den Fernstehenden nichts zu sehen ist als wütende Brutalität. Er liebt Friedrich Wilhelm,

und weil er, wie wenige andere Historiker, ein persönliches Verhältnis zu seinem Stoff und vor allem zu den Personen hat, die er darstellt, deshalb entfaltet er in der Zeichnung von Friedrich Wilhelms Leben und Wesen sein ganzes geniales Können. Herzliche Wärme und tiefer ernster Humor spricht aus diesen Zeilen — es war das erstemal, daß der Soldatenkönig eine solche Beurteilung fand, die freilich seitdem zum Gemeingut geworden ist.

In der Tendenz der Darstellung ist der Gegensatz zwischen Carlyle und Macaulay also groß, er läßt sich größer kaum denken. Aber in der Methode ähneln sie sich, und es ist diese Methode, die beiden den großen Erfolg im englischen wie im deutschen Publikum verschafft hat. Sie sind hierin, einer wie der andere, Söhne der Romantik, beeinflußt von den großen Anregern der westeuropäischen Geschichtschreibung, Châteaubriand und Walter Scott, und ihrer Lehre vom Lokalkolorit. Sie lieben die Kleinmalerei. Bei Carlyle kommt das vielleicht noch mehr zur Geltung als bei Macaulay. Dieser schrieb zwar zur Unterhaltung, vor allem auch für die Damen, und durfte diesem Zweck zuliebe die Anekdote nicht vernachlässigen, aber er schrieb doch zugleich auch als Tagespolitiker, und jene parlamentarische Rhetorik, die weniger erzählt, als mit glänzenden, geistreichen Worten überredet, spricht auch aus seinen Essays. Außerdem ist, eben deshalb, weil er selbst praktischer Politiker war, sein Interesse für die Gebiete der Verwaltung, der Wirtschaft, des Rechts, auf denen die Beziehungen zum handelnden und lebenden Menschen nur indirekt sind, während die Dinge mehr in den Vordergrund treten, zu groß, als daß er ihnen nicht größere Teile seiner Darstellung widmete, in denen dann natürlich die Anekdote zurücktritt.

Carlyle aber hat immer nur mit Menschen zu tun. Anders kann er an seinen Stoff nicht heran. Dort, wo er die Aufgabe hat, komplizierte politische Verhältnisse zu entwirren, gibt er keine blutleeren, abstrakten Überblicke, die nur von Beziehungen, Kombinationen, Mächten und nichts von Menschen wissen, sondern er personifiziert die politischen Machtfaktoren, identifiziert die Staaten mit ihren Beherrschern und politischen Führern und schildert nun in seiner warmen herzlichen Art das, was diese ihm vertrauten Menschen, seine „armen Freunde", füreinander und gegeneinander tun. Es klingt darum fast traurig, wenn er von einem Politiker sagen muß, er sei ihm eine blasse, farblose Figur geblieben, und nichts habe sich finden lassen, was ihn besonders charakterisiere. Ebenso ist es in den militärischen Teilen seines Werkes; er bringt es nicht über sich, nur zu sagen, daß das Bataillon Soundso da und da vorgerückt sei, oder daß dieses oder jenes Dorf besetzt worden sei. Er ruht nicht eher, als bis er sieht, welcher Mensch mit seinem Bataillon vorrückte und was jene anderen für Leute waren und wie sie sich benahmen, als sie das Dorf besetzten. Diese Vermenschlichung des Stoffes hängt natürlich mit dem bekennerischen

Charakter seiner historiographischen Tätigkeit zusammen, und sie ist es, die seine Darstellung so lebendig, so rhythmisch macht.

Wir sagten, daß sich Carlyle mit dieser Eigenart seiner Darstellungsweise in die Reihe der großen romantischen Historiker Westeuropas stelle. Eine lose Verwandtschaft mit den beiden französischen Geschichtschreibern Thierry und Michelet liegt auf der Hand. Unterschiede sind natürlich da, bedingt durch den Gegensatz zwischen gallischem und germanischem Wesen. Aber sie zeigen sich auch hier weniger in dem Wie der Darstellung als vielmehr in der Stoffwahl und in dem Ziel, das mit der Darstellung verfolgt wird. Sie beruhen darauf, daß die französischen Geschichtschreiber als Nachkommen der Revolution schrieben, die für Carlyle weiter nichts war als der Selbstmord des 18. Jahrhunderts, während sie für Frankreich eine nationale Renaissance bedeutete. Als Angehörige des siegreichen dritten Standes sahen die französischen Historiker, ähnlich den englischen Liberalen und doch wieder ganz anders, von der befreiten Gegenwart zurück auf eine verknechtete Vergangenheit, und sie stehen damit zu Carlyle, dem grundsätzlichen Verneiner der Gegenwart, in ebenso schroffem Gegensatz wie Macaulay.

Beziehungen zur deutschen Geschichtschreibung sind bei Carlyle kaum zu finden, so stark auch seine Sympathien für deutsches Wesen und deutsches Geistesleben waren, und so stark auch die deutsche Philosophie, vor allem Fichte, auf ihn eingewirkt hat. Er kannte die deutsche historische Literatur seiner Zeit fast gar nicht. Denn so viel er sich auch in die Quellenwerke für sein Thema mit unermüdlichem Fleiß eingearbeitet hat — es waren im wesentlichen doch nur Memoiren und militärische Darstellungen des 18. Jahrhunderts, die ihm vorlagen. Friedrich der Große war für die deutschen Historiker noch nicht in dem Maße Forschungsobjekt geworden wie einige Jahrzehnte später. Schlosser, den Carlyle verschiedentlich anführt, hat er in seiner Bedeutung nicht erkannt. Und der einzige große Historiker, dessen Forschungsergebnisse er hier und da mit verwendet hat, Ranke, war ihm in seiner klaren Darstellung großer Zusammenhänge doch fremd — er war für Carlyle nur „der scharfsinnige Herr Ranke".

Die deutschen Historiker, die sich zu Carlyles Zeit und nach ihm mit Friedrich dem Großen beschäftigten, kamen in ihren Darstellungen im allgemeinen zu einem ähnlich positiven Urteil über Friedrichs Leben und Taten wie er. Aber der Standpunkt, von dem aus sie den großen König betrachteten, war doch ein ganz anderer als der Carlyles. Für diesen war Friedrich der letzte der Könige gewesen, und so sehr sein Werk auch die Aufgabe hatte, der Welt das Land dieses Königs, das zur deutschen Nation geschmiedete Preußen, in einem neuen Licht zu zeigen, der gegenwärtige Zustand Preußens war ihm doch fremd, erschien ihm klein gegenüber jener Heldenzeit des siebenjährigen Kampfes. Er erhoffte viel von diesem Land der Zukunft, und er hat es leidenschaftlich gegen Anwürfe verteidigt (vor

allem 1871, als er öffentlich für die Annexion von Elsaß und Lothringen eintrat und damit einen Umschwung in der Meinung des englischen Publikums herbeiführen half), aber er sah doch auch mit Besorgnis, wie der verhaßte liberale Geist selbst in Preußen eindrang, und wie ein unheroisches, wirtschaftlich orientiertes Bürgertum langsam zur Herrschaft kam. Preußens Vergangenheit war ihm größer als Preußens Gegenwart.

Anders die deutschen Historiker! Von Droysen angefangen, betrachteten sie doch Friedrich nur als Vorläufer, auf den dann erst der große Aufstieg zum strahlenden neuen Reich folgte. Zwischen ihnen und Friedrich stand zudem trennend das entscheidende Ereignis der Jahrhundertwende, der Zusammenbruch der alten Zeit in der napoleonischen Epoche und das Erwachen der Nation in den Freiheitskriegen. So war es möglich, daß die deutschen Historiker Friedrich wesentlich kühler gegenübertraten als der Engländer Carlyle, und daß die Kritik (namentlich von großdeutscher Seite) gerade an einer Stelle einsetzte, die Carlyle, wie wir oben sahen, besonders hervorgehoben hatte: bei Friedrichs nationaler Politik. Carlyle sah in dem großen König den Schöpfer der deutschen Nation, die großdeutschen Historiker warfen ihm mangelndes Nationalgefühl, Paktieren mit Frankreich, ja Entzweiung Deutschlands vor. Mit Unrecht, wie die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, die sich auf Grund dieser Vorwürfe erhoben, und die durch sie hervorgerufenen Quellenpublikationen ergaben. Obwohl auch neuerdings wieder ähnliche Angriffe erfolgt sind, kann man doch sagen, daß Friedrich auch diesen Kampf gut bestanden hat, und daß Carlyles Meinung sich als stichhaltig erwiesen hat.

Aber die deutschen Historikergenerationen seit Carlyle hatten Wichtigeres zu tun, als sich in langatmigen Debatten über Friedrich zu verlieren. Sie sahen ihre Hauptaufgabe darin, das Material herbeizuschaffen, das eine gründliche wissenschaftliche Biographie Friedrichs des Großen erst möglich machte. Es ist in den letzten sechzig Jahren über Friedrich unendlich viel geforscht worden. Man hat Aktenstöße über Aktenstöße durchwühlt, hat Briefe veröffentlicht, Äußerungen von Zeitgenossen gesammelt usw. Und man hat mit unermüdlichem Fleiß und bewaffnet mit dem kritischen Rüstzeug der deutschen Geschichtswissenschaft alle Quellen, alte und neue, auf ihre Echtheit geprüft. Die preußische Akademie der Wissenschaften wagte schließlich das große Werk, alles bedeutsame Material, das in den preußischen Archiven zu finden war, zu veröffentlichen, und so ist die lange Reihe der Bände der politischen Korrespondenz erschienen, dazu die andere lange Reihe der Denkmäler der preußischen Staatsverfassung (Acta borussica), der Briefwechsel Friedrichs mit Grumbkow, der mit Maupertuis, die politischen Testamente, die Gespräche Friedrichs mit seinem Vorleser de Catt usw.

Damit war der Friedrichforschung eine neue Grundlage gegeben. Man hatte hier die Möglichkeit, in ganz anderer Weise als bisher Friedrichs

Leben und den ganzen Bereich seiner Tätigkeit bis ins kleinste zu untersuchen. Eine Fülle von Einzeldarstellungen erschien. Die Militärwissenschaftler legten seine Feldzüge und sein Heerwesen dar, daß kaum noch eine Frage übrig blieb, die Volkswirtschaftler untersuchten seine merkantilistische Wirtschaftspolitik und verwendeten die Ergebnisse ihrer Arbeiten sogar im politischen Tageskampf, die historische Rechtsschule durchforschte seine Justizreform, kurz, nichts blieb unberücksichtigt. Und als dann diese Einzeluntersuchungen auf einigen Gebieten schon zu vielbändigen Darstellungen zusammengefaßt worden waren — wir erinnern nur an das große neue Generalstabswerk über den Siebenjährigen Krieg —, machten sich einzelne Historiker an die Aufgabe, die moderne wissenschaftliche Friedrich-Biographie zu schaffen. Nicht gleich der erste Versuch glückte. Manches vielverheißende Unternehmen schlug fehl oder blieb stecken. Aber endlich gelang Reinhold Koser die Lösung jener Aufgabe in seiner Geschichte Friedrichs des Großen.

Es ist dies ein Werk, das man als Zeugnis unermüdlichen Gelehrtenfleißes nur bewundern kann, an dem vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nichts oder fast nichts auszusetzen ist. Es ist einfach „richtig", und jeder künftige Friedrich-Biograph wird die Koserschen Forschungsresultate zum Ausgangspunkt seiner Arbeiten nehmen.

Aber eins ist auch diese Geschichte Friedrichs nicht: die große Darstellung des Menschen Friedrich. Freilich, von einem genauen Gelehrten wie Koser, der doch etwas von dem „preußischen Dryasdust" an sich hat, konnte man sich das Friedrich-Epos, das Carlyle von einer glücklicheren Zukunft erhoffte, auch nicht versprechen. Wie und von wem Carlyle, der sich selbst nur als Vorläufer betrachtete, dieses Werk erwartete, das hat er mit starken und schönen Worten in der Vorerinnerung zu s e i n e r Geschichte Friedrichs des Großen gesagt:

„Ich glaube, daß die Welt nicht immer ihre inspirierten Menschen in bloßem Geigen vergeuden wird, daß der Mensch rhythmischer Natur mehr und mehr seinen Beruf zur Auslegung des Tatsächlichen spüren wird, da nur in dessen lebendigem Mittelpunkt, könnten wir nur erst darein gelangen, alle eigentliche Melodie liegt, und daß er wieder einmal, e r , der Geschichtschreiber der Ereignisse wird. So daß dem Anschein nach aus Friedrichs Geschichte allmählich doch ein wirkliches Epos unter den Menschen geschaffen werden wird! Das will sagen, sie wird (vermutlich) eine geläuterte Wahrheit und ein gehörig bedeutungsvolles und gehörig schönes Stückchen Glaube für die Menschheit werden, das Wesentliche sauber losgelöst von aller Spreu, das wirkliche Bildnis und seine eigentlichen Übereinstimmungen mit den Gesetzen dieses Universums zutage gelegt, in Licht und Schatten ganz jener göttlichen Tatsache gemäß, wie sie war!"

Nun, man hat auch seit Koser, auf den Ergebnissen seiner Arbeiten fußend, weitergearbeitet, man hat vor allen Dingen mit den Waffen

moderner psychologischer Analyse Friedrichs Sein und Handeln zu erklären versucht. Man ist damit nur noch mehr ins einzelne geraten, und wenn all diese Arbeit der Aufgabe galt, Carlyles Traum zu verwirklichen, so ist sie vergeblich gewesen, und wir müssen weiter auf die Erfüllung warten. Solange uns aber das große Friedrich-Epos noch fehlt, so lange wird Carlyles Werk die menschlichste aller Darstellungen Friedrichs, des „homme de Prusse", sein, die einzige, die um das Innerste des großen Königs weiß. Denn kein Gelehrtenfleiß kann das erforschen, nur das Genie des großen Menschen kann es, der in heiligem Ernst den anderen erschaut.

Bei unserer Neubearbeitung der deutschen Ausgabe von Carlyles Geschichte Friedrichs des Großen, die mit Unterstützung des Verfassers von J. Neuberg (Buch 1 bis 18) und F. Althaus (Buch 19 bis 21) in den Jahren 1858 bis 1869 besorgt wurde, haben wir nach Möglichkeit den Wortlaut dieser autorisierten Übersetzung gewahrt. Dies war freilich nicht immer möglich, einmal, weil in vielen Fällen der vom Übersetzer gewählte Ausdruck dem modernen Sprachgefühl nicht erträglich war, und dann, weil eine genaue Vergleichung mit dem englischen Original eine Menge Schiefheiten, ja, sinnentstellende Fehler an den Tag brachte, die natürlich ausgemerzt werden mußten. Eine Berichtigung einzelner sachlicher Irrtümer Carlyles und die Anführung abweichender Meinungen der modernen Forschung wurde deshalb nicht vorgenommen, weil die Forschung seit Carlyle, soweit ihre Resultate klar und unwiderleglich sind, wohl nirgends zu einer grundlegend anderen Auffassung von Friedrichs Wesen und Taten gekommen ist, und weil ein Übermaß von Fußnoten nur die Einheitlichkeit des Werkes gestört hätte. Da der Wert des Carlyleschen Werkes für den modernen Leser nicht in der Richtigkeit jeder Einzelbemerkung liegt, sondern in dem Gesamtbild, das uns hier geboten wird, so glauben wir, daß dieser Verzicht auf einen wissenschaftlichen Kommentar eher nützlich als schädlich ist. Dagegen haben wir es aus Respekt vor Carlyles Leistung für richtig gehalten, das Werk vollständig ohne alle Kürzungen neu herauszugeben, hier und da sogar einige Stellen aus dem englischen Original zu ergänzen, die in der deutschen Übersetzung fehlten, und auch die Carlyleschen Anmerkungen mitzuveröffentlichen, da sie oft den Text illustrieren und nicht selten charakteristisch sind.

Georg Dittrich.

Inhalt des sechsten Bandes



Zwanzigstes Buch.

Friedrich soll nicht überwältigt werden. Der Siebenjährige Krieg geht allmählich zu Ende. 25. April 1760 bis 15. Februar 1763.

Seite

Einundzwanzigstes Buch.

Nachmittag und Abend von Friedrichs Leben. 1763—1786.

Register

A

B

C

D

E

F

H

J

K

N

P

S

T

U

V

W

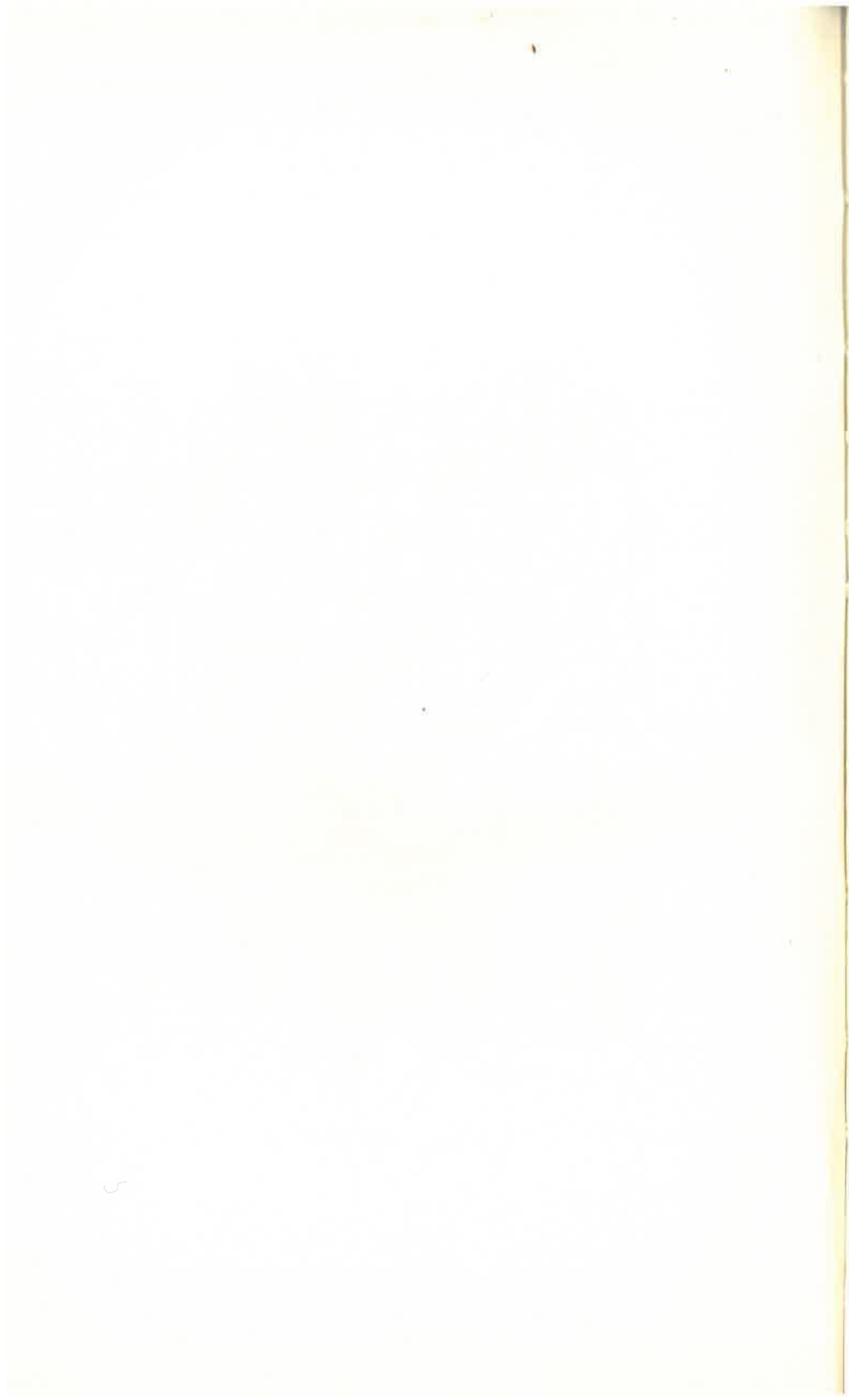
X

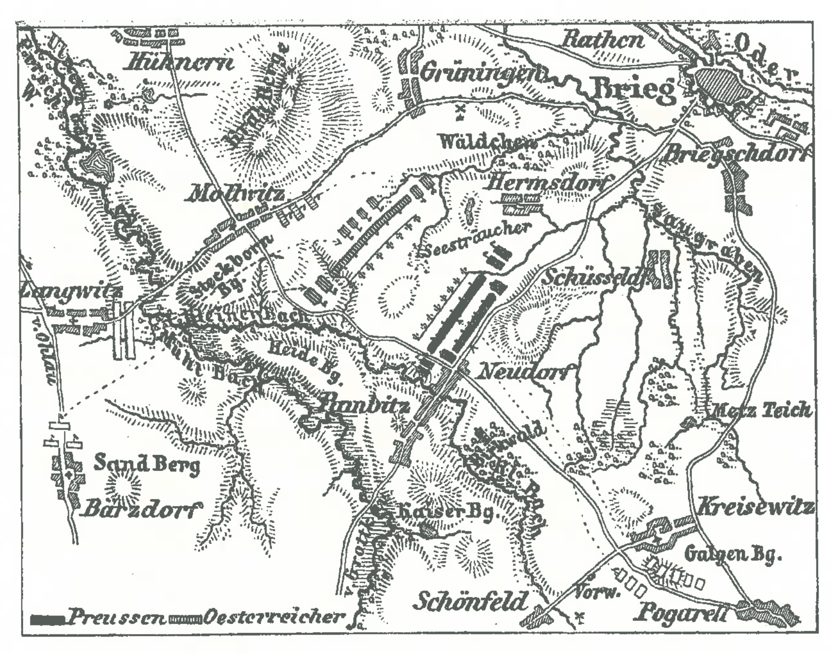
Y

Z

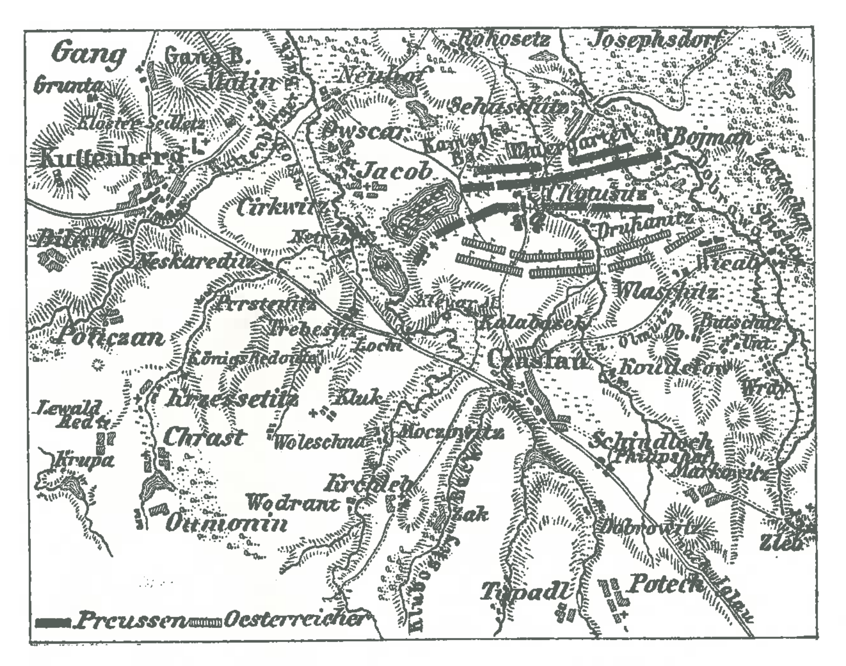
Druck von Fischer & Kürsten in Leipzig

Karten

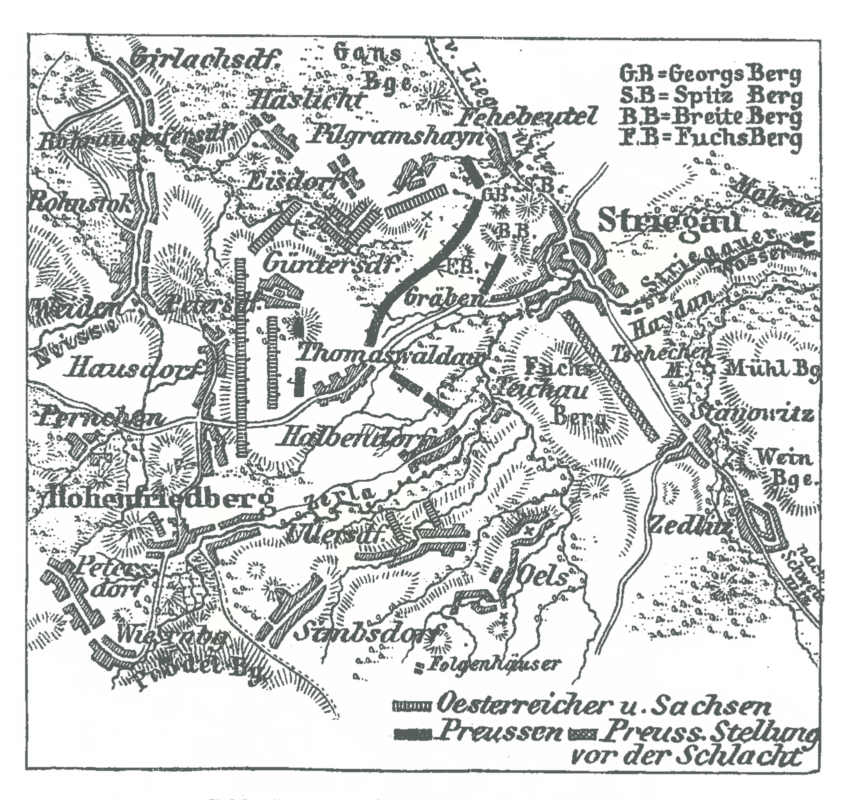




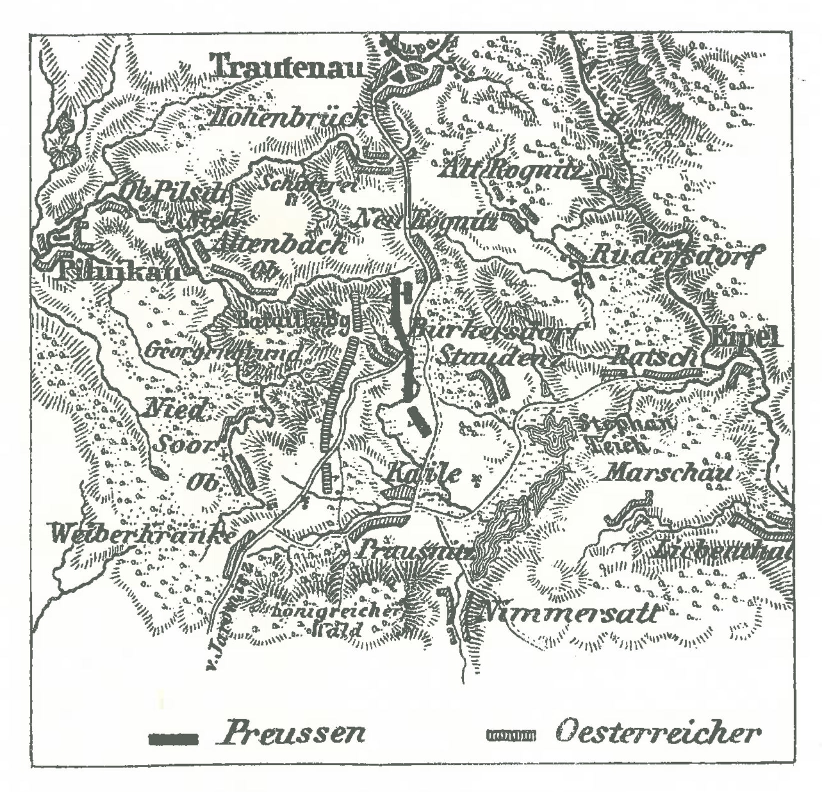
Schlacht bei Mollwitz, 10. April 1741



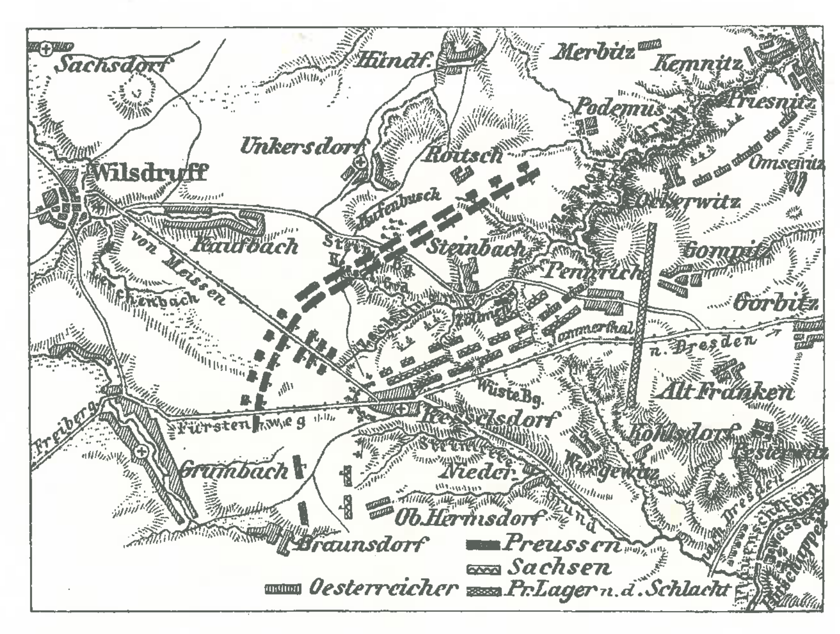
Schlacht bei Chotusitz, 17. Mai 1742



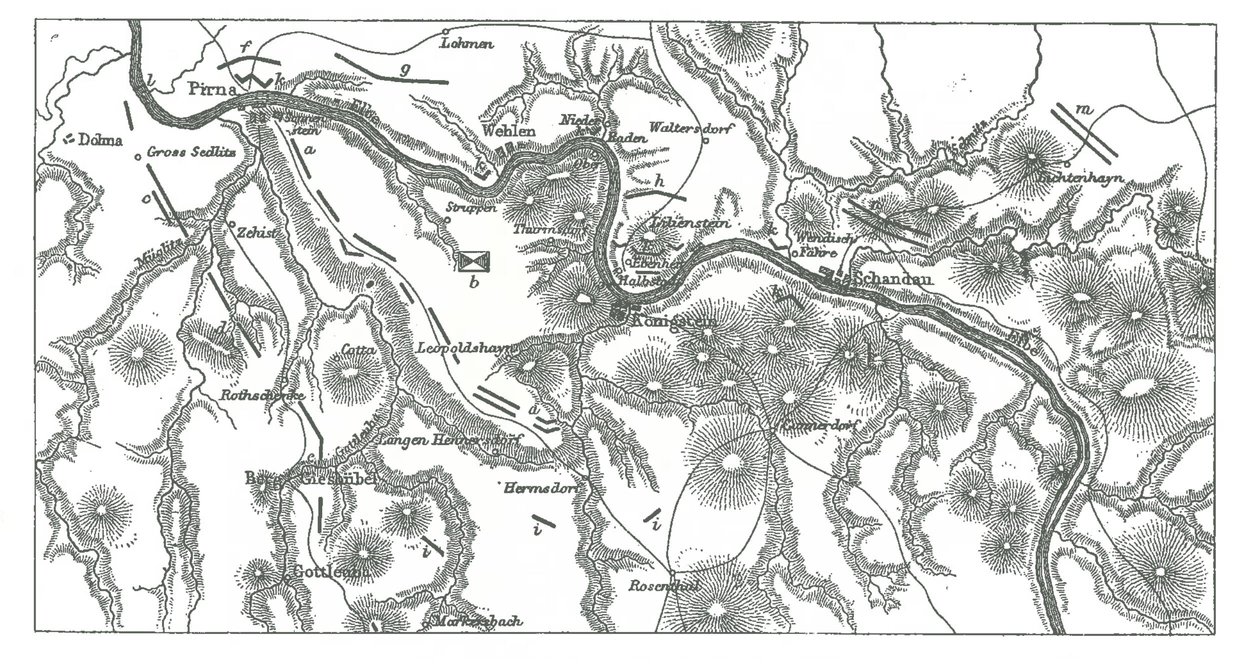
Schlacht bei Hohenfriedberg, 4. Juni 1745



Schlacht bei Soor, 30. September 1745

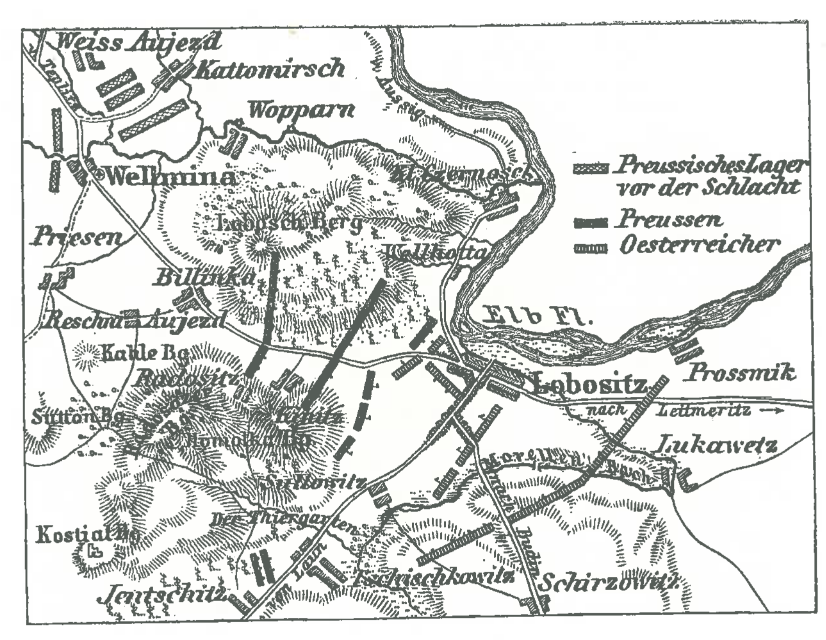


Schlacht bei Kesselsdorf, 15. Dezember 1745

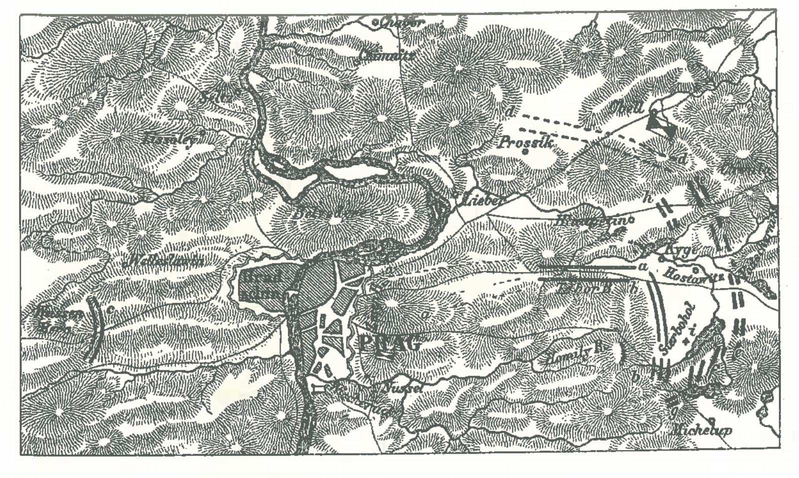


Pirna, 1. September bis 17. Oktober 1756

aa	Sächsische Stellung	f	Lestowitz	l	Preußische Pontonbrücke
b	Sächsisches Hauptquartier	g	Bevern	m	Österreicher unter Browne
c	Friedrichs Abteilung	h	Winterfeldt	n	Gegen Browne entsandte Preußen
d	Markgraf Karl	ii	Preußische Husaren		
e	Ferdinand von Braunschweig	kk	Preußische Batterien	o	Sächsische Pontonbrücke

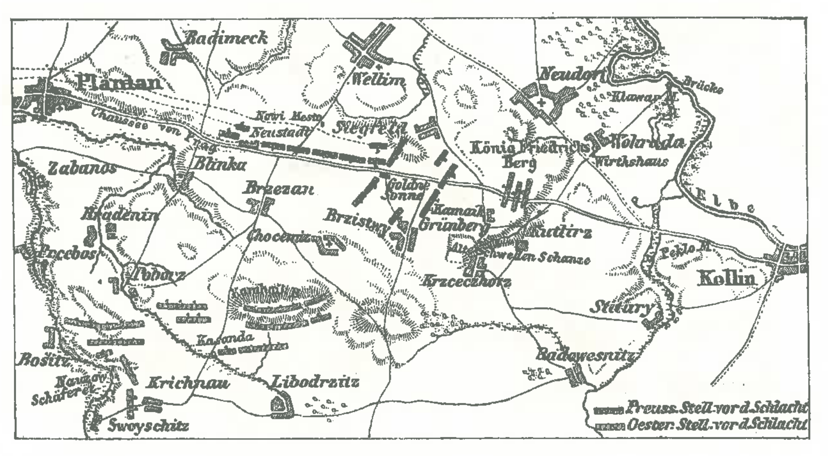


Schlacht bei Lobositz, 1. Oktober 1756

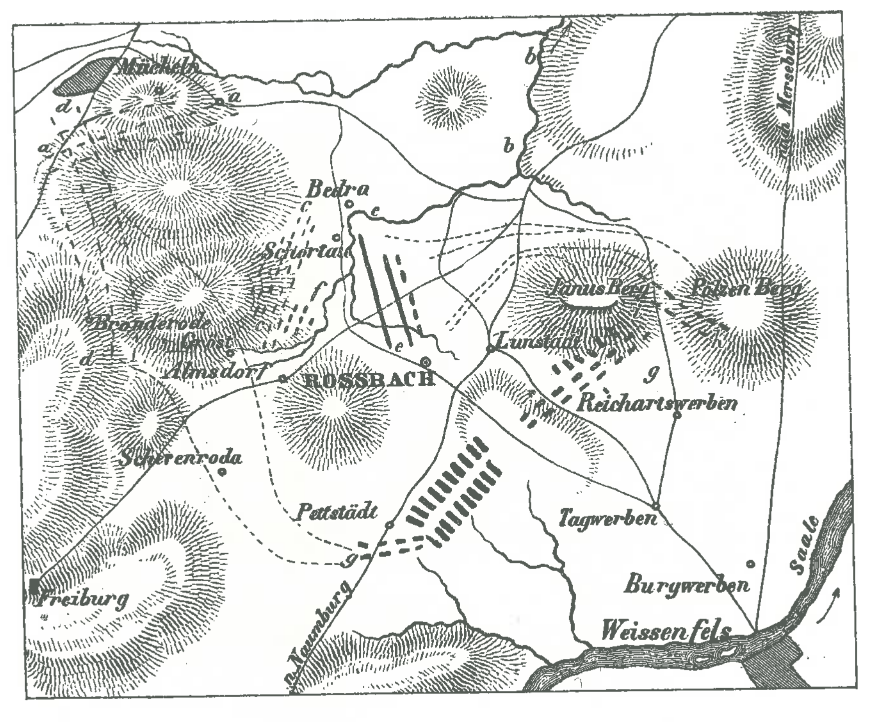


Schlacht bei Prag, 6. Mai 1757

aaa	*Erste Stellung der österreichischen Armee*	*ee*	*Zweite Stellung der preußischen Armee*
bbb	*Zweite Stellung, um den preußischen Angriff zu bestehen*	*f*	*Schwerins Preußen*
c	*Preußen unter Keith*	*g*	*Preußische Kavallerie*
dd	*Erste Stellung der preußischen Armee*	*h*	*Mansteins Angriff*
		i	*Stelle von Schwerins Denkmal*

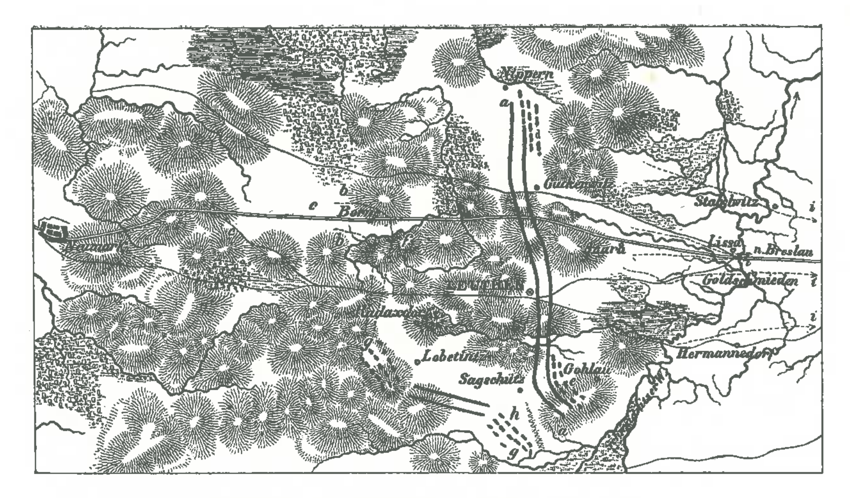


Schlacht bei Kolin, 18. Juni 1757



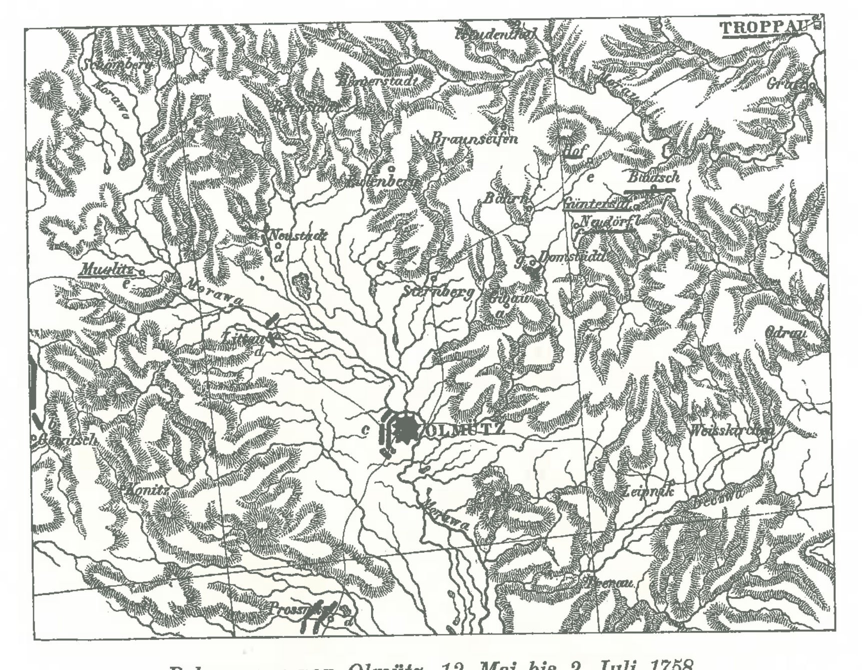
Schlacht bei Roßbach, 5. November 1757

aa Erste Stellung der vereinigten Armee
bb Erste Stellung des preußischen Lagers
cc Anmarsch der preußischen Armee
dd Zweite Stellung der vereinigten Armee
ee Die Preußen ziehen sich auf Roßbach zurück
f Die französische Reiterei unter St. Germain
gg Marsch der vereinigten Armee, um die Preußen im Rücken anzugreifen
h Seidlitz' Angriff
i Preußische Geschütze



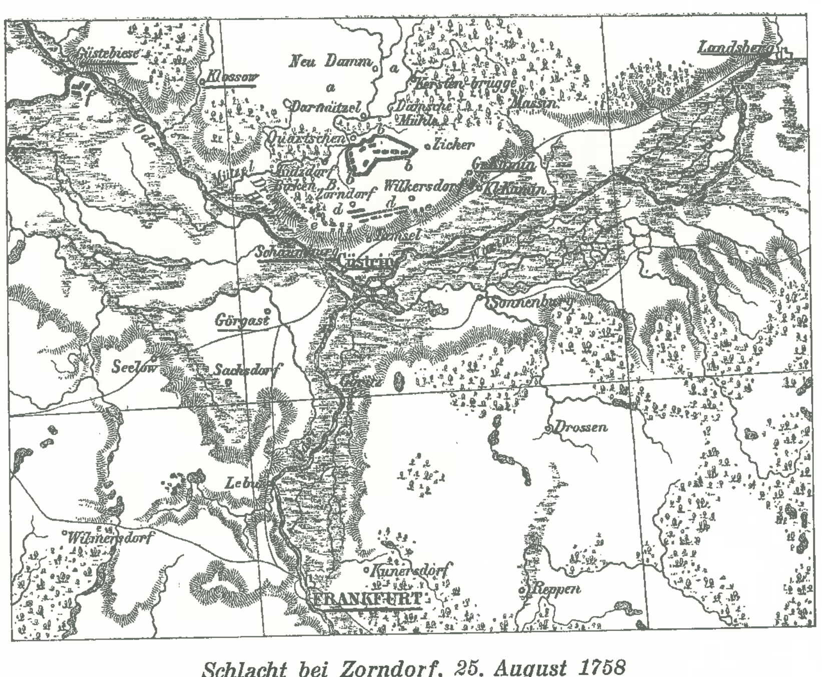
Schlacht bei Leuthen, 5. Dezember 1757

aa Österreichische Armee
bb Stellung der österreichischen Vorhut (Sachsen) unter Nostiz
cc Anmarsch der preußischen Armee
d Lucchesis von Daun verstärkte Reiterei
e Der linke Flügel unter Nadasti
f Friedrichs Observationshügel
gg Aufstellung der preußisch. Armee zur Schlacht
h Zietens Reiterei
iii Rückzug der Österreicher



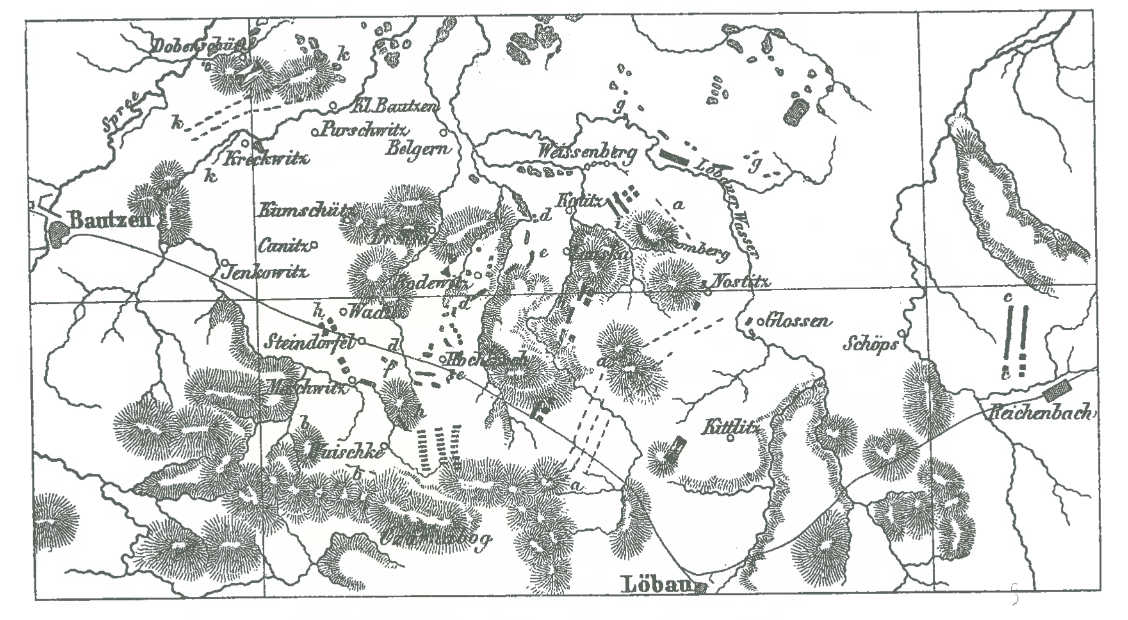
Belagerung von Olmütz, 12. Mai bis 2. Juli 1758

aa Stationen des preußischen Marsches
b Dauns Lager
c Preußische Batterien und Verschanzungen
dd Preußisches Lager
ee Loudons Marsch gegen Mosels Konvoi
ff Mosels Rastplätze
g Der Konvoi angegriffen und vernichtet



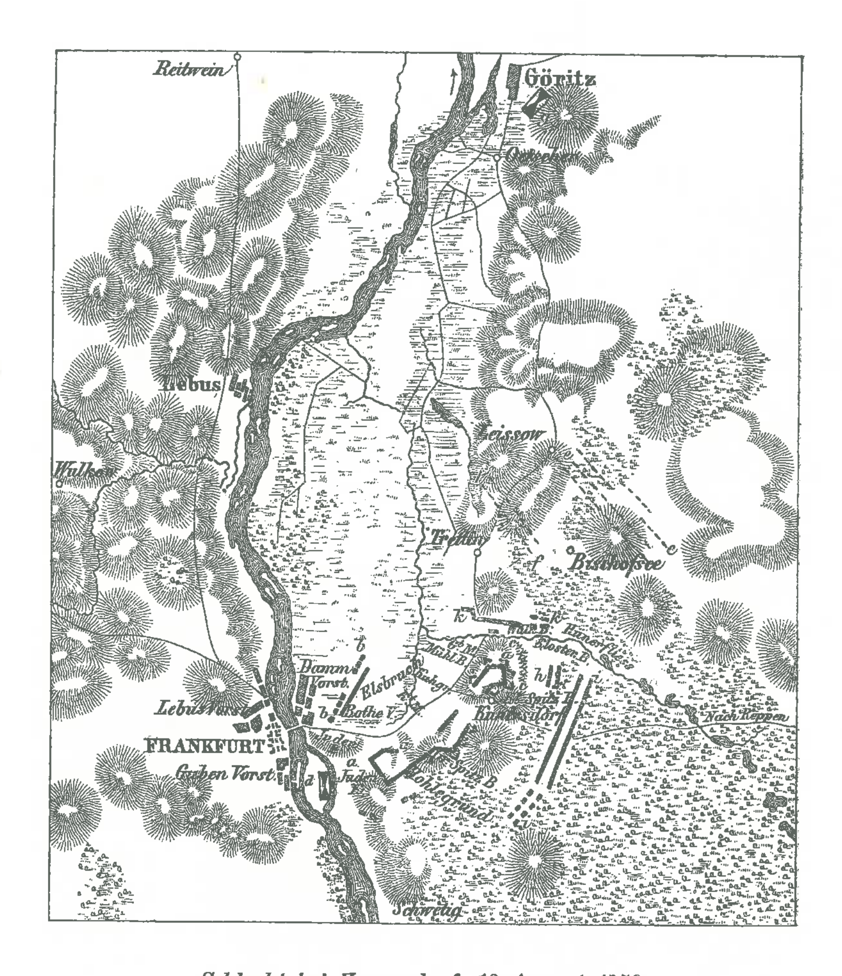
Schlacht bei Zorndorf, 25. August 1758

aa *Die preußische Armee, im Begriff, die Mützel zu überschreiten*
bbb *Die russische Armee in Schlachtordnung*
c *Russische Bagage*
dd *Preußische Infanterie*
ee *Preußische Kavallerie*
f *Preußische Bagage*



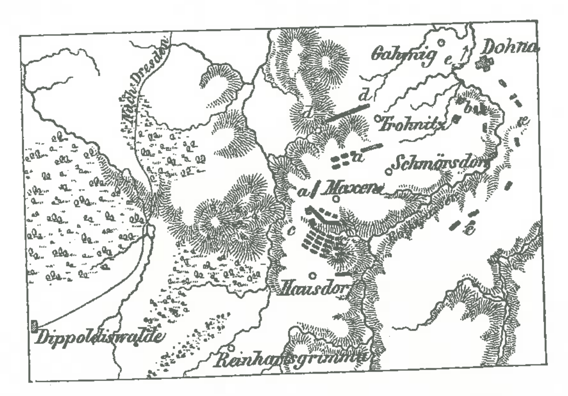
Schlacht bei Hochkirch, 14. Oktober 1758

aaa	Erste Stellung der österreichischen Armee	f	Zietens Reiterei
bb	Äußerste Linke unter Loudon	gg	Preußische Vorhut unter Retzow
cc	Österreichische Reserve unt. Baden-Durlach	hhh	Vorrücken der österreichischen Armee
ddd	Preußische Armee	i	Rechter Flügel unter Aremberg
ee	Die beiden Hauptbatterien der Preußen	kkk	Stellung der Preußen nach der Schlacht



Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759

- aaa Russische Armee
- bb Österreicher unter Loudon
- cc Russisches Verhau
- d Russische Wagenburg
- ee Stellung der preußischen Armee am Abend des 11.
- ff Vorhut unter Fink
- g Preußisches schweres Gepäck
- h Angriff der preußischen Grenadiere
- ii Preußische Hauptarmee
- kk Finks Angriffslinie

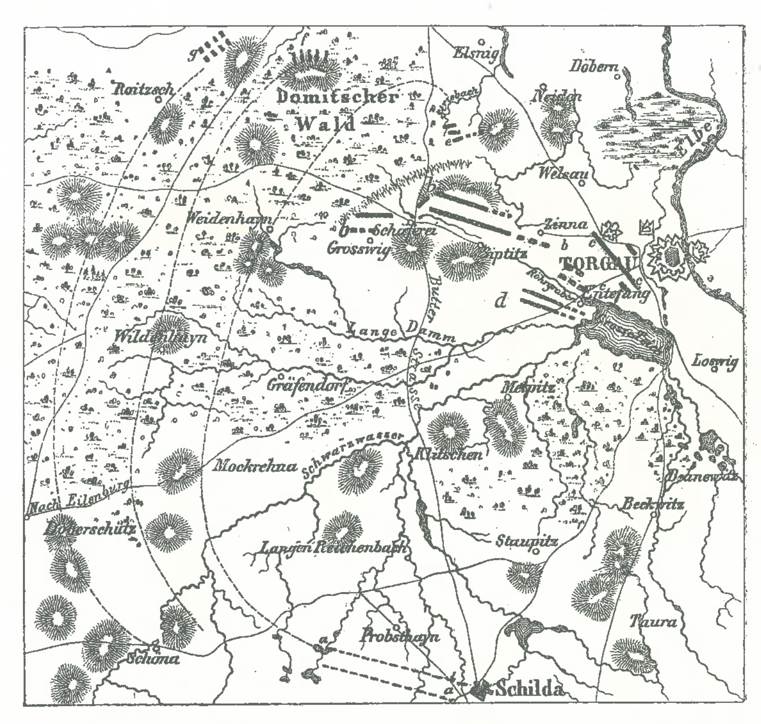


Schlacht bei Maxen, 20. November 1759

aa Preußische Armee
b Preußische Abteilung unter Wunsch
cc Österreichischer Angriff unter Daun
dd Angriff Brentanos und Sinceres
eee Reichsarmee

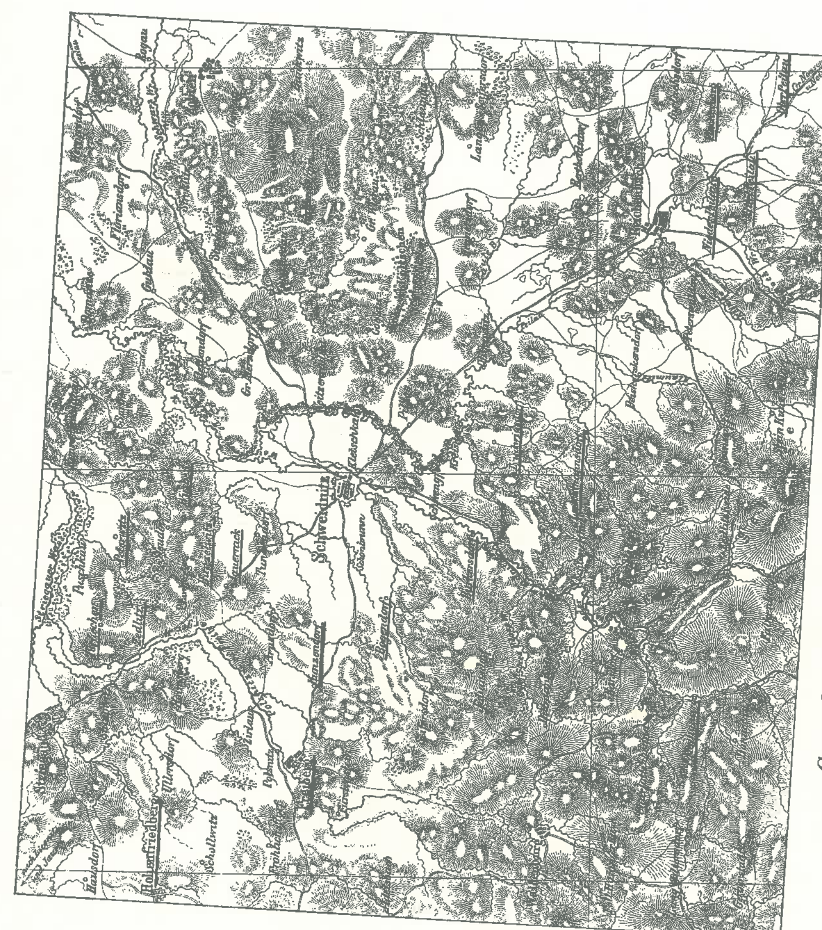
Schlacht bei Liegnitz, 15. August 1760

aa Preußisches Lager, mit brennenden Feuern zurückgelassen
bbb Preußische Hauptarmee
cc Zietens Abteilung
dd Loudons Lager, auch mit brennenden Feuern zurückgelassen
eee Loudons Armee, von den Preußen angegriffen
fff Herannahen Dauns
gg Lacys Reiterei



Schlacht bei Torgau, 3. November 1760

aa Preußisches Lager bei Schilda
bbb Österreichische Armee
ccc Nachhut unter Lacy
d Preußische Abteilung unter Zieten
e Friedrichs Abteilung, die den Angriff beginnt
f Hülsens Fußvolk
g Holsteins Reiterei



Gegend von Bunzelwitz—Burkersdorf—Reichenbach